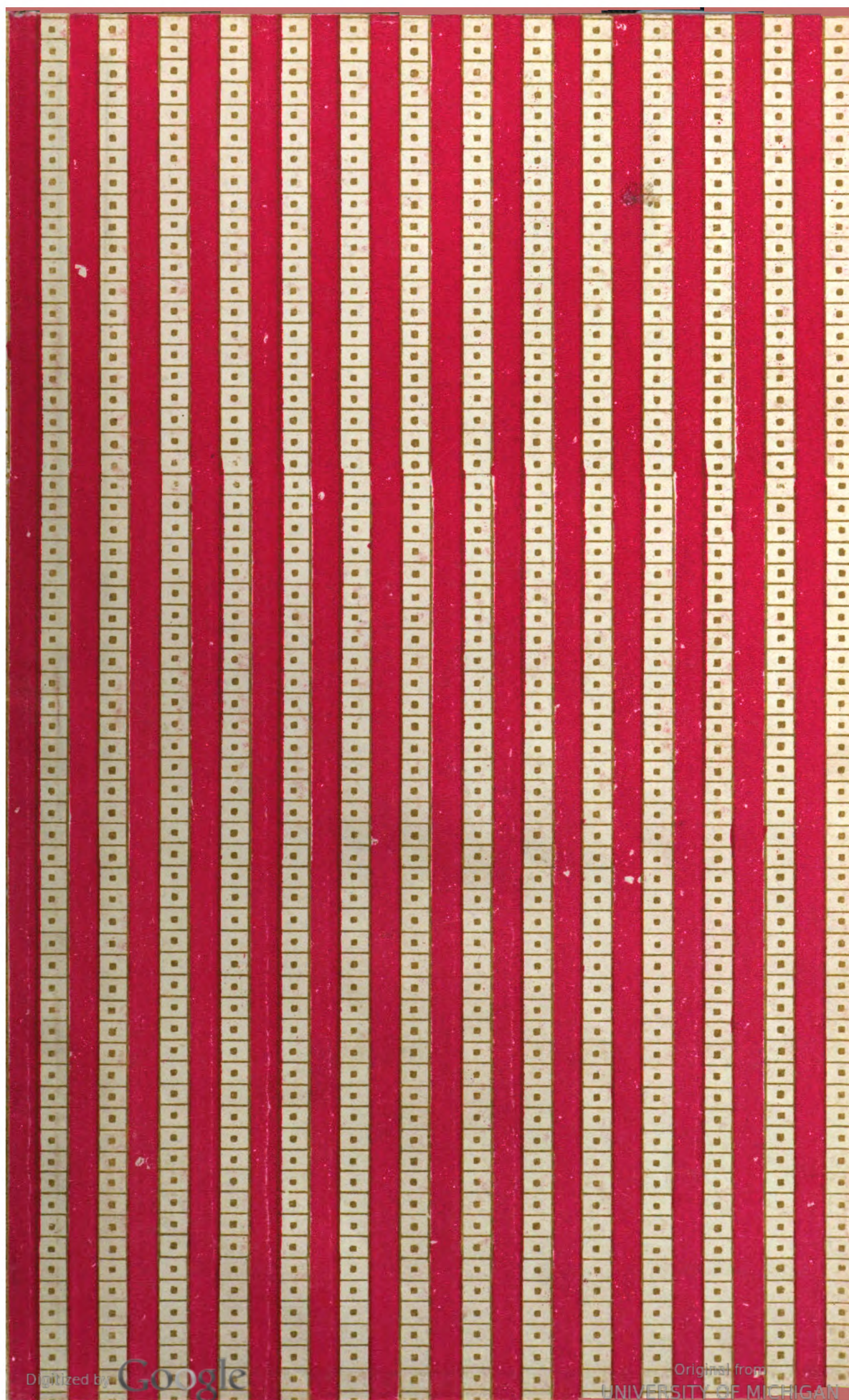


PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Westermanns Monatshefte



62. Jahrgang. 124. Band. 1. Teil

März bis Mai 1918

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

830.6
W53
V.124
pt. 1

Verzeichnis der Mitarbeiter

Alt Kirch, Ernst, in Graz, 53. Bethge, Hans, Dr. phil., in Berlin-Wilmersdorf, 30. Braungart, Richard, in München, 17. Brieger, Othar, in Berlin-Charlottenburg, 180. Castelle, Friedrich Dr. phil., in Münster i. W., 269. Diß, Johannes, in Hamburg, 273. Düfel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 91, 183, 287. Engelbrecht, Louis, Justizrat, in Braunschweig, 229. Freimark, Hans, in Berlin-Wilmersdorf, 31. Gantke, Hugo, in Neufinkenkrug bei Berlin, 49. Goldschmidt-Jaber, Hermann, Dr. jur., in Berlin, 37. Guglia, Eugen, in Wien, 265. Hardung, Victor, in St. Gallen, 1, 101, 238. Hauptmann, Carl, in Mittel-Schreiberbau, 272. Havemann, Julius, in Lübeck, 69. Heckel, Adolf, in Nürnberg, 164. Hüttenrauch, Paul, in Weimar, 221. Koenig, Alma Johanna, in Wien, 133. Kunze, Wilhelm, Oberamtsrat, in Salder, 179. Kurz, Holde, in München, 201. Lenz, Georg, Dr. phil., in Charlottenburg, 71. Lienhard, Friedrich, Prof. Dr., in Weimar, 16. Lüdtke, Franz, in Berlin-Pankow, 268. Massé, Brete, in Hamburg, 158. Nonne, Else, in Bonn, 36. Oppermann, Karl, Rgl. Reg.-Baumeister, in Verden (Aller), 148. Rohoff, Gustav, Prof. Dr., in Gießen, 98, 198, 298. Rosenbagen, Hans, in Berlin, 119. Sachsse, Magarete, in Schwerin, 23. Schade, Maria, in Königsberg i. Pr., 250. Schaumberger, Julius, in München, 231. Schultheis, E. M., in Darmstadt, 70. Schumacher, Carl, Prof., in Hamburg, 253. Sergel, Albert, im Felde, 278. Sosnosky, Theodor von, in Wien, 113. Sternberg, Leo, in Rüdesheim a. Rh., 220, 264. Stroom, Paul Gerhard, in München, 249. Stropp, Emma, in Berlin, 173. Trinius, August, Geh. Hofrat, in Waltershausen (Chür.), 165. Unger, Hellmuth, in Leipzig, 230. Vesper, Will, in Berlin, 52. Vulpus, Walther, San.-Rat Dr., in Weimar, 149. Wegner, Armin E., Dr. jur., in Breslau, 66. Wentscher, Erich, in Allenstein, 48. Zell, Theodor, Dr. phil., in Berlin, 159.

Inhalt des hundertvierundzwanzigsten Bandes

1. Teil. März bis Mai 1918

Beiträge nach der Reihenfolge

	Seite		Seite
Die Schwestern Montagnini. Roman von Victor Gardung 1, 101, 238		Der Acker. Gedicht von Grete Maffé 158	
Nächtliches Gespräch. Gedicht von Hellmuth Unger . . . 16		Der Ruckuck. Zur Rechtfertigung eines Vielgeschmähten. Von Dr. Ch. Zell 159	
Carl Strathmann. Von Richard Braungart (München) . . . 17		Da. Gedicht von Adolf Heckel 164	
Andacht. Gedicht von Hans Bethge 30		Rappoltsweiler. Ein elßßisches Städtebild von August Krinius 165	
Ein Alchimist der Seele (Graf Alessandro Cagliostro). Von Hans Freimark 31		Ein Traum. Gedicht von Wilhelm Runge 179	
Dufschiff in der Nacht. Gedicht von Elise Kanne 36		Das Kunstsammeln. Von Lothar Brieger 180	
Brutus und Coriolan. Novelle von Hermann Goldschmidt-Jaber 37		Der Zwillingenbruder. Legende von Jfelde Rury 201	
Der Brief. Gedicht von Erich Wentscher 48		Die Geige. Gedicht von Leo Sternberg 220	
Ist der Mond bewohnt? Von Hugo Gantke (Neufinken-krug bei Berlin) 49		Franz Bunke, ein deutscher Landschaftler. Von Paul Hüftenrauch 221	
Der Vesper. Gedicht von Will Vesper 52		Vision. Gedicht von Louis Engelbrecht 229	
Das deutsche Graj. Von Ernst Altkirch 53		Nächtliches Gespräch. Gedicht von Hellmuth Unger . . . 230	
Im Hause der Glückseligkeit. Aufzeichnungen eines Sanitäts- soldaten aus der Türkei. Von Armin C. Wegner 66		Das Münchner Theater-Museum der Clara-Ziegler-Stif- tung. Von Julius Schaumberger 231	
Die Gärten der Hesperiden. Gedicht von Julius Hasemann . 69		Goethe. Gedicht von Margarete Sachsé 237	
Glockendör. Gedicht von Friedrich Eimhard 70		Kandarabel. Mein Schatz — Ihr Mund. Zwei Gedichte von Gerhard Stroom 249	
Alte Toilettegeräte aus Berliner Porzellan. Von Dr. Georg Teny 71		Zwei ukrainische Märchen. Die Augen des Menschen — Das heissende Wasser. Nach erzählt von Maria Schade 250	
Im Ruhequartier. Gedicht von Günther Pogge 82		Schwerin, eine kleine norddeutsche Residenz. Von Dr. Carl Schumacher (Hamburg) 253	
Bildnis-Silhouetten der herzogl. Familie von Braunschweig. Geschnitten von Otto Wiedemann 83		Deutsche Landschaft. Gedicht von Leo Sternberg 264	
Von Kunst und Künstlern 85, 189, 284		Jakob Burckhardt. Von Eugen Guglia (Wien) 265	
Der Weltkrieg. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Koloff (Gießen) 98, 198, 298		Nach der Schlacht. Gedicht von Franz Lüdtke 268	
Österreich und Ungarn. Ihr Verhältnis zueinander. Eine zeitgemäße Betrachtung von Theodor v. Sosnosky 113		Carl Hauptmann. Zum 60. Geburtstag des Dichters, 10. Mai 1918. Von Dr. Friedrich Kallstele (Münster i. W.) . 269	
Thomas Herbst, ein Hamburger Maler. Von Hans Rosen- hagen 119		Brief an Bhawani. Gedicht von Carl Hauptmann 274	
Hanna... Novelle von Alma Johanna Koenig 133		Ein Serbe über den Zusammenbruch Serbiens. Tagebuch eines serbischen Flüchtlings. Veröffentlicht von Johannes Ditz 275	
Unsre Zeit. Gedicht von Karl Oppermann 148		Anmarsch. Gedicht von Albert Serget (im Felde) 278	
Goethe und Rodolphe Coepffer aus Genf. Von Dr. Walther Vulpinus (Weimar) 149		Frauenhände. Gedicht von Ernst Krauß 287	

Beiträge nach dem Abc

Alchimist der Seele, Ein (Graf Alessandro Cagliostro). Von Hans Freimark 31	Goethe. Gedicht von Margarete Sachsé 237
Andacht. Gedicht von Hans Bethge 30	Graj, Das deutsche. Von Ernst Altkirch 53
Anmarsch. Gedicht von Albert Serget (im Felde) . . . 278	Hanna... Novelle von Alma Johanna Koenig 133
Bildnis-Silhouetten der herzogl. Familie von Braunschweig. Geschnitten von Otto Wiedemann 82	Hauptmann, Carl. Zum 60. Geburtstag des Dichters, 10. Mai 1918. Von Dr. Friedrich Kallstele (Münster i. W.) . 269
Brief an Bhawani. Gedicht von Carl Hauptmann . . . 274	Herbst, Thomas, ein Hamburger Maler. Von Hans Rosenhagen 119
Brutus und Coriolan. Novelle von Herm. Goldschmidt-Jaber . 37	Ist der Mond bewohnt? Von Hugo Gantke (Neufinken-krug bei Berlin) 49
Bunke, Franz, ein deutscher Landschaftler. Von Paul Hüftenrauch 221	Ruckuck, Der. Zur Rechtfertigung eines Vielgeschmähten. Von Dr. Ch. Zell 159
Burckhardt, Jakob. Von Eugen Guglia (Wien) 265	Kunstsammeln, Das. Von Lothar Brieger 180
Der Acker. Gedicht von Grete Maffé 158	Kunst und Künstlern, Von 84, 189, 284
Der Vesper. Gedicht von Will Vesper 52	Dufschiff in der Nacht. Gedicht von Elise Kanne 36
Der Brief. Gedicht von Erich Wentscher 48	Minutenwalzer, Der. Von F. M. Schultze 70
Deutsche Landschaft. Gedicht von Leo Sternberg 264	Münchner Theater-Museum der Clara-Ziegler-Stiftung, Das. Von Julius Schaumberger 231
Die Gärten der Hesperiden. Gedicht von Julius Hasemann . 69	Nach der Schlacht. Gedicht von Franz Lüdtke 268
Die Geige. Gedicht von Leo Sternberg 220	Nächtliches Gespräch. Gedicht von Hellmuth Unger . . . 230
Da. Gedicht von Adolf Heckel 164	Österreich und Ungarn. Ihr Verhältnis zueinander. Eine zeitgemäße Betrachtung von Theodor von Sosnosky 113
Ein Serbe über den Zusammenbruch Serbiens. Tagebuch eines serbischen Flüchtlings. Veröffentlicht von Joh. Ditz . 275	Rappoltsweiler. Ein elßßisches Städtebild von August Krinius 165
Ein Traum. Gedicht von Wilhelm Runge 179	Schwerin, eine kleine norddeutsche Residenz. Von Dr. Carl Schumacher (Hamburg) 253
Frauenhände. Gedicht von Ernst Krauß 285	Schwestern Montagnini, Die. Roman von Victor Gardung 1, 101, 238
Glockendör. Gedicht von Friedrich Eimhard 16	
Glückseligkeit, Im Hause der. Aufzeichnungen eines Sanitäts- soldaten der Türkei. Von Armin C. Wegner 66	
Goethe und Rodolphe Coepffer aus Genf. Von Dr. Walther Vulpinus (Weimar) 149	





Carl Strathmann:

Mit Edelsteinen

Zu dem Aufsatz »Carl Strathmann« von Richard Braungart

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band 124. I **März 1918**

Die Schwestern Montagnini

Roman von Victor Hardung

I



Wo der Fluß den See verläßt, die Brücke schwer in der Strömung steht, liegt in der Altstadt in einem schönen Garten der Hof zum Einhorn. Ein altes Patrizierhaus, von den massigen Festen der Banken und Geschäfte vornehm abgefordert, ausgebaut nach den Bedürfnissen, die sich eine neue Zeit geschaffen, sieht der Hof immer noch alle Gäste von Ruf, sei es, daß sie um eines alten Erbes oder einer Stellung willen Ansehen haben, sei es, daß eine Kunst, eine Wissenschaft ihren Ruhm verkündet. Jahrhunderte schon hatten solche Gäste dort Rast gehalten und in der freien Stadt Freunde gelassen, wenn sie zum Welschland niederstiegen oder mit den Strömungen gen Norden zogen.

In das Goldene Buch des Einhorns hatten Potentaten ihren gewichtigen Namen gemalt, Diplomaten und Kleriker sich eingezeichnet, Dichter hatten in dem angefetteten Bande eine Zeile hinterlassen, Künstler ein Blatt nach ihrer Laune und Gabe geziert, Frauen von Geist und Schönheit von Tagen gekündet, da sie in der Stadt am See geweiht. Und dann waren die neuen Herrscher der Erde gekommen, die ganze Nationen zu Knechten gewonnen und verdorben, sie, die Abenteuerer des Goldes, aus Rich-

losigkeit aufgestiegen und verharret in Richlosigkeit, statt des Zepters in der Hand Bankbriefe in der Tasche, heimliche Herren über Kammern und Staaten, Krieg und Frieden, wie sie den Zehnten von allem Volke erpressen und Gott darum betrügen. Ihrer Niedrigkeit bewußt, verlangten sie danach, mit zu den Menschen von Gottes Gnaden gerechnet zu werden, und wo der Adel des Geistes und der Geburt eine alte Stätte hatte, da drängten sie hinzu und schütteten ihr Gold über Tische und Bänke aus und hatten leicht Lafaien werben, die ihren Ruhm in alle Winde posaunten.

Der Hof zum Einhorn war von jeher der Familie der Montagnini zu eigen gewesen. Sein derzeitiger Besitzer erinnerte an einen Würdenträger, dem eine wichtige Sendung anvertraut worden. Ein überlanger Herr, ging er allezeit schwarz gekleidet einher, und das Gesicht unter dem strohfarbenen, sperrigen Haar schien meist ernst bis zur Traurigkeit. Die stattliche Frau Bianka entstammte auch einem Geschlecht, das von jeher Gäste betreut hatte und in Kurorten im Süden sesshaft war. Sie ging allezeit licht und hell, das braune, goldglänzende Haar sorgfältig gescheitelt, um Stirn und Schläfen einen Kranz von Lösslein. Graue Augen lachten aus ihrem vollen Gesicht, und ihre

Stimme war weich und geschmeibig. Die Stammgäste des kleinen Holzgetäfelten, mit einer kostbaren alten Decke, einem wertvollen bemalten Kachelofen aus der besten Zeit und schönen niederländischen Stilleben geschmückten Saales, Börsenleute, Industrielle, Kaufherren, etliche Künstler und Gelehrte, huldigten der Frau des Hauses von Herzen, und es verging kein Herrenabend, ohne daß sie erscheinen, Lobsprüche über Küche und Keller und etwa auch ein gewagtes Stücklein eines Possenreißers vernehmen mußte, wie man sie sich für solche Gelegenheiten verschrieb. Und Frau Bianka hatte allezeit ihre lustigen Augen und eine kleine weiche Hand für die aufgeräumten Herren, die sich's im Einhorn wohl sein ließen, und diese Hand war doch gar geschickt, die Zügel zu führen. Das Beste mußte das Haus bieten, wohlige Behaglichkeit mußte jeden Gast umfrießen: das war vom frühen Morgen bis in die späte Nacht des Einhorn's Sorge. Darüber blieb ihr wenig Zeit, sich dem Gatten und ihren drei Kindern zu widmen. Sie speisten zu Mittag und zu Abend zusammen und sahen dann die Mutter für einige Minuten, abseits von den Gästen, in ihrer Mitte, wie sie unruhig strebte, wieder hinauszukommen in das stete Getriebe des großen Gasthofes.

Zwei Töchter blühten im Hause. Die ältere, Magelone, war ein schlantes Mädchen mit blondem, rötlich schimmerndem Haar, den zartesten Farben im runden, weißen Gesicht, glänzenden blauen Augen, einem kleinen vollen Munde und einem edlen Halse über einer üppigen Brust. Dagegen schien die achtehnjährige Gemma noch hager und zeigte unter dem braungoldenen Haar Augen, so dunkel und so schwer von schwarzen Brauen und Wimpern beschattet, daß sie gleich einem Feuer aus Finsternis glommen. Und dieses dunkle Gesicht machte die ganze Gestalt zu einem schwermütigen Schatten, bei dessen Nahen die heiteren Scherze, womit die Freunde des Hauses Magelone grüßten, nicht laut werden mochten. Und doch bedurfte es nur eines Lächelns, und das dunkle Mädchen war ein einziges liebes Leuchten.

Magelone war meist im Wesolge der Mutter. Nicht, daß sie es geliebt hätte, sich mit ihr um all die kleinen Nöte in dem großen Hause zu kümmern, zu sorgen, daß jede

Störung und Stodung behoben wurde, eh' irgendein Gast sie fühlte. Die Bewunderung der Freunde des Hauses war ihr schon früh nachgegangen, und die zu spüren, war ihr mehr und mehr ein Bedürfnis geworden. Die schöne Magelone, so hatte der Germanist der Universität sie genannt; und ein Maler von der Tafelrunde, dem man nachsagte, daß er des Studiums weiblicher Schönheit nicht satt werde, hatte sich davon anregen lassen und eine Prinzessin auf eine Tafel mit Goldgrund gebracht, die hatte Haar, Gesicht und Gestalt von der Tochter des Hauses. Das Bild leuchtete im kleinen Saale. Blond und rosig, schlant und üppig, lachend und froh, voll von seligen Verheißungen für den Begünstigten, so sahen es die Gäste, und die goldene Jugend der Stadt wettscherte, um ein Lächeln der Schönen mit in den Traum nehmen zu dürfen.

Neben der strahlenden Schwester blieb die dunkle Gemma unbeachtet, und sie hätte solch allgemeine Bewunderung auch nicht ertragen. Dem vereinsamten Vater war sie, die junge einsame Seele, nahe, und er nahm sie mit zur Dämmerung und zur Nacht, wenn er, ein eifriger Schmetterlingsjäger, seine Lockfäden spannte und die Beute sanft und sorgfältig einheimste. Das Mädchen mußte dabei sein, wenn ein Weibchen als Köder gesetzt wurde, um Männchen seiner Art meilenweit herzuloden, und in dem nachdenklichen Kinde war ein dumpfes Staunen, ein dunkler Schrecken vor Kräften und Gewalten geblieben, die auch das Leben der zartesten Gebilde bedrängen. Es spürte sie um sich her: Die schönsten Frauen aus allen Weltteilen gasteten an der festlich geschmückten Tafel des Einhorn's, und ein Hofstaat von Verehrern mochte nicht von ihrer Seite weichen; Hochzeitssäle rasteten zur ersten Nacht in dem vornehmen Gasthofe, und auch von Tragödien der Liebe, die sich unter dem Dache des Hauses abgespielt hatten, und deren Spuren verschwigen und heimlich getilgt worden waren, hatte Gemma durch Andeutungen des Gesindes vernehmen müssen. Ja, in dem Goldenen Buche des Hauses hatte das Mädchen Namen aus vergangener Zeit gefunden, von Frauen, deren Schönheit einst Kaiser und Könige zu Füßen gelegen, von Dichtern, deren Liebeslieder heute noch klangen wie am ersten Tag.

In der nahen Stadtbibliothek war Gemma dann den Erinnerungen dieser begnadeten Menschen nachgegangen, hatte nach ihren Bildern Umschau gehalten und gesonnen, welche Gedanken hinter der Stirn einer schönen Frau, eines Geistesfürsten zur Stunde gehaust haben mochten, da solch ein Bild von ihnen erstanden. In ihrer aller Leben war sie gewesen, holdesten Segens voll und wieder verheerend und verwüstend, jene Gewalt, die das heranreisende Mädchen wie ein Verhängnis ahnte, vor dem es scheu alle Brücken aufziehen, alle Tore sperren müsse.

Es war an einem milden Nachmittag im Mai. Die Fenster der städtischen Bibliothek nach dem Flusse zu standen geöffnet, und zwei Schwäne grübelten in dem blau und grün leuchtenden Wasser, von ungezählten kleinen, ineinanderspielenden Wellchen umringelt. Gemma hatte wieder über einem Bilde, dem eines frühverstorbenen Dichters, gelesen, von dem einige zärtliche Strophen geblieben waren, süßer Schwermut voll, wie der Frühling, der sie getrieben. Da war ein Schatten auf das Blatt gefallen, und der Bibliothekar hatte dem Mädchen einen Studenten, Freiherrn von Harhus, vorgestellt, der demselben Bilde nachgefragt habe, das zur Stunde das Fräulein beschäftigte.

Gemma kannte den Namen des jungen Mannes. Eine Zeitung der Stadt hatte für den Sonntag eine Beilage, worin auch Verse Einheimischer — in der literarisch von jeher mit Ehren genannten Stadt nichts Ungewöhnliches — veröffentlicht wurden. Darunter waren Gemma etliche Strophen von einem eignen fremden Klang geblieben, von einem Truß von Harhus gezeichnet.

In diesem Wissen ließ Gemma von ihrer Scheu und legte es darauf an, daß der Student mit ihr den Lesesaal verließ. Auf der Treppe hatte er sich entschuldigt — das Bild in der Stadtbibliothek sei das einzige, das man von dem Poeten kenne, und ihn hab' auch deshalb danach verlangt, es zu schauen, weil der Jüngling aus seiner Verwandtschaft gewesen sei.

Gemma hatte den Studenten prüfend angesehen, und da war es der gleiche, eine hohe weiße Stirn unter braunblondem Haar weisende Kopf des Bildes, den sie da neben sich gewahrte. Als müsse es so sein, schlen-

berten sie gemeinsam am Seeufer entlang zu einer schönen Anlage hinaus, Gemma unter einem farbigen Sonnenschirm, der ihr Gesicht in ein rosiges Feuer hüllte; Truß in seinem kühlen Schwarz und seiner Blässe schier streng anmutend, wären nicht die lachenden grauen Augen gewesen.

Als Gemma vom Einhorn als von ihrem Vaterhause gesprochen, da war es Truß entfahren: »Die schöne ...« »Magelone«, hatte Gemma lächelnd vollendet, als ihr Gefährte gezaubert. »Nein — Sie seh'n ganz recht, daß ich das nicht bin, nur ihre Schwester.«

»Deren Bild ich schon gesehen,« erzählte da Truß. »Wenn ich so meine kleine Rente bekomme, kann ich mir's nicht versagen, mir auf meine Art einen guten Abend zu machen, ein Theater, ein Konzert zu besuchen und dann festlich zu speisen. Und so war ich bisweilen im Einhorn.«

»Und wenn Sie wieder einmal kommen, speisen Sie im Garten, und ich setze mich zu Ihnen. Ich falle nicht so auf wie meine Schwester,« hatte Gemma gelächelt, als sie eine Verlegenheit an Truß gemerkt.

»Ich muß offen sein, Fräulein,« hatte da der Student gestanden. »Für das Einhorn langt meine Börse nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten. Und ich habe mich bisher gefreut, daß sie außergewöhnlich waren. Aber um mit Ihnen ein Wort wechseln zu können, möchte ich, sie wären nicht so selten. Indes, wenn ich Sie sehen darf, so will ich doch häufiger Gast sein und einen Kaffee im Garten nehmen — dazu reicht's dann.«

»Das Bild meiner Schwester zwar können Sie dort nicht bewundern,« hatte Gemma gescherzt und dabei eine eifersüchtige Regung gespürt, als müsse sie ihren neuen Bekannten einzig für sich bewahren.

»Ihre Schwester wird es nicht beeinträchtigen, wenn ich nicht von den Gläubigen bin, die vor ihrem Bilde knien,« hatte Truß da gestanden.

So war's geschehen, daß er manche gute Nachmittagsstunde im Garten des Einhorns verbrachte. Und als mit der schönen Jahreszeit die Gäste sich bald mehrten und der Garten die Stätte wurde, wo die Hauskapelle täglich spielte und eine weltbürgerliche Hörerschaft das letzte Tischlein beanspruchte, da fanden die beiden sich zu Spa-

ziergängen weit und weiter ins schöne Land hinein, und Gemmas Augen hatten über Nacht einen weichen Glanz bekommen; ein Lächeln war um den Mund, ihre Brust dehnte sich, und voller blühten Hals und Nacken.

»Bald haben wir nicht nur eine schöne Magelone im Hause,« hatte am Mittagstisch Eslander, der Bruder, gescherzt, ein blonder, hübscher Bursche, weich und fleischig, frühreif und von dem heimlichen Kusse manch eines Kammerfädhchens versucht. Magelone hatte ein wenig spöttisch den Mund verzogen, die Mutter war mit ihren Gedanken abseits gewesen und hatte nichts vernommen, und der Vater hatte seine dunkle Tochter prüfend angeschaut und gemeint: »Auch du kommst zu deinem Rechte! Dein Bruder hat gute Augen. Dir zwar wird's lieber sein, es nennt dich einmal nur einer so, als daß dich die ganze Stadt als die schöne Gemma ausschreit.«

Es wären gar viele froh darum, so verschrien zu werden, hatte Magelone da gespottet. Sie kenne Duzende, die, nur um die schöne Magelone zu schauen, Tag für Tag im Einhorn zu finden seien. Die Volkstümlichkeit des Unglücks, daß man sich um zweier schöner Töchter willen die Beine vollends ablaufe, sei indes kaum noch zu fürchten, wenn sie es auch um des Einhorns willen wünschen möchte. Denn sie, Magelone, werde bald nicht mehr rechnen. Sie habe sich mit dem jungen Herrn Van der Mühlen versprochen.

Das Mädchen hatte sich bei dieser Eröffnung der Mutter zugewandt, Triumph in den Augen, und dann waren seine Blicke stolz vom Vater zu Schwester und Bruder gegangen. Die Mutter hatte ihre Tochter weinend in die Arme geschlossen und geküßt, der Vater war aufgestanden, hatte ihr die Hand gereicht und sich dann am Fenster zu tun gemacht und hinausgeschaut. Und der Bruder war zur Tür hinausgefahren: diese Nachricht sei die beste Flasche Champagner im Hause wert.

Gemma hatte der Schwester die Hand geboten und dann in einem Sessel aus einem dämmerigen Winkel heraus das schöne Mädchen betrachtet, wie es mit den Lieben auf eine glückliche Zukunft anstieß. Und zum ersten Male gestand sie sich, daß sie mit dieser Gefährtin, der sie doch zeitlebens so

nahe gewesen, gar wenig gemein hatte. In einer andern Welt lebte sie, und dort hatte sie wohl nichts vernommen von dem, was die Schwester doch täglich kündete: von der Freude, aller Augen zu gefallen, bewundert einherzugehen, von dem Glauben an ein Glück einzig durch Glanz, Reichtum, Ehre und Ansehen. In dieser Stunde aber hörte sie das alles, was ihr so lange verschwiegen geblieben, und ihr Herz war von einer heimlichen Trauer wund, daß Menschen sich so nah und doch so fern sein können, daß Einsamkeit und Schweigen das Los der Seele ist, die die Nächte liebt wegen ihrer Sterne.

Schweigen! Sie sah den Freund vor sich, dem es gegeben, zu reden und Antwort zu vernehmen, wo diese Einsamkeit um ihn war, und sie hörte ihn, wie er ihr von seinem Traume gekündet hatte, dereinst Gestalten wandeln zu sehen, wie er sie aus den blauen Reichen seiner Phantasie auf diese Erde gezwungen, sie zu schauen auf dem schmalen Geviert, wo sich das Leben zu ernstem Spiel und das Spiel zu heiterem Leben wandelt, wo alle Trauer und Lust des Herzens sich offenbaren darf und wir uns erlöst fühlen von der Verlassenheit und den gleichgesinnten Menschen aller Zeiten und Geschlechter gesellt. Und Gemma hatte ihm gestanden, daß ihr sei, als müsse sie sich, wo sie das starke Leben eines Dichters in einer seiner Gestalten spüre, für eine Stunde zu dieser Gestalt wandeln, als bekomme sie nur so eine Zunge zum Reden.

»Sie sind einsam, Fräulein,« hatte da der Freund sie bedauert. Und jetzt in dieser Stunde erst empfand sie, daß er in ihr Herz zu schauen vermochte. Ja, sie war einsam. Mutter und Geschwister waren ihr nicht nahe, und der Vater, dessen treue Liebe sie warm und zärtlich spürte, mahnte zur Stille und Ruhe, wo sie stürmen wollte. Ach, und sie wollte, sie mußte leben — so, wie es ihre Sehnsucht verlangte, schöner und begüterter als die Schwester und tausend andre, in einem besseren Reiche, inmitten von Menschen, die danach verlangten, ihre Seele zu vernehmen.

Gemma hatte sich für den Nachmittag zu einem Spaziergange mit dem Freunde das Haar sorgfältig scheiteln und mit zarten Perlenghängen durchwirken lassen, und um den braunen Hals trug sie eine Kette von Bernstein. Ihr leichtes seidenes Kleid schil-

lerte rosenfarben unter weißen Spitzen, und von dem breiten scharlachgefütterten Strohhut lag ein warmer Schatten auf der schön-gemeißelten Stirn. Der Mund mit der leichtgeschürzten Oberlippe hatte ein Lächeln, als Gemma den Poeten auf einer Bank in den Anlagen am See gewahrte, und ihr Auge glänzte schelmisch, als sie hinter ihm stand und den Träumenden leise anrief: »Herr von Harhus!«

Truß war herumgefahren, und es war, als merke er zum erstenmal die eigenartige, eigenwillige Schönheit des Mädchens, in dem er bisher noch oft genug ein halbes Kind zu sehen gewohnt war. Das stand vor ihm, zum Weibe erblüht, dunkel und doch licht, jung und geschmückt, fremd und mit dem Gruße seines zärtlichen Lächelns doch so nah.

»Wir wollen ein Segelboot nehmen,« schlug Truß vor, der von seiner nordischen Heimat her des Fahrens kundig war. So taten sie. Ein steter Wind lag in dem Linnen, so daß sie nebeneinander auf der Bank sitzen und plaudern konnten. Da erzählte Gemma dem Freunde von der Verlobung der Schwester, und daß auch sie daran denke, das Elternhaus zu verlassen.

»Sie — auch Sie ...« hatte Truß bestürzt gefragt, und sein bleiches Gesicht hatte Gemma verraten, was er dachte.

»Nicht so — wie Sie denken,« hatte sie da geantwortet. »Ich habe keine Eignung für irgendwelche Arbeit in unserm großen Hause — ich möchte zur Bühne!«

»Schauspielerin — Sie? Wer hat Ihnen das in den Kopf gesetzt? Ein Mädchen wie Sie ... Nie und nimmer!«

Truß hatte das heftig hervorgestoßen, den Arm des Mädchens gepackt und wieder von sich geschleudert. Und als er ein erblaßtes Gesicht vor sich sah, da hatte er Gemmas Hand ergriffen, die sie ihm willenlos ließ, und gemahnt: »Ich komme aus Kreisen, wo man über Damen von der Bühne wohlunterrichtet zu sein rsleat — Offiziere gelten dort etwas. Ich studiere Literatur, und so fern ihr die Bühne meist sein mag, sie kümmert sich doch angelegentlich um die Bühne. Erinnerungen, Lebensbeschreibungen von Schauspielern gibt es zur Genüge und Ankläger aus ihren Reihen heute mehr denn je. Liebe, liebste Gemma — wollen Sie sich bei vollem Bewußtsein in

die tiefste Hölle stürzen? Sie, ein Geschöpf, begnadet ...«

»Wozu?« hatte Gemma traurig geforscht.

»Zu beglücken. Nicht eine zusammen-gelaufene Menge — nein, einen treuen Menschen, der über Zeit und Ewigkeit Ihr eigen. Gemma!« hatte Truß geseufzt, »Tausende und aber Tausende begabter schöner Mädchen bleiben am Wege liegen, sieh an Leib und Seele, verachtet und verkommen. Und wenn sich eine bis ans Ziel schleppt und sich rein bewahren konnte — war dieses Ziel all des Elendes wert? Sie werden sich bewahren, Gemma, aber — vernehmen Sie mich und vergessen Sie nicht meine Worte! Sie, so klug und stolz Sie sind, werden an dem Efel, den Sie da aufspeichern müssen, sterben. Doch, ich fühle es — ob ich Sie mahne und warne — wer einmal dieses Verlangen zur Bühne hat, der läßt sich nicht davon abbringen, und wenn alle Schrecken der Finsternis drohen. Verzeihen Sie mir, Fräulein, ich bin zu weit gegangen — Ihre Eltern haben da zu gewähren und zu versagen, nicht ich. Und dann: ich bin Partei. Meine schöne Schwester ist auch früh diesen Weg gegangen und früh verdorben und gestorben.«

Truß hatte die Leine fahren lassen. Gemma griff danach, das fladernde Segel hauchte sich wieder, und sie glitten vor dem Winde dahin und vernahmen nur ein leises Pochen und Tropfen am Bug. Hinter ihnen schillerte das Kielwasser; fern standen die Türme der Stadt, Dörflein schimmerten auf, Hügel wuchsen und Berge, und in den beiden Menschen war die dunkle Ahnung, daß sie sich dereinst sehnstüchtig dieser Stunde ihrer Jugend und Schönheit erinnern würden, dieser blauen Einsamkeit unter der leuchtenden Sonne. Und weich und zärtlich bat Truß: »Verzeihen Sie, Gemma — ich bin Ihnen gut und auch deswegen Partei. Lassen Sie sich auch von andern beraten, von ehrlichen Menschen, die ein Urteil haben können.«

»An dem Ihrigen sollte mir genug sein,« hatte das Mädchen geantwortet und ihm mit schwermütigem Lächeln eine Hand geboten, die er drückte, bis das Blut herauswich. Und als er sie ließ und Gemma sie leise schüttelte, das Leben wieder darin zu spüren, kam beiden doch das Lachen an, und ihrer Jugend wieder froh, steuerten sie

einem Garten am Ufer zu, der über einer Mauer von Feldsteinen stand und mit einer schmalen Bucht lodte.

Ein Bruder von Gemmas Mutter, ein fröhlicher, Behagen spendender Fünfsziger, betrieb dort mit einer gleichgesinnten Frau einen Landgasthof, dem man nachrühmte, den besten Wein weit und breit herum zu hegen. Das kinderlose Paar war den Geschwisterkindern von Herzen zugetan, und als Gemma die Hausfrau in der Küche überraschte, zog die mit einem Freudenschrei Waffeleisen und Kaffeemühle hervor und tat über dem Teigklagen ihrem Zünglein keine Gewalt an, bis Gemma hinausdeutete, wo Trutz im Garten einsiedlerisch einherging und die Bienlein in den Himbeeren betrachtete. »Ich bin nicht allein gekommen...«

Die Hausfrau sah den Jüngling, sein vornehmes, stolzes Gesicht, sie sah des Mädchens Augen, die aus den schwarzen Schatten heraus jählich strahlten, und staunte: »Du hast schon einen Hochzeiter, Kind? Und wer ist es denn?«

»Es weiß noch niemand darum,« hatte Gemma ihr da vertraut. »Aber daß er mich liebhat — er braucht's mir nicht zu sagen, und ich hör's doch aus jedem Wort, das er mir gönnt. Es ist ein Freiherr von Harbus.«

»Ein Fremder!« hatte die Tante geseufzt. »Und was ist er denn?«

»Wir waren auch einmal Fremde,« hatte Gemma lustig geantwortet. »Und was er ist? Verrat es niemand — er weiß es selber noch nicht — mein Liebster heut und allezeit! Was er werden will? Ich glaube, Lehrer an einer Hochschule.«

»Dann kann's möglich sein, daß er im Lande bleibt,« hatte sich die Tante da getröstet. »Die Eltern werden schauen. Und Magelone erst, daß du ihr, der älteren, zuvorkommst!«

»Die hat sich versprochen. Mit dem jungen Van der Mühlen.«

Bei dieser Eröffnung Gemmas hatte es die Geschäftige nicht länger in der Küche gelitten. Einer Magd hatte sie den Teiglöffel in die Hand gedrückt, daß die des Amtes walte, und war über den Hof in die Wirtsstube gerannt, wo sie den Herrn des Hauses beim Schachspiel mit einem Stammgast wußte. Und denen hatte sie, wessen sich bisher niemand erinnern konnte,

die Partie gestört und atemlos von der bevorstehenden Heirat ihrer Nichte mit einem der reichsten Erben der Stadt berichtet.

Gemma war unterdes Trutz genahet, hatte die Hand auf seinen Arm gelegt, und so standen sie und schauten über das Wasser hin, wo eines Vogels Schwinge aufblitzte, sich ein Fisch als ein silbernes Geschloß nach einer Müde schleuberte und ein fernes Ruderboot kleiner und kleiner wurde und verging. Zu ihren Füßen hob und senkte sich der Spiegel, und immer wieder flogen neue Blütenblätter zu den ungezählten, die da herabgeschwebt waren von den duftenden Büschen der reichen Gärten. Bisweilen sank eine Möwe auf die weichen Floden nieder, schaukelte leicht mit der Flut, stieß einen klagenden Schrei aus und strich davon, dicht über das Wasser, um sich dann plötzlich mit einem neuen Schrei emporzuschellen und in der goldenen Höhe als ein sprühendes, blühendes Wölklein dahinzulegen.

»Meine Heimat ist schön,« hatte das Mädchen geflüstert.

»Mö' sie Ihnen immer Heimat bleiben,« war der Wunsch des Mannes gewesen.

Dann hatten sie den Waffeln und dem Kaffee Ehre angetan und ein Stündlein mit dem Wirtspaar fröhlich verplaudert. Der Hausherr, der Trutz für eine kurze Weile beiseite genommen, um ihm eine kunstvoll gearbeitete Standuhr in der Gaststube zu zeigen, hatte ihm dort einen braven Becher Weins geboten, mit ihm angestoßen und ihm fest in die Augen geschaut. »Mein Nichten da draußen, Baron, ist ein leidenschaftliches Kind, und wer es täuscht, der bringt es um sein bestes Leben!«

»Gottes Gluck über den, der je danach trachten möchte!« Das war Trutzens Antwort gewesen, und dem treuen Mahner hatte er kräftig die Hand geschüttelt.

Der Abendwind hatte sie heimgetragen. Die Sterne blühten blaß aus dem Dämmer, als Trutz sich von der Gefährtin am Garten zum Einhorn verabschiedete. Gemma brachte die Grüße der Verwandten heim, und als Magelone sie fragte, mit welchem Zuge oder ob sie mit dem Dampfschiff gereist, war sie erstaunt über sich selber, daß sie ganz und gar von der Segelfahrt geschwiegen. So berichtete sie denn der Schwester von ihrem Begleiter und war verblüfft, als sie damit

Fragen heraufbeschwörte, die sie längst beantwortet zu haben glaubte. Wer und was er sei, dieser Herr von Harhus, wo sie ihn kennengelernt habe, ob sie daran denke, ihn der Familie vorzustellen. »Oder meint ihr's beide nicht ernst?« hatte Magelone gespottet. Gemma hatte die Schwester verständnislos angeschaut, und die hatte ein Achselzucken gehabt und gemurrt, auch das komme vor und sei schließlich noch besser, als wenn's nur einer nicht recht meine.

Der junge Franz Van der Mühlen war der Erbe eines alten Banthauses; ein zarter Mensch mit schwermütigen, dunklen Augen, einem stodigen schwarzen Bart, lässig in seinen Bewegungen, von einer leisen Müdigkeit, als habe ihm die kampflose Befriedigung seiner Wünsche auch die Fähigkeit zum Kampfe genommen. Börsengeschäfte hatten ihn oft mit Klienten in den kleinen Saal des Einhorns geführt, und die Bewunderung für die schöne Tochter des Hauses war für ihn ein gleicher Reiz geworden, wie es die öffentliche Anerkennung eines Kunstwerks, eines Gemäldes, eines Marmorbildes, einer schönen Bronze war. Er sah Magelone in ihren leuchtenden Farben durch sein Haus wandeln, wie sie alle die Schätze und Kostbarkeiten mit ihrer lebendigen Schönheit überstrahlte, und er glaubte, während sein Traum sie so einhergehen ließ, sein Herz verlange nach ihr. Und als er dem Mädchen eines Abends die Hand zur guten Nacht reichte, da spürte das aus dem Blicke des Mannes ein zärtliches Verständnis und ermaß ungesäumt alle Vorteile einer Heirat mit einem der reichsten Erben der Stadt. Schlaun, tat es gleichmäßig freundlich gegen alle Gäste und schien des Bewerbers Aufmerksamkeiten nicht anders als deren übliche Liebenswürdigkeit zu achten, was den reizte, sich bald des Besitzes, der noch umstritten schien, zu versichern. Das strahlende Lächeln in dem Gesicht der Umworbenen hatte er als Zeichen der Neigung, des Glückes eines liebenden und geliebten Mädchens empfunden, und es war der Triumph einer kühlen Rechnerin gewesen.

Im Einhorn, wo man geübt war, Feste zu rüsten, ward die Verlobung der Tochter des Hauses mit erlesenem Aufwande gefeiert. In einem spitzenbesäten Kleide von

einem schillernden Blau, um den leuchtenden Hals das Geschenk des Verlobten, eine Kette edler Perlen, die üppigen Schultern frei und das schimmernde Haar von Diamanten durchflimmert, so blühte Magelone aus einem Kranze stolzer, geschmüdter Frauen hervor, und des Mannes Herz war der Lust froh, daß er sein eigen nennen sollte, was von allen bewundert ward. Auch Gemma hatte sich geschmückt: Des zukünftigen Schwagers Geschenk, eine Kette von Rubinen, zierte ihren Hals, und das dunkle Haar hielten etliche Goldschließen. Aber einem zarten Ballkleide von einem rosensfarbenen getönten Weiß leuchteten ihre Augen heute von einer alle Schatten überwindenden Fröhlichkeit. Sie hatte Truß wissen lassen, daß sie ihn zu einem Tänzchen im Hause erwarte, und als die Stunde nahte, war sie hinuntergegangen in den kleinen Saal, der seine Stammgäste heute entbehren mußte. Ein Tischlein stand dort für zwei gedeckt, und als Truß sich pünktlich einfand, hatte den Verblüfften das geschmückte Mädchen unter den Arm genommen, dorthin geleitet und lustig mit ihm gefaselt. In einer heimlichen Ede hatte ein zweites Pärlein ein Gleiches getan.

Leise Musik klang aus dem Festsaal herüber, und dann hatte Gemma den Gefährten beredet, sich mit ihr unter die Geladenen zu mischen, um ein Tänzlein zu wagen. Und es wurden gemacht so manche, daß das Paar auffiel — die wenig bekannte zweite Tochter aus dem Einhorn mit ihrer fremden, dunklen Schönheit, der Mann durch sein raffiges Gesicht, in dem sich eine breite Stirn stolz wölbte. Auch Magelone sah ihre Schwester, die dem Partner mit zärtlichen Augen alle Neigung ihres jungen Herzens offenbarte, und sie sah Truß, der seine Tänzerin betreute, als gebe es niemand anders in der Welt, der zu dieser Stunde ein Recht auf das Mädchen haben dürfe. Und wieder und wieder waren ihre Blicke um den Mann, der ihrer Schwester Herz gewonnen. Was war an ihm, daß ein eigenwilliges Mädchen seine herbe Verschlossenheit ablegen, ihm gläubig vertrauen und seine jungfräuliche Seele entblößen mochte? Wie hatten die beiden sich gefunden, was hatte sie zusammengeführt, die da miteinander verbunden schienen, als seien sie das einzige Menschenpaar auf dieser Erde?

Gemma hatte den Eltern den Freiherrn vorgestellt, und er war von der Mutter wie ein Gast gemustert worden, der als hoher Herr aufgenommen sein will, und von dem man nicht weiß, ob er sich nicht noch als ein Kammerdiener entpuppt. Der Hausherr indes war dem jungen Manne mit einer ungewohnten Fröhlichkeit in dem ernstesten Gesicht genahet und hatte sich lustig Glück gewünscht, weil auch seine jüngste Tochter schon Sorge trage, daß der Bekanntenkreis des Vaters um einen trefflichen und vorzüglichen Menschen — das Urtheil traue er seiner Gemma zu — vermehrt werde. Der Bruder Eysander war aus einem Strauße heller junger Mädchen aufgetaucht, hatte übermütig seine dunkle Schwester in den Arm genommen, Truß spitzbübisch zugelächelt: »Ich bin nur der Bruder!«, und war wieder mitten unter den Tänzenden gewesen.

Dann waren Gemma und ihr Tänzer in den Garten gegangen, wo bunte Lämplein aus dunklem Geäst ein gedämpftes farbiges Licht spendeten und ein Altwasser vom See her aus schwarzen Schatten silbrig aufglänzte. Sie standen unter einer Platane am Wasser, vernahmen die Weise des Reigens und fühlten den süßen, sehnstüchtigen Rhythmus in ihrem jungen Blute. Und der Mann hatte wie zum Tanze den Arm um das Mädchen gelegt und seine Hand gefaßt, und er sah die gläubige, vertrauende Seele des Kindes. »Ich werde keine Schauspielerin werden, weil Sie es so wollen,« war Gemmas Geständnis, »denn ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen! So gut!«

»Wie fein zweiter auf dieser Erde!«

Den Mund des Mädchens schmückte ein Lächeln, indes ein schimmernder Flor über den Augen war. Da hatte sich Truß niederbeugt zu der Geliebten, und sie küßten sich unter den Sternen.

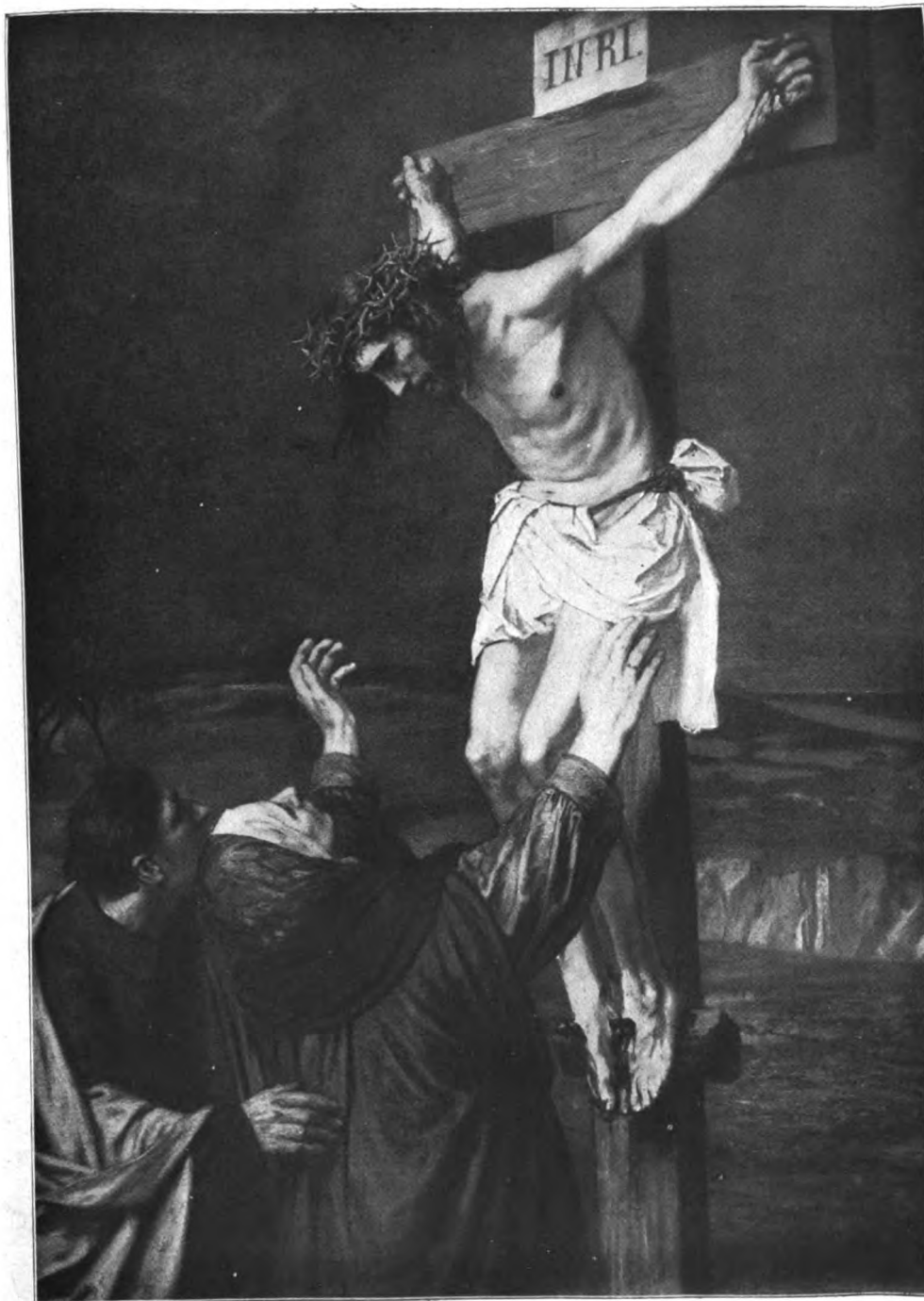
Aber dem See kam der Mond auf, und eine goldene Gasse war auf dem Wasser und führte in die Ferne. Eine Welle hob sanft ein schlankes weißes Boot zu Füßen der Liebenden, und Truß ließ die zierliche Maschine spielen, und dann fuhren sie mit dem Schiffelein hinaus auf die goldene Straße. Eine feine Furche pflügte das Boot, und der blaue Wimpel mit dem silbernen Einhorn war von einem flimmernden Staube umsprüht.

Ein weißes, weiches Tuch hatte Gemma

um Kopf und Schulter geschlungen, und tiefer schien so das Dunkel ihres Gesichts und heißer und heller noch das Feuer der Augen. Die hatten die zärtlichsten Worte, während der Mund schwieg, und Truß vernahm sie alle, alle. Die Stadt lag hinter ihnen, in einem goldbraunen Schleier standen ihre Türme; Dörflein blühten als silberne Schatten an den Ufern; Züge rollten ferne, von einem Hügel her klang das Stundenglöcklein eines Klosters — und wieder war kein Laut um sie als der Rhythmus der unverdrossen arbeitenden Maschine und das Rauschen des Wassers. Und dann waren sie in der kleinen Bucht, die sie vor wenigen Wochen gesehen, und schlichen wie übermütige Kinder heimlich durch den Garten, um festlich geschmückt, wie sie waren, unversehens vor der Tante in der Küche zu stehen, die daran war, mit einer Magd einen großen Korb voll Kirschen zum Einkochen zu verlesen.

»Magelone feiert heute Verlobung zu Hause, und wir möchten unsre verschwiegen und still bei dir feiern!« hatte Gemma der Verwandten lächelnd gestanden. »Und hier in der Küche. Mein Liebster hat mich davon abgebracht, Schauspielerin zu werden, aber etwas muß ich doch treiben, und so bin ich hier, dich zu bitten, daß du mich ein halbes Jahr in deine Hut nimmst und eine wadere Köchin für einen kleinen Haushalt aus mir machst — einen gar kleinen.«

»Schauspielerin,« hatte die Tante sich entsezt. »Wenn dein Zukünftiger dich weiter so vor Narheiten behütet, soll er mir willkommen sein, und wenn er dreimal ein Fremder ist.« Die wohlbeleibte Dame hatte die Brille von der Nase genommen und auf den Herd gelegt und dann Truß mit beiden Armen von sich abgehalten und ihn prüfend betrachtet. »Ich kann mir denken, daß ein Mädchen wie Gemma Sie liebhaben mag. Die braucht mehr als andre, um glücklich zu sein.« Dann hatte sie den Jüngling geküßt, das Pärlein in ein paar hochlehnige Stühle vor ein sauber gedecktes Tischlein genötigt, die Magd geschickt, daß sie den Hausherrn herüberbitte, sich zu dem Besuch gesetzt und Truß um seine Zukunft befragt. Daß er sein Studium bald vollendet habe und daran denke, einmal als Universitätslehrer zu amten, gefiel ihr, und sie versprach dafür, aus Gemma eine Köchin zu machen für einen



Louis Feldmann:

Es ist vollbracht!

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf vom Sommer 1917

Aufn. von Julius Sohn in Düsseldorf

kleinen Haushalt, deren Kunst dennoch niemand zu widerstehen vermöge. Mit einer guten Küche schaffe man sich mehr Freunde und Gönner als mit aller Gelahrtheit, und sie habe gehört, daß es bei einem jungen Dozenten oft sehr auf hochmögende Bekannte ankomme.

Der Onkel war mit einer Flasche unter jedem Arm erschienen, und während er fröhlich seine lieben Gäste begrüßte und die Gläser füllte, hatte die Tante eine duftende Pastete aus dem Backofen hervorgezogen. Eine Elster habe heute im Garten vor dem Küchenfenster gerufen, und dann sei's sicher, daß unerwartet ein Besuch komme, und darauf habe sie sich vorbereitet. Dem Vogel ward lustig gedankt. Aber dem Anstaunen seiner festlich geschmückten Nichte, die da über Nacht zu einer kleinen Königin erblüht war, vergaß der Onkel schier das Schmausen, so daß ihn sein Gemahl mit einem Klaps daran erinnern mußte, von der Liebe allein sei noch keiner satt geworden.

»Bring' dein Mädchen wohl heim, Trutz, und kommt bald wieder, Kinder!«, so grüßte die Hausfrau zum Abschied, und ihr Eheherr hatte noch einen dickbäuchigen Krug mit der ersten Erdbeerbowle des Jahres und einen Becher ins Boot gereicht. Gemmas Tüchlein wehte, die Gestalten am Ufer dunkelten und vergingen im Dämmer, und wieder war das Paar allein. Die Fragen der Verwandten hatten Trutz daran erinnert, daß es neue Pflichten für ihn gab, daß der Ruß, mit dem er sich Gemma gelobt, ihm den süßesten Besitz gegeben und dafür sein Leben forderte. Und von seinem Vater erzählte er, einem Offizier, der in einer Grenzstadt im Osten einsam lebe, nachdem ihm die Frau früh gestorben, einzig dem Dienste gewidmet und nicht gewillt, ihn zu lassen, obwohl er ihn vom Sohne fernhalte. Doch sei sein Herz immer bei diesem Sohne, und seine Briefe seien Zeugnis für die schönste Freundschaft, wie sie nur ein lebens- und welterfahrener Mann zu dem jüngeren hegen könne. Er werde den Vater bedrängen, daß er sich endlich einmal für einige Wochen Urlaub nehme und die bei ihm verbringe, und er, Trutz, sei gewiß, daß er von seinem neuen Töchterlein nicht leicht scheiden werde, um wieder Menschen und Pferde für das Kriegswerk tüchtig zu machen.

Es war um Mitternacht, als die Lieben-

den wieder im Garten zum Einhorn standen und noch einmal auf das Boot zu Füßen niederschauten, das sie zu schöner Fahrt getragen und jetzt still auf einem unruhigen, silbern schimmernden Gesträusel lag. Vom Gasthof her kam schmeichelnd und lodend die Musik des Reigens herüber. Tanzende waren in den Fenstern, immer wieder neue, und für die Schauenden war's, als tauche ein zärtliches Paar nach dem andern aus dem Dämmer ins Licht, zeige sich für einen kurzen Augenblick in festlicher Helle und vergehe wieder unter Schleier und Schatten.

»Komm, daß wir noch einmal mittun,« bat Gemma, und ihr Mund war leicht geöffnet, und ihre Augen schimmerten sehnsüchtig. »Mir ist, ich dürfe nicht von dieser schönen Nacht scheiden, bevor der letzte Stern geschwunden. Weißt du — ich habe schon manches Liebespaar gesehen, schön und geschmückt, und niemand hatte daran gedacht, daß die Unglückseligen weit hergekommen seien, hier zu sterben. Und als sie sich fänden, sind sie doch so glücklich gewesen, wie wir es jetzt sind, und sie haben die Fernen begrüßt wie wir, und keins hat daran gedacht, wie so bald der Weg zu Ende. Wir aber wollen daran denken, wie so kurz die schönsten Stunden sind, und nichts vertun von dem, was köstlich ist.«

»Nichts,« hatte Trutz beteuert und dann lächelnd gestanden, es sei ihm nie arg schwer gefallen, eine Nacht zu durchschwärmen, und jetzt gar, ein feines Fräulein im Arm ...

Einen Schrei hatte Gemma ausgestoßen. sich zitternd an den Liebsten gebrängt und auf einen kleinen schwarzverhängten Karren ge deutet, der, von einem irrenden Lichtstrahl getroffen, auf dem von einer weiten Halle überdachten Hofe zwischen dem Einhorn und den Stallungen und Wagenschuppen stand. Zwei Arbeiter machten sich daran zu tun, schlugen die Decke zurück, zogen zwei schwarze, schmucklose Särge hervor und schlichen damit heimlich zu einem Eingang für die Dienerschaft des Gasthofes.

Trutz hatte Gemma hinwegzuführen versucht, aber die war auf einen Gartenstuhl gesunken, und ihre Augen wichen nicht von dem Karren. Und so saß sie, schwieg düster und hielt eine Hand des Geliebten, der zu trösten suchte, auch in einem Gasthof sei niemand gegen das Sterben gefeit, und der doch ahnte, daß hier der Tod mit Gewalt

herbeigezwungen worden war, daß sich hier ein Paar aus seiner schönen Jugend heraus vorzeitig von der Erde und ihren Freuden abgeschieden.

Die Arbeiter waren mit den Särgen wieder auf dem Hofe und trugen schwerer an ihrer Last, luden sie vorsichtig auf den Karren und schnallten die Decke darüber zu. Der Herr des Hauses war mit ihnen gekommen, von etlichen ernstesten Gefährten begleitet, Beamten, wie es schien. Durch ein Tor zu einer Nebenstraße ward der Karren gestoßen, Gemmas Vater verabschiedete die Begleitung, und dann sah die Tochter sein trauriges Gesicht bleich herüberleuchten. »Vater!« schrie sie auf, flog durch den Garten auf ihn zu und lag an seiner Brust. Eine helle Fanfare schmetterte in diesem Augenblick von dem Saale der Tanzenden herüber, und man vernahm eine Stimme, die verkündete: Damenwahl.

Montagnini hatte sich über seine schluchzende Tochter gebeugt, und als Truß nahte, meinte er mit einem schwermütigen Lächeln: »Dagegen sind wir nicht gefeit. So ein unglückseliges Paar sucht eine Stätte, wo es sorgenfreie, festlich gepuhte Menschen glaubt, als müsse es ihnen in einem blutigen Spiegel zeigen, daß alle Lust eine Sünde sei an einsamen und verlassenen Menschen, daß jede frohe Stunde nur dadurch erkaufte werden könne, indem wir des Elends der Nächsten nicht achten. Heute abend noch schienen sie guter Dinge, haben fröhlich getafelt, und dann sind sie hinaufgegangen, und der Mann hat das Mädchen, eine kleine Schauspielerin, erschossen und auch sich so den Tod gegeben. Eine Magd in der Küche hat die Schüsse gehört, und so hat man die Unseligen bald nach der Tat gefunden und heimlich eingesargt. Die da tanzten, tanzten weiter. So war's immer, wird immer so bleiben.«

Truß sah das Paar vor sich, wie es an einem Seitentisch im kleinen Saale gespeist, während er mit Gemma getafelt hatte. Ein dunkelrotes Mädchen mit einem vollen, leuchtenden Munde war es gewesen, das ein blonder Gefelle mit verträumten Augen betreut hatte. Ihre Hände hatten sich immer wieder gefunden, die Arme verschränkt, und von einem war dem andern so der Becher geboten worden, und eine weiche warme Wolke von Zärtlichkeit hatte sie von der

Welt geschieden. Diese Welt hatte sie verloren und war ärmer geworden um zwei junge blühende Menschen, und die tanzten, tanzten weiter, und nur ein Mädchen, sein Mädchen, weinte ihnen nach.

»Wir wollen nicht vergessen, Gemma, daß uns Gott gesegnet, die wir uns lieben dürfen heut und in alle Ewigkeit!« tröstete Truß die Trauernde und hielt ihre Rechte.

»Schätzen Sie das Vertrauen meines Kindes, und Sie werden wohl umfriedet bleiben bis an Ihr Lebensende,« verhiess der Alte.

Dann war er wieder hinaufgestiegen zu den Festgästen. Truß aber hatte Gemmas Arm genommen, und so gingen sie durch die Altstadt, wo winzige Häuser am Wasser standen und zu dieser Stunde, da das lärmende Leben schwieg, wie die Vergangenheit selber aus der Nacht aufragten.

»Wir müssen unser Leben zu Ende bringen, wie's Gott gefällt,« hatte Truß da gesprochen. »Alles Blut ist dazu da, vergossen zu werden — aber im Kampfe, nicht auf der Flucht. Nur so geben wir der Erde das teure Gut unverfehrt zurück und machen unsre Seele frei für eine schöne Ewigkeit. Für diese Freiheit verbindet sich, was sich wahrhaft liebt, und so wollen wir verbunden sein und bleiben, Mädchen, und Gott danken, daß wir seinen Willen verstanden.«

Der Morgen war schon in der Ferne, als Gemma, still und getröstet durch die Worte des Geliebten, ihr Lager suchte. Magelone hatte sich von den letzten Gästen verabschiedet und erstaunt getan, als sie die Schwester noch wach gefunden, sie, die sich doch samt ihrem Verehrer so zeitig dem Tanze entzogen. Ob ihnen die bis in die graue Frühe ausgebehnte Einsamkeit zu zweien besser behagt hätte?

Gemma hatte die Schwester mit einem verlorenen Blick angeschaut, als klinge ein Ton aus einer Welt zu ihr herüber, deren Sprache sie nicht verstehe. Und Magelone hatte sie unwirsch am Arm gefaßt und sie angefahren: »Wo bist du?« Da war Gemma bleich bis in die Lippen geworden, hatte sich mit einer heftigen Bewegung losgerissen und sie dann kalt beschieden: »Fern von dir...«

Truß war in der Stadt am See einmal ein Bursch aus seinem Heimatdörflein über den Weg gelaufen, ein untergesetzter, stier-nadiger Gesell, der mit ungewöhnlicher Be-

gabung seine Mitmenschen abzutonterfeien verstand und dafür das Geld auftrieb, indem er etliche Sommermonate als tüchtiger Anstreicher wirkte und sparte. Der eigenwillige Bursh gab ein Bildnis nur aus den Händen, wenn man sich's gefallen ließ, daß er das Konterfei mit einem Beiwert schmüden durfte, wie es diesem nach seiner, des Malers, Meinung unweigerlich zukam. Das war, so artig es schien, oft doch ein zuviel sagendes Zubehör. So, wenn er ein Fräulein zeichnete, das am Walbrand in der Wiese lag, in die Sonne blinzelte und gleichgültig die Füße auf einem Schmetterlingsnetz hielt, wo die arme Beute so elend verderben mußte. Oder wenn er einen jungen Mann darstellte, der mit einem Schreibstift an einem Bächlein saß und einen Federkiel zerkaute, indes eine Gans, eine Butterblume im Schnabel, selig zu ihm auflugte.

Diesem Freunde aus der Knabenzeit hatte Trutz einmal ein heimliches Plätzchen im Garten des Einhorn gesichert, daß er dort nach Herzenslust seiner Neigung frönen und eine bunte Menge aus aller Herren Ländern hinstreichen möge. Als aber Gemma genahet war, da hatte er gefordert: »Bleiben Sie, Fräulein — Sie haben ein Gesicht, das einem im Traume nachgeht.« und er hatte das Blatt in seinem Stiggenbuche umgewendet, mit Kohle und Kreide hantiert und dem Mädchen dann das Abbild verehrt. Das trug ein Kränzlein von weißen Rosen und ein zierliches Krönlein inmitten, wovon ein lichter Schleier zart herabfiel.

Dieses Bild hatte Trutz dem Vater geschickt, und die Antwort war ein Brief in der schlichten, großen, klaren Schrift des Obersten an Gemma, von Herzlichkeit und Vertrauen geprägt, von einer zärtlichen Schuldigung für die fremde Schönheit des Töchterleins durchklingen, das ihm der Sohn da als kostbares Geschenk in die Arme lege. Gemma fühlte, wie sich weit in der Ferne diese Arme für sie öffneten, und in dem Verlangen ihrer einsam gebliebenen Seele nach all dieser Traulichkeit weinte sie selig über die Gabe, die ihr da zuteil ward.

In diesen Tränen fand sie Magelone. »Hat er dir abgeschrieben, dein abligter Schatz, war's nur eine Studentenliebe?« hatte die geforscht und ein grausames Lächeln in den Mundwinkeln gehabt. Gemma hatte sie wiederum angeschaut, als spreche sie eine

andre Sprache, und dann den Blick auf ihre Hand sinken lassen, die ein schmaler Reif schmückte, der Trauring von Truzens verstorbener Mutter, und hatte gelächelt.

Der alte Oberst, der in der Enge seines Dienstes lebte und sie liebte, hatte doch Augen, die in die Weite gingen, und auch seinen Sohn war gelehrt worden, zu schauen. Aber Trutz, der einer göttlichen Fügung glaubte und vertraute, wandte deswegen seinen Blick nicht weg von all der Trübsal und verschloß sein Herz nicht vor den Stimmen, die aus der Finsternis der Armut und des Elends klagten und anklagten und in ihrer Not die Himmel verleugneten, die solchen Jammer nicht geschehen lassen dürften. Der bescheiden lebende Student, dem es verlag war, den Gewohnheiten und Neigungen eines alten Geschlechts gemäß aufzutreten; verstand sie, die da höhnten und fluchten, wenn er auch wußte, daß sie irrten, so sie Gott die Schuld an der Sünde der Menschen gaben, jener Menschen, die das kostbare Vermögen der Freiheit schmählich zur Not des Nächsten und zu ihrem ewigen Unheil mißbrauchten. Und er scheute sich nicht, in einer Versammlung zu sitzen, wo über die Umgestaltung der Gemeinschaft gesprochen ward, und sein vornehmes Gesicht lud selbst manchen Fanatiker des Hasses ein, seine Nähe zu suchen und sich einer längst entwöhnten Höflichkeit zu befleißigen, wenn er sich mit diesem Anhänger einer im letzten völlig entgegengesetzten Weltanschauung in eine Unterhaltung einließ.

So war Trutz dazu gekommen, auch die Zeitungen zu beachten, welche im Dienste jener umstürzlerischen Partei, wie man sie nannte, standen. Während die meisten Blätter über den Selbstmord des Liebespaars im Einhorn nur unauffällig und knapp berichteten, wie immer, wo ein Vorkommnis auf das lustige Leben und Treiben der zahlreichen Gäste der Stadt einen dunklen Schatten werfen konnte, zeigte sich eine Zeitung der äußersten Linken über den Fall wohlunterrichtet. Danach war die Schauspielerin ein Mädchen von ungewöhnlicher Begabung gewesen, von der Fachschule weg für ein Theater einer Großstadt verpflichtet und damit einem Leiter untertan worden, der einer, bei aller äußeren Eleganz innerlich verdorren und verkümmerten

Gesellschaft zu Gefallen amte. Diese verrottete Sippe empfand ein Wesen, das sich rein zu bewahren trachtete, gar bald als einen Fremdkörper, und so kam es, daß der auf lange Zeit lautende Vertrag schon nach einem halben Jahre gelöst wurde, der Hohn gottvergessener Reporter das Mädchen nicht schonte und ihm die Möglichkeit benahm, von heute auf morgen irgendwo zu wirken, wo es eine seiner Art angemessene Beschäftigung gab. Ein Jugendfreund studierte um jene Zeit in derselben Stadt. Dem hatte die Schauspielerin all ihre Not vertraut. Er war Zeuge ihrer Hoffnungen und ihrer Enttäuschungen gewesen, und in seiner Liebe hatte er gelitten wie sie und vor allen Nichtswürdigkeiten jeden Glauben verloren. Zumal er, schweigsam und von schwermütiger Natur, in dieser leichtfertigen, genussüchtigen, grausamen Stadt so einsam war wie nur auf einer öden verlassenen Insel mitten im Weltmeer. So hatte seine Seele ein Echo gehabt für das Verlangen des geliebten Mädchens, aus einer Welt zu gehen, wo kein Tier so blutdürstig war wie die Menschen, mit denen sie leben sollten, Teufel, die in Raserei versielen, wo sie ein Wesen witterten, das seine Sehnsucht hatte nach den Sternen. Und aus der Hölle um sie herum waren sie geflüchtet und hatten keinen andern Weg gewußt als den Tod, und ihren letzten Atem verhaucht fern von jener Stätte, die ihnen das Leben so früh verdorben.

Das Blatt berichtete über das Unheil, um jene vielgenannte Bühne als ein Theater zu schildern, wo der nach Geld und Geblüt höchstgestellte Pöbel der Welt sich zusammenfinde. Sein Gewährsmann war voll Hohn über die Phrase von einer Kulturförderung durch das Theater überhaupt — das sei da wie dort eine Unterhaltungsangelegenheit des mehr oder minder zahlungsfähigen, genussüchtigen Speizers. Ein schändlicher Ausbeuter habe sich da gierig eines Talentes in der ersten Blüte und dazu, was ihm wohl das wichtigste gewesen, eines Mädchens von erlesener Schönheit versichert, um es gewissenlos auf die Straße zu werfen, als es sich seinem nach außen so sauber aufladierten und in Wahrheit durch und durch faulen Betriebe nicht anpassen mochte.

Auch im Einhorn mußte dieser Bericht gelesen werden. Denn dort war mancher Arbeiter beschäftigt, und die ließen sich, so

gut sie mit ihrem Brotherrn auskamen, doch ihre Überzeugung nicht nehmen, daß nur eine radikale Umgestaltung die Welt von der Mammonsflaverei erlösen könne, und waren eifrige und geschätzte Anhänger ihrer Partei, die sich ihr Leibblatt nicht versagten. So fand denn auch Trutz eines Tags Gemma, wie sie über dem Blatte saß, das ihr ein Zimmermädchen zugesteckt hatte.

»Du tatest wohl daran, die Arme auszustrecken, daß ich mich darein verfange und nicht ins Elend laufe!« dankte ihm Gemma.

»Und weißt du, wie mir's um Herz war, da du noch zögertest?« Trutz hatte Gemma ein Blatt aus seiner Briefftasche zugeschoben, und sie las die schwermütigen Strophen mit ihrer weichen, verhaltenen Stimme:

Allein

Liebste, ich sah in die Nacht,
Sah dich so dunkel vergehn —
Weint meine Seele und wacht:
Was ist geschehn?

Breit ist der Strom. Und du blfst
Drüben und wanderst und weit,
Und meine Seele, sie ist
Schatten und Einsamkeit.

Weit in der Ferne, da dröhnt
Unter den Stürmen die Schlacht,
Und meine Stimme ertönt
Und mein Ruf in die Nacht.

Stille das Haus. Nur der Wind
Seufzt und schläft wieder ein —
Ach, wir beide, wie sind
Wir so allein!

Der Schmerz, den er im Bangen um Gemma erlitten, war zu einem Nachklange von süßer Schwermut geworden. Sein eignes Gefühl tönte ihm mit neuer Gewalt entgegen als eine Melodie gewordene verklärte Erinnerung an teures Leid. Und er sah die feuchten Augen der Sprecherin, wie sie voll gläubigen Vertrauens dankbar zu ihm aufleuchteten, voll eines zärtlichen Mitleidens und einer innigen Bitte, und er beugte sich zu dem Munde, der so zu seinem berebten Fürsprecher geworden, nieder und küßte ihn.

»Stille das Haus. Nur der Wind seufzt und schläft wieder ein. Ach, wir beide, wie sind wir so allein!« hatte Gemma da in einer Anwandlung lieblicher Schelmerei die Schlußverse umgedeutet zu einer Verkündigung holber Heimlichkeit. »Und so, du meine kleine Schauspielerin, wollen wir's in Zu-

kunst vernehmen,« hatte Trutz lächelnd gedankt, und dann waren sie hinübergewandert in das Eßzimmer der Familie, wo nach dem Wunsche des Vaters auch für die Erwählten seiner beiden Töchter, für Trutz und Van der Mühlen, fortan Abend für Abend ein Gedeck ausliegen sollte. Montagnini hatte es so angeordnet, daß er zwischen seinen Töchtern saß, ihm gegenüber seine Frau zwischen den beiden Gästen. Trutz Magelone und Van der Mühlen Gemma gegenüber, an einem Kopfsende Lysander und am andern Ende eine stille ältere Verwandte des Hauses, die sich um die Wäsche des großen Betriebes kümmerte, ständig mit einem Kopfe farbiger Seidenbändchen im Gürtel und einem blitzblanken Bunde großer altväterlicher Schlüssel einherging und von kölnischem Wasser umduftet war.

Van der Mühlen war zu diesem ersten Familienabend feierlich in Frack und weißer Binde erschienen, während Trutz sich in seinem bequemen dunklen Rock wie ein längst Bekannter ausnahm. Auch Magelone hatte sich festlich geschmückt. Die Mutter und Gemma waren im Hauskleide geblieben, und wenn jene mit Trutz sprach, verglich sie ihn heimlich immer wieder mit dem Freier Magelonens, dem Erben alten Gutes, und gestand sich, daß ihr Mißtrauen unberechtigt gewesen und daß den Erwählten ihrer Jüngsten, der seine bescheidenen Verhältnisse und seine Ziele dem Vater klar und offen dargelegt hatte, eine Vornehmheit anderer und vielleicht höherer Art umwitterte, die ihn immer und überall aus der Masse hervorheben würde, auch wo er im Arbeitskittel gehen mußte.

Bei der Bowle war die Jugend lustig geworden, und Lysander forderte, daß man sich Brüderschaft zutrinke. Darauf hatte Magelone übermütig mit Trutz angestoßen und gelacht: »Bruder, deine Liebste heißt?« Und dem, als er das strahlende Gesicht vor sich schaute, das in seiner lichten, leuchtenden Schönheit wie das Bild eines Meisters blendete und berauschte, war die Gegenfrage nicht schwer geworden: »Schwesterlein, dein Liebster heißt?« Und dann war ihm über dem Tisch der Mund des Mädchens nahe gewesen, und er hatte ihn küssen müssen. Van der Mühlen war dem Beispiel gefolgt und hatte Gemma, der eine feine Röte in das dunkle Gesicht gestiegen war und es

voller und fraulicher erscheinen ließ, ebenso das Du mit einem Kusse geboten. Der Mutter waren die neuen Söhne nahe, und sie küßte sie lachend, und dabei ließen ihr die Tränen über die Wangen. Als auch der Verwandten ihr Recht geworden, begann Gemma plötzlich ungestüm zu weinen und eilte hinaus. Trutz, der sie suchte, fand sich in einer Türnische von ihrem Arm gehalten, während sie sich mit einem Tüchlein eifrig den Mund rieb. »Ich kann's nicht leiden, daß fremde Menschen sich küssen,« seufzte sie.

»Fremde?« mußte Trutz erstaunt fragen. »Deine Schwester, dein Schwager?«

»Weißt du etwas von ihnen, wissen sie etwas von dir?« hatte Gemma da geforscht. »Und ich — was wissen sie viel mehr von mir und ich von ihnen ...«

»Und du wolltest Schauspielerin werden — du!«

»Auf der Bühne wäre ich nicht Gemma Montagnini gewesen — aber es bei jedem Schritte von der Szene weg geblieben!« hatte das Mädchen, von Trutz zärtlich umfassen, beteuert. »Doch ich will's nimmer werden — nie — nur eins und das bleiben in Zeit und Ewigkeit: das, was du aus mir machst.«

Magelone gebrauchte ihr Recht, Trutz als einem Bruder zu nahen, ausgiebig, und es war ein flirrendes Licht in ihren Augen, wenn sie ihm an den gemeinsamen Abenden mit Lachen und Scherzen zusehen konnte, bis das stolze Gesicht seine Verslossenheit ablegte und ein gar lustiger, übermütiger Gesell ihr Red' und Antwort stand. Gemma hatte dazu ein stilles, ergebenes Lächeln und bisweilen einen Händedruck für den Geliebten, als wolle sie ihn so an ihre Nähe erinnern. Magelone schob dann gern einen Sessel hinter die beiden und verkündete, sie habe darüber zu wachen, daß keine heimliche Verschwörung angezettelt werde von einer, die den Freiherrn einzig und allein für sich beanspruche, ihn, der doch ihr, Magelonens, erklärter Bruder sei. Zu solchen Scherzen hatte Gemma verschleierte, abwehrende Augen. Und als Magelone einmal ein Pfänderspiel veranstalten wollte, hatte sie Trutz den Arm gereicht und ihn gebeten, sie in den Garten zu führen — Magelone möge ein Gleiches von ihrem Schatz fordern. Der Garten sei weitläufiger als das Zimmer, und mehrere Pärlein könnten sich da er-

öffentlichen Garten, der auf einer Land-
 zunge grünte und blühte, zu frühstücken.
 Dort lag meist schon ein schlankes weißes
 Boot mit dem Wimpel des Einhorns, und
 Gemma wartete des Geliebten, von der jun-
 gen Sommer Sonne rosig überhaucht, still und
 schön, und um sie her war der feine blaue
 Schleier von Luft und Wasser, Fintenschlag
 und Drosselstößen, der Duft früher Rosen.
 Das Mädchen hatte sich um den Stunden-
 plan des Studenten bekümmert, ihn sauber
 in ihr Merkbüchlein eingetragen, und Trug
 mochte bisweilen ein unglückliches Gesicht
 machen — es gab kein Erbarmen: wenn
 seine Stunde schlug, mußte er den Weg den
 Hügel hinauf antreten, und von der Höhe
 her sah er wohl noch ein weißes Boot, wie
 es über den schimmernden Spiegel der Stadt
 zuglitt, und sein Mädchen war es, das da
 heimkehrte. Bevor seine Tagesarbeit voll-
 endet war, durfte er der Liebsten nicht
 nahen — er habe bisher, so hatte sie ihn ge-
 meistert, gearbeitet, und jetzt, da doch beide
 darauf warten, zu heiraten, dürfe er erst
 recht nichts versäumen. Kam er dann abends,
 müde und rechtschaffen hungrig, so fand
 er sie, wie sie seiner im Garten wartete und
 irgendeine Lederei aus der von Feinschme-
 kerkern in allen Weltteilen gepriesenen Küche
 des Einhorns und einen Becher milden Land-
 weines in einer heimlichen Laube bereithielt,
 damit er sich daran für die gemeinsame
 Abendmahlzeit jenen Appetit hole, der mit
 dem Essen kommt. Und sie konnte Trug er-
 zählen, wie sie sich, um nicht ganz unvor-
 bereitet ihre Lehre bei der Tante anzutreten,
 am Morgen in der Küche des großen Hauses
 umgetan habe, wo es der Künste manche
 gebe, wert, daß man in ihr Geheimnis ein-
 bringe. Um ein gutes Süllelein brauche
 er sein Leben lang nicht zu bangen. Dann
 nahm Trug wohl die schöne feste Hand des
 Mädchens und prüfte die schlanken Finger,
 ob Feuer und Ruß ihre Spuren hinterlassen,
 und tat verwundert, daß er keine fand.

Den Samstagnachmittag hatten sie beide
 für einen Gang über Land, eine Fahrt ins
 Blaue hinein frei gehalten. Dann stiegen sie
 oft durch Wiese und Wald einen schönen
 Hügel hinan, rasteten im hohen Gras eines
 Bühls, wo sie einen Durchblick in die Weite
 hatten, und freuten sich an Strophen ein-

samer Dichter, die abseits von dem schellen-
 den und klingelnden Haufen verstandesalter
 Versmacher gingen, verbunden geblieben
 waren mit der Natur und von ihrer Zeit doch
 einen Gewinn, eine gesteigerte Empfindlichkeit
 mitbrachten und daher für ihr Gefühl eine
 gesteigerte Deutungsmöglichkeit. Für sie war
 Gemma eine liebevolle Deuterin. Dann be-
 standen die Strophen ihre Probe: sie waren,
 wie das Lied eines fremden Vogels, doch
 eine Gabe der Natur, gesendet aus deren
 unermessener Fülle, eingefügt in deren Ord-
 nung, und in ihrer Schönheit von geheimer
 Notwendigkeit. Die Seele des Mädchens
 war ihr Echo, und Trug wußte, daß, wenn
 je eine, Gemma das Recht hatte, sich be-
 rufen zu glauben, daß ihr Verlangen, Schau-
 spielerin zu werden, der Drang einer be-
 gnadeten Natur gewesen, mitzuteilen, was
 ihr vor andern eignete. Ihm zuliebe hatte
 sie diese Sehnsucht einschlafen lassen, und
 zärtlich war er besorgt, sie nicht wieder zu
 weden. Er liebte es, auf ihren Ausflügen
 wohl ein Stück Wiese an einer Hügelstraße
 über der Stadt mit ihr auszuspielen, das
 Licht und Sonne hatte und schöne Ausblicke
 zu Weiten und Fernen, und einen nahen
 Bauer etwa nach dem Preise für den Boden
 zu befragen. Dann bauten sie sich auf dem
 Papier ihr Häuschen, schlicht und wohn-
 lich, im Giebelfelde durfte das Einhorn nicht
 fehlen und über der Tür ein Delphin, der
 eine Meerfrau mit einer Leier trug, das
 Wappen der Harhus. Die Küche war weiß
 und lichtblau gehalten, und alles Geschirr
 sollte von Kupfer sein, und eine kleine Bi-
 bliothek mußte einen Ausbau zum Garten
 haben mit ungehemmtem Blick zu See und
 Bergen, wo Trug sitzen und arbeiten sollte.
 Eine Hecke von Thuja mußte alles einhegen,
 und dahinter sollten gelbe Rosen blühen und
 Feuerdorn und Flieder, und ein Gartenhaus
 mußte hoch in einer Ecke stehen, mit einem
 goldenen Wetterhahn auf dem First, und ein
 Brönnlein inmitten des Gartens klingen, wo
 Finken und Amseln aus einer weißen Schale
 trinken konnten.

»Ich freue mich deinetwegen, daß ich
 wohlhabend bin,« hatte Gemma einmal ge-
 standen. »Wenn Gott liebt, dem schenkt er
 Träume, und wir wollen unsre Träume
 leben.«

(Fortsetzung folgt.)

Glockenchor

Von Friedrich Lienhard

Der Sorgengeist hatte von Turm zu Turm gesucht,
Die Glocken mit Kreuzen gezeichnet, die Glocken
gebucht.

So geht der Forstmann quer durch dichten Bestand
Und späht und trägt eine Axt in kundiger Hand
Und schneidet hier einen Span und merkt sich dort:
„Die sind zum Tode bestimmt! Die nehmt ihr fort!“

Zehntausend Glocken waren zum Tode bestimmt.
Des Krieges Sorgengeist, hockend am Horizont,
Umschlingt von blutigem Brand, von krachender Front,
War über die Glocken im inneren Land ergrimmt.
„Her das Friedensgellaß, den harmonischen Haß!
Zerbrecht ihn! Schenkt dem Kriege das Metall!
Solang die Schlacht kracht, sei der Kirchturm stumm —
Auf, zu Kanonen schmelzt die Glocken um!“

Und als die ungeheure melodische Schar
In all den Türmen Deutschlands gezeichnet war,
Kam eine Welle von oben, ein Wunsch des Herrn,
Kam eine Stimme des Himmels und scholl von fern:
„Ihr Todgeweihten, ihr Glockengeister all,
Noch einmal öffnet das Herz zu Sang und Schall!“

Und es hob sich aus den Balken
Mitternachts ein erstes Läuten,
Daß des Turmes alte Falken
Hörchten: Was soll das bedeuten?
Fern im letzten Kirchlein war es,
Wo vom Berg der Bronnen rann,
Als in klarer Nacht ein klares
Glöcklein seinen Sang begann.

Zu den Nachbarglocken sprach
Seine leise, bittre Klage:
„Todeschwester, welche Schmach
Dringt in uns're Himmelstage!
Unser Klang, so fein gewogen,
Sonst dem Erdenzank entrückt,
Der aus Himmels blauem Bogen
Eine Sonntagswelt entzückt,
Muß hinunter in das Morden
Aufgewühlter Men schenhorden,
Wird zerbrochen, umgegossen
Und verunehrt zu Geschossen,
Wird entseelt und umgebracht —
Und so soll er in die Schlacht,
Und so heult der wilde Ton
Und zerreißt den Menschensohn.
Weh mir, Friede war mein Amt —
Nun bin ich zum Mord verdammt!“

Also klang's aus Kirchleins Wänden
Von der ersten zu der andern.
Diese sprach: „Ich werde enden
Auf dem Blutgefild von Scladern.
In erhabener Verschwendung
Werd' ich in die Feinde springen
Und, entzückt von selcher Sendung,
Mein Metall den Helden bringen,
Die auf jenen Schlachtfeldern
Um den Sinn des Daseins ringen.

Als Genosse werd' ich enden
Mit den andern Kampfgenossen,
Zur Kanone umgegossen
Und von Übermacht zerhossen —
Solch ein Enden ist ein Spenden!
Schwester, Leben ist Verschwendung!“

Und die dritte hub den Klopfer,
Schlug und scholl zu jenen beiden:
„Schwestern, Leben ist Erleiden,
Schwestern, Leben ist ein Opfer.
Habt ihr nicht zu heil'gen Hallen
Tausendfach das Volk gebeten?
Nunmehr sollt ihr selber beten,
Selber in die Tiefe fallen
Und den Staub der Erde kosten,
Nicht im Turm der Hoffart rosten,
Sollt aus der Beschaulichkeit
Springen in den Kampf der Zeit —
Auf! Zum Opfer seid bereit!“

So scholl zu den Glocken die Antwort der dritten;
Hier war's ein Frohlocken, dort klang's wie Bitten,
Ein Jauchzen war es hier, ein Jammern dort,
So rann und rollte das Wort von Ort zu Ort
Und zwang und schwang die andern in Wonn' und Weh,
Wie Dolden im Windhauch, wie Wasserkringel im See.
Es war ein Lachen und Weinen, ein Lebensverneinen
Und Lebensbejahen in all den erschütterten Steinen,
Von Menschen getürmt, von Menschen mit Glocken

bedacht,
Es war in der Luft eine mitternächliche Schlacht
Von Melodien und Stimmen, von Dom zu Dom,
Ein Todesbekenntnis, ein wuchtiger Lebensstrom —
Und doch zuletzt in Klang und Widerklang
Ein ungeheurer einziger deutscher Chorgefang!

Heil uns — also scholl der Chor
Brausend durch die Geisterstunde —,
Daß uns Deutschland auserkor,
Mit dem Heldenheer im Bunde
Mitzudürfen in die Taten,
In die krachenden Granaten!
Heil uns! Wenn wir wiederkommen,
Rückverwandelt in die Glocken,
Wird von leidgeprüften Frommen
Voller unser Ton vernommen
Als zuvor, wo unser Loden
In die laue Stadt geklungen —
Auf, Kameraden, unerschrocken
Ins Kanonenkleid gesprungen
Und den Sieg für uns errungen!
Ja, für uns und uns're Stille!
Also will's des Meisters Wille,
Zu entladen die Dämonen
Durch die Röhre der Kanonen,
Daß der Glockenchor der Erde
Nachher um so reiner werde!

So scholl der Chor der Glocken in jener letzten Nacht.
Dann, zu Kanonen gegossen, zogen sie fort in die
Schlacht.



Carl Strathmann:

Blütenstaub

Zu dem Aufsatz »Carl Strathmann« von Richard Braungart

Zu jenen nicht wenigen Künstlern nun, die in unsern Tagen unter diesen bekannten,

aber kaum abstellbaren Übelständen zu leiden haben, gehört auch Carl Strathmann in München. Wohin man auch in deutschen Landen schauen mag: man wird kaum einen zweiten Maler finden, der so weit jenseit der berühmten Hauptlinie der Entwicklung der modernen Malerei in gewollter Einsamkeit nur seinen eignen Ideen lebt. Strathmanns Kunst hat mit dem deutschen Normalimpressionismus, der in Max Liebermann seinen Klassiker anerkennt, ebenso wenig zu tun wie mit den Bestrebungen älterer oder

Aber »Herr Bedmesser irrt, wie dort, so hier«. Wahr ist, daß die Bilder Strathmanns in ihrer kühnen Mischung aus den verschiedensten Elementen so ziemlich ohne Beispiel in der Gegenwart sind und mit jenen Richtungen, von denen viele die Fort-



Aufziehendes Gewitter

entwicklung der Kunst erwarten, gar nichts zu schaffen haben. Allein man darf ein Doppeltes nicht übersehen. Zunächst, daß eine Kunst wie die Strathmanns eine in sich selbst beruhende Gattung darstellt und keinen Augenblick den Ehrgeiz hat, Fortsetzung oder

Anfang zu sein. Und dann: daß Strathmann alles Ernstes und trotz allem viel ältere Ahnen hat als fast alles, was man heute für Kunst hält. Denn Strathmanns Grundtechnik ist neben der Stichelei das Mosaik, d. h. ein Verfahren, ein Bild aus zahllosen bunten Teilchen in mühevoller Arbeit zusammenzusetzen. Diese Kunst, eine der

ältesten unter den dekorativen Techniken, ist bereits vor Jahrtausenden bekannt gewesen und geübt worden. Die Römer haben sie zur höchsten Vollendung ausgebildet, im alten Byzanz hat sie eine Steigerung ihrer Wirkung ins Mystisch-Überfönnliche erfahren —



Frühling

das Innere der Markuskirche in Venedig ist eins der erhabensten Beispiele dafür —, und auch in den späteren Jahrhunderten ist diese Kunst nie ganz verlorengegangen. Bei vielen asiatischen Völkern finden wir ebenfalls verwandte Techniken mit ähnlichen künstlerischen Zielen. Man sieht also: Der Stamm- baum Strath-



Roter Blumentopf

manns oder wenigstens eines wichtigen Elementes seiner Kunst senkt seine Wurzeln in den Boden ältester Zeiten und Kulturen und breitet seine Krone über einen großen Teil der Erde aus. Und es ist deshalb zum mindesten recht voreilig, zu behaupten, daß diese Kunst außerhalb jeder Überlieferung und Entwicklung stehe und zum lebendigen Leben der Gegenwart keine Beziehungen mehr habe. Man muß nur solche Zusammenhänge nicht immer an der Oberfläche suchen. Wer sich aber die Mühe nimmt, etwas tiefer zu schürfen, wird im Urgrund alles Seins die geheimen Ströme rauschen hören, die das Gegenwärtige mit dem Vergangenen und Zukünftigen verbinden.

Das Grundelement der Kunst Strathmanns ist, wenigstens in früheren Schaffensperioden, jedoch in gewissem Sinne auch heute noch, nicht die Farbe, sondern die Zeichnung, genauer: die Linie. Und unverkennbar ist es, daß diese Linie auch dort, wo sie nicht unmittelbar humoristischen Zwecken dient, ihre Abstammung oder wenigstens ihre nahe Verwandtschaft mit der Groteske oder der Karikatur nicht verleugnen kann. Es ließe sich vielleicht sogar beweisen, daß die eigentliche Quelle der Kunst Strath-

manns das Komische ist. Er war viele Jahre lang dem Publikum fast nur als Mitarbeiter der »Fliegenden Blätter« bekannt, in denen seine bizarren Zeichnungen ebenso auffielen, wie heute noch in den Ausstellungen seine Bilder. Und wie in diesen Zeichnungen das dekorative Element seiner Kunst und das Besondere seiner Ornamentik bereits in allem Wesentlichen ausgebildet ist, so hat sich ein gewisser, manchmal nur noch wie ein leises Zucken fühlbarer grotesk-komischer Zug auch in zahlreichen seiner späteren Werke, z. B. in den vielen Abwandlungen der »Musikanten im Schnee« erhalten; sogar in seinen merkwürdigen Kriegsbildern wird man bei einiger Aufmerksamkeit Reste davon nachzuweisen vermögen. Frei-

lich darf das nicht etwa so verstanden werden, als wolle Strathmann sich in seinen Bildern überhaupt nur einen Scherz erlauben. Und vollends muß man sich hüten, seine Blumenstilleben aus den letzten Jahren auf humoristische »Pointen« hin zu untersuchen. So ist das nicht gemeint, kann es nicht gemeint sein. Aber daß seine Linie im Figürlichen wie im Dekorativen sich auf geradem Wege von seiner Tätigkeit als Witzblattillustrator herleitet, kann kaum einen Augenblick zweifelhaft sein.

Besondere Beachtung verdient ferner der interessante Umstand, daß Strathmann nicht bei der Grotesk-Komik der Linie stehen geblieben ist, sondern auch das Kolorit für ähnliche Zwecke auszunutzen versucht hat. Es gibt manches Bild Strathmanns aus früheren Jahren, das als ein vollgültiger Beweis für die an sich ja längst bekannte Tatsache der Möglichkeit komischer Wirkungen durch das Mittel der Farbe gelten könnte. Ja, man darf sagen, daß Strathmann dieses Verfahren — wenn wir es so nennen wollen — fast zu einem System ausgebildet hat. Und man braucht nur einmal empfunden zu haben, wie komisch unter Umständen ein grelles Gelb, ein giftiges Grün, ein knallen-

des Rot oder Blau wirken kann, um zu wissen, wie das zu verstehen ist. Im übrigen gilt auch von dieser Seite der Angelegenheit, was von der Linie zu sagen war: daß Strathmann heute, wenigstens in seinen Blumenstillleben, über diese Dinge, soweit sie Entwicklungsmerkmale waren, hinausgewachsen ist. Jedenfalls hat die unerhörte Farbenpracht seiner Bilder aus den letzten Jahren wesentlich andre, d. h. ausschließlich dekorative Ziele.

Wie alle ganz oder teilweise humoristisch »orientierten« Menschen, hat Strathmann, nach dem Gesetz des Ausgleichs durch den Gegensatz, häufig das Verlangen nach der Gestaltung tragischer oder pathetischer Vorwürfe und nach der von jeder Karikatur himmelweit entfernten, reinen, absoluten Schönheit. So hat er manches religiöse Motiv gemalt, ein liebliches z. B. wie die heiligen drei Könige, wobei es ihm, wie bei einem Andachtsbild in einer Wallfahrtskirche, hauptsächlich um die Fülle des schmückenden Beiwerkes zu tun war, und ein tragisches, wie die Kreuzigung, das seiner Neigung zur verzerrenden Übercharakteristik auf halbem Wege entgegenkam. Und es konnte sich fügen, daß er selbst Motive wie die »Tierpredigt des hl. Antonius« in eine grotesk-komische Beleuchtung rückte, wofür er ja, um nur ein Beispiel zu nennen, in Wilhelm Busch einen ebenso kühnen wie erfolgreichen Vorläufer hatte. Eine nackte Magdalena allerdings, die zu Füßen des Kreuzes liegt, ist wohl lediglich um des wunderschönen Aktes willen gemalt und hat mit religiösen Empfindungen kaum mehr zu tun als so manche Magdalenen-Darstellung des Barock und Rokoko. Sie gehört in dieselbe »Kategorie« wie etwa das Bild »Eitelkeit«, das einen sich im Spiegel bewundernden Akt in einer Rosenlaube zeigt. In solchen Werken verleugnet Strathmann, wenigstens im Figürlichen, seine typische Linie, die alles

Lebende in Arabesten wandelt, und gibt sich der hemmungslosen Freude am realistisch gesehenen und gemalten Modell hin. Gewisse Züge freilich, in denen sich die Strathmannsche »Familienähnlichkeit« verrät, fehlen auch diesen paradiesischen Geschöpfen nicht ganz. Dafür spricht dann im Beiwerk und im Landschaftlichen der Stilist Strathmann meist um so persönlicher und vernehmlicher.

Daß sehr vielen Werken dieses seltsam komplizierten Künstlers ein kräftiger englischer Akzent eigentümlich ist, wird kundigen Betrachtern kaum entgehen. Tatsächlich ist dieses Element in der Kunst Strathmanns von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, aber auch von durchaus natürlicher Herkunft; ist doch die Mutter des Künstlers eine Engländerin gewesen. Und es scheint sicher, daß die für uns Deutsche ungewöhnliche Form des Strathmannschen Humors, der dem englischen Knock-about-Humor nahe verwandt ist, auf diese Abstammung zurückgeführt werden darf. Raum weniger stark waren übrigens,



Selbe Rosen



Ansturm

wenigstens zeitweise, die japanischen Einflüsse, die sich auf Einzelheiten (Linienführung, Farbgebung) ebenso wie auf die Personal- und Landschaftscharakteristik im allgemeinen erstrecken und, wenn man sich ihrer erst einmal bewußt geworden ist, manches erklären, was man vorher nicht verstanden hat und auch nicht verstehen konnte. Immer aber ist es das Technische, das, neben allen diesen Stilbesonderheiten, den Eindruck der Kunst Strathmanns zunächst bestimmt.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß ihre, nächsten Verwandten die Mosaiken des Altertums und des Mittelalters sind. Und es gibt tatsächlich Arbeiten von

Strathmann, auf denen die Farben in unregelmäßig geformten Stücken nebeneinandergelegt scheinen. In vielen Fällen dagegen erinnern seine Bilder, rein technisch beurteilt, an Applikationen, das heißt an Darstellungen, die aus verschieden großen,

bunten Stoffstücken komponiert sind. Abri- gens hat Strathmann öfter Stoffbilder eigenhändig ausgeführt. Die Farbflächen, das heißt die Stoffstücke, sind, wo Konturen nötig scheinen, mit Schnüren eingefast; an vielen Stellen sind, als Lichter sozusagen, farbige Glasplättchen oder andre Glitter aufgenäht. Ganz ähnlich verfährt Strathmann mit dem Pinsel. Die Grundie-



Regenfürst



Die heiligen drei Könige

Kun. Blicher & Ludwig, Leipzig

nung ist nicht selten vollkommen realistisch gemalt; oder sie ist bereits, was ebenso häufig ist, dekorativ-flächenhaft angelegt. In diesen auf solche Weise bedachtjam vorbereiteten Grund setzt Strathmann, wie ein Duwelier in ein Geschmeide, mit spitzem Pinsel unzählige Flecken und Punkte ein, die wie Edelsteine leuchten und dem Bilde jenes Märchenhaft-Bunte, Künstliche geben, das sie zu etwas so Einzigartigem macht. Besonders leicht festzustellen ist dieses Verfahren, das mit einem harmonischen Verbinden von »gestuftem« Vordergrund und realistischem Stimmungshintergrund Hand in Hand

geht, bei einigen älteren Landschaften. Bilder, wie die einförmigen, melancholischen »Felder« mit der energischen, fast bizarren Linksdrehung der meisten Linien und Flächen oder das »Aufziehende Gewitter« mit dem

primitiven Lattenzaun, der sich durch eine Wiese in den Mittelgrund hineinzieht und dem Bild im Verein mit dem geöffneten Wolkenhimmel eine große Tiefe gibt, sind bezeichnend für diese Darstellungsart.

Freilich: wer hier mit dem Maßstab der Wirklichkeitskunst mißt, wird, so reich an unmittelbarer Naturbeobachtung auch jedes der beiden Bilder ist, doch bald bedenklich den Kopf



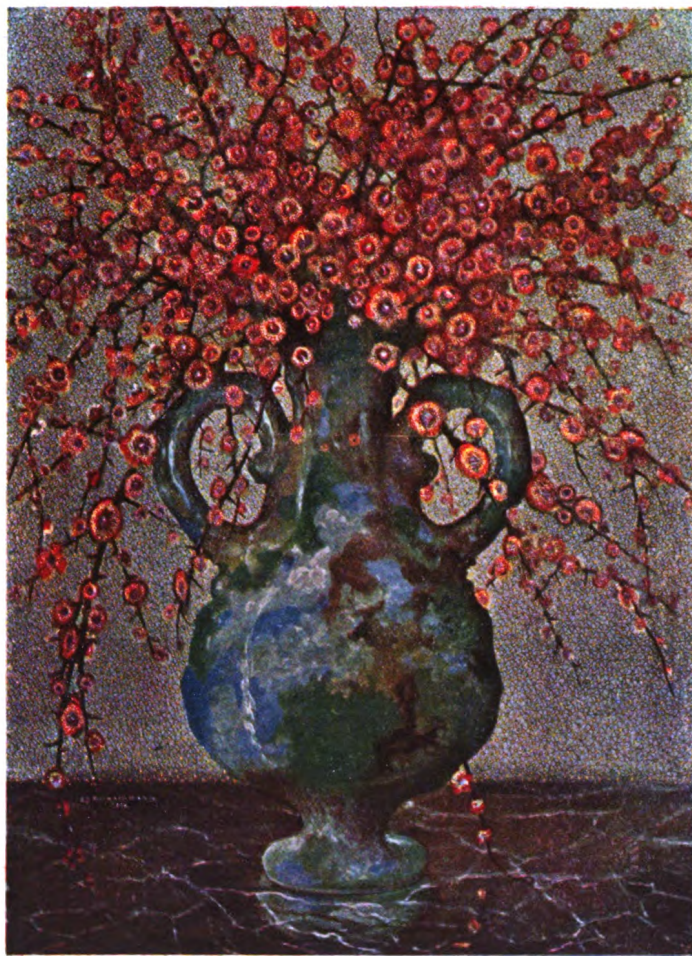
Hofnarr

schütteln, vor allem bei den »Gelbern«. Man wird aber gerade an solchen lehrreichen Beispielen am raschesten verstehen lernen, wie Strathmann zu dieser Art von »Übersehung« gekommen sein mag. Denn auch manch anderer hätte die Blumen im Vordergrund, die ja dem Beschauer am nächsten stehen und daher mit allen Einzelheiten ihrer Formen erkennbar sind, auf seine Weise mehr oder weniger liebevoll behandelt. Der Unterschied ist nur, daß der eine sie so sieht, wie sie dem Normalauge erscheinen, und daher gar nicht auf den Gedanken kommen kann, sie anders als realistisch zu malen, während ein Künstler wie Strathmann gerade das, was seine natürliche Form in vollster Deutlichkeit offenbart, kraft des ihm innewohnenden Triebes zur Umwertung aller Werte

automatisch in dekorative Formen verwandelt. Daß dann, bei realistischer Grundlage des Ganzen, der Mittel- und Hintergrund fast wie auf den Landschaften irgendeines beliebigen Stimmungslandscaplers erscheint, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. In neuerer Zeit allerdings hat sich das »Schema« Strathmanns für Landschaften geändert. Ein Bild wie der »Frühling« gibt einen zureichenden Begriff davon. Wir finden selbstverständlich hier wie überall den »bestimmten« Vordergrund, bemerken aber, daß auch die Bäume des Mittel- und Hintergrundes in den Auflösungs- oder Umwandlungsprozeß einbezogen sind. Gewisse äußere Formen (der Umriss usw.) sind noch realistisch, alles übrige aber ist dekorativ-flächenhaft, und die Durcharbeitung im einzelnen ist

derart, daß buchstäblich jeder naturalistische Wert in den entsprechenden stilistischen umgewandelt wird. Darin liegt zwar ohne Zweifel eine Steigerung der Künstlichkeit dieser Bilder, aber doch auch ein beträchtlicher Fortschritt auf dem Wege zur Einheitlichkeit des Stils.

Diese aus tastenden Anfängen zur Reife gediehene Entwicklung offenbart sich selbst dem Laien und Unvorbereiteten mit größter Eindringlichkeit in den Blumenstillen, die Strathmann in allen erdenklichen Größen und in unübersehbarer Zahl gemalt hat. Eine Verkettung von Umständen, zu denen auch die wachsende eigene Freude des Künstlers an der Uner schöpflichkeit der dabei sich ergebenden, lösenden und wieder sich verwickelnden Probleme gehört, hat ihn veranlaßt, sich vorläufig fast



Blütenzweig

ausschließlich der Blumenmalerei zu widmen. Da nun jedes Gebinde in einer Vase auf einer Marmorplatte steht, so müßte Einförmigkeit und Langeweile sehr rasch die unausbleibliche Folge sein, wenn Strathmann nicht ein Erfinder von einer Fülle der Einfälle wäre, die beinahe die Natur selbst zu beschämen vermöchte. Denn er begnügt sich nicht, ihre Formen zu wiederholen, hier so wenig, ja noch weniger, wie bei den Vordergrundblumen seiner Wiesen. Er entwickelt vielmehr aus den vorhandenen Formen ungezählte neue, Blumenindividualitäten, die irgendwo in den Tropen vielleicht einmal durch Zufall entstehen könnten, noch häufiger aber Träumern im Schläfe sich erschließen, wenn sie an der Hand einer zauberfundigen Fee durch das Land Nirgendwo wandern. Auch Medien haben im entrückten Zustande schon Blumen, oder was man so heißen mag, von ähnlicher Seltenheit und Seltsamkeit der Farben und Formen gesehen und gezeichnet.* Niemals oder fast niemals aber darf man bei den Blumen Strathmanns an die Wirklichkeit denken. Das sind Gebilde einer Phantasie, die in kaum geahnten, reicheren Welten heimisch ist und von dort Blumen in unser einfacheres Dasein verpflanzt, vor deren festlicher Pracht jeder Einwand verstummen muß. Und wenn wir uns ungefähr vergegenwärtigen, wie diese Blumen



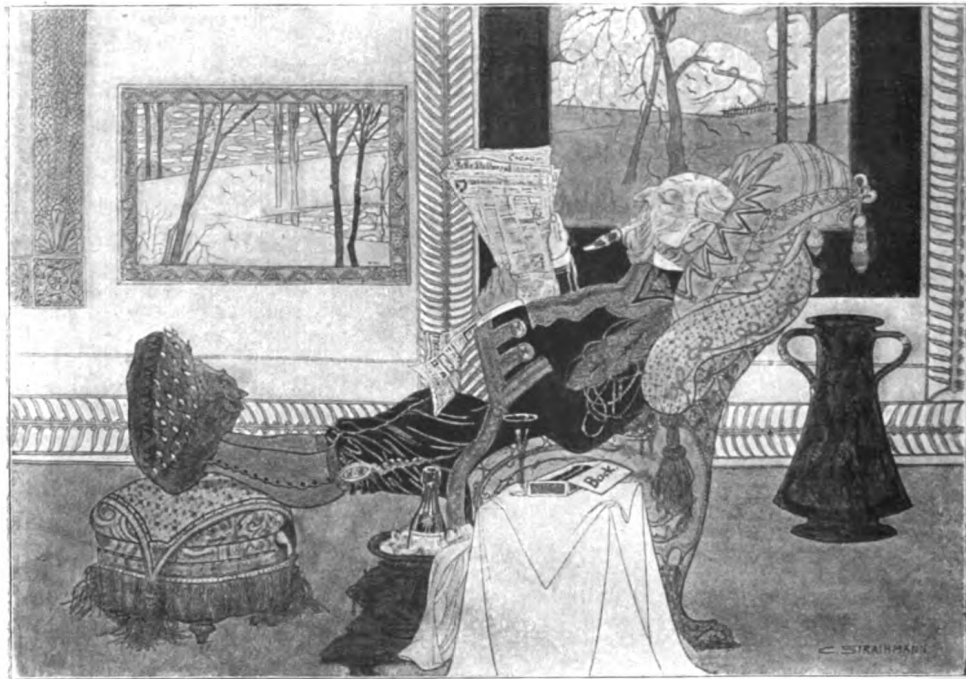
Weißgrüne Marmorbvase

— Märchen für Erwachsene — entstanden sein mögen, dann wundern wir uns gewiß nicht mehr, wenn ihre Räder und Sterne, Staubfäden, Blütenblätter und Stiele häufig Formen haben, die in der Natur — ich will nicht einmal sagen ganz unmöglich wären, aber doch jedenfalls, soweit unser Wissen reicht, nicht vorkommen; besonders auch nicht in den Größen, die Strathmann liebt, und die in den letzten Jahren sich mehr und mehr ins Riesenhafte gesteigert haben. Man erkennt diese Blumen, die den Betrachter fast so fremd und verwundert anzuschauen scheinen, wie er sie selbst ansieht, sofort als das, was sie sein sollen: als Schöpfungen einer ausgeprägt dekorativen Phantasie, für die

* Vgl. die im Juniheft 1914 farbig abgebildeten Blumenstücke der Medien Frau Hgmann und Frieda Gentes.

feines von den Gesetzen der Wirklichkeitsmalerei gilt. Und vergegenwärtigt man sich das recht eindringlich, dann ist alles andre, was diese Blumenstücke noch merkwürdig macht, ebenfalls ohne weiteres verständlich; denn auch die Vasen, aus denen diese Wundersträuße erblühen, wie die Papierblumen der Taschenspieler aus Zylinderhüten, sind nur zum Teil von dieser Welt. Jedenfalls sind ihre Formen sehr häufig nicht weniger seltsam und ungewöhnlich als ihre Färbungen, Glasuren, Schlitze und sonstigen

manns die Goldauflage durch ihre oft be-
rührend schöne Wirkung mehr als hinreichend begründet; denn gerade bei Arbeiten, deren Endzweck das Dekorative ist, wird jedes an sich einwandfreie technische Mittel dadurch gerechtfertigt, daß es seinen Zweck erreicht. Daß so ziemlich das gleiche auch von den negativen, in den Schnittpunkten der Linien mit Goldtupfeln besetzten Hintergründen vieler Strathmannscher Blumenstilleben gilt, ist selbstverständlich. Auch ist es vollkommen gleichgültig, ob solche »Prak-

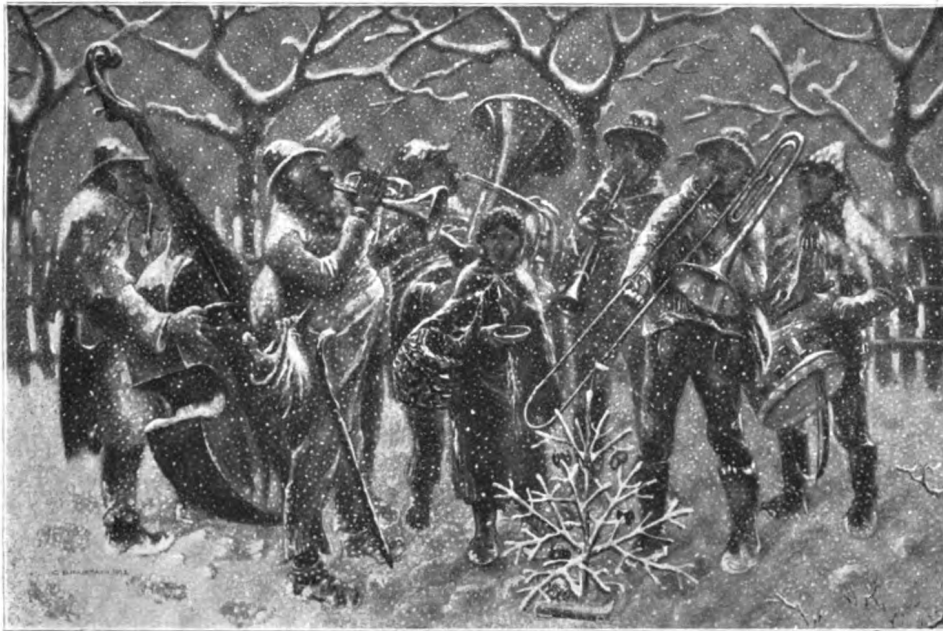


In Abwesenheit des Herrn

Schmuckzutaten. Und nicht zufrieden mit diesen Möglichkeiten, steigert Strathmann ihre Wirkungen nicht selten noch durch Goldornamente, die wie Einlegearbeiten wirken oder aus dem farbigen Grunde hervorzuleuchten scheinen. Diese Verwendung von Gold und gelegentlich auch von Silber ist dem Künstler unter allen seinen Absonderlichkeiten vielleicht am meisten verdacht worden. Sicherlich ganz zu Unrecht; denn sie ist nichts weiter als die letzte, natürlichste Folge einer Entwicklung, die vom Dekorativ-Kunstgewerblichen ausgeht und, wenn auch auf höherer Stufe, wieder dahin zurückstrebt. Im übrigen ist bei den Vasen Strath-

manns auch von andern angewendet worden oder nicht. Wer als Erfinder und auch sonst in allen Stücken außerhalb jeder Schule und Tagesrichtung steht, schafft nur nach eignen Normen, getreu der Weisung des Hans Sachs an Junker Etolzing: »Ihr stellt sie selbst (die Regel nämlich) und folgt ihr dann.«

Viele werden vielleicht glauben, daß diese Blumenstilleben und auch andre Bilder Strathmanns plötzlich aus augenblicklicher Phantasieüberhitzung hervorberechen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. So mancher Einfall ruht, nachdem er vorläufig festgehalten ist, oft viele Monate, selbst jahrelang, bis



Musikanten

ein glücklicher Augenblick das Begonnene fortsetzt. Aber auch dann wird nicht immer schon ein Abschluß gefunden; und ebenso kann es sich ereignen, daß am Ende etwas ganz andres zustande kommt, als ursprünglich geplant war. Das ist aber bei der Malweise und dem Charakter der Kunst Strathmanns etwas durchaus Natürliches und Folgerichtiges. Denn hier handelt es sich nicht um Impressionen, also um rasch vorübergehende Eindrücke, deren Gestaltung als geglückt gelten kann, wenn der flüchtige Augenblick mit allen seinen Eigentümlichkeiten festgehalten ist, sondern um die For-



Don Quijote

mung von Bildgedanken, die sich langsam aus tausendfältig strömenden Quellen nähren und nur allmählich ihre endgültige konkrete Erscheinung gewinnen. Daß unter diesen Umständen auch die Technik des Künstlers eine ganz andre sein muß als bei der impressionistischen Auffassungs- und Darstellungsweise, bedarf gewiß keines Beweises oder gar einer Entschuldigung. Aber noch

ein andres wichtiges Moment ergibt sich aus der technischen und artistischen Besonderheit der Kunst Strathmanns: daß nämlich die meisten seiner Arbeiten nur aus Notbehelf ihr Leben als Staffeleibilder fristen. Jeder Besitzer von Werken dieses Künstlers wird es schon empfunden haben, wie unendlich schwer es ist, geeignete Rahmen für sie zu finden. Im Grunde gibt es solche wohl überhaupt nicht; höchstens weiße Leisten

vermögen bis zu einem gewissen Grade die ungeheure farbige und lineare Spannung der Strathmannschen Schöpfungen und ihren drängenden Überschwang zu bändigen und zusammenzuhalten; dem Golde gelingt es weit seltener. Der eigentliche Platz für die Kunst Strathmanns ist eben die Wand. Hier wirkt sie als schmückender und zugleich wesentlicher Bestandteil dieser selbst: als Fresko oder als Füllung. Nur in dieser Gestalt vermöchte sie ihrer dekorativen Sendung vollkommen Genüge zu tun. Aber es ist ein eigenartiges Verhängnis, daß unsre Zeit für ihre

geborenen Dekorateur keine würdigen Aufgaben hat, obwohl es an Wänden dazu, in öffentlichen und privaten Gebäuden, sowie an Mitteln zur Ausführung gewiß nicht fehlte. So kommt es, daß auch ein Künstler wie Strathmann gezwungen ist, zum Ersatz für die Wand, die er mit seinen Phantasiegebilden aufzuhellen und zu beleben berufen wäre, mit Leinwand, Pappe,

ja selbst Papier vorliebzunehmen.

Es ist klar, daß ein Künstler von solcher Sonderart (nicht Sonderlingsart) von Jugend auf sich an allen möglichen Ranten und Ecken stoßen mußte und in keine Schablone passen wollte. Wir hören z. B., daß Strathmann, der am 11. September 1866 in Düsseldorf als Sohn eines Fabrikbesitzers und späteren chilenischen Konsuls geboren wurde, aber den größten Teil seiner



Riesenblumen

Jugend in Leipzig verlebte — der Tonfall seiner Stimme erinnert noch heute an den sächsischen Aufenthal —, zunächst einmal die Düsseldorfer Akademie besuchte. Selbstverständlich ohne Erfolg. Daran zweifelt niemand. Aber daß er wegen Talentlosigkeit entlassen wurde, wird doch auch den überraschen, der von der Bedingtheit des Akademiestudiums selbst im besten Falle überzeugt ist. Von Düsseldorf ging Strathmann zu Kalkreuth nach Weimar, wo er nicht ohne Gewinn gearbeitet hat, ohne freilich von Kalkreuths Art selbst viel für sich

verwerten zu können. Als dann Kalkreuth sein Lehramt aufgab, verließ Strathmann Weimar und siedelte (1891) nach München über, wo er bis zum heutigen Tage geblieben und fest eingewurzelt ist. Zur Münchner Kunst im engeren oder auch nur weiteren Sinne gehört er allerdings heute so wenig wie zu Anfang der neunziger Jahre, da er als eben »Zugereifter« mit seiner erotischen »Salambo« und andern, ähnlichen Werken nicht geringes, teils bewunderndes, teils ent-

ganze Generation typisch ist. Sie gehörte einst Bruno Piglhein und ist eines der Prunkateliers aus der Zeit der Kaulbach, Lenbach u. a. m. mit schwerem Gebälk, Tafelungen, Säulen, Estraden, ähnlich dem des Schönheitsfuchers und Frauenlob Papperitz, das unmittelbar über dem Strathmanns liegt. Aber man irrte sehr, wollte man sich diesen Raum als eine Antiquitätenrumpelkammer vorstellen. Es findet sich, in bestimmtem Sinne, nichts Totes in ihm; denn



Blumen in schwarzgoldner Vase

rüstetes Erstaunen weckte. Er läßt sich, wie wir gesehen haben, überhaupt nicht irgendeinem örtlich begrenzten Kunstbezirk zuteilen, sondern stellt eine kleine Welt für sich inmitten der ja auch nicht einheitlichen, vielmehr millionenfach zerklüfteten und gespaltenen Umwelt dar. Der Kern und Ausstrahlungspunkt dieses Strathmannschen Mikrokosmos aber ist, wenn wir von seinem Inneren, dem eigentlichen Phantasiezentrum, absehen wollen, seine Werkstatt in einem Rückgebäude der nüchternen, langweiligen Landwehrstraße, eine Arbeitsstätte, die, im Gegensatz zu so manchen andern jüngerer Künstler, für die hier entstehende Kunst, ja für eine

alles ist zur Kunst Strathmanns in mittelbare oder unmittelbare Beziehung gesetzt. Ist doch ein Teil der Möbel nach seinen Entwürfen ausgeführt; ebenso verraten Wandbespannungen, Behänge und Rissen mit Applikationen und Stickerien den Stil dieses Künstlers und seine nicht zu verkennende Handschrift. Und man ist angesichts dieser eigenartigen, höchst dekorativen Dinge fast ein wenig erstaunt, daß Strathmann, der doch dazu berufen schien, beim Ausgestalten des modernen dekorativen Stils tätig mitzuwirken, trotzdem keine Rolle — zum mindesten keine führende — dabei gespielt hat. Es gibt zwar, außer den eben genann-

ten Gegenständen der Wohnungsdekoration, noch manchen trefflichen Entwurf für Tapeten, Buchumschläge, Stoffe u. a. m. von ihm. Aber sie sind alle ziemlich unbekannt und jedenfalls ohne bestimmenden Einfluß auf die allgemeine Stilentwicklung geblieben. Wenn man sich allerdings der Stellung Strathmanns im Gesamtchaffen unserer Zeit erinnert, so wundert man sich nicht mehr darüber; denn der höchst persönliche Geschmack dieses Künstlers konnte nie der einer Menge werden, die immer nur das Durchschnittliche begreift und sich zu eigen macht. So ist die Kraft dieses Künstlers, auf diesem Gebiete wenigstens, bisher so gut wie ungenutzt geblieben.

Aber verloren ist deshalb trotzdem nichts; denn Kräfte solcher Art pflegen sich ohne viele Schwierigkeiten anderswo Luft zu machen. Wir haben ja gesehen, wie das, was in der angewandten Kunst möglicherweise verzerrt und in kleiner Münze ausgegeben worden wäre, auf den Bildern Strathmanns in schöner Konzentration, in purem Golde gewissermaßen, bildhafte Erscheinung geworden ist. Und es kommt uns gar nicht zum Bewußtsein, daß der phantasiebeflügelte Künstler, der alle diese glänzenden gemalten Schmuckstücke geschaffen hat, zuzeiten auch ein nüchterner Rechner

und Praktiker sein kann. Vielleicht ist das, wie wir es oft genug beobachten können, eine Folge oder vielmehr eine Begleiterscheinung zur Begabung für den Humor. Jedenfalls erklärt es manches Konstruktive an den Bildern Strathmanns, das sonst fast rätselhaft schiene und nicht selten auch erlöstend wirkte, aus tiefsten seelischen Ursachen heraus, führt auch scheinbar rein technische, um nicht zu sagen rechnerische Dinge auf Menschliches zurück und beweist wieder einmal die letzten Zusammenhänge alles Geschehens.

Aber wir wollen uns zum Schluß nicht in kunstphilosophische Grübeleien verlieren. Sondern den Blick noch einmal mit voller Klarheit auf der beglückenden, sich selbst rechtfertigenden Wirklichkeit der Strathmannschen Kunst ruhen lassen. Wir nehmen gewiß die Überzeugung mit, daß dieser Maler, wenn man ihn nicht in einen schiefen Vergleich mit dem Können und Wollen der Gegenwart bringt, jedem Unvoreingenommenen früher oder später zu einem Erlebnis werden muß, dessen Nachwirkungen unverwischbar sind. Er gehört eben zu jenen, die uns zwingen, irgendeinmal Stellung zu ihnen zu nehmen. Nur starke Künstler pflegen das zu tun. Diese aber haben ihr Spiel schon gewonnen, ehe sie es begonnen haben. Das ist auch der Fall Strathmanns.

Andacht

Der Abend brannte feierlich zu Tal,
Die Birken waren lauter Glanz und Gnade.
Ich trat in ihren golddurchspielten Saal
Und wanderte noch nie betretne Pfade.

Die Gräser sprachen und die Wipfel klangen,
Und war ein wunderbares Quellentönen.
Und als im Busch die Nachtigallen sangen,
Da ward es heilig wie im Land des Schönen.

Mein Ahnen wuchs und mit ihm mein Vertrauen,
Es war, als ob ein Himmel mich umwehte.
Ich stand in Demut, mit gesenkten Brauen,
Und stammelte die brünstigsten Gebete.

Hans Bethge

Ein Alchimist der Seele Graf Alessandro Cagliostro Von Hans Freimark

Am Anfang jeder großen Zeitenwende der Weltgeschichte steht der Gedanke der Wiedergeburt. Er entkeimt den Gemütern, lange bevor die umwälzende Erneuerung die Leiber in blutigem Ringen widereinanderpeitscht. Bis zur fanatischen Förderung des allgemeinen Umsturzes steigert sich in einzelnen Seelen die brennende Gier nach Neugestaltung. Das Bestehende wird zum Feinde schlechthin, nicht weil es überlebt und untauglich ist, sondern einfach, weil es besteht. In den blutrünstigen Manifesten der italienischen Futuristen und der ihnen geistesverwandten Gruppen haben wir eindringliche Beispiele dieser taumelnden, sich in ihren Äußerungen überschlagenden Sucht nach gänzlicher Verfehrung und Auflösung alles Daseienden. Wo die Gemüter weniger chaotisch gestimmt, die Phantasien minder ausschweifend sind, richtete der Sinn sich auf die in der Umwelt liegenden Möglichkeiten einer Veränderung der Daseinsgestaltung. Der Ruf nach einfacher kräftiger Lebenshaltung, nach naturgemäßer Leibespflege wurde laut und der Wunsch, den Einzelnen durch den Boden inniger wieder mit unser aller Mutter, der Erde, zu verknüpfen.

Bei all diesen Bewegungen ist der eine Gedanke leitend: Erneuerung. Dieser Begriff ist weit über die Auffassung einer lediglich äußeren Ertüchtigung erhoben, ja, er hat für viele seiner Verfechter geradezu den Wert eines Glaubenssymbols. Sicherlich nimmt er auch sein Leben aus seelischen Gehalten, die ehedem religiösen Werten zugewendet waren. Dafür spricht die tiefe Inbrunst, mit der die Anhänger jener Bewegungen das Heil der Zukunft von der Ausgestaltung ihrer umformenden Überzeugungen erwarten. Noch stärker ist diese Erscheinung in den Äußerungen jener Kreise ausgeprägt, die im Gegensatz zu dem

eifernden und dem tätigen Ergreifen des nahenden Neuen dessen Kommen als Geschenk und Gnade einer höheren Welt erhoffen. Sie lehnen ein vorbereitendes Tun nicht ab, aber ihre Taten sind gänzlich zum Inneren oder, wie sie es meist fassen, zu einem Überfinnlichen hingelehrt. Die ersohnte Wandlung wird unter allerlei Bildern dargestellt, und schließlich tritt, was ursprünglich Zeichen für einen geistigen Vorgang ist, an dessen Stelle. Was mystische Versenkung zu erreichen sucht, indem sie über die zeitlichen Bedingtheiten hinausführt, will die magische Übung dadurch erzwingen, daß sie Unendliches in das Begrenzte hereinruft. Theosophisches Wirken und okkultistisches Bemühen haben auch in unsern Tagen manches Licht entzündet, aber noch mehr Schatten geworfen. Eine umfangreiche Literatur haben sie erzeugt. Von Gottbeseffenen und Sehergestalten geht der Strom zu den Dichtern. Mystik klingt die Tiefe des Bedeuts »Krieg« von Karl Hauptmann, und mystische Weisheit birgt sich in den magischen Formeln von Meyrinks »Golem« und seinem »Grünen Gesicht«. Lehrer und Dichter, Mystiker und Magier, alle deuten sie, so verschieden die Formen ihrer Gebärde

auch sind, auf den Quellpunkt des Geschehens hin: die Wiedergeburt.

Das Zeichen stand am geistigen Himmel Europas, als der Stammensturm der Französischen Revolution ausbrach. Aber ein Jahrhundert trennt uns von jenem blutumdunsteten Beginn einer neuen Zeit. Er war uns zur Legende geworden. Jetzt lebt er uns in dem Umschaffen dieser Tage wieder auf und schärft unser Empfinden für das Vorbildende jener Epoche.

Damals waren die freimaurerischen und auch die rosenkreuzerischen Logen die Träger des Erneuerungs-



Graf Alessandro Cagliostro

gedankens. Den handwerklichen Brauchtümern der mittelalterlichen Bauhütten, auf die die Logen zurückgingen und die sie mit tabbalistischen und gnostischen Lehren verschmolzen, war der Gedanke des schöpferischen Bildens und Umbildens sehr geläufig. Das gesamte Werbespiel der Welt stellte sich ihnen als ein dauernder Akt überindividueller Zeugung und Geburt dar. Solche Betrachtungsweise mußte auch das individuelle Wiebergebornwerden im Geiste unausweichlich fordern. Die Wiegegeburt war eins und gleich mit dem Bereiten des Steines nach dem rechten Winkelmaß. Eng verbunden mit der Arbeit in und an sich ist die im Dienste des Allgemeinen. Niemand baut Haus und Tempel nur für sich. Jeder hat eine Mehrheit vor Augen, denen seine Schöpfungen Heimat und Andacht sichern sollen. Die Wiegegeburt war daher keineswegs eine in das Belieben des Einzelnen gestellte Tat, sie wurde zur Aufgabe der Persönlichkeit, die über sich hinaus an der Neuformung ihrer Umwelt mitzuwirken hatte.

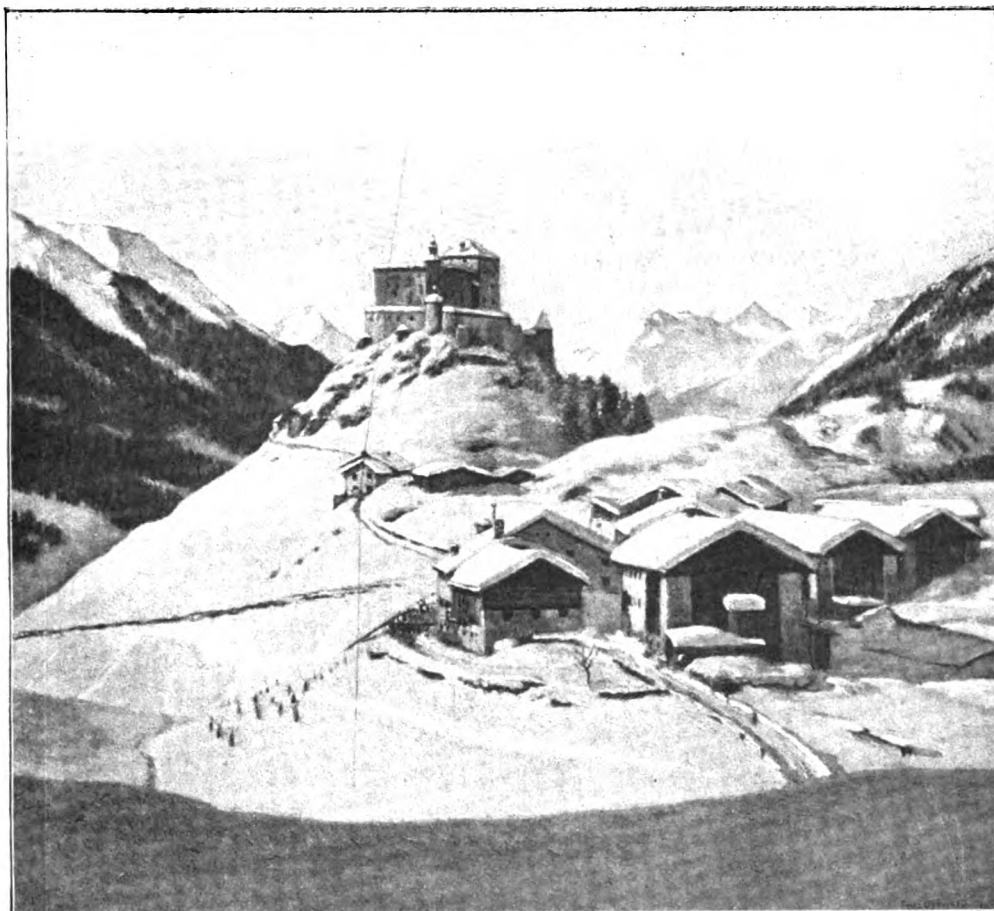
Die Besserungsbedürftigkeit der vorrevolutionären staatlichen und sozialen Zustände war den herrschenden Ständen keineswegs verschlossen, und manche Maßregel zeigt, daß diese selbst die bestehenden Verhältnisse als unerträglich empfanden. Nur gebachten sie mit kleinen Mitteln zu beheben, was nicht einmal der grundstürzenden Änderung völlig gelang. Ihr Bemühen hatte denn auch lediglich den Erfolg, die heillose Verwirrung, in die die menschlichen Beziehungen geraten waren, jedermann zu offenbaren. Der Vorwitz einiger Menschen, schien es, hatte diesen Widersinn geschaffen. Es war selbstverständlich, daß die Forderung sich einstellte, ihn zu beseitigen, indem die Menschheit zu urtümlicher Einfachheit zurückkehrte. Das war der Mahnruf Rousseaus. Ihm war der natürliche Mensch an sich gut, seine Mängel und Fehler waren eine Folge der durch Jahrhunderte erlittenen Bedrückung. Zerbrach er deren Fesseln, warf er das ihm aufgelastete Joch ab, so kehrte er zu seinem mit ihm geborenen Rechte zurück, aus eigener Entschliebung über sich selbst zu bestimmen. Die Freiheit war in die Hand des Menschen gegeben. Dieser Satz war fruchtbar. Er bedeckte als Panier jeden Wunsch, jedes Begehren. Die Logen griffen ihn eifrig auf und waren eifrig in seiner Deutung. Hier war aller Öffentlichkeit als Grundbedingung menschlichen Daseins genannt, was die von ihnen gepflegten Geheimlehren nur verhüllt andeuteten. Zumal den alchimistischen Spekulationen, mit denen sie sich, anknüpfend an bestimmte mittelalterliche Überlieferungen, beschäftigten, galt als Krönung des »chimischen Prozesses« die Schaffung des von jeder irdischen Bindung gelösten, des freien, das ist: des göttlichen Menschen.

Gemeinbin ist von den Alchimisten nur be-

kannt, daß sie nach reichlich seltsamen und verschrobenen Rezepten unedle Metalle in edle zu verwandeln suchten. Diese Umwandlung war jedoch nur eins, nicht einmal das vornehmste ihrer Ziele. Der »Stein der Weisen« oder die »Universalinktur«, das »Jungfernerpergament« und wie diese Chiffren heißen, nach deren Erlangung sie vermeintlich strebten, bedeutete letzten Endes den seines wahren Wesens bewußten und also göttlich-schöpferischen Menschen. Die »chimische Hochzeit« vollzieht sich nicht in der Retorte. Das Ich ist das gläserne, das zerbrechliche Gefäß, darin sich das Untere mit dem Oberen, die geschöpfhafte Art mit dem schöpferischen Gut in inniger Durchdringung verbinden oder voneinander scheiden müssen. Glückt das Experiment, dann ist die Verwandlung vollzogen. Das »lautere Gold« gewonnen, die andre Geburt vollendet. Dem Wiebergebornen, der ihrer schicksalsgemäßen Bestimmung bewußten Seele eignet »das Wort«. Wer das Wort hat, dem dienen die Engel, weil er erfüllt ist vom Dienste für das Wort. Das heißt: der Freie bedarf keines Gesetzes, denn er ist Gesetz in sich selber.

Die Übertragung dieser mystischen Wahrheit in eine der ihren kraft entgegengesetzte Wirklichkeit mußte zur Auflösung jener Erscheinungen in der damaligen Welt führen, die dieser Kraftprobe nicht standzuhalten vermochten. Der Boden wurde gründlich umgebrochen. Dogmen und Autoritäten kamen ins Wanken. Vor dem Urteil der Vernunft verblakten die Privilegien der einzelnen Stände, und in den Herzen verlor sogar der Glaube an Gewicht. Nichts schien sicher, wie der Zweifel an allem. Und doch sehnte sich die ihm verfallene Menschheit nach Gewissheiten, solchen des äußeren wie des inneren Lebens. Ein seltsames Beieinander von scheinbarer Aufgeklärtheit, der die Welt des Seelischen ein Ammenmärchen und nur die größten Sinneserfahrungen wirklich sind, und von uferloser Wundersucht, die jeder phantastischen Tollheit nachläßt, wenn diese dem materialistischen Dünkel Rechnung trägt und Erlangung geheimnisvoller Kräfte, Machtzuwachs, Verlängerung des Daseins, Jugendkraft, Schönheit und Reichtum, kurz einen nahen handgreiflichen Vorteil in Aussicht stellt, findet sich in dieser in ihren Grundlagen verstorbenen Zeit. Der Mesmerismus erlebte seinen Triumph, und die Somnambulen saßen auf den Meisterstühlen der Logen und verkündeten das Nahen des Erlösers und den Anbruch des goldenen Zeitalters.

Eine zitternde Ungebulb bemächtigte sich der Menschen, eine jähe Begierde, die Zukunft an sich zu reißen, ehe die Schauer der Zukunft über sie herstürzten. Niemand mochte abwarten, was die Entwicklung ihm bringen würde, jeder eilte, vorwegzunehmen, was er meinte, daß



Fritz Oßwald:

Schloß Tarasp

Aus der Hessischen Kunstausstellung in Darmstadt vom Sommer 1917
 Aufn. von Jt. van der Smitten in Darmstadt

ihm zukomme. Das Grad- und Rangwesen in den Orden übergipfelte sich bis zum offenbaren Unsinn. Es ist kennzeichnend für die geistige Verfassung jener Epoche, daß es Systeme gab, wo die höchsten Stufen pomphafte Bezeichnungen führten, ohne daß ein Inhaber dieser Würden vorhanden gewesen wäre. Das glatte Nichts erschien also als Center von Gemeinschaften, die ihren Oberen zu unweigerlichem Gehorsam verpflichtet waren. Wieviel unlautere Ränkesucht hatte nicht ihr Spiel innerhalb dieser halbdunklen geheimnischwangeren Atmosphäre! Die neugierige Lüsterheit und die sich blähende Eitelkeit waren willkommene Ausbeutungsobjekte. War doch der ganze Anflug mit den Graden und Würden darauf zurückzuführen, daß das sich redende Bürgertum lindisch nach Ehren und Auszeichnungen tappte und sich im Glanze eines Titels des »Schottischen Ritters« oder des »Templers« sonnte. Nicht minder schmeichelte es ihm, wenn es Seite an Seite mit Fürsten und Herren von Geblüt der Erkenntnisse höherer Welten teilhaftig wurde. Die Aufhebung jedes Standesunterschiedes nach Geburt vermehrte den Reiz, den die Einrichtung der Stufen und Grade dem größten Teil der Eingeweihten gewährte. Verstärkt wurde diese angenehme Empfindung durch die Überzeugung, mittels der Zugehörigkeit zum Orden einer höheren geistigen Weltensordnung als Mitglied eingefügt zu sein: eine Annahme, in die die meisten Orden ihre Anhänger geflissentlich versetzten. Diese aufrührenden Lodungen und die nicht minder gemütsbewegenden Verheißungen von allerlei zu erwartenden Offenbarungen brachten die nach Erneuerung Verlangenden allmählich in eine Verfassung, da das Unwahrscheinliche natürlich und das Unglaubliche selbstverständlich wurde.

Im Februar des Jahres 1779 traf in Mitau, der Hauptstadt Kurlands, von Königsberg her mit Extrapost ein vornehmer Reisender ein, der sich Graf Alessandro Cagliostro nannte und sich für einen Obersten in spanischen Diensten ausgab. Bald nach seiner Ankunft suchte der Fremde den Meister vom Stuhl der Mitauer Loge, die übrigens kaum viel mehr als ein Familienzirkel war, auf und führte sich bei ihm als Bruder Maurer ein, der von seinen Oberen mit einer »Mission nach dem Norden« betraut worden sei. Von dieser Begegnung ab nimmt ein Ruhm seinen Anfang, der binnen eines Jahrzehnts ganz Europa erfüllen und zu göttlicher Glorie aufsteigen sollte. Was vor Mitau lag, war dumpfe und verworrene Gier nach Höhe und Herrschaft. Im Blute des Sohnes des bankrott gewordenen Palermoer Buchhändlers trieben dunkle Erinnerungen an einen Ahn von fürstlicher arabischer Herkunft

ihr spitzhaft drängendes Wesen und heßten ihn über die Enge seiner kleinbürgerlichen Umgebung hinaus. Die Klostererziehung, die ihm in Cartagirona zuteil geworden war, wirkte nicht bannend auf seine fessellose Phantasie. Sie gab ihm nur durch die Beschäftigung in der Apotheke der frommen Brüder allerlei Halbwissen über Heilwesen und chemische Prozeduren. Als Josef Balsamo, wie Cagliostro eigentlich hieß, eines schönen Tags aus dem Kloster entwich, atmete das gesamte Konvikt, dem er Verdruß genug bereitet hatte, erleichtert auf. Die Dummheijungenstreiche werden von dem der Zucht Entflohenen zunächst fortgesetzt. Sie bleiben keineswegs harmlos. Es kommt zu Prellereien auf Schatzgräberei Verfassener, zu Fälschungen von Testamenten und Urlaubsausweisen. Jedoch weniger um des krassen klingenden Vorteils willen. Was ihn zu diesen Unternehmungen verlockte, war die Möglichkeit, über die gemeine Welt durch Wiß und Geschick zu triumphieren. Schließlich wurde ihm aber der Boden in Palermo zu heiß. Es beginnt ein abenteuerndes Wanderleben. Anfangs in Gemeinschaft mit dem und jenem Genossen, später allein. Unter diesen Kumpanen sind Industriemitter wie der Wechselfälscher Agliata, aber auch Erscheinungen, wie die, daraus der Althotas seiner Abstammungslegende wurde. Wer das Urbild dieses »Meisters« ist, bleibt im Dunkeln. Er wird bald als Grieche, bald als Spanier bezeichnet. Neuere Forschung hat vermutet, daß es ein jütländischer Kaufmann namens Kölmer war, der später dem Begründer des Illuminatenordens, Adam Weisshaupt, Unterricht in der Magie erteilt habe. Soviel ist jedenfalls sicher, daß es ein Mann war, der in einer gewissen Breite über die naturwissenschaftlichen Kenntnisse seiner Zeit verfügte. Durch das Zusammentreffen mit ihm wurde unser Abenteurer auf das Gebiet gelenkt, für das er eine natürliche Begabung mitbrachte. Seine suggestiven Fähigkeiten sind außer Zweifel. Im Zusammenhang mit kataleptischen Dämmerzuständen, denen er ausgesetzt war, wurden sie ihm zum Beweise seiner höheren Natur und seiner außerordentlichen Berufung. Auf diesem Grunde ließ sich unschwer weiterbauen. Ein wenig Kräuterkunde, etwas Astrologie, ein Gran Alchimie — und der Magister war fertig.

Vorerst freilich stand die Kunst des Schülers des »weisen Althotas« auf einer sehr niedrigen Stufe. Herstellung und Verkauf von Jugend- und Schönheitswassern, von Tinkturen zur Auffrischung der Lebenskraft, Berechnung von Lottonummern nach kabbalistischen Rezepten waren seine Erstlingsleistungen. Daneben versuchte er die Vergrößerung von Diamanten zu bewerkstelligen. Aber der von ihm beliebte »alchimistische Prozeß« hatte das Gegenteil zur

Folge. Der ihm eingehändigte Schmutz ver-
schwand — es war in London —, und er kam
auf einige Zeit nach Kings Bench. Das war
der erste Halsbandprozeß, den er erlebte. Aber
schon damals, um 1777, hatte er maurerische
Freunde. Sie halfen ihm aus der Schuldbast,
und bald darauf wurde Josef Cagliostro, Oberst
in brandenburgischen Diensten, in die »Loge zur
Hoffnung« in London aufgenommen. Schneider-
meister, Perückenmacher, Küchenmeister und
andere höhere Angestellte der Aristokratie, vor-
wiegend französischer Nationalität, bildeten die
Vereinigung. Von London aus geht er nach
dem Haag, wo er bereits als »Graf« Alessandro
Cagliostro eintrifft und als Visitator der Logen
auftritt. Seine Gattin, die schöne und liebens-
würdige Tochter eines römischen Kupferschmie-
des, nach andern eines Gürtlers, die weder
lesen noch schreiben konnte, steht ihm unter-
stützend als Leiterin der von ihm errichteten
Frauenloge zur Seite. Auf den Haag folgt
Mitau. Dort übt Elise von der Rede, ihr
selbst unbewußt und von ihr unbeabsichtigt, ent-
scheidenden Einfluß auf ihn aus. Ihr zur
Mystik neigender, dennoch kritischer Geist ist mit
tönenden Redensarten nicht beschwichtigt. Auch
seine »magischen« Vorführungen genügen ihr
nicht. Der Magier muß, soll ihm, wie er es
bringend wünscht, die Freundin Katharinas II.
zum Apostel in Petersburg und bei ihren süd-
deutschen Freunden werden, zum Mystiker sich
entwickeln. Der Mitauer Aufenthalt ist erfüllt
von diesem Hin und Wider zwischen seinen
Schwindlerangewohnungen und dem Bestreben,
seiner Überzeugung von dem ihm gewordenen
Prophetenamt nachzuleben. Er fühlt selbst das
Zweideutige seines Verhaltens und äußert mehr-
fach die Besorgnis, daß es den dunklen Mäch-
ten gelingen könnte, ihn zur Nektromantie hin-
überzuziehen. Beim Abschied bittet er alle, für
ihn zu beten, damit er auf dem rechten Wege
beharre. Diese Bitte kehrt noch einigemal in
den Briefen aus Petersburg an Elise wieder.

Zunächst scheint es, als habe sich zwischen Mitau
und Petersburg ein Wechsel in seinem Wirken
vollzogen. In Petersburg ist er nicht so sehr
der »Sendling des Groß-Kophtha«, als der er
in Mitau auftrat, sondern der Heiler und An-
walt der Armen. In Warschau wiederum nimmt
er, nicht zu seinem Glück, die Maske des Al-
chimisten vor. An beiden Orten wird er, wenig-
stens nach dem zu urteilen, was in Erscheinung
tritt, nicht von Erfolg begünstigt. Seine eigent-
liche »Mission im Norden« scheint anderer Art
gewesen zu sein. Von der Londoner »Loge zur
Hoffnung«, die der Zusammensetzung ihrer Mit-
glieder nach fast als eine französische Loge
gelten kann, weisen seine Fäden zum Groß-
Orient von Frankreich. Dieser aber fand es
in jenen zukunftschwangeren Jahren nützlich, die

Aufmerksamkeit der Ostmächte von den herauf-
dämmernden Geschehnissen im Westen abzu-
ziehen. Dazu war nichts geeigneter als die
seit einem Jahrhundert in Fluß befindliche
polnische Frage. Eine Verfassungsreform der
Abelsrepublik zu fördern, war ein Dienst im
freimaurerischen und freieitlichen Sinne und
zugleich ein geschickter Schachzug gegenüber den
geteilten Absichten der Angrenzer des polnischen
Staates. Es entsprach dem innersten Willen
Cagliostros, auch die politischen Äußerungen des
Umwandlungstrebens der Zeit zu fördern:
Tun und Lassen des Magiers gestaltete die Zu-
kunft der Völker und der Menschheit, ja, das
Schicksal des Alls wirkte, wer sich zur Erkennt-
nis der kosmischen Bedeutung seiner Berufung
durchrang. Der weltenbildende Genius des zu
seiner Göttlichkeit herangewachsenen Ichs war
der Gipfel cagliostroser Theosophie, wie er
die Verlodung jeder gnostisch beeinflussten
Mystik ist. Cagliostro vermochte jedoch den
Schicksalsfüger in dem Ausmaße, wie es sein
Ehrgeiz und das Bedürfnis seiner machthungrigen
Seele forderte, nur zu spielen, wenn er sich
durch engen Anschluß an die freimaurerischen
und zu jener Zeit revolutionär gesinnten Kreise
weitreichende Unterstützung sicherte.

Petersburg und Warschau sehen nur das
Vorspiel seiner Entwicklung in dieser Richtung.
Ein halbes Jahr nach Warschau hält er seinen
Einzug in Straßburg. Fast die ganze Stadt
ist bei der Kehler Rheinbrücke versammelt, um
den seit Tagen angekündigten Wundermann zu
sehen. In einer glänzenden Kutsche, begleitet
von zahlreichen andern, die ihm von Frankfurt
her folgten, rollt er an den Staunenden vor-
über. Die Behörden der Stadt zeigen sich
überaus entgegenkommend. Cagliostro kann sein
Heileramt ungehindert ausüben. Eine Eingabe
um Verleihung eines Privilegiums an ihn, von
angesehenen Straßburger Bürgern dem Präfator
überreicht, wird mit wohlwollender Befürwor-
tung nach Paris weitergegeben. Der Minister
de Bergennes verwendet sich für Cagliostro beim
König. Die Welt steht vor einem Rätsel. Was
ist zwischen Warschau und Straßburg ge-
schehen? Woher stammen die Mittel zu dem
fürstlichen Auftreten? Woher mit einemmal
der gleich einer Springflut anschwellende Zu-
lauf aus allen Schichten der Bevölkerung Süd-
deutschlands, des Oberelsaß und der Schweiz?
Cagliostro hat in seinem Prozeß vor der In-
quisition angegeben, daß er in Frankfurt eine
Begegnung mit den Führern des Illuminaten-
ordens hatte, wo er über die revolutionären
Ziele der Vereinigung aufgeklärt und nach der
ihm jede Förderung von seiten des Ordens zu-
teil wurde. Diese Angaben haben vieles für
sich. Die Unterstützung eines Mitgliedes, sogar
bis zur Aufgabe eigener verwandter Unterneh-

mungen, gehörte zu den Ordenspflichten der Illuminaten. Nur eine organisierte Nachhilfe konnte es fertigbringen, Cagliostro in kurzem den Triumph zu verschaffen, den er in Straßburg erlebte. Aus dem »Sendlings des Groß-Kophta«, für den er sich in Mitau ausgab, wird er durch seine Anhänger zu diesem selber, ja zu einem Weltheiland erhoben. Dennoch ist, wie einer seiner Verehrer sich ausdrückt, »Straßburg ein zu kleines Theater für ihn«. Auch gibt es unerfreuliche Zusammenstöße mit der medizinischen Fakultät und mit einem ehemaligen Diener. Eine Aufforderung de Vergennes', in Bordeaux das Licht uralter Weisheit erstrahlen zu lassen, ist daher willkommen. Jedoch wird nicht Bordeaux, sondern Lyon, wo er bald darauf erscheint, die Geburtsstätte der »Triumphierenden Weisheit«. Unter diesem Namen gründet er dort eine Mutterloge seiner ägyptischen Maurerei. Den Medien des Zirkels erscheinen auf seinen Anruf Moses und Elias, die sich vor ihm neigen. Von Paris her sucht der Bund der Philalethen Anschluß. Cagliostro, weit ausgreifend in seinen Erwartungen, glaubt bereits die Freimaurerschaft Frankreichs samt dem Groß-Orient zu seinen Füßen. Er eilt nach Paris und nimmt sich nicht einmal die Zeit, die Einweihung des eignen Logenhauses in Lyon abzuwarten.

Am Tage vor seinem Eintreffen in Paris hatte der Kardinal Rohan, mit dem ihn von Straßburg her enge Freundschaft verband, auf Veranlassung der vermeintlichen Gräfin de la Motte den Kauf eines Halsbandes im Preise von 1600 000 Livres, wie er glaubte, im geheimen Auftrag der Königin, in Wahrheit zugunsten der la Motte und ihrer Helfershelfer, abgeschlossen. Cagliostro, dem er die Angelegenheit leichtthin erwähnte, tadelte milde, daß er sich in solch dunkle Unternehmen einlasse, äußerte aber weiter keinen Argwohn, hielt sogar vor der la Motte verschiedentlich Beschwörungen ab, um ihr Auskünfte über den Verlauf der bevorstehenden Niederkunft der Königin zu verschaffen. Er sieht die Tore von Versailles zu seinem Empfange offen. Sie können ihm nicht länger verschlossen bleiben. Das Schicksal des Königtums und die Erneuerung Frankreichs lagen in seiner Hand.

Doch sein Traum war zu eilig. Nicht Versailles, die Bastille nahm ihn auf. Am 22. August 1785 wurde er in der Halsband-Angelegenheit verhaftet und in Gemeinschaft mit Rohan, der la Motte und ihren Helfern des Betruges angeklagt. Doch wie durch Zauber wendeten sich aller Sympathien den Beschuldigten zu. Kein Mensch in Paris glaubte an die Unschuld der Königin. Der frondierende Adel setzte sich für Rohan, die freimaurerisch Gesinnten setzten sich für Cagliostro ein. Das Parlament, dem die

Verhandlung übertragen war, stand auf Seiten der Angeklagten. Einer der Räte, Duval d'Espremenil, wird als Überarbeiter der Denkschrift Cagliostros genannt. Die Parteinahme für Cagliostro und Rohan wird fast zum revolutionären Erkennungszeichen. Am Tage seines Freispruches wogen um die Bastille die Menschenmassen. Leuten, die ihn nie gekannt, die früher nie von ihm gehört haben, ist er plötzlich wichtig geworden. Indem er geehrt wird, wird eine unbeliebte Herrschaft gedemütigt. Dem die Haft Verlassenden werden die Pferde ausgespannt, er wird auf den Schultern in sein Heim getragen, alle Welt schreibt sich in seine Besuchlisten ein.

Das Argernis ist gegeben. Noch am selben Abend empfängt Cagliostro den Ausweisungsbefehl des Königs. In Boulogne, wo er drei Tage darauf das Schiff besteigt, das ihn nach England tragen soll, fällt auf die Frage seiner betrübten Freunde das Wort, das nachmals, wie er selbst sagt, in seinem mit »republikanischem Freimut« verfaßten »Brief an die französische Nation« wiederkehrt und das höchst unberechtigt in den Ruf gekommen ist, eine Vorhersage zu sein: »Ich werde Frankreichs Boden erst wieder betreten, wenn die lettres de cachets abgeschafft sind und die Bastille ein öffentlicher Platz geworden ist!«

Damit scheidet Cagliostro aus dem Lande seiner höchsten Hoffnungen. Der Traum ist zu Ende, ehe er begonnen hat. Das Erwachen ist bitter. Der Haß der von der öffentlichen Meinung gebrandmarkten Partei, noch mehr des verurteilten Systems wendet sich mit ganzer Wucht gegen den, der ihnen als Sinnbild des drohend sich redenden neuen Willens erscheint. In Thévénau de Morande, dem Herausgeber des in London erscheinenden »Courier de l'Europe«, hatte der Minister Breteuil dem lästigen Widersacher einen geeigneten Spürhund auf die Fährte gesetzt. Dieser mit allen Wassern gewaschene Pamphletist besaß eine Gabe der Verknüpfung entlegener Zusammenhänge und Beziehungen, die einem Urbild des Eherlod Holmes Ehre machen würde. Aus allen Winkeln Europas lehrte er den Abraum der Vergangenheit Josef Balsamos vor Cagliostros Tür. Fanatische Freundschaft begehrte auf wider dieses Verfahren, übte aber schlechte Verteidigung, indem sie mit Anwürfen auf die vermeintliche Verleumdung antwortete. Cagliostro war nicht geschickter in seinen Entgegnungen. Die aufsteigenden Schatten seines früheren Selbst waren durch hochmütige Verleugnung nicht zu bannen, und den Mut, sie anzuerkennen und sich mit seinem Deste über sie zu stellen, wie er es in mancher Hinsicht gekonnt hätte, brachte er nicht auf. Thévénau de Morandes Pfeile wurden immer giftiger. Der Klatsch wucherte in den

Blättern seines »Courier« und figelte die lüsterne Neugier des Volkes. In sämtlichen Gazetten jener Zeit machte sich das Unkraut breit. Zum Schaden kam der Spott. Cagliostro erneute freimaurerische Bemühungen versielen dem Gelächter. Er verließ London.

Aber wohin er sich auch wandte, überall war die hämische Gama ihm vorausgeeilt. Wie einst tausend Zungen sein Lob gesungen hatten, so raunten jetzt hunderttausend seine Schmach in schadenfrohe Ohren. Seine letzten Jahre sind eine trostlose Pilgerfahrt, ganz das Gegenteil derjenigen des jungen Balsamo nach St. Jago di Compostella, wo er von den allzu weltlichen Anwandlungen bigotter Frömmler seinen Nießbrauch zog. Schließlich versagen sogar seine echten Gaben: seine Heilereigenschaft und seine Menschenkenntnis. Was bleibt, ist ein aufgeblasener Tropf, der von geschwundener Größe zehrt. Als sich im Dezember 1789 in Rom die Inquisition seiner bemächtigt und ihm wegen seiner freimaurerischen Ketzereien den Prozeß macht, richtet sie einen, der seiner Persönlichkeit lange zuvor durch ihr Versagen das Urteil bestimmt hatte. Was sieben Jahre darauf im Fort San Leone auslöschte, war der trübe schwelende Rest einer Fadel, die eine Zeitlang hell vor dem Angesicht der Welt gebrannt hatte.

Diesem Flammenzeichen der Zeit hatten Verehrung und Haß gegolten. Das Persönliche, ob es nun Balsamo hieß oder Cagliostro sich nannte, war weder die eine wert, noch lohnte es, den andern an sie zu verschwenden. Denn es war ein eitles prahlendes Gebilde, hochmütig

und von wegwerfender Barschheit. Die »magischen Operationen«, die es glaubte vorzunehmen, waren äußerst kläglicher Art. Sie beruhten auf suggestiver Beeinflussung der meist kindlichen Medien, deren leichtbewegliche Einbildungskraft durch laute Fragen im gewünschten Sinne gelenkt wurde. Die zitierten »Geister« waren nur diesen Versuchspersonen wahrnehmbar; nicht einmal der Beschwörer selbst vermochte sie zu sehen.

Cagliostros Vorträge bargen in einem wirren und gnostisch verlaudemwischen Gedanken- und Wortwust nicht allzuviel von mystischer Einsicht. Zum Besten diente ihm noch seine Fähigkeit der Durchschauung des menschlichen Gemüts und die andre, schwache und sieche Körper zu betreuen und die leidende und verzagte Seele aufzurichten. Das war das eigentliche Wunder seiner Erscheinung. Noch jetzt gibt es okkultistisch gesinnte Verehrer des »Meisters der Magie«, die meinen, ihn von dem Verdacht reinigen zu müssen, daß er eine Person mit dem sizilianischen Abenteuerer sei. Sie vertennen die Lehre seiner Geschichte: vom Gauner zum Divo Cagliostro zu wachsen. Er sprach nicht nur von der Umwandlung, nach der alle Welt hungerte, er hatte die Wiebergeburt an sich vollzogen. Wahrlich nicht gründlich, aber genug zur Darstellung der Macht des schöpferischen Willens. Den sehnächtigen Seelen bot er das Vorbild der Erneuerung. Diese sichtbare Erfüllung einer geheimen Hoffnung sicherte ihm den bezaubernden Einfluß, den er auf seine Zeit ausübte. Hier war, wenn auch ihm unbewußt, seine wahre alchimische Kunst.

Luftschiff in der Nacht

Löste sich ein Sternbild los,
Hell vor allen andern?
Lichter seh' ich, Punkte bloß,
Hoch am Himmel wandern.

Und was will uns diese Nacht
Wunder noch bescheren?
Dunkler Sang ist aufgewacht,
Harmonie der Sphären.

Still, o still! Ein Luftschiff zieht
Uns zu Häupten prächtig,
Tönt sein stolzes Menschenlied
Kraftvoll mitternächtlich.

»Vater Adam, steig herauf,
Komm zu deinen Kindern!
Kann dir unser Sternenlauf
Alte Qual nicht lindern?

Ist sie auch kein Paradies,
Sieh die raube Scholle,
Wie sie fruchtbar sich erwies
Und als Wundervolle!»

Elfe Ronne



Adolf von Hildebrand: Gertrud Schuster-Woldan (Porträt-Hochrelief)

Aus der Ausstellung der Münchner Sezession im Kgl. Glaspalast vom Sommer 1917



Brutus und Coriolan

Novelle von Hermann Goldschmidt-Faber



Er war mir schon öfters aufgefallen, als ich meinen Freund, einen sehr beschäftigten Journalisten, in seiner Redaktion besuchte. Da war der lange, hagere Mann, dessen nervöses, glattrasiertes Gesicht nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, vorsichtig, beinahe schüchtern eingetreten mit Korrekturbogen oder irgendeinem Manuskript in der schöngeformten Künstlerhand, mit irgendeiner zeitungstechnischen Frage auf den Lippen und war ebenso geräuschlos wieder verschwunden.

Sein reiches Haar war schon von leichtem Winterfrost überhaucht, vermutlich einem vorzeitigen; denn er war wohl jünger, als er ausah, so etwa vierzig. Und er mußte einmal bessere Tage gesehen haben, an eine höhere Arbeit als die eines Faktors oder Korrektors gewöhnt gewesen sein. Dafür sprachen die hohe Stirn, die vergeistigten Züge, der lebendige Blick seiner tiefen Augen, der schmerzliche Zug um den feinen Mund, auch seine Kleidung, die, gewiß vor langer Zeit noch für andre gesellschaftliche Ansprüche angefertigt, nun glänzend und abgetragen war.

Mein Freund, viel zu beschäftigt, um sich noch um das Schicksal der Angestellten zu kümmern, vermochte mir keine Auskunft über ihn zu geben. Man konnte bei ihm die gleiche Erfahrung machen wie bei so vielen: er hatte die Menschen seiner Umgebung nie richtig angesehen, noch weniger je über sie nachgedacht.

Der Zufall gab es, daß eines Mittags jener eigenartige Mann und ich gleichzeitig die Treppe des Verlagshauses hinunterstiegen. Er grüßte mich im Vorbeigehen und zögerte einen Augenblick, als ob er mich ansprechen wolle und sich dann doch nicht traue. Und ich selbst, obwohl ich nicht menschensatt werden konnte und höchst neugierig nach jedem Seelenschicksal war, hielt doch auch an mich. Denn welches Recht hatte ich, der Jüngere, den Älteren anzureden und auszufragen? Nur weil er arm war oder in untergeordneter Stellung? Doch er selbst war unten am Haustor stehengeblieben und

zog, vielleicht um sein Warten zu bemänteln, eine Zigarette hervor, als ich ihn dort einholte. Ich reichte ihm meine brennende Zigarre.

»Ich habe die Ehre mit Herrn ...«, er nannte meinen Namen und lüftete den Hut. Ich nickte.

»Thomas« — so stellte er sich vor und fügte mit bescheidener Zurückhaltung, aber unverkennbar echter Wärme hinzu: »Ich habe mit großer Freude jüngst Ihren Aufsatz in unsrer Zeitung gelesen: Nietzsche und die Demokratie.«

Dieses Interesse schien mir meine Vermutung über seine Persönlichkeit zu bestätigen. Trotzdem bemerkte ich, vielleicht weil mir in meiner Verlegenheit nichts weiter einfiel: »Den haben Sie gelesen?«

»Sie wundern sich wohl?«

Ich hatte sofort das Verletzende meiner Frage empfunden und entgegnete rasch: »Oh, durchaus nicht, aber daß Sie die Zeit ...«

»Natürlich müssen Sie erstaunt sein, daß ein einfacher Korrektor ...«

»Das sind Sie vielleicht nicht immer gewesen?«

Er sah mich ernst und eindringlich an: »Ich war einmal eine sehr gesuchte Feder.«

»Ich dachte mir gleich so etwas, als ich Sie zum erstenmal sah.«

»Und ich merkte das auch an Ihrem Blick. Sie sehen mit den Augen der Liebe in die Menschen hinein, Sie nehmen teil an ihrem Schicksal.«

»Es gibt ja nichts Interessanteres für den Menschen als den Menschen.«

»Sie wären der erste, dem ich Lust hätte aus meinem Leben zu erzählen.«

»Ich wollte nicht zubringlich sein, aber Sie würden mir nur einen Wunsch erfüllen, einen schon lange gehegten.«

Er sah auf die Uhr, und ich fügte deshalb hinzu: »Aber Sie möchten gewiß jetzt Mittagbrot essen?«

Er zuckte mit den Achseln: »Oh, das wäre rasch geschehen — im Automaten. Wenn Sie so lange warten wollten ...«

»Würden Sie mir die Freude machen, gemüthlich mit mir ...?«

Er dankte zustimmend. Wir nahmen in einem kleinen stillen Restaurant der Friedrichsstadt das Mittagmahl, das auf seine Bitte ganz kurz und einfach sein mußte. Nachdem der Kaffee aufgetragen war, begann er: »Sie sind zwar noch jung. Aber doch erinnern Sie sich vielleicht — es muß so in Ihre Studentenzeit gefallen sein — an die Aufsätze eines gewissen Coriolan in den Altpreussischen Wochenheften? Sie sind schon lange eingegangen.«

»Natürlich! Gewiß! Das mögen etwa zehn Jahre her sein.«

»Im, elf Jahre! Am 3. Februar 1905 ertönte Coriolans Schwanengesang.«

»Ich habe nie den konservativen Standpunkt gedankenvoller, ich möchte sagen liberaler, vertreten gesehen.«

»Das freut mich.«

»Sie? Warum?«

Er erwiderte trocken: »Der Coriolan war nämlich ich!«

»Sie?!«

»Ja, ich. Es waren meist Entgegnungen auf die Artikel eines gewissen Brutus in der Demokratischen Wochenschrift. Auch die ist inzwischen den Weg alles Papiers gegangen.«

»Freilich;« fiel ich ein, »die Brutus-Aufsätze waren übrigens auch ganz ausgezeichnet geschrieben. Ich entsinne mich jetzt wieder genau. Der Meinungskampf der beiden erregte ja damals großes Aufsehen. In unserm Kaffeehaus waren die beiden Zeitschriften nur mit Mühe zu bekommen, immer schon vorausbestellt. An unserm Stammtisch rissen wir sie uns aus der Hand. Mit Spannung erwarteten wir die nächsten Nummern. Wir stritten mit heißen Köpfen gegeneinander, die Anhänger des Coriolan und die Freunde des Brutus. Jetzt ist mir alles wieder klar. Und wir waren sehr betrübt, als unsre beiden Führer verstummten, der konservative Coriolan und der demokratische Brutus ...«

»Zu gleicher Zeit,« ergänzte er, und über seine Lippen glitt es wie hämisches Lächeln. »Auch die beiden Wochenschriften haben sich darüber so betrübt, daß sie den Gram nicht lange überlebten. Der Verlust ging ihnen sehr nahe, sie starben daran.«

»Und was war der Grund, warum die beiden so plötzlich schwiegen?«

»Ja, sehen Sie, das hatte seine eigene Bewandnis.«

»Jedenfalls, so scharf und elegant Ihre Klinge war, Sie kreuzten sie mit einem ebenbürtigen Gegner.«

»Davon war ich auch tief durchdrungen. Ich schätzte ihn so sehr wie mich selber.«

»Und wissen Sie, wer dieser Brutus war?«

»O ja,« antwortete er nüchtern.

»Wirklich, er verfocht nach Inhalt und Form seinen demokratischen Standpunkt so überzeugend, so geistvoll wie Sie Ihren konservativen.«

»Danke,« versetzte er, den Kopf verneigend.

»Wieso? Warum?« fragte ich verwundert.

Er sah mich einen Augenblick an, dann versetzte er mit vergnügtem Augenzwinkern:

»Der Brutus war nämlich ich.«

»Wie?! Ich denke, Sie waren der Coriolan?«

»Ganz recht. Coriolan und Brutus, Brutus und Coriolan. Aristokrat und Demokrat, beide in einer Person.«

Ich sah ihn groß an.

»Und nun werden Sie verstehen,« fuhr er fort, »warum beide gleichzeitig die Sprache verloren.«

»Aber — wie konnten Sie nur ...?«

»Genau das fragten mich damals entsetzt alle meine Bekannten. Aber warum kann der Mensch nicht zugleich Aristokrat und Demokrat sein und noch unendlich viel mehr menschliche Gegensätze und Widersprüche in sich bergen? In Ihnen steht doch was vom Poeten. Das las ich aus Ihrem Aufsatz zwischen den Zeilen heraus. Ein Dichter muß doch so etwas verstehen. Je mehr Menschen in euch stehen, desto reicher seid ihr. Je mehr davon ihr hervorbringt, desto weiter eure Unsterblichkeit. Nur durch Gestalten von Fleisch und Blut lebt ihr fort. Gedanken haben ein kurzes Leben. Die lebendige Wahrheit von heute ist schon morgen eine tote Phrase.«

»Gewiß, ich begreife. Aber ...«

»Vollenden Sie nur Ihren Satz! Sie wittern eine Gaunerei, Geldmacherei? — Wahrhaftig, mir liegt nichts ferner, als mich reinwaschen zu wollen. Und trotzdem lag mir eine Schusterei zuerst — zunächst gänzlich fern. Schon als Junge litt ich an einem Überschuß von Phantasie und war deshalb

der begehrteste Kamerad; unerschöpflich in immer neuen Einfällen; kein Spielverberber, sondern stets bereit zu jeder Rolle: Offizier und Rekrut, Indianerhäuptling und sein weißer Sklave, König und Bettler, Ritter und Knapp, Kutscher und Pferd, Eisenbahn und Droschke, Löwe und Jäger, Schulmeister und Schüler. Jede Figur war mir recht, und in jede Aufgabe fand ich mich schnell zum Ergötzen meiner Gefährten. Und später auf der Universität nannten mich meine Studiengenossen den ungläubigen Thomas. Ein geistreicher, satirisch veranlagter Freund pflegte zu sagen: Du bist die Welt als Wille und Gegenvorstellung.«

Er hielt inne, schüttelte den Kopf und sah an mir vorbei, wie versunken in den andächtigen Anblick eines strahlenden Bildes, das sich in seinen Augen widerpiegelte; dann fügte er mit leise bebender Stimme hinzu: »Es stimmte und stimmte auch wieder nicht, wie immer, wenn man mit einem Schlagwort den Charakter eines Menschen treffen will. — Wer lieben kann, der kann auch glauben! — Und ich habe ...«

Er brach jäb ab und suchte sich mit einem Ruck aus weiter Ferne zurück: »Davon später,« warf er nach einem tiefen Atemzug hin und erzählte weiter: »Ich konnte mich nur mit dem besten Willen auf keine bestimmte Geistesrichtung festlegen, auf kein Prinzip schwören. Auch unsre Zeit ist ja glaubenskrank. Deshalb hat sie eine unglückliche Liebe zu Weltanschauungen und spricht von nichts anderm. Glaubensstarke Zeiten sind keusch, reden selten davon; sie brauchen nicht danach zu suchen und zu rufen, was sie im Herzen haben und besitzen. Ich sehnte mich auch nach einem Glauben, aber der Zweifel zernagte mir jeden. Ich stellte vor jeden einen Einwand auf, daß ich ihn nicht fassen konnte. Auf den Wunsch meiner Eltern sollte ich Theologie studieren. Nun, da kommen wohl auch andern die Bedenken. Mich trieben sie zu den Naturwissenschaften. Aber die konnten ebensowenig meine suchende Seele beruhigen. Dann wählte ich in der Philosophie die Lösung aller Welträtsel zu finden.« Er lachte auf. »Mein ästhetisches Interesse zog mich zur Kunst und Literatur, mein ethisches zu den Moralwissenschaften und zur praktischen Wirksamkeit. Ich konnte jede Anschauung verstehen, erleben; jeden Standpunkt vertreten: gegenüber der Reli-

gion den Rationalismus, doch wieder die Methaphysik und Mystik gegenüber der Naturwissenschaft, die Aristokratie gegen die Demokratie und den Sozialismus gegenüber dem Individualismus. Und ich lebte mich immer so eifrig, so begeistert in jede Ansicht hinein, daß ich im Augenblick eine andre Meinung für absurd hielt. Und so widerspruchsvoll war ich nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. In Wählerversammlungen fühlte ich unter Arbeitern als Arbeiter, trank mit ihnen mein Bier, paffte meine Pfeife, trug einen Schlapphut und traf in der Unterhaltung ihren Ton und Ausdruck, als ob ich unter ihnen aufgewachsen wäre. Auf den Rennplätzen fühlte ich mich als Sportsmann oder Grandseigneur, schmauchte Queen-Zigaretten, hatte einen grauen Zylinder auf dem Kopf, zwängte ein Monotel ins Auge und schnarrte wie ein preußischer Junker. Ich war Mitglied des Monistenbundes, und doch trieb mich Sonntags Glodengeläut in die Kirche zu weltentrückendem Orgelklang und Gemeindegeläut. Ich war Optimist, weil mein Lebenswille zu seiner Rechtfertigung ein Ideal brauchte, und ich war auch Pessimist, weil ich über ein genügendes Quantum ehrlicher, weltbetrachtender Vernunft verfügte und den Jammer der Menschen im Herzen trug. Ich trat für Frauenrechte und Frauenbildung ein und glaubte doch nur an die Mutter und Geliebte im Weibe. Ich stritt für die gleichberechtigte Kameradschaft in der Ehe, aber lieb gewinnen konnte ich nur eine Ruth, ein Rätchen, ein Gretchen oder eine Eva, so einen Engel, der den Teufel im Leibe hat.«

»Nun kann ich Ihnen den Vorwurf zurückgeben, den Sie mir machten,« warf ich lächelnd ein. »Auch in Ihnen steckt ein Dichter und, wie mir scheint, ein größerer als in mir.«

Er atmete einen tiefen Seufzer aus: »Ja, hätte ich dichten können! Wer weiß, ob nicht alles gut geworden wäre. Ich hätte all die Menschen, die ich innerlich erlebte, in Schöpferlust geformt und konnte mich heute vielleicht im Ruhm, statt im Schatten zu wellen. Aber ich war ein Raffael ohne Hände auf dem Gebiet der Poesie. — Es gibt ja Poeten, die nie gedichtet, und dafür wieder Leute, die Poesie machen, ohne Poetennaturen zu sein. Wie es Pfarrer

gibt, die nichts weniger als religiös sind, und Philosophieprofessoren, die wahrhaftig nichts vom Lebensphilosophen haben.»

»Haben Sie nie versucht, das, was Sie in der Phantasie erlebt, zu Papier zu bringen?«

»Pläne über Pläne! Aber darüber kam ich auch nie hinaus. Auch zum Schaffen gehört Glaube, und der fehlte mir auch hier: der Glaube an mich, an meine Pläne. Versuchte ich, den einen auszuführen, so beschlich mich sofort der Zweifel, ob nicht ein anderer besser gewesen wäre.«

Er sah einen Augenblick in Gedanken vor sich hin: »Weil ich vielleicht ein Dichter war, ohne dichten zu können, wurde ich ein Schwindler. Vielleicht hätte ich mich davor gerettet, wenn ich Komödiant geworden wäre. Was man mir zum Verbrechen anrechnet, das würde man ja als höchste Kunst des Schauspielers feiern, wenn er heute so restlos einen Coriolan verkörperte wie morgen einen Brutus. Aber wie konnte ich immerfort Fremdes nachplappern, da ich so viel Eignes zu sagen hatte. Kein Wunder, daß ich auf der Universität verbummelte. Nicht in der gewöhnlichen Art, daß ich mich dem Trunk und den Weibern ergeben hätte. Aber in der höheren, nicht minder gefährlichen, nämlich geistig. Unerfülltlich graste ich auf allen Wissensfeldern und brachte es auf keinem über den Dilettantismus. Die freien Stunden verschlenderte ich in den Museen, für jeden Abend verschaffte ich mir durch meine Kaffeehausbeziehungen zu Theaterleuten Eintritt in die Oper oder die Schauspielhäuser. Nur eins verstand ich nicht, was für den Studenten so wichtig ist: mir Scheuleber um die Augen zu binden und dann gemächlich wie ein blinder Postgaul von Station zu Station, von Examen zu Examen zu traben in irgendeinen warmen Stall, an irgendeine Futterkrippe. Bis mein Vater eines Tags die Hoffnung auf seinen verlorenen Sohn begrub. Er erklärte mir, es wüßten mir noch mehr Geschwister nach, ich sollte nun selbst verdienen, und — strich mich aus seinem schmalen Budget. Da tat ich, was schon so viele in dieser Lage getan und gewiß nicht die schlechtesten Köpfe: ich suchte Unterkommen in der Presse. Ich hatte nichts gelernt und schrieb nun über alles. Ich war ein Dilettant geblieben und urteilte nun wie ein Fachmann über Politisches und Kommunales, über Wissenschaft und Kunst,

über Literatur und Theater. Ich stellte jeden, der mir in den Weg kam, ob's ein Minister war oder ein Gelehrter, ein Stadtvater oder Künstler. Aber besonders scharf nahm ich mir die Dichter aufs Korn, weil ich meist viel mehr als sie wollte und stets viel weniger konnte. So vermochte ich überall einzuspringen, wo man mich brauchte, das leidbästige Mädchen für alles.

Aber es mußte doch etwas in meinem Stil, in meiner ganzen Art gewesen sein, das dem Herausgeber der Demokratischen Wochenschrift auffiel und gefiel. Er nahm mich in seinen Dienst.

Die echten Demokraten sind unter den Parteidemokraten so dünn gesät wie die echten Christen unter den Kirchenschriften. Er aber gehörte zu jenen seltenen Menschen, die nicht nur selber herrschen wollen. Er suchte mich zu fördern und zu seinem Mitarbeiter heranzuziehen. Unter seiner Anleitung lernte ich viel. Ich sammelte mich nun endlich und vertiefte und erweiterte mein Wissen. Mein erster Brutusartikel über Kapitaltyrannei und politische Demokratie erregte Aufsehen. Die Nummer mußte nachgedruckt werden. Ein guter Vertrag mit steigendem Gehalt war mein Lohn.

Aber kaum hatte ich die ersten Aufsätze geschrieben, da formte sich schon aus Gegenstellungen und Gegengründen die Widerlegung. Alles, was von einem konservativen, aristokratischen Standpunkt gegen Demokratie eingewandt werden konnte, drängte in mir zum Wort. In jugendlicher Naivität, in geschäftlicher Ahnungslosigkeit, in ehrlicher Begeisterung für die Sache machte ich meinem Chef den Vorschlag, in einem zweiten Aufsatz nunmehr das Problem einmal vom entgegengesetzten Standpunkt anzufassen. In einem Gedankenaustausch zwischen einem Demokraten und Konservativen dachte ich die Ansichten zu klären, die Gegensätze zu mildern, eine Grundlage für gemeinsame Arbeit zu finden. Doch da kam ich schon an! Er riß die Augen weit auf und schien erst zu schwanken, ob ich ihn zum Narren halten wolle oder selbst toll geworden sei. Dann meinte er, wie ärgerlich über den Zeitverlust, den die Antwort ihn kostete, wenn ich so etwas vorhätte, solle ich Redakteur einer Fachsingszeitung werden. Ob wir denn Demokraten oder Hanswürste seien? Er hob den Finger mit Bedeutung. Oberstes Prin-

zip einer jeden Partei laute, unentwegt die Fahne einer und derselben Überzeugung im Kampfe hochhalten. Das nenne man Charakter. Und er belehrte mich, daß ohne den Kompaß eines tabellofen Charakters auch das schönste Talent früher oder später scheitern müsse. Nur wenn meine Gesinnung so stark werde wie meine Begabung, könnte ich es hier zu was bringen, könnte er mich vielleicht dereinst mit ruhigem Gewissen dem Verleger als Schriftleiter empfehlen, falls er über kurz oder lang wegen seiner angegriffenen Gesundheit sich entlasten müsse.

Ich beschied mich und schrieb weiter meine zündenden demokratischen Brutus-Artikel. Aber es ließ mir keine Ruhe, die Probleme, die ich vom demokratischen Gesichtspunkt betrachtet hatte, von der entgegengesetzten Seite zu beleuchten. Ich tat es zunächst nur für mich, aus unüberwindlichem innerem Drang, und ich glaube, der Aufsatz war nicht minder überzeugend, nicht minder zwingend. Aber dann trieb es mich doch, auch ihn zu veröffentlichen. Vielleicht täuschte ich mich über das Motiv hierzu, aber damals empfand ich es lediglich als ein Gebot der Gerechtigkeit, als eine Gewissenspflicht, die guten Gegengründe, die ich zu haben glaubte, nicht in einem mir im Grunde ganz gleichgültigen Parteinteresse zu unterdrücken, sondern um der Sache willen auszusprechen. Ich zeichnete den Aufsatz als Coriolan, sandte ihn den Altpreussischen Wochenheften anonym zu und erklärte das damit, daß ich als Beamter in hoher verantwortlicher Stellung ungenannt bleiben müsse. Aber die ganz einseitige Behandlung der politischen und sozialen Fragen in der Demokratischen Wochenchrift wolle und könne ich im Interesse der Aufklärung und Berichtigung der öffentlichen Meinung nicht unerwidert lassen. — Meine Ausführungen waren so staats-erhaltend und regierungsfreundlich, daß sie wohl ohne Bedenken auch anonym aufgenommen worden wären. Überdies benutzte ich zu meinem Begleitschreiben das wappengeschmückte Briefpapier eines Kaffeehaus-bekannten, des Trägers eines altabligten Namens, den sein Vater, ein hoher Würdenträger, gerade im Begriff war nach Amerika abzuschieben, um ihn vor der Verbindung mit einer Bretteldiva in Sicherheit zu bringen.

Raum 24 Stunden später konnte ich be-

reits die postlagernde Antwort an eine von mir angegebene Deckadresse abholen. Der Herausgeber schrieb, sehr schmeichelhaft für mich und geschmeichelt durch die vermeintliche hohe Mitarbeiterschaft, daß er den Artikel gern nähme, und forderte mich zu weiteren Beiträgen auf.

Er hielt einen Augenblick inne und fügte dann, zur Seite schauend, hinzu: »Abgesehen legte man gleich ein sehr anständiges Honorar bei. Offenbar vermuteten sie in dem Schreiber einen Minister, einen Botschafter a. D. oder sonst ein großes Tier.

Es antworteten nun regelmäßig Coriolan dem Brutus und Brutus dem Coriolan. Welches Interesse diese Kämpfe seinerzeit erregten, daran erinnern Sie sich ja noch aus Ihrer Studentenzeit. Die Auflagen der beiden Zeitschriften wuchsen und waren doch schon immer in den ersten Tagen vergriffen. Als Coriolan war ich nach meinem konservativen Standpunkt ganz von selbst im Stil vornehmer, würdiger, ernster, feierlicher, mit einem Zug entschiedener Kirchlichkeit, aber vielleicht auch um einen Grad trockener und steifer. Als Brutus dagegen war ich wieder ganz in meiner Rolle ohne eigentliche Absicht fei, witzig, spöttisch, geistreich und freigeistig, aber vielleicht nicht immer ganz taktvoll, nicht immer ganz sachlich. Deutete Coriolan an, daß er eingeweiht war, ohne etwas verraten zu dürfen, so war dagegen Brutus selbstbewußt und erzählte leichtgläubig von unbewiesenen Vorgängen hinter den Kulissen der Weltbühne. — Mein Einkommen ward mit der Zeit für meine Verhältnisse geradezu glänzend.

Er stockte wie vor einem Hindernis, das erst mit einem neuen Ansatze zu überwinden war. Ton und Miene waren anders, um Augen und Mund spielte ein schöner Traum, als er weiterredete: »Was ich nie zu hoffen, aber immer zu wünschen gewagt hatte, das sollte nun in Erfüllung gehen. Kennen Sie die Heineschen Verse?

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Ja, wirklich, wenn ich sie anschaute, schlich Wehmuth mir ins Herz hinein.

Er zog eine verschliffene Brieftasche hervor, schlug sie auf, sah einen Augenblick wie gebannt darauf und reichte sie mir dann

wortlos, wie wenn ihm die Stimme versagte. Sie enthielt in der Innenseite eine Photographie. Mit absichtlicher Betonung flüsterte ich, um ihm wohlzutun: »Schön, sehr schön!« Aber der Eindruck, den das Bild auf mich machte, schien ihm offenbar doch nicht stark genug; denn er zuckte mit den Achseln und wiederholte höhnisch-ärgerlich: »Sehr schön! Weiter nichts? — Allerdings, die Photographie ist schlecht, gibt keine Ahnung ... Aberhaupt, was will eine Photographie sagen gegen das Leben! Das junge, blühende, verlangende Leben!«

Er riß mir, halb getränkt, halb unwillig über die Entweihung, die Tasche aus der Hand und steckte sie rasch wieder ein.

»Ihre Stellung am Theater war eine ganz unwürdige,« erzählte er weiter. »Sie kam nicht zu Rollen, ihr Talent nicht zur Geltung. Sie sei zu stolz, zu spröde, meinte sie. Die Gefinnung sei die Ehre des Mannes und die Liebe die Ehre der Frau. — Sie können sich denken, wie diese Worte mich trafen, wie beschämt, wie klein ich vor ihr stand, als sie so sprach. Ich dachte allen Ernstes daran, mich von ihr zurückzuziehen, und konnte doch nicht mehr von ihr lassen. Ich wollte sie aus Sorgen, Armut, Kampf befreien, ihr Leben mit allen erdenklichen Freuden erheitern, ihre Schönheit mit allem Röstlichsten schmücken. Sie den entwürdigenden, begehrliehen Blicken einer Theatermenge entreißen und mich mit ihr durch eine Heirat für immer verbinden; ach, das war jetzt mein heißer, eifersüchtiger, einziger Wunsch! An sie zu glauben, wo ich doch sonst glaubenslos war, das dünte mir Herzensruhe, Seelenfrieden! Aber sie sträubte sich gegen eine Vermählung — nicht ihretwegen, nein, um meiner Freiheit willen. Die Liebe, sagte sie, soll unser Priester sein, sie allein darf uns binden. Solange wir uns lieben, kann uns ja doch nur der Tod trennen, und liebt der eine den andern nicht mehr, so soll er verpflichtet sein, es ehrlich zu bekennen, und der andre muß ihn freigeben, ohne Vorwurf, ohne Tadel, ohne Groll oder Haß. — Unter dieser Bedingung willigte sie ein, daß wir zusammenzogen.

Mein Leben stand nun auf der Höhe. Nie war ich fleißiger als jetzt, wo es galt, ihre Kinderwünsche zu erfüllen. Coriolan hatte noch nicht Brutus geantwortet, da sprach schon wieder Brutus. Der Zweikampf

wurde immer leidenschaftlicher. Wir schlugen uns so hitzig, daß die Funken flogen. Ich schrieb nicht mehr für die Demokratie oder die Aristokratie, ich schrieb jetzt für Marion, für unser reizendes, geselliges Heim, das sie nicht müde wurde immer behaglicher, immer geschmackvoller auszustatten und durch die bunteste Gesellschaft zu beleben. Frühere Kollegen und Kolleginnen, Literaten und Künstler, Offiziere, Anwälte und Bankiers saßen an unserm gastfreien Tisch; denn sie meinte fürsorglich zärtlich, ein Mann wie ich bedürfe der Anregung eines vielseitigen Verkehrs zu seiner schriftstellerischen Entfaltung.«

Er machte eine Pause, zündete sich eine neue Zigarette an und fuhr fort: »Es war der Tag, an dem wir meinen Geburtstag feierten. Einige Freunde, zum Teil mit ihren Damen, hatten sich zu einem intimen Mahl bei uns eingefunden. Wir waren in fröhlichster, ja ausgelassenster Stimmung. In Reden und Versen waren Marion und ich gefeiert worden. Kabarettlieder und Lieder zur Laute hatte man uns zum besten gegeben. Ein begabter junger Musiker ludte dazwischen am Klavier durch seine aus dem Stegreif gespielten süßen Walzermelodien zum Tanz. Der Sekt floß reichlich, überreichlich, und zuletzt entschied sich auf Marions Vorschlag die ganze übermütige Gesellschaft noch zu einem Nachtausflug in ein neu eröffnetes Brettl. Ich versprach nachzukommen, weil ich noch an meinem Brutus zwei Schlusssätze hinzuzufügen hatte und meinen neuesten Coriolan durchsehen mußte. Beide Manuskripte hätten schon am Mittag in der Druckerei sein sollen. Es war etwa neun Uhr abends, als die lustige Bande abzog und ich mich rasch an meine Arbeit machte. Da gewahre ich auf meinem Schreibtisch einen Rohrpostbrief der Altpreußischen Wochenhefte, den ich, wie alle ihre Sendungen, unter einer Dedresse durch einen Boten von der Post hatte abholen lassen. Man mahnte mich darin bringend zur Ablieferung des Auftrages, der allerspätstens am nächsten Morgen in der Druckerei sein müsse. Während ich noch lese, telephoniert es von der Redaktion der demokratischen Wochenchrift, wo denn in aller Welt mein neuer Brutus bleibe, man sei in größter Verlegenheit. — Der Teufel weiß, wie es kam. Ich hatte wohl etwas reichlich Sekt

getrunken, ich war auch eifersüchtig nervös erregt über die allzu zwanglose vertrauliche Art, die Marion wie nie zuvor und wohl auch nur in Sekststimmung gegenüber einem jungen Husarenleutnant während des Essens gezeigt hatte. Und der Gedanke, sie jetzt mit dem Herrn allein zu wissen, quälte und trieb mich, so schnell als möglich zu folgen.

Coriolan — Brutus, Brutus — Coriolan, ich kenne mich mit einemmal nicht mehr in den Namen aus. Ich verwechselte die Handschriften, in denen ich gerade diesmal mit besonderem Glück und Feuer demokratische und konservative Grundsätze scharf und eindringlich verfochten hatte. Und ich zeichne den konservativen Beitrag mit Brutus und sende ihn der Demokratischen Wochenschrift und zeichne den demokratischen mit Coriolan und schide ihn den Altpreußischen Wochenschriften. Die Zeit drängte sehr, und so wurden offenbar die beiden Manuskripte des bewährten Mitarbeiters sofort in die Druderei weitergegeben.*

Er fuhr sich mit dem Tuch über die Stirn, als ob er angstvoll die Stunden wieder durchmache, und trank hastig sein Glas zur Neige. Dann sprach er nach einigen Sekunden weiter: »Der Schred, der mir in die Glieder fuhr — der Entrüstungsturm, der mich niederschleuderte, als die Sache herauskam — das alles können Sie sich selbst ausmalen. Die beiden Herausgeber, die sich bisher mit meiner Feder so scharf und erbittert bekämpft hatten, stürzten sich wie zwei einträchtige, nur nach meinem Blute lechzende Bundesgenossen auf mich. Und sie stellten es als einen besonderen Beweis ihrer unverbienten Gnade, als ein Zeichen ihres unangebrachten Edelmut hin, daß sie mich nicht sofort dem Staatsanwalt auslieferten. Der Konservative schrieb mir, seine Sache sei zu heilig, um an die Öffentlichkeit gezerrt werden zu dürfen, und der Demokrat telefonierte, ihm widerstrebe schon aus prinzipiellen Gründen jede Einmischung der Staatsgewalt, jeder Ruf nach der Polizei. Ich glaube aber, sie waren nur deshalb so gnädig gegen mich, weil sie das Gelächter der Welt fürchteten, die eigne Blamage und zum Spott noch den Schaden ihres Geschäfts. Aber obwohl sie sich eifrig bemühten, die Sache geheimzuhalten, tuschelte man doch bald schadenstroh davon in allen Redaktionsstuben.

Die Herausgeber verabredeten, um den Schein zu wahren, selbst die beiden Rollen zu übernehmen, und so schrieben Brutus und Coriolan noch einige Zeit weiter. So eine Art von zwei heimlichen Königen. Aber der König war tot. Die Aufsätze wurden matt und kleinlich, zänkisch, giftig, eng und einseitig. Keine Spur mehr von meiner Ritterlichkeit, meiner Würdigung des Gegners. Sie rauchten sich schließlich wie die Hausknechte. Das Publikum fand, Coriolan und Brutus hätten sich ausgeschrieben und überlebt. Beide Zeitschriften kamen aus der Mode und schieden nicht lange nachher auch aus dem Leben.

Aber ich war fortan geächtet. Die Presse setzte mich auf ihre schwarze Liste; ich war ein toter Mann.*

Er goß sich ein neues Glas Wein ein und zündete sich eine Zigarette an, die ich ihm über den Tisch reichte.

»Ja, ja,« sagte er, eine Rauchwolke ausstoßend, »Sie sehen mich an. Das haben Sie nun davon, daß Sie sich unbekannte Leute zu Tisch einladen. Vorsicht, junger Mann! Man kann nie wissen! Vor Taschendieben wird gewarnt! Sie schütteln den Kopf. Vielleicht haben Sie wirklich so was wie Mitleid mit mir? Aber verachten müssen Sie mich doch! Das sind Sie Ihrer guten Erziehung schuldig, Ihrer staatsbürgerlichen Bildung. Bitte, es ist kein Spott. Ich verachte mich selbst noch viel mehr. Ja, wenn ich wie anfangs in ehrlichem Wahrheitsdrange, aus Liebe zur Sache gewissermaßen unter einer Zwangsvorstellung meine Spitzbübereien verübt hätte! Man könnte mir noch allenfalls milbernde Umstände zubilligen. Aber dann kam die Liebe zum Weibe und damit die Liebe zum Gelde. Geld ist meistens bredig, mein Herr. Und hätte die Welt eine Spur von Reinlichkeitsfönn, sie würde sich scheuen, die Finger damit zu besudeln und hätte es längst ab geschafft. Jawohl, mein Herr, Geld stinkt. Man riecht es nur nicht, wenn man als wohlhabender Mensch in dieser Atmosphäre aufgewachsen ist. Und deshalb stinkt auch meine Tat zum Himmel.

Aber die stolzen Herren Unentwegt! Die auf ihrem Prinzip warm sitzen mit wenig Biß und viel Behagen, so selbstgerecht gegen sich, wie ungerecht wider den Gegner! Die sich wunder was zugute darauf tun, daß

von keiner neuen Geistesströmung der starre Fels ihres Dogmas unterspült werden kann, von keinem Geistesbeben erschüttert wird! Ja, sind denn die etwa samt und sonders ehrliche Leute? Ertaucht man die neunmalweisen Tugendbolde nicht bisweilen darauf, daß sie Tatsachen hübsch verschweigen und verdrängen, die ihnen nicht in den Kram passen? Drücken sie nicht häufig die Augen zu vor Zweifeln und Einwänden? Schieben sie nicht oft jede Selbstkritik ängstlich beiseite? Kneifen sie nicht gern vor einem neuen Gedanken, einer unbequemen Wahrheit, einer veränderten Lage? Ach, gar mancher redet von heiligen Idealen und denkt dabei ans Parteiamt und -interesse, an die Macht, an den Brotkorb. Kleber gibt es doch überall, oben und unten, rechts wie links.

Aber wahrhaftig, mir kommt es nicht zu, Steine auf andre zu werfen. Aufrechte Männer gibt es unter Politikern und Journalisten gewiß so viele wie auf irgendeinem andern Gebiete. Aber fühlen sich unter ihnen nicht doch noch am wohlsten die frommen Parteiuntertanen? Die ihren politischen Katechismus herunterbeten? Nie die Parteibrille von der Nase nehmen und mit freien Augen hinaus schauen in die weite bunte Welt? Nie die Kehrseiten ihrer Parteimünzen, nie die ewigen Gegensätze, Widersprüche, Unzulänglichkeiten des Lebens gewahr werden? Ich vermochte es nicht! Ich sah sie immer und überall! Ja, ich war Demokrat. Ich glaubte an einen wunderreichen Volksfrühling, wenn erst alle heute noch gebundenen Kräfte befreit wären, wenn sie aus ihrem unterirdischen Winterschlaf geweckt und emporgelodt würden! Eine liebe warme Sonne allen, allen Menschen ohne Unterschied freundlich schiene! Daß sie nach ihren Kräften wachsen und gedeihen könnten! Und doch war ich auch Aristokrat. Ich liebte die vornehme, starke, einsame Persönlichkeit, die so stolz nach oben wie nach unten ist. Mir widerstrebte ein Zustand, wo nach meinem Namensvetter Coriolan Würde, Weisheit nichts tun kann ohne jenes Ja und Nein des großen Unverstands. Ich ward abgestoßen von den schlechten Manieren, von der großen Schnauze des Emporkömmlings, der nach oben schielt und nach unten tritt. Ich hatte Sympathie mit dem durch Generationen verfeinerten und zum

Herrscherberuf erzogenen Edelmann, mit seinen natürlichen, guten Formen, mit seiner ruhigen, sicheren Stellung hoch über dem Jahrmarkt des Lebens, hoch über diesem hastenden, leuchtenden, schwigenden Wettkampf der Stände, Klassen und Kasten; mit dem herzerquickenden Typ des hohen Offiziers, der so gerade gewachsen ist an Geist wie an Körper. Aber ich liebte auch wieder die Ur- und Naturkraft des Volkes, diesen ewigen Jungbrunnen der Nationen und ihrer Führer. Ich wußte, daß das große Herz, das schlichte Gemüt des einfachen Mannes oft schon besitzt, worum der Verstand der Verständigsten vergeblich ringt. Und doch ekelte mich die heute übliche verlogene Anbetung und Verhimmelung der Masse, die nicht beherrscht sein will und doch auch nicht herrschen kann. Ich wollte keine privilegierte Klüngelherrschaft, aber auch keine Massentyrannie. Ich wollte keine Privilegien der Geburt und des Kapitals, aber auch keins der größeren Zahl.

Und dann war ich wieder Sozialist. Ich sah keinen andern Weg, wie wir das große Geld- und Grundkapital zum allgemeinen Besten beherrschen können, als durch allmähliche Organisation. Und war doch auch zugleich Individualist; denn ich erblickte höchstes Glück und letztes Ziel der Menschen und Völker in der überragenden Persönlichkeit. Wir müßten ja dieser Teufelswelt erliegen, wenn wir nicht die großen Menschen hätten, an denen wir uns immer wieder aufrichten. Und deshalb „Nietzsche und die Demokratie“.

Er nickte mir zu. Nach einigen Zügen aus der Zigarette, während denen er sinnend vor sich hin sah, fuhr er fort: »Und ich war einmal Freigeist und empörte mich über einen plumpen Kirchen- und Bekenntniszwang, über eine neugierig taktlose Umschnüfflung und Umschnupperung meiner innersten Seelenkammer, wo ich meinen persönlichsten Glaubensschatz vor dreisten Einbrüchen verschlossen hielt. Und doch fühlte ich auch wieder das Bedürfnis der armen verlassenen Seele nach einer warmen Kirchen- und Glaubensgemeinschaft. Ich hatte Stimmungen der Sehnsucht nach Erlösung von dieser wirren Scheinwelt, von der Qual meines ewig schlaflosen, unersättlichen Willens, von den verzehrenden Kämpfen des Geistes und der Sinne nach Rettung in die



Erich Hartwig: Wintertag

barmherzige Liebe eines Vaters im Himmel. Doch auch hier stellte sich pünktlich ein Aber ein. Der Familienvater, der Staatsbürger, der Mensch, der vorwärts will, werdestrohe, jugendstarke Völker, ja, wie können sie das harte Leben bestehen, wie vermögen sie den Kampf um ihr Dasein, um ihre Stellung in der Welt zu führen nach einer Moral des stillen Duldens und Leidens, die dem Abel nicht widerstreben und sich von diesem Reich der Sünde loslösen soll? Brauchen sie nicht den Lebensmut, den Kampfstolz, das Selbstvertrauen eines Prometheus? Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?»

Er hielt einen Augenblick inne, dann schloß er: »Und ich fühlte auch Mitleid mit der schwachen, geplagten Kreatur und wollte einer jeden ihren Wahn lassen, ihre Lebenslüge. Und schließlich konnte ich mich schon deshalb keiner Partei, keinem Bekenntnis verschreiben, weil jeder Glaube bindet und ich frei sein wollte — frei, frei!«

Eine Weile saßen wir schweigend beisammen und redeten doch im stillen miteinander immer fort. Dann begann er wieder: »Ich war mit Schimpf und Schande aus dem heiligen Tempel der öffentlichen Meinung verstoßen, brotlos, ehrlos und gezeichnet für alle Zeiten — ein armer Vogel, dem man wirklich seine Federn ausgerupft hatte, der nicht mehr fliegen konnte und sich seine paar Brosamen vom Boden aufspiden mußte. Und doch konnte ich nicht verzweifeln! Ja, ich fühlte mich durchaus nicht so unglücklich, wie man hätte annehmen müssen. Was lag mir denn viel an der Welt, an mir selber? Ich besaß ja meine Marion — meine Marion! In aller Not, die mir entgegenstarrte, fühlte ich mich reich, geborgen durch ihre Liebe. Sie selbst trug es großartig. Sie fand mein Schelmenstück genial und belustigte sich darüber. Wenn Frauen einen Mann lieben, verzeihen sie ihm ja alles, verteidigen sie jeden Fehltritt. Nur nicht seine Untreue! Der geliebte Mann hat immer recht. Und wie verstand sie es, mein Selbstgefühl wieder aufzurichten, mir den Glauben an mich selbst zurückzugeben! Ich schlug ihr vor, unsre teure Einrichtung zu verkaufen und mit dem Erlös nach Amerika zu fahren, wo ich vielleicht eher wieder Stellung und Einkommen finden könnte. Aber davon wollte sie durchaus nichts wissen.

„Bist du nicht bereit, mir überall hin zu folgen?“ fragte ich sie getränkt.

„Bis wo der Pfeffer wächst,“ entgegnete sie lachend, strich mir mit ihrer lieben kleinen Hand übers Haar und küßte mich auf die Stirn. „Aber du — du sollst nicht aus Deutschland fort, du wurzelst hier mit allen deinen Interessen, deiner reichen Bildung, und deutsch ist deine Feder.“

Vergeblich suchte ich ihr klarzumachen, daß es mit meiner Schriftstellerzukunft aus sei, daß ich meine deutsche Feder zerbrechen und in die Erde werfen könne.

Sie vermied, mich anzusehen, als sie antwortete: „Dann wär's vielleicht noch besser, wir trennten uns für einige Zeit. Du gingest allein hinüber und könntest dich dort freier umtun, als wenn ich dir am Arme hinge wie ein beschwerliches Reisegepäck.“

Davon wollte ich nun wieder nichts hören. Irgendein Unterkommen würde ich auch hier schon finden, wenn sie wirklich bescheiden genug wäre, ein karges Brot mit mir zu teilen.

„Bescheiden?“ Sie schüttelte den Kopf. „Nein, das bin ich nicht.“

„Aha, siehst du!“

„Ja, nennst du das etwa bescheiden,“ antwortete sie, mich am Ohr zupfend, „mit dir zusammen leben zu wollen, und wär's in einer Dachstube?“

Ich umarmte sie gerührt. — Auch sie wollte mitverdienen und wieder zum Theater gehen. Nach einiger Zeit, während der wir vom Erlös unsrer Habe lebten, fand Marion wieder einen kleinen Posten an einer Bühne und ich die Stelle, die ich noch habe. Ich glaube, mein Verleger nahm mich weniger aus Mitleid, wie er andeutete, als aus einer Art von Dankbarkeit in sein Geschäft. Auch er besaß eine Wochenschrift, die durch die Mitarbeit des Coriolan und Brutus an den beiden andern stark gelitten hatte und sich jetzt wieder von den Schlägen zu erholen begann. Obwohl er öffentlich an meiner Ausschließung eifrig mitgewirkt hatte, sagte er mir im Vertrauen, er habe sich in seinem Leben über nichts so sehr vergnügt wie über den Geniestreich, den ich den beiden Ibioten — er meinte damit seine Konkurrenten — gespielt hätte.

Wir verdienten nun geradezuviel, um in sehr eingeschränkten Verhältnissen unser Auskommen zu finden. Statt der früheren herr-

schäftlichen Siebenzimmerwohnung in einem modernen geschlossenen Hause bewohnten wir zwei unansehnliche Räume in einer zum Abbruch reifen Mietkaserne. Aber unsre Liebe hat sogar diese Probe bestanden. Und nur eins war uns schmerzlich: wir konnten uns viel weniger als früher angehören. Ich hatte meinen regelmäßigen Tag- oder Nachtdienst auf der Redaktion, und sie war fast allabendlich im Theater beschäftigt.

Eines Abends fühlte ich mich während der Arbeit plötzlich recht unwohl. Nachdem ich für eine Vertretung gesorgt hatte, verließ ich um elf die Redaktion, um mich zu Hause ins Bett zu legen. Aber in der freien Luft ward mir schnell wieder besser. Es fiel mir ein, ich könnte Marion am Theater abholen; denn um diese Zeit mußte sie aus ihrer Garderobe kommen.

Aber der Portier erklärte mir, vor fünf Minuten sei sie fortgefahren.

„Gefahren?!“ entfuhr es mir leise. Jedoch die Eifersucht, die heiß und jäh in mir aufschloß, gab mir doch wie einem gebehten Wild in Todesangst die List ein, mich zu bücken und ruhig zu verhalten. Ganz unbefangen biete ich dem Manne eine Zigarre an, zünde mir selbst eine an und frage ihn harmlos: „Sie nahm wohl wegen des schlechten Wetters eine Autobroschke?“ Dabei wußte ich es nicht anders, als daß sie die kurze Strecke nach Hause stets zu Fuß ging, und außerdem war das Wetter nichts weniger als schlecht.

„Es war das Privatauto,“ erklärte der Portier trocken, „das sie ja oft abholt.“

„Natürlich,“ warf ich mit scheinbarer Selbstverständlichkeit ein, „sie hat ja ihr eignes Auto.“

„So, is det ihr eijenes?“ erwiderte der Portier, „id jloobte, et jeheert dem Baron ...“ Und er nannte den Namen eines unsrer Freunde. Gerade gegen den hatte ich an jenem verhängnisvollen Abend das erste und einzige Mal einen längst wieder eingeschlummerten Argwohn empfunden. Es war ein junger Reiteroffizier aus altabligem reichem Hause, schlank wie eine Gerte, voll unstillbarer Lebenslust, voll Tatendurst, einer der besten Herrenreiter unsrer Armee. Er gehörte zu den Intimen unsers kleinen Kreises, und wir nannten ihn Mars.

Ich danke dem Portier für die Auskunft, gebe, so lange er mich sehen kann, gleich-

gültig langsam meines Weges und renne dann leuchend nach Hause, um noch ungestört vor ihrem Eintreffen Zeit für mich zu haben; denn ich war überzeugt, daß sie nicht direkt heimgefahren war. Ich stürme die vier Treppen hinauf, aber am letzten Absatz schlägt mein Herz so heftig zum Halse empor, daß ich nicht mehr atmen kann. Es flimmert mir vor den Augen, und ich sinke auf den letzten Stufen hin. Erst nach einiger Zeit kann ich mich mit äußerster Anstrengung aufraffen, taumele in unser Zimmer, erbreche ihren Schreibtisch und sinke darin Brieft. Briefe aus der Zeit unsrer ersten Bekanntschaft, wo sie noch als kleine Schauspielerin und Statistin in dürftigsten Verhältnissen bei einem Briefträger wohnte und in seinem Zimmer ihre Köllchen lernte, um in ihrer Kammer das Licht zu sparen. Es waren Briefe eines kleinen Kollegen, worin er sie anbetete und anpumpete. Dann fanden sich Briefe aus unsrer Glanzzeit von Antinous — so nannten wir einen jungen begabten Lyriker unter unsern Freunden wegen seiner schwermütvollen Jugendschönheit. Er besang sie darin in ebenso schwärmerischen wie vertraulichen Versen, und man konnte zwischen den Zeilen herauslesen, daß sie ihm die Kosten für den Druck seiner ersten Gedichtsammlung vorgestreckt hatte. Dann fand ich kurze Zeilen von Mars, aus denen hervorging, daß das Perlenhalsband, das sie trug, von ihm war. Mir hatte sie weisgemacht, es seien falsche Perlen und doch echte, weil sie von mir geschenkt wären, das heißt, ich hatte ihr zweihundert Mark zur Begleichung der Rechnung geben müssen.

Er besann sich einen Augenblick, sah mich an und fuhr dann in einem seltsam zitternden und würgenden Tone fort: »Unter allen meinen schwankenden und wankenden Überzeugungen, unter allen meinen vom Leben zerfetzten und zerrissenen Illusionen war eine aufrecht und unverfehrt geblieben: der Glaube an diese Frau, die Liebe zu meiner Marion. Und werden Sie's verstehen? Sie brach auch an jenem Abend nicht zusammen. Ich glaube noch heute an sie, ich liebe sie noch wie einst. Und mehr noch! Trotz der niederschmetternden Entdeckung, trotz der bitteren Wahrheit, die mir ihr Schreibtisch verriet: ich war trotz alledem nach wie vor fest davon durchdrungen: auch sie liebte mich. Mich nicht allein. Aber mich auch! Und

vielleicht mehr als alle andern!» fügte er wie im Triumph hinzu.

»Sie hatte nie etwas andres von mir haben wollen als mich selber. Sie hatte niemals etwas andres von mir gefordert, als wir in der ersten Zeit unsrer Liebe noch beide arm waren wie Kirchenmäuse, und ich selber noch ganz erfolglos, noch völlig unbekannt. Und später war sie ohne ein Wort der Klage oder des Vorwurfs, ohne einen Augenblick sich zu bedenken oder an mir zu zweifeln aus dem Sonnenglanze unsrer goldenen Zeit mir in den Schatten der Armut gefolgt. Nein, ich war und ich bin fest davon durchdrungen: sie liebte mich.«

Er seufzte schwer auf: »Und liebt mich vielleicht noch! Aber sie liebte auch den ritterlichen Mars, sie liebte auch den armen bleichen Dichterjüngling Antinous und ihren unscheinbaren Leidens- und Berufskollegen von damals und — der Teufel weiß, wie viele andre noch! Und durfte ich ihr jezt grollen, wo sie mir doch damals verziehen hatte? Sie anklagen, da sie mich freigesprochen hatte? Was hatte sie doch, als wir uns kennenlernten, gesagt, vermutlich zitiert aus irgendeiner Rolle: Die Liebe ist die Ehre der Frau, die Gefinnung die Ehre des Mannes.' Nun, dann waren wir quitt, dann hatten wir einander wahrhaftig nichts vorzuwerfen, wir waren ehrlos alle beide! Und vielleicht aus einer und derselben Schuld unsers Naturells. Ihr Herz war so reich wie meine Phantasie. Dieses Herz konnte sich so wenig an einen einzigen Männertyp binden lassen, wie meine Phantasie sich in den Dienst einer einzigen Parteinacht bannen ließ. Sie liebte die Kraftvollen und die Zarten, die Kühnen und die Sinnigen, die Ritter vom Geiste wie vom Schwerte. Sie liebte, wo sie einen Hilfsbedürftigen mütterlich betreuen und beglücken konnte, und sie liebte, wo sie sich an einen Starken hingeben und verschwenden durfte. Wie im poetisch veranlagten Manne eine Fülle von Menschenkeimen nach Gestalt und Dasein verlangt, so drängte in ihr eine Fülle von Frauenknospen nach Licht und Blüte. Was vielleicht ein Dichter geschaffen hätte, das lebte sie. Und mein Schmerz löste sich langsam von seiner Starre und tropfte auf die Blätter in meiner Hand.

Ich packte von meiner geringen Habe, was in einen Handkoffer und ein Paket ging, und

ließ zu ihrer Aufklärung den Kasten ihres Schreibtisches offen. Nach einem letzten Abschiedsblick in die lieben Räume stieg ich die dunkle Treppe hinunter und verließ das Haus auf Nimmerwiedersehen. In einer Elektrischen fuhr ich nach dem äußersten Osten. Für die Nacht blieb ich in einem Gasthaus, und am nächsten Tage mietete ich mich in der Gegend dort ein. Man kann ja in Berlin famos untertauchen.

Ob sie mich vergeblich gesucht? Ob sie meinen Zorn gefürchtet? Ob die Scham sie zurückgehalten? Ich weiß es nicht. Ich habe nichts mehr von ihr gehört.«

Er hielt einen Augenblick inne, als ob es ihn Überwindung koste, weiterzusprechen, aber dann meinte er, ich solle die Geschichte nun auch wahrheitsgetreu bis zu Ende hören, und fuhr leise, wie verlegen zu Boden schauend, fort: »Ich selbst gehe fast an jedem Sonntag, dem einzig freien Abend, ins Theater, sooft sie dort auftritt. Von dem obersten Range sehe ich sie dann während der paar flüchtigen Minuten ihrer kleinen Statistenrollchen. Es ist das einzige, was ich noch an Glück vom Leben verlange; es ist mein Sonntagsvergnügen. Und Sie wissen ja, zu einer rechten Freude im Theater verlangt das Volk auch, daß es was zum Weinen gibt. Ich kann mir nicht helfen, aber ich finde sie noch immer schön wie einst,« schloß er mit leuchtenden Augen. Er schnäuzte sich fest, wie um seine Rührung zu verbergen, sah auf die Uhr und erhob sich schnell.

»Aber bei Ihrer Begabung«, sagte ich, »wäre es doch schändlich, wenn Sie nicht wieder hochkämen!«

»Wozu?!« entgegnete er brünst. »Wieder kämpfen für eine Tagesmeinung, für eine Partei? Das wär' nur ein neuer Kampf mit mir selbst.«

»Wenn Sie doch nur wenigstens Muße hätten, ihr poetisches Talent ...«

Er fuhr dazwischen: »Jeder Tag beinahe beschert mir einen wunderherrlichen Plan. Es ist vielleicht eine Gnade des Schicksals, daß es mir keine Zeit läßt, ihn auszuführen. So schön könnte er doch nicht erstehen, wie ich ihn sehe. Ich bin zufrieden, mein Herr.«

Damit brach er so schroff und stolz ab, daß ich nicht wußte, ob er mir die Wahrheit sagte oder verbarg. Er nahm seinen Hut vom Nagel und empfahl sich.

»Haben Sie wieder Dienst?« fragte ich ihn.

»Freilich, und ich komme zu spät. Ja, mit dem Nachmittagschlöschen wird's schon lange nichts mehr. Aber dafür schlafe ich nachts um so besser. Und dürfen wir uns beklagen, solange uns jeder Tag das süße Geschenk des Schlafes reicht? Er bringt Erlösung vom Leben, ohne daß man seinen blöden Willen zum Leben zu opfern braucht; er schlichtet einen menschlichen Widerspruch besser, als ich so was je vermochte. Verzeihen Sie, wenn ich zu ausführlich war.«

»Ich danke Ihnen herzlich dafür,« erwiderte ich und streckte ihm die Hand entgegen.

»Was? Sie geben so einem abgefeimten

Schwindler, wie ich bin, auch noch die Hand?«

»Die beiden Hände.«

»Am Ende, weil Sie auch zu unsrer Schwindlerzunft gehören?« —

Ich sah lange nach der Tür, durch die er gegangen war. Was war nun dieser Mann im Kern seines Wesens? Gut oder schlecht, wahr oder unwahr, habgütig oder selbstlos, hart oder weich? Ein skeptischer Illusionist? Ein grundehrlicher Gesinnungslump? Ein anständiger Betrüger? Ein pessimistischer Optimist? Ein unmoralischer Idealist? Alles miteinander in einer Person?

Unser Sprachschatz ist ja viel zu arm, um Menschenrätsel zu lösen, und die Seelen passen in keine Wortschablonen.

Der Brief

Der Obrist hat auf dem Plane
Ein wallendes Zelt,
Abseits unter der Fahne
Knien zwei Junker von Winterfeldt.

Über Jena das Morgenrot,
Zu unendlichem Licht die blutige Schwelle!
In der Fahne knistert der Tod.
„Lies noch einmal, Bruder, die traurige Stelle!“

„Jede Nacht sind Eure Bettchen aufgeschlagen,
Weiß, leer — und eng, wie das Leben war
Eure dünnen dreizehn, vierzehn Jahr.
Und Eure Mutter weiß nicht, wohin Euch der Tag getragen.
Ob ich die Decken auch streichele, irgendwo
Liegt Ihr auf Holz, Erde, Stein, Stroh,
Friert mit starren Gelenken in Wind, Regen, Schnee,
Und vom schweren, nassen Leder tun die zitternden Hüften weh.
Glaubt mir, die Kissen sind ganz von Tränen genäht,
Und ich bete, daß Euch Gott wie Friedrich werden läßt,
Daß er aber auch volle die zweien Herzelein hegen,
Die in meinen warmen, leeren Bettchen gelegen.“

Der Reiter fliegt, der die Order gebracht. —
Die beiden haben die Fahne getragen
Im Sturme, leis entfärbt vom Kuß der Nacht ...
Zwei Bettchen sind aufgeschlagen.

Erich Wentzker



Ist der Mond bewohnt?

Von Hugo Gantke (Neufinkenkirch bei Berlin)



Tausende werden geboren und leben und lieben und sterben, Und doch, wie wen'ge davon sehen im Fernrohr den Mond! — Die Wenigen aber, denen dies vergönnt ist, vielleicht noch dazu in einer Privatsternwarte, in der zwischen Gast und Hausherrn ein zwangloserer Verkehr stattfindet, als in einer öffentlichen Sternwarte möglich ist, stellen fast ausnahmslos die Frage nach der Bewohnbarkeit des Mondes. Wenn auch die allererste Äußerung des Laien meist der Ausdruck der Freude darüber ist, daß der Mond nicht mehr als Scheibe, sondern deutlich als majestätisch im Raum schwebende Kugel im Fernrohr erscheint, so folgt doch sehr bald und ebenso sicher wie das Amen in der Kirche die Frage: »Ist der Mond bewohnt?«, und zwar auch von Leuten, die sicher noch nicht aus ihrer Schulastronomie vergessen haben, daß der Mond als ausgebrannter Weltkörper gilt. Der einmalige Eindruck im Fernrohr muß also fähig sein, den Autoritätsglauben zu erschüttern, der allen guten Deutschen im Blute liegt. Es hat daher allgemeines Interesse, die Frage nach der Bewohnbarkeit des Mondes öffentlich zu erörtern. Daß sie überhaupt gestellt wird, ist nicht verwunderlich, wenn wir uns erinnern, welche Rolle der Mond in der Religion und im Kalender gespielt hat und in der Malerei, auf der Bühne, im Volkslied, in der Liebeslyrik usw. noch spielt. Wird doch eine ganze Zeitströmung der Poesie, die romantische, durch den bekannten vierzeiligen Ruf aus Tiecks »Aufzug der Romanze« (Vorspiel zum »Kaiser Octavianus«) wiedergegeben:

M o n d beglänzte Zaubernacht,

Die den Sinn gefangenhält,

Wundervolle Märchenwelt,

Steig' auf in der alten Pracht!

Die Frage nach der Bewohnbarkeit eines Himmelskörpers, den so mannigfaltig verschlungene Fäden mit dem Gemüt des Menschen verknüpfen, kann für niemand ohne Interesse sein.

Die Binsenwahrheit, daß die Meinungen hierüber im Laufe der Zeit gewechselt haben (was hat nicht gewechselt, wenn wir genügend lange Zeiträume gegeneinanderhalten?), kann dahin erweitert werden, daß sie vier- bis fünfmal in ihr Gegenteil umgeschlagen sind. Jede dieser gegensätzlichen Ansichten galt zur Zeit ihrer Herrschaft als unumstößlich wahr. Schon diese Tatsache sollte uns zu überlegen geben, ob wir klug daran tun, festgesetzt zu behaupten, daß wir gerade heute die endgültige Wahrheit erreicht haben. Der Zustand der Mondforschung be-

rechtigt keineswegs zu einer so stolzen Haltung. Würden wir mit ihr doch auch nur den Fehler des starren Festhaltens an der geltenden Lehrmeinung begehen, den wir für vergangene Zeiten mit Recht rügen. Aus einer persönlichen Gottheit, als die der Mond bei fast allen Völkern anfänglich galt, wurde er in deren Religionen schließlich zu einer von der Gottheit zum Wohl der Menschen geschaffenen Leuchte der Nacht. Darüber, daß diese Leuchte bei Neumond gar nicht funktioniert und einige Zeit vor- und nachher ihr Licht ganz zwecklos fast nur am Tage erstrahlen läßt, sah man großzügig hinweg. Jedenfalls konnte der Gedanke an die Bewohnbarkeit des Mondes in jenen frühen Zeiten der Kultur noch gar nicht auftauchen, da die Alten keine Lichtquelle kannten, die nicht zugleich glühend heiß, also ein Vernichter des Lebens gewesen wäre. Erst mußten die allereinfachsten physikalischen Kenntnisse und Erfahrungen, u. a. solche über spiegelnde Flächen, erworben werden, bevor die erleuchtetsten Köpfe der ionischen Naturphilosophen daran denken konnten, daß der Mond nur das Licht der Sonne widerspiegeln und ein Weltkörper mit Bergen und Tälern gleich unsrer Erde sein könne. Sie teilten jedoch ihre Auffassung, zu der sie mehr durch intuitive Spekulation als durch Beobachtungen gekommen waren, nur ihren Schülern und auch diesen oftmals nur symbolisch mit (Heraclit heißt nicht umsonst der Dunkle), um nicht als Gottesleugner zu gelten und wie Anaxagoras Haus und Hof verlassen oder wie Sokrates den Giftbecher leeren zu müssen. Die Zahl derjenigen, die ihrer Überzeugung alles, auch das eigne Dasein zu opfern bereit sind, ist immer klein gewesen; karg war von je der Wuchs des Holzes, aus dem man Märtyrer schnitt. Immerhin mag als bemerkenswerte Tatsache erwähnt werden, daß bei den alten Kulturvölkern gegen 600 v. Chr. über den Mond drei verschiedene Ansichten bestanden: die meisten Völker beteten zu ihm, für das Volk der Juden war er das kleine Licht, das die Nacht regierte, und nur wenige erleuchtete Köpfe ahnten die Wahrheit. Wie gefährlich es noch im Mittelalter war, in den Himmelslichtern etwas anderes zu sehen als Lampen im Dienste der Menschen, zeigt das Schicksal Giordano Brunos, der vor dreihundert Jahren zu Rom den Feuertod nicht zuletzt darum erleiden mußte, weil er die Himmelslichter für Weltkörper hielt, die bewohnt sein könnten, gleich der Erde.

Erst mit der Erfindung des Fernrohrs trat

der Mond aus dem Zeitalter der religiösen und philosophischen Spekulation und der dichterischen oder seherischen Phantasie in dasjenige der wissenschaftlichen Forschung. Schon das erste, noch recht unvollkommene Fernrohr, das Galilei 1609 auf den Mond richtete, zeigte ein ähnliches Bild, wie es die Erde in größerer Entfernung bieten mußte, ein aus Berg und Tal bestehendes Relief. Es war also nur folgerichtig gedacht, wenn Galilei und seine Zeitgenossen und Nachfolger die dunkleren Mondgegenden, die in den unvollkommenen Fernrohren der damaligen Zeit gleichmäßig eben erschienen, für Wasserbeden hielten und See, Sumpf, Meer, Meerbusen und Ozean benannten. Hierbei ging aber die Phantasie noch einmal bedenklich mit der Wissenschaft durch; den anthropozentrischen Standpunkt, den Mond als Nachlicht zu betrachten, hatte man endgültig aufgegeben, aber nur, um ihn gegen einen andern, ebenso anthropozentrischen einzutauschen. Man maß den einzelnen Mondgegenden, die man eben erst flüchtig kennengelernt hatte, einen astrologischen Einfluß auf das Schicksal der Menschen, auf die Witterung usw. bei und kam auf diese törichte Weise zu Namen wie Meer der Fruchtbarkeit, Meer der Heiterkeit, Regenmeer, Wolkenmeer und viele andre, für die das Fernrohrbild ebensowenig auch nur den allergeringsten Anhalt gab. Natürlich machte die Phantasie hierbei nicht halt; war der Mond erdähnlich, so mußte er auch menschenähnliche Bewohner haben, und es bedurfte anscheinend nur kräftigerer Fernrohre, um hierfür Beweise zu erbringen. Die kräftigeren Fernrohre kamen; aber sie zeigten ganz etwas andres, als man erwartete, nämlich, daß der Mond doch recht wenig erdähnlich sei, und daß insbesondere dasjenige, was in den früheren unvollkommenen Fernrohren gleichmäßig eben erschien und seiner dunkleren Farbe halber für Wasser gehalten wurde, in Wirklichkeit sehr uneben und mit Beulen, Hügel, Rissen usw. bedeckt war und daher Land sein mußte. Es ist sicher, daß weder die sogenannten Mondmeere Wasser enthalten, noch daß solches an irgendeiner andern Stelle des Mondes gefunden werden konnte, trotzdem ein Wasserlauf von etwa 50 Meter Breite und ein Wasserbeden von etwa 500 Meter Durchmesser den modernen Fernrohren nicht hätte entgehen können. Wir können daher bestimmt behaupten, der Mond besitze kein offenes, zutage tretendes Wasser. Selbst ganz schmale Wasseradern, die wir in unsern Fernrohren nicht wahrnehmen können, sind auf dem Monde unmöglich vorhanden, denn sie müßten sich, ebenso wie in den Boden oder in Felspalten hineingeflühtes Wasser, durch Wasserdampf verraten, und dieser fehlt vollständig; ja, der Mond hat überhaupt keine Lufthülle in der Art und Dichte unsrer irdischen Atmosphäre. Während dem Laien schon

auf Grund des Fernrohrbildes das Fehlen des Wassers auf dem Monde sofort einleuchtet, erhebt er fast stets Protest dagegen, daß ihm auch die Lufthülle fehlen soll. »Woher weiß man dies?« haben mich die meisten meiner Sternwartengäste gefragt. Unter den vielen Beweisen, die der Astronomie hierfür zu Gebote stehen, beschränkt man sich am besten auf diejenigen, die der Gast am Fernrohr sofort nachprüfen kann, nachdem man ihn daran erinnert hat, daß unsre Luft keineswegs völlig durchsichtig ist. Jeder Blick in die Weite zeigt uns die fernsten Gegenstände in einem grauen Schleier, dessen Dichte mit der Entfernung zunimmt. Je weiter entfernt ein Gegenstand ist, je stärkere Luftschichten mithin zwischen ihm und uns liegen, desto undeutlicher sehen wir ihn, desto verschleierter erscheint er uns. Auch auf dem Monde müßte dies der Fall sein, wenn er eine Lufthülle in der Art der unsrigen besäße, und wir müßten seine Randgegenden viel undeutlicher sehen als die Mondmitte, weil die Randstrahlen einen weit längeren Weg innerhalb der Mondluft zurückzulegen haben würden als die von der Mitte kommenden Strahlen. Im Fernrohr erscheinen aber die Randgegenden ebenso deutlich wie die Mondmitte. Nachdem dieses Experimentum crucis das Fehlen einer Lufthülle bewiesen hat, kann man noch darauf hinweisen, daß auch das Fehlen jeder Dämmerungserscheinung einen weiteren Beweis für das Nichtvorhandensein einer Lufthülle abgibt. Anfänglich hat man aus dem Fehlen von Wasser und Luft auf dem Monde nur den berechtigten Schluß gezogen, daß auf ihm Organismen, wie wir sie kennen, nicht vorhanden sein könnten. Dieses vorsichtige Urteil wurde jedoch nach und nach dahin vergrößert, daß dem Monde jedes Leben schlankweg abgesprochen wurde. »Für den Astronomen ist der Mond eine ausgebrannte, unheimlich starre und tote Gesteinsmasse« lesen wir in der populären Astronomie; in der wissenschaftlichen wird die Frage nach der Möglichkeit von Leben auf dem Monde bezeichnenderweise gar nicht erörtert, zumal da sich auch noch herausgestellt hat, daß auf dem Monde regelmäßig außerordentlich große, das Leben scheinbar ausschließende Wärmeschwankungen auftreten. Während des langen Mondtages (er hat eine Dauer von etwa 350 Stunden) nimmt die Oberfläche des Mondes eine Temperatur an, die weit über der Mittagstemperatur der heißesten Erdstriche liegt und während der ebenso langen Mondnacht weit unter die kälteste Temperatur an den Erdpolen absinkt. Was lag näher als die zusammenfassende Schlußfolgerung, daß jedes organische Leben da unmöglich sei, wo Wasser und Luft fehlen und die Bodenwärme alle vierzehn Tage die extremsten Sprünge macht?

Kennen wir aber nun wirklich auf der Erde gar kein Leben, das die grellen Temperaturunterschiede auf dem Monde ertragen und möglicherweise auch den Mangel an Luft und Wasser aushalten könnte, ohne zugrunde zu gehen? Nach dem jetzigen Zustande der Biologie sind es allerdings nur die Sporen einiger Bakterien, die den beiden ersten Anforderungen genügen, aber immerhin das Wasser zum Aufbau ihres Plasmaleibes nicht entbehren können. Wir brauchen ja aber gar nicht die erschwerte Annahme von Kleinlebewesen zu machen, die jetzt auf der Erde fortkommen und zugleich auch jetzt auf dem Monde ihr Fortkommen finden würden. Wer nicht bestreitet, daß der Mond vom Gleis der Erde stammt, muß auch zugeben, daß beide aus gleichen Elementen bestehen. Die Trennung beider muß im glutflüssigen oder mindestens heißplastischen Zustande erfolgt sein (sonst hätten sich beide nach der Trennung nicht wieder runden können), also zu einer Zeit, als tropfbar flüssiges Wasser noch gar nicht vorhanden sein konnte. Erst lange nach der Trennung beider sank die Temperatur so weit, daß sich Wasser bildete oder kondensierte, und zwar geschah dies zuerst auf dem Monde, der als der kleinere Körper früher erkalte. Der Mond ist uns also in der Entwicklung voraus und wird organisches Leben schon zu einer Zeit besessen haben, als die Erde hierfür noch viel zu heiß war. Dem früheren Anfang des Lebens folgt natürlich auch ein schnellerer Ablauf der Entwicklung der Organismen, ebenfalls veranlaßt durch die schnellere Abkühlung und die in schnellerem Tempo vor sich gehende Veränderung der Lebensbedingungen. Die Zeitbestimmung »schneller« ist hierbei im kosmischen Sinne aufzufassen; der Verlauf der Änderungen erfolgt immerhin so langsam, daß die Organismen Zeit finden, sich anzupassen. Hat daher der Mond, nachdem sich aus den gleichen Grundstoffen wie auf der Erde auch auf ihm luft- und wasserbedürftige Organismen gebildet hatten, seine Luft und mit dieser das allmählich verdampfende Wasser an den Weltraum verloren, so fanden die Organismen währenddem Zeit, sich durch Anpassung und Vererbung allmählich an ein luft- und wasserfreies Dasein zu gewöhnen. Man vergegenwärtige sich doch einmal, um wieviel sich die menschliche Ernährung in den drei Kriegsjahren nach der ungünstigen Seite hin verschoben hat. Als vor etwa einem Jahrzehnt der dänische Arzt Dr. Hindbø in seiner Ernährungsreform ausführte, daß wir unnötig viel Fett und Eiweiß zu uns nähmen, wurde er von einem Teil der medizinischen Wissenschaft als der »Mann mit der Unterernährung« glatt abgetan. Heute müssen wir mit einer Kost auskommen, die noch unter den Hindbø'schen Normen liegt, und es geht

auch so. Wenn aber der Mensch seine Verdauung in der kurzen Spanne von drei Jahren auf eine derartige Verringerung in der Menge und Güte der Nahrungsmittel einstellen kann, so ist es doch wirklich nicht ungereimt, zu behaupten, daß der Lebenswille in jedem organischen Wesen so stark ist, daß es, wenn die Änderung der Umwelt genügend langsam erfolgt, jeder Veränderung der Lebensbedingungen sich anpassen kann. Außerdem können wir Beispiele dafür beibringen, daß der Mangel an Luft sowie große Hitze und Kälte auch schon auf der Erde keineswegs lebensausschließend sind. Der Luftsaurestoff, der uns unentbehrlich ist, kann von den Anaerobien und den Schwefelbakterien entbehrt werden. Letztere z. B. atmen Schwefelwasserstoff ein, ein ekelhaft nach faulen Eiern riechendes Gas, das für uns Gift ist. In verschiedenen heißen Quellen finden sich Lebewesen, die sicher eine allmähliche Erhöhung der Temperatur ihres Lebenselements vertragen würden, ohne auszusterben. Daselbe gilt in umgekehrtem Sinne von den Tieren des Eismeer, oder glaubt jemand im Ernst, der Eisbär würde aussterben, wenn die Temperatur der arktischen Zone in Jahrtausenden vielleicht um ein oder zwei Grad sank? Und größere Veränderungen als diese und im gleichen geringen Verhältnis solche des Feuchtigkeitsgrades und der Luftdichte des Mondes brauchte man nicht anzunehmen, um auf seinen jetzigen Zustand zu kommen. Glaubt ferner irgend jemand, daß unsre Pflanzen- und Tierwelt und mit ihr die Menschheit so leicht aussterben werden, wenn die Luft-, Witterungs- und Feuchtigkeitsverhältnisse auf der Erde sich allmählich verschlechterten? Gewiß würden sich die Arten wandeln, aber das Leben an sich wäre nicht totzutriezen. Vergessen wir doch nicht, daß die Amphibien ihren griechischen Namen (»zweilebig«) ihrer Fähigkeit verdanken, im Wasser und auf dem Lande leben zu können. Mit ihnen ging die Tierwelt von geringerem zu höherem Luftverbrauch über. Wie hier die Entwicklung zu einer Vermehrung des Luftverbrauchs geführt hat, so könnte sie unter entgegengesetzten Lebensbedingungen auch bei vermindertem Luftverbrauch vor sich gehen. Schließlich mache man sich klar, daß der Mond den jetzigen Zustand zeigt, dem die Erde entgegengeht, und daß man der Erde ein vorzeitiges Urteil spricht, wenn man annimmt, daß die allmähliche Verringerung und das schließlich Verschwinden eines lebensnotwendigen Gegenstandes gleich ein Aufhören des organischen Lebens bewirken würde. Wollte man uns heute plötzlich die Kohle gänzlich entziehen, so wäre allerdings eine ernste Katastrophe wahrscheinlich. Niemand wird aber die allmähliche Erschöpfung der Kohlenlager, die doch in einigen Jahrtausenden abgebaut sein werden, als Götterdämmerung

des Menschengeschlechts bewerten. Die Technik ist sich vielmehr schon heute über einen Kohlen- »Ersatz« klar: wir müssen die Sonnenwärme einfangen, die, abgesehen von Versuchsanlagen, technisch noch gar nicht ausgenutzt wird, und in der immerhin nicht ganz kurzen Zeit, die uns für den Ausbau des Ersatzmittels bleibt, werden wir mit der Kohle etwas weniger Raubbau treiben und sie wirtschaftlicher verfeuern müssen als bisher. Vielleicht bringt uns die Arbeit an diesem Problem auch auf andre Kraftquellen, die noch ungenutzt im Schoß der Erde schlummern. Wir haben jedenfalls nichts zu fürchten, da uns auch hier für die Anpassung genügend Zeit bleibt. Wie schnell überbietet die Technik vorwärtsstürmen kann, wenn ihr reiche Mittel zu Gebote stehen, lehren uns die letzten Jahre der Flugtechnik, die, vom Staate für Kriegszwecke reich befruchtet, in einem Jahrzehnt weiter vorgeschritten ist, als in einem ganzen Jahrhundert friedlich-bürgerlicher Betätigung möglich gewesen wäre.

Daß man bisher auf die Frage der Bewohnbarkeit des Mondes noch nie die Errungenschaften der Biologie angewendet hat — es geschieht dies meines Wissens hiermit zum erstenmal —, ist lediglich eine Folge der Arbeitsteilung auch in der Wissenschaft: Fernrohr und Mikroskop ruhen selten in einer Hand. Den Schaden hiervon hat bisher die Mondforschung zu tragen gehabt, denn der Gedanke, es mit einem ausgebrannten Weltkörper ohne eignes Leben zu tun zu haben, hat die irrige Meinung erweckt, es gebe auf ihm keine Rätsel mehr zu lösen. Und doch kann man auf seine genauere Erforschung mit volstem Recht ein Darwinsches Wort leicht verändert anwenden: »Licht wird fallen auf den weiteren Weg des Menschen.« Daß wir bis jetzt keine von allen anerkannten Veränderungen auf dem Monde erblicken konnten, beweist doch nicht, daß solche nicht eingetreten sind. Höchstens könnte man daraus, daß wir uns darüber streiten, ob die von einigen beobachteten Veränderungen wirklich erfolgt oder ob sie nur optische Täuschungen sind, mit Recht schließen, daß wir noch viel zu wenig von ihm wissen. Aber eine Sache, die wissenschaftlich erschöpft ist, streitet

man nicht. Besitzen wir doch zuverlässige Mondkarten erst seit 80, photographische erst seit etwa 20 Jahren, und dieser Zeitraum ist viel zu gering, um festzustellen, ob und welche Veränderungen inzwischen erfolgt sind. Sind denn inzwischen auf der Erde kosmisch sichtbare Veränderungen erfolgt? Ist es nicht zum mindesten recht vorteilhaft, dem nächsten Weltkörper, dem einzigen, bei dem wir kleinere Einzelheiten unterscheiden können, kurzerhand das Leben abzusprechen, weil er sich nicht schneller verändert als die Erde?

Auch sind die großen Fernrohre bisher leider nicht allzu häufig und keineswegs regelmäßig auf den Mond gerichtet worden, dessen Erforschung bisher vorwiegend mit mittleren Instrumenten erfolgt ist, wie sie sich auch der Liebhaber-Astronom leisten kann. Es scheint fast, als ob die strenge Wissenschaft die Gebiete meiden wolle, die auch dem Liebhaber offenstehen. Wir besitzen neben vielen Sternwarten auch mehrere Sonnenwarten; von einer Mondwarte habe ich aber noch nichts gehört. Hier klafft eine bedauerliche Lücke, die geradezu nach großzügigen Förderern der Wissenschaft schreit. Jenseit des großen Wassers fanden und finden sich solche. Der erste wollte zwar anfänglich etwas ganz andres errichten, nämlich ein großes Grabmal für sich und seine Frau, ähnlich den Pyramiden. Glücklicherweise lenkte ein kluger Mann diesen abenteuerlichen Plan in eine große Sternwarte um, deren Hauptpfeiler nun das Grabgewölbe des Stifter-Ehepaares umschließt, auf dessen Namen die Sternwarte getauft ist (Vidsternwarte). Echt amerikanisch fand sich bald ein zweiter, der den ersten übertrumpfte und eine noch größere Sternwarte stiftete, die als Yerkessternwarte seinen Namen ebenfalls den fernsten Zeiten überliefern soll. Wird sich jemand zur Fortführung der Reihe finden? Billig ist eine solche Stiftung nicht, aber es winkt dafür auch Unsterblichkeit, und die ist nun mal kein Vieliebchen-Geschenk. Zu einer Zeit, wo so viel Geld verdient wird, mag es vielleicht gerade den einen oder andern reizen, seinen Namen in das Buch der Kultur einzugraben — oder sagen wir besser: ans Himmelsgewölbe zu schreiben? —, während noch des Krieges Stürme toben.

Der Becher

Ich halte dir einen Becher hin,
Es duftet ein dunkler Wein darin.

Es hat ihn gekeltert Herzeleid;
Es hat ihn gegoren Einsamkeit;

Es zucken Flammen wohl über den Grund.
Heb' ihn nur kühnlich an den Mund:

Es hat ihn geläutert der Liebe Schelm.
Mein Herz der Becher, mein Blut der Wein.

Will Vesper



M. Trauner: Franziskanerkirche mit Neutorgasse in Graz

In dem Aufsatz „Das deutsche Graz“ von Ernst Altkirch



Gesamtansicht von Graz

Das deutsche Graz

Von Ernst Utkirch

Der von Deutschland nach Österreich reist, um sich an seiner vielgestaltigen Schönheit zu erfreuen, nimmt in seine Reisepläne selten Graz und die Steiermark auf. Viele sind der Ansicht, daß es sich nicht lohne, die abseits von den großen Verkehrswegen gelegene grüne Mark aufzusuchen, und begnügen sich damit, zu wissen, daß dort der alte Rosegger in seiner Waldheimat haust, daß die Steirer als fernhaftes Gebirgsvolk Gamslederhosen und dicke Lodenjoppen tragen, daß sie zur Zither und Gitarre lustige Schnadahüpfel und G'stanzl singen und mit rotwangigen Diandln Schuhplattler tanzen, so wie man sie auf deutschen Volksfesten zu sehen und zu hören bekommt. Man erfreut sich an ihnen nicht weniger als an den steirischen Kapaunen. Die wenigsten aber wissen, daß die Fahrt über den Semmering, eine der herrlichsten Reisen auf österreichischen Gebirgsbahnen, sie mitten durch die Steiermark bis nach Graz bringt, entlang der alten Handelsstraße, die von Wien nach Italien führt.

Die Steiermark ist altes Kulturland, das von Italien befruchtet wurde. Schon die Römer hatten am Grazer Schloßberg ihre

Niederlassungen, und als sich im 16. Jahrhundert die italienische Renaissance nach Norden ausbreitete, wurde ihr in Graz lange Jahre eine kraftvolle Pflege zuteil, bevor die deutsche Renaissance zu ihrem Recht kam. Das verleiht dem Stadtbilde seinen besonderen Reiz, die feine und edle Vermischung altitalienischer mit deutscher Baukunst, wobei daran erinnert sei, daß der größte deutsche Meister der Barockkunst, Fischer von Erlach, der an der italienischen Kunst groß geworden, hier geboren ist. Geradeso wie Nürnberg, Rothenburg und Hildesheim durch ihre schöne, eigne Bauweise den Deutschen ans Herz gewachsen sind, so ist der Steirer auf das alte Graz stolz.

Aber schöner noch als das alte Graz, »die verträumte Stadt in den Gärten«, ist die unvergleichliche Natur, die es umgibt. An der Grenze der Ostalpen, in eine offene Gebirgsschlucht, das sogenannte Grazer Feld, ist die Hauptstadt von Steiermark mit verschwenderischen Reizen gebettet, die durch die Abstufung von Hochgebirge zum Mittelgebirge und schließlich zum Hügel- und Flachland entstehen. Eine solch abwechslungsreiche Natur ist allerdings nicht mit dem landschaftlichen Zauber von Bozen, Innsbruck

ober Salzburg zu vergleichen; es fehlen die mächtigen schneebedeckten Kalk- und Dolomitengipfel, die dem Auge großartige Eindrücke vermitteln, die unser Innerstes und unsere Einbildungskraft seltsam erregen, wogegen die steirische Landschaft, besonders die Umgebung von Graz, uns wie Mozartsche Musik fängt. Sie ist köstliche Gebirgslandschaft und beschäftigt und entzückt alle Sinne. Das Hochgebirge, das den Gesichtskreis in Wellenlinien säumt, die fein geschwungene Linie des Schöckls, des höchsten Berges in der Nähe von Graz, die davor gelagerten Felsen und Platten, die bis in die Stadt auslaufen, der Schloßberg, um den sich Graz mit seinen Parks und Gärten ausbreitet, und die rasch strömende Mur, die aus dem Gebirge kommt, sie finden sich zu einer landschaftlichen Anmut und Schönheit zusammen, wie sie größere Städte selten aufzuweisen haben. Aber nicht nur der Wechsel der Formen und das Grün der Anlagen und Wälder erfrischen Auge und Geist, auch die malerischen Stimmungen, die sich vom sattesten Blau der Berge bis zu den zartesten, durchsichtigsten Silbertönen wandeln, sind der Schönheit und Wunder voll. Wie das Meer verändert das Gebirge unaufhörlich

sein Angesicht, und die Umgebung von Graz, die zumeist dunstig, selten ganz klar ist, läßt uns fast täglich den Reichtum atmosphärischer Stimmungen schauen.

Gepriesen wurden von jeher der steirische Frühling und Herbst. Im Frühling, so weit wir blicken können, blühende Obstbäume, zartgrüne Buchen, Birken und Nadelbäume gegen dunkelblaue Berge, auf deren Spitzen noch der Schnee leuchtet, und üppige Wiesen in kräftigen Farben, worüber Duftwellen wehen; während der Herbst Schätze von Obst aufhäuft und seine Glutfarben die grüne Mark in einen fröhlichen Harlekin verwandelt, der seine Lust hat an einem herben, würzigen Wein, wie er auf dem Hügelland der Untersteiermark wächst.

Man sagt nicht mit Unrecht, daß solch schönes und reiches Land Gesundheit atmet. Darum wird Graz als gesunder Wohnort sehr geschätzt. Es hat keine allzu strengen Winter und keine übermäßig heißen Sommer, nur herrscht zu allen Jahreszeiten ein schneller Temperaturwechsel. An ihn muß sich der Flachländer erst gewöhnen. Graz ist als gesunde und ruhige Stadt seit Jahren der Alterssitz der ausgedienten Beamten und Offiziere Österreichs, so daß man es »Pen-



Hauptplatz mit Schloßberg



Franziskanerkirche und Schloßberg

fionopolis« getauft hat, anderseits aber hat es auch viele Angehörige der bemittelten und gebildeten Kreise aus allen Kronländern angezogen, besonders die den Steirern gesinnungsverwandten Deutschböhmen, zu denen sich eine nicht geringe Anzahl von Reichsdeutschen gesellt.

Das heutige Graz geht bereits bis auf die mit bairischen Einwanderern besiedelte Burgstadt »Bayrisch-Graz« zurück, die urkundlich seit 1129 genannt wird (1192 wurde die steirische Mark mit Österreich vereinigt). Da es auch ein Windisch-Graz, noch heute so benannt, in der unteren Steiermark gibt, so kann daraus entnommen werden, daß ebenso wie heute schon vor vielen hundert Jahren ein stark empfundener Gegensatz zwischen Deutschen und Windischen hier bestanden hat, was zu Städtenamen, die wie ein Bekenntnis und wie ein Kampfruf lauten, führte. Von Karl dem Großen waren die das Land bewohnenden Slawen unterworfen worden; fränkische Gesetze und Einrichtungen, deutsche Sprache und Sitte machten die Steiermark zu einem den Deutschen teuren Lande. Die Reichsdeutschen mögen hierandenken, wenn sie in die Wesens- und Eigenart der deutschen österreichischen Lande einbringen wollen: es findet sich in der Steier-

mark ein tiefgewurzelt und zähes Deutschtum, das bereit ist, sich zu jeder Stunde gegen benachbarte Fremdlinge einzusetzen und zu verteidigen. Man hat darum Graz die deutscheste Stadt Österreichs genannt.

Das Stadtbild bestätigt dies. Zwar hat Altgraz sich nur noch in bestimmten Vierteln und Straßen erhalten, aber das Vorhandene ist schön, eigenartig und anziehend. Einer besseren Pflege würde allerdings manches bedürfen. Es scheint fast, als ob Altgraz erst in unsern Tagen entbedt worden ist, denn in dem sonst so vortrefflichen Führer von Alwof und Peters, erschienen 1875, ist das befremdliche Urteil zu lesen: »In architektonischer Beziehung bietet Graz nicht besonders viel Beachtenswertes.« Damals war noch das alte Rathaus, ein einfacher, vornehmer Bau, vorhanden, an dessen Stelle heute das neue Rathaus in einer argen Renaissance-nachahmung steht, so daß man das einheitliche Bild des vom Markttreiben belebten Hauptplatzes, hinter dem der Schloßberg auftaucht, erst genießen kann, nachdem man unter den Haupteingang des Rathauses wie in ein Versteck getreten ist.

Wer sich das alte Graz in seiner farbigen und kräftigen Ursprünglichkeit lebendig machen und ein schier mittelalterliches Bild



Haus Ruegg am Hauptplatz

genießen will, der braucht vom Hauptplatz nur durch das enge Davidgäßchen nach dem Rapaun- und Franziskanerplatz zu wandern. Hier befindet er sich im »Kälbernen Viertel« mit seinen Fleisch- und Geflügelständen. Der kleine Platz, vom Franziskanerkloster, der dazugehörigen Kirche mit ihrem schlanken Turm und alten, niedrigen Verkaufsgewölben und Magazinen eingeschlossen, wirkt ungemein malerisch, wenn das bunte Markttreiben sich behaglich entfaltet. Die Stände sind von Menschen umdrängt; stets wechselnde Bilder bieten die Unruhe der Kaufenden und die gelassene Ruhe der Fleischhauer und Geflügelhändlerinnen, deren derber Ton und Humor manchen ergötzlichen Auftritt hervorrufen, und wo ungewohnte, aber zumeist sehr bildhafte Worte in unser Ohr bringen, an denen ein Martin Luther seine Freude gehabt hätte. Zuweilen taucht aus dem Klostereingang das hagere Gesicht eines Franziskanermönchs in brauner Kutte auf, auch ein leiser Orgelton und Weihrauchduft schweben wohl über den Platz, auf dem sich die Lebensfreude so natürlich und irdisch darbietet, unbekümmert um den braunen Holzheiligen an der Klosterwand, der im Gebet die Hände ringt.

Im Zwielicht der eng zusammengedrängten und niedrigen Verkaufsgewölbe sitzen Triestiner Kaufleute, Vogelhändler, Trödler und andre Gewerbetreibende, sowie schwatzendes und faulenzendes Volk, wie man es im Süden zu sehen bekommt. Und wenn man noch ein paar Schritte weitergeht, gelangt man in der Neutorgasse zu schmalen, kleinen

Giebelhäusern mit einfachen, kunstlosen Säulengängen aus Holz, die gewiß viele Jahrhunderte überdauert haben und uns wohl das älteste Graz zeigen.

Unter dem Eindruck dieser lebendigen Stadtbilder, bei denen sich Vergangenes und Gegenwärtiges reizvoll ineinanderfügt, wenden wir uns dem Landhause in der Herrengasse zu, die zum Hauptplatz führt. So wie es Menschen gibt, die uns durch vornehme Einfachheit und feinen Anstand unvergeßlich sind, so gibt es Gebäude, deren einfache, edle Schönheit und Stättlichkeit uns bleibende Eindrücke vermitteln. Von solcher Art ist das Landhaus. Kein Prunkbau, den die Kunstgeschichte besonders zu rühmen für nötig findet, aber ein Gebäude, das durch seine strenge und edle Einfachheit zu jenen überaus köstlichen Renaissance-Bauwerken gehört, die ihre italienischen, besonders venezianischen Vorbilder nicht verleugnen, aber die uns trotzdem das Abliche deutschen Geistes so eindringlich vermitteln. Davon zeugt auch die ganze Anlage des Landhauses. Von der Straßenseite der ruhige, vornehm gegliederte Bau mit einem kräftig gehaltenen Steintor, von einem Söller überragt, und im Inneren der Reichtum des wohlhabenden, kunstliebenden Bürgers: der festliche Arkaden-

Grabdenkmal Christophs von Windischgrätz
in der Franziskanerkirche

hof im Hochrenaissancestil. An zwei Seiten umgeben ihn Rundbogengänge, deren Rhythmus dadurch ungemein gesteigert wird, daß drei Arkaden übereinandergestellt sind. Man genießt das schöne Bild eines weitangelegten patrizischen Hauses mit breiten Treppen und langen Säulengängen, die zu sehenswerten Hoflogemächern, dem Ritteraal und der Landstube, dem Sitzungsaal des Steirischen Landtages, führen. Eine besondere Zierde dieses Hofes bildet die erzene Brunnenlaube aus dem Jahre 1589, ein anmutig lebendiges Meisterwerk, das von Grazer Gießern herrührt. An das Landhaus ist das Landeszeughaus angebaut, das eine reichhaltige Waffensammlung enthält. Es ist indessen keins der üblichen Museen, sondern ein wirkliches Zeughaus des 17. Jahrhunderts, worin die Waffen noch ebenso wie damals in Bereitschaft liegen, um das Aufgebot des Landes schnell bewaffnen zu können, wenn der Feind die Grenzen bedrohte. Dazu ließ sich der Feind, namentlich der Türke, oft genug herbei, und daß damals in der Steiermark kein sehr gemütliches Volk hauste, vielmehr eins, das alle Tugenden und Untugenden eines echten Renaissancevolkes besaß, das bezeugt die alte, rechts vom Haupttor des Landhauses angebrachte »Rumortafel« von 1588, die »Jedermann mit Strafe an Leib und Leben bedroht, der sich untersteht, in diesem hochbepreisten Landhaus zu rumoren, die Wöhr, Tolsch oder Brodmesser zu zuden, zu balgen und zu schlagen, gleichfalls mit andern Wöhren ungebühr zu üben oder Maulstreich auszugeben«.

Was in den damaligen Zeiten den Stolz und die Wehr von Graz ausmachte, die Festung auf dem Schloßberg und die Befestigungswerke, die die Stadt umgaben, sie sind durch kluge und naturbegeisterte Männer längst zu Friedenswerken umgewandelt worden. Ein solch hochzupreisender Mann war der Bürgermeister Moriz Ritter von Grand, der den Stadtpark inmitten von Graz geschaffen hat. Es bestand zwar schon als ein grüner Gürtel die schöne, säulengangartige Kastanienallee auf dem alten Festungswall, die beim Paulustor ihren Anfang hat und erst in der Nähe des Stadttheaters endet, aber die ausgebreiteten Anlagen sind Grands Werk. Darin stehen die Denkmäler von Anastasius Grün und Robert Hamerling. Man glaubt jedoch keine Dichter, son-



Landeshadenbundsbecher im Landesmuseum
Joanneum Aus der Zeit um 1580

bern steife österreichische Hofräte vor sich zu haben, während der Ritter von Grand, der auch ein Denkmal erhalten hat, sein kluges, menschenfreundliches Gesicht, worauf Sonne und Güte liegen, seiner Schöpfung zuwendet, die sich wie eine lebendige Dichtung um ihn ausbreitet. Reiche Bestände von Laub- und Nadelbäumen inmitten gepflegter Wiesen gewähren reizvolle Ausblicke; und auf einer der zahlreichen Bänke oder vor dem Stadtkaffee sitzend, genießt man die heitere Natürlichkeit eines Fleckchens schöner Erde, das nur wenige Schritte von Häusern und Straßen entfernt liegt. Auf dieser grünen Insel befindet man sich wie im Paradies. Tausende von Singvögeln beleben sie mit ihrem Gesang, der uns besonders im Vorfrühling, wenn es noch kalt ist und auf den Bäumen noch Schnee liegt, so tief rührt.



Weißer Prunksaal im Landesmuseum Joanneum (1563)

Und diese Vögel sind von einer solchen Zutraulichkeit, daß sie von den Bäumen zu uns herabflattern und sich füttern lassen, wobei sie nicht selten auf unsere Hand oder unsere Schulter hüpfen. Noch zahmer sind die vielen Eichhörnchen, die von Kinder- und Frauenmund mit zärtlichen Namen gerufen werden. Sie kommen uns oft schon von weitem entgegengesprungen, klettern an unsern Kleidern hoch, greifen mit zarten Pfötchen behend nach einer Gabe, um sie, auf den Hinterbeinen sitzend, vor uns sofort zu verzehren oder sie auf der Wiese in ein Versteck zu tragen und rasch zu verscharren. Man verbankt wohl dies anmutige Treiben der Tiere den gütigen alten Leuten, die von früh bis spät Gäste des Stadtparkes sind. Aber auch die Jungen, wenn sie früh zur Arbeit eilen, pflegen einen Augenblick an dieser reizenden Freundschaft zwischen Mensch und Tier teilzunehmen, um sodann mit milden und fröhlichen Herzen an ihr Geschäft zu treten. Zwei rüstige Alte, denen man im Stadtpark gewiß einmal Denkmäler errichten wird, der Waldpoet Peter Rosegger und der Grazer Stadtpoet Wilhelm Fischer, sieht man oft bedächtig und versonnen, besonders

zur Zeit, wenn die großen Gliederbüsche den ganzen Park in Wohlgeruch tauchen, die kühlen, schattigen Wege wandeln, die zum Schloßberg führen.

Dieser Schloßberg, der sich sanft aus der Ebene über Häuser und Gärten erhebt, ist ein geweihter Berg. Ob er schon den Vorfahren heilig war, ist mir unbekannt, aber in unserer Zeit ist er der Wallfahrtsort der Dichter, Maler, Musiker, Studenten, Liebenden und vieler anderer Leute. Man braucht nur den Roman »Zwölf aus der Steiermark« zu lesen, um Bescheid zu wissen. Es gibt noch andre Wallfahrtsorte in der Steiermark, aber dieser ist der schönste. Bei seinen verschiedenen Stationen blüht man über Felsen oder Abhänge durch das Grün der Bäume auf die Türme und roten Dächer von Graz. Das weite gesegnete Land tut sich auf, die zweitürmige barocke Kirche von Mariatrost, worin der Dichter Zacharias Werner zum Katholizismus übertrat, leuchtet herüber, die mit einem Turm gekrönte Platte, der Rücken der Ries, über die ein vielbegangener Höhenweg führt, und der Schödl steigen aus Wäldern und Matten auf, und wir wandern in Duft und Vogel-

sang zunächst bis zu dem Café Schweizerhaus.

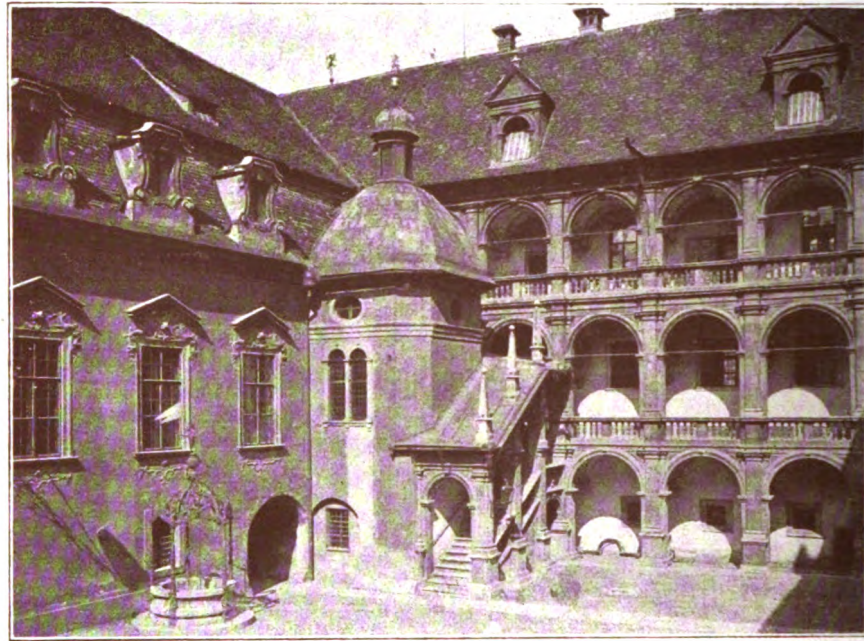
Auf einer Terrasse in halber Höhe des Schloßberges sitzt sich's hier herrlich im Grünen. Der weite Himmel in dem satten tiefen Blau des Südens wölbt sich über uns, und das Auge hängt entzückt an einem Gebirge voll unbeschreiblicher Lieblichkeit und Weichheit. Der Schödl, der die Landschaft beherrscht, wirkt hier mächtig und groß, besonders durch seinen langgeschwungenen Rücken. Wenn ihn die Sonne beleuchtet, entsteht ein höchst reizvolles Farbenspiel, das die hellen Matten, die freundlichen Häuser eines Dörfchens und der dunkle Glanz der Wälder hervorrufen. Einer der uns am nächsten gelegenen Hügel, die den Schödl umgeben, der Rosenberg, gehört bereits zu Graz. Landhäuser und Anwesen tauchen aus Gärten und Parks auf; nirgend wohnt es sich in der Murstadt so schön wie dort. Die Terrasse mit dem Schweizerhaus aber möchte ich den Balkon von Steiermark nennen. Ich denke dabei an das Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden,

das man den Balkon von Europa genannt hat. Deutsche Freunde, die mit mir an beiden Orten gegessen haben, werden schier rührselig, wenn sie zurückdenken an diesen heiter-schönen Balkon in der grünen Mark.

Vor dem Schweizerhaus ist dem Freiherrn Ludwig v. Welken, der 1839 die Stände dazu brachte, den fast kahlen Dolomitselsen zu bepflanzen, ein Standbild errichtet. Unter seiner Leitung entstand die kühle, tiefe Waldeinsamkeit, in die man sich aus der Enge und Schwüle der Häuser und Gassen in wenigen Minuten flüchten kann. Mit jeder Wegbiegung wächst der Blick in die Weite, und von der höchsten Terrasse, gegen die Basteibrüstung gelehnt, kann man tief ins Hochgebirge schauen. Wie unvergleichlich dieser Blick auf ein gesegnetes Land, das aus der von der Mur durchströmten Ebene zu Hügeln, Platten, Bergen und den gewaltigen Höhenzügen der steirischen Alpen ansteigt! Und wie wunderbar, wenn sich des Abends darüber die Pracht des Sonnenuntergangs entfaltet! In hellen Farben strahlt noch lange der Himmel, wäh-



Stube aus Weissfahl im Landesmuseum Joanneum (1596)



Kufn. Dölar Venhart, Graz

Landhaushof

rend Graz bereits in einen feinen Nebelschleier gehüllt ist, den das Gefunkel unzähliger rotgelber Lichter durchdringt.

Von der Festung auf dem Schloßberg sind nur noch der Uhrturm, das alte Wahrzeichen von Graz, und der Glockenturm, ferner die sogenannte Stallbastei und die von wilhem Wein überwachsenen Wallgewölbe erhalten. Die beiden Türme hat sich 1809 die Bürgerschaft durch schwere Geldopfer von den Franzosen erkaufte, die nach den Bedingungen des Wiener Friedens die Festung schleiften. Der Glockenturm beherbergt eine herrliche Glocke, die von dem Sachsen Martin Hilger 1587 gegossen worden ist. Der Volksmund hat sie »Liesl« getauft; ihr tiefes, dunkles Geläut hat wie eine menschliche Stimme Gewalt und Herz.

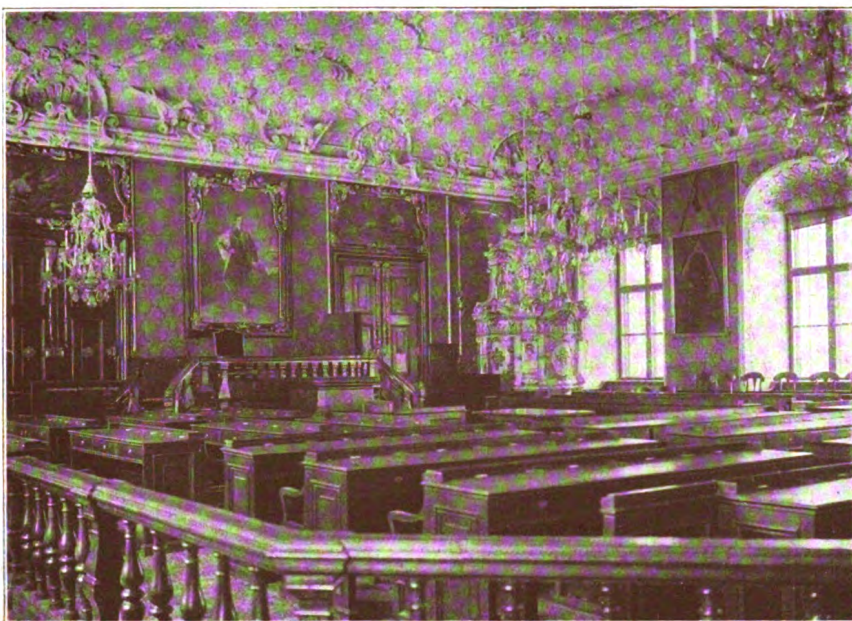
Die Bastei mit der Feuerwache und Kanonenhütte hat ihre besonderen Liebhaber. Der Hof mit alten Häuschen und einfachen Bänken ist wie für ein Malerauge geschaffen, und in den Anlagen am Fuße der Bastei erblühen im Frühling und Herbst heimliche Wunder. Goldregenblüten und

süße Düfte, die Glieder und Atazie aushauchen, überrieseln uns im Frühling, und die Grazer Poeten bringen hier manches Gedicht zu Papier. Im Herbst aber, wenn der wilde Wein in roten Ranken von der Mauer hängt, daß es von den Murrbrüden aussieht, als glühe die ganze Bastei, kommen mit den Dichtern auch noch die Musiker. Die Gitarre zirpt, dem Weinlieb lauschen empfängliche Herzen, und man würde eine köstliche Stunde erleben, wenn man sich jetzt mit dem Herrn Hoffchauspieler Starcke aus Dresden, der hier an der Lehne das weinumsponnene gotische Wingerhäuschen besitz, an einem Glase edlen steirischen Weines setzen könnte. Der Herr aber pflegt selten in Graz zu sein und läßt Dichter und Musiker auf den Bänken vor seinem verschlossenen Musensitz seufzen und schmachten. Ich aber, weniger empfindsam, steige zur Stadt hinab, trete durch den Bogen eines alten Hauses der Paulustorgasse auf den Karmeliterplatz und wandre am alten Gasthause »Zur Pastete« vorbei über die steile, gewundene Sporgasse, eine der schönsten alten



M. Trauer: Landhaus und Landeszeughaus in Graz

Zu dem Aufsatz »Das deutsche Graz« von Ernst Altkirch



Auffn. Oskar Penhart, Graz

Landstube im Landhaus

Gassen von Graz, worin die weit hervorstechenden Geschäftshäuser bei der Enge der Gasse ein so fröhliches Runterbunt bilden, nach dem Landhauskeller. Dort werden die besten steirischen Weine kredenzt, die allerbesten aber lagern im Stiftskeller zu Admont, am Gefäße-Ausgang, wo mir der Pater Kellermeister den edelsten Luttenberger, der einen zarten Pfirsichgeschmack hat, zu trinken gab.

Ich würde glauben, das Gesicht des deutschen Graz nicht anschaulich dargestellt zu haben, wenn ich nicht auch seinen Bewohnern eine kurze Betrachtung widmete. Die Grazer erfreuen sich nicht der leichten und sonnigen Geblütsmischung der Wiener, ihr Blut ist schwerer, ihr Wesen ernsthafter und bedächtiger nach Art der Alpenbewohner. Trotzdem ist der Grazer ein echter Österreicher, dem man oft nachgesagt hat, daß er ein Romantiker sei. Damit will man ausdrücken, daß man der lebenswürdigen österreichischen Weichheit manches zugute halten müsse. Oh, wer längere Zeit in Österreich

lebt und das Feine und Geschmeidige österreichischer Lebensart, wozu nicht zuletzt die österreichische Küche gehört, kennen und schätzen gelernt hat, wird dazu nur allzu leicht geneigt sein. Kein Land gewöhnt die Fremden so schnell an sich wie Österreich. Ich habe in Graz Norddeutsche aus verschiedenen Gegenden, sogar von der Wafferkante, kennengelernt, bei denen ich daß erstaunt war, daß ihnen nicht das geringste vom Norddeutschen mehr anhaftete; sie waren in ihrem ganzen Denken, Sprechen und Geben Österreicher geworden. Fügen wir noch hinzu, daß sich künstlerische und schöpferische Menschen (besonders eigenartige Beispiele sind Beethoven und Hebbel) im zwanglosen Österreich stets wohl gefühlt haben, so wird man daraus folgern dürfen, daß es für den Reichsdeutschen, der nüchterner denkt und einfachere Lebensgewohnheiten hat, von Wert ist, einige Jahre in Österreich zu verbringen. Er wird dabei das Gefühl haben, daß er wie in einem alten abligen Hause voller Überlieferungen lebt, wo ihm zwar viel Pöppiges, Merkwürdiges und Gemütlich-

Nachlässiges begegnet, aber das nichtsdestoweniger Stil hat, jenen Stil, der Menschen von Welt, Form und Anmut hervorbringt. Diesem Stil wird in Österreich eine ähnliche Pflege wie in Frankreich zuteil, und das artige Wortspiel, worin die Franzosen zur Zeit des napoleonischen Einfalls in Graz den Eindruck faßten, den sie von den Grazerinnen empfingen: »C'est la ville des Grâces au bord de la Mur« (de l'amour), beweist, daß sie körperliche und geistige Anmut hier gefunden hatten.

Graz aber ist wie ein großes abliges Haus, es ist eine aristokratische Stadt. Es kann zudem auf eine Vergangenheit zurückblicken, die einen großen Zug erkennen läßt, und der Steirer spielt darin eine Rolle, die ungewöhnlich ist. Deutscher starker Geist war es im 16. Jahrhundert, der in Steiermark wenige Jahre nach dem Auftreten Luthers die evangelische Lehre verbreiten half. Wie gewaltig sie alle Gemüter erfaßte, davon zeugt die Tatsache, daß selbst hohe katholische Geistliche, wie der Prior zu



Kunst. Oscar Penhart, Graz

Krebskellerhof

Seitz und der Abt zu Admont, zu ihr übertraten. In Graz schützte der Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein die evangelischen Prediger, indem er sie, als ihnen das Predigen in den Kirchen verboten wurde, zu sich in sein Haus nahm, wo sie unter großem Zulauf des Volkes die neue Lehre verkündeten. Im Verlauf von zehn Jahren faßte sie unter Adel und Bürgern so fest Wurzel, daß sich in ganz Steiermark kaum noch eine einzige Adelsfamilie befand, die dem katholischen Bekenntnis angehörte, und in Graz war der weitaus größte Teil der Bürgerschaft zum Protestantismus übergetreten, wodurch der Katholiken so wenige waren, daß seit 1552 keine Fronleichnamsprozessionen mehr stattfanden.

An den evangelischen Schulen wirkten viele angesehene deutsche Schulmänner. Zu den ausgezeichneten Lehrern der Grazer Stiftsschule gehörte der große Astronom und Philosoph Johannes Kepler, der 1594 als Landschaftsmathematikus nach Graz berufen worden war. Mit seinem jungen Weibe Barbara, einer Grazerin, wohnte er in der Stempfergasse Nr. 6. Auf dem malerischen



Kunst. Oscar Penhart, Graz

Brunnenlaube im Landhaushof

Hof des alten Stubenbergischen Hauses scheint noch heute ein Abglanz von dem sonnenigen Eheglück Keplers zu liegen.

Nicht müßig war unterdessen die katholische Geistlichkeit gewesen. Bereits 1570 hatte auf ihre Fürsprache Erzherzog Karl II. die Jesuiten nach Graz berufen, die sogleich den katholischen Gottesdienst wieder einführten, 1572 die seit zwanzig Jahren unterbliebene Fronleichnamsprozession feierten und das ganze Land in kurzer Zeit arg verwelksten. Auch die Gründung der Grazer Universität, die 1586 mit großer Pracht und Feierlichkeit eröffnet wurde, galt der Ausrottung der evangelischen Lehre.

Was Erzherzog Karl vorbereitet hatte, führte sein Sohn Ferdinand II., ein Jesuitenzögling, mit eiserner Faust zu Ende. In den Herbsttagen 1598 erschienen die »durch Markt und Wein gehenden« Dekrete, die dazu aufriefen, den evangelischen Glauben im Lande mit den härtesten Gewaltmitteln zu zertreten. Wer nicht zum alten Glauben zurückkehrte, mußte Haus und Hof verlassen und auswandern. Unter den Vertriebenen befand sich auch Kepler. Als am 8. August 1600 die reichen Bücherkräfte der Grazer Stiftsschule, an zehntausend lutherische Schriften, am Abhang des Schloßberges, wo sich



Kunst. César Renhart, Graz

Prokopigasse

heute die kleine Antoniuskirche, das Denkmal der »katholischen Reformation«, befindet, in Flammen aufgingen, hatte die Gegenreformation ihre unheilvolle Hand nicht nur auf ein rühriges, starkes Volk gelegt und es in seiner freien Entwicklung schwer gehemmt, nein, sie vernichtete auch einen hochentwickeltesten Kunstsinne, wie er seitdem nicht wieder in Steiermark angetroffen wurde.

Eine bürgerliche, nicht eine kirchliche Kunst blühte damals in der Steiermark. Von ihr wird im Landesmuseum Joanneum in der Neutorgasse das Schönste und Wertvollste aufbewahrt, vor allem der edle Prunksaal aus dem Schlosse Ratmannsdorf bei Weiz, der aus dem Jahre 1563 stammt. Eine Stube aus dem Geisttal, worin wahrscheinlich ein gelehrter Herr studierte, erinnert an Dürers Stich Hieronymus im Gehäus; der heilige Frieden eines stillen Lebens webt auch in dieser freundlichen Kammer. Das herrlichste Kunstwerk des Joanneums, der Landschadenbundesbecher, ist zwar nicht steirische Arbeit, aber die Erwerbung des Kleinods zeugt für den bedeutenden Kunstgeschmack der damaligen Steiermärker. Dies ein Meter hohe hervorragende Werk deutscher Goldschmiedekunst, Augsburger Arbeit aus



Kunst. César Renhart, Graz

Davidgäßchen



Mufn. Oskar Benhart, Graz.
Söller im Hofe Stempfergasse 6 (Replerhaus)

der Zeit um 1580, vereinigt in und an sich fast alle Techniken der Edelmetallararbeit. Die steirischen Arbeiten der Goldschmiede- und Erzgießkunst, wozu die Brunnenlaube aus dem Jahre 1589 im Landhause gehört, lassen über ein gepflegtes und sicheres Stilgefühl nicht im Zweifel. Auch Öfen, Schränke, Truhen, Zinngeschirr und sonstige Gebrauchsgegenstände zeigen verfeinerte bürgerliche Wohlhabenheit und echtes Behagen an schönen Dingen.

Daß die kirchliche Kunst zu allen Zeiten in der Steiermark eine Pflegestätte besaß, darf nicht verschwiegen werden. Die steirischen Stiftskirchen besonders sind heute noch ihre verständigen und kenntnisreichen Förderer. In den steirischen Stiften und Kirchen sind erlesene Arbeiten in Gold, Silber, Elfenbein und geschnitztem Holz, prächtig verzierte Mönchshandschriften, kostbare Drude und Bucheinbände zu finden. In Graz beherbergt auch die Universitätsbibliothek (ihr Vorstand ist der feine Gelehrte Johann Peisker) unter ihren 2000 Handschriften Kodizes, die uns von der buchhändlerischen Tätigkeit der Mönche und Stiftskirchen in Steiermark einen hohen Begriff verschaffen. Von der sonstigen Pflege steirischer Kultur und wissenschaftlicher Regsamkeit legt mit

200 000 Bänden die steiermärkische Landesbibliothek Zeugnis ab, deren Vorstand der Dichter Wilhelm Fischer ist.

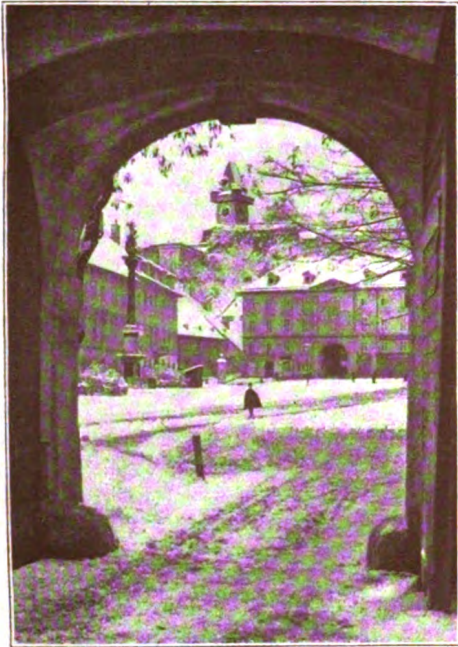
Der protestantische Aufschwung hat in Österreich und auch in Steiermark längst seine Bedeutung verloren. Trotzdem ist es gut, sich daran zu erinnern, daß der große religiöse Kampf zugleich ein politischer Kampf war, der zwischen Deutschen und welsch gesinnten Gegnern sich abspielte. Statt der Welschen, die heute ohne Macht sind, erheben jetzt die Windischen

den Ruf »Los vom deutschen Graz«, und wenn dies Geschrei auch die ihm gebührende Antwort erhält, so ist doch mit Ernst zu bedenken, daß das Gesicht unsers Zeitalters dem des 16. Jahrhunderts nicht unähnlich ist. Auch wir erleben wieder eine Zeit der Reformation und des Protestes, worin einer der gewaltigsten politischen Kämpfe um Freiheit und Menschenrechte zum Austrag kommt. Bei dem Völkergemisch in Österreich ist dieser äußere Kampf bekanntlich auch ein innerer. Den Steirern ist darin keine unbedeutende Rolle zugewiesen, und man muß von Herzen wünschen, daß sie in dem harten Strauß Sieger bleiben, denn eine Niederlage der



Paulustorgasse

Mufn. Oskar Benhart, Graz.



Kunst. Oskar Lenhart, Graz

Durchblick zum Karneiterplatz



Kunst. Oskar Lenhart, Graz

Hof im Palais Herberstein

Deutschen in Steiermark würde dem deutschen Österreich die tiefste Wunde schlagen.

Daß es um die deutsche Sache in Steiermark besser als je bestellt ist, läßt sich an dem ungewöhnlichen Aufstieg der Kunst in Steiermark erkennen, wodurch die steirischen Dichter und Musiker im geistigen Leben Österreichs und auch Deutschlands eine Bedeutung erlangt haben, wie sie sie wohl noch zu keiner Zeit besaßen, obgleich die steirische Literatur aller Zeiten geachtete Namen aufweist. Dem steirischen Dreigestirn Rosegger, Fisker und Bartsch hat kein andres österreichisches Alpenland ähnliche Dichter an die Seite zu setzen: Peter Rosegger, den gestaltungsfrohen, aus den Tiefen seines Volkes schöpfenden Volksdichter, Wilhelm Fisker, den zarten und zugleich starken, in die Vergangenheit und Gegenwart sich versenkenden Kunstdichter, und Rudolf Hans Bartsch, den sinnlichen, hinreißenden Schilderer der Stadt Graz und des steirischen Ober- und Unterlandes. Rosegger und Bartsch bedürfen keines weiteren Lobes, dem spröderen Wilhelm Fisker sollte man ein Wort des Dankes und der Anerkennung auch im Vorübergehen nicht verjagen. Er hat zwar nicht die köstliche Tiefe und Schwere des ihm verwandten

Gottfried Keller, aber er ist ihm ebenbürtig in der milden Schönheit und Einfachheit innerlichen Erlebens, das sich zu wunderreichen Gestalten formt. Diesen drei Dichtern stellt sich der Tonbildner Wilhelm Kienzl, der Komponist der Opern »Der Evangelist« und »Der Ruhreigen«, an die Seite. Er ist zwar kein geborener Steirer, aber sein Leben und Schaffen ist mit Graz aufs innigste verbunden. Ein deutscher Liederkomponist, den wir alle lieben, Hugo Wolf, ist in Windischgraz geboren, aber das »talentvolle Büschlein« entwich bald nach Wien — was freilich nicht hinderte, daß er später in dem Grazer Dichter und Musikkritiker Ernst Decsey seinen berufenen Biographen gefunden hat. Ich könnte noch eine ganze Reihe von eigenartigen Dichtern und Tonkünstlern nennen, die in Graz leben und schaffen, aber dann würde ich so bald kein Ende finden. Nur den vortrefflichen Leiter der Symphoniekonzerte Oskar C. Posa, der aus dem Rheinland stammt, möchte ich nicht ungenannt lassen. So oft er, halb Künstler, halb Gelehrter, bedächtigen Schrittes auf das Dirigentenpult klettert und zum Taktstock greift, erfährt mich das beglückende Gefühl, daß er mir Deutschland vor die Seele zaubern wird.



Im Hause der Glückseligkeit

Aufzeichnungen eines Sanitätsoldaten aus der Türkei
Von Armin T. Wegner

II



An meinen Bruder im Tode

Der Tod ist eine harte Arbeit, mein Bruder. Komm, ich will dir das Sterben erleichtern. Als deine Mutter dich gebor in einem anatolischen Bauernhause, zwischen Maisfeldern und Feigenbäumen, da war es eine schwere, schmerzliche Mühe; aber schwerer noch ist die Arbeit, die dir bereitet wurde, dieses Leben wieder von dir zu geben. Dein Körper ist wohl und eben gebildet, er ist braun wie Bronze, ich würde mich nicht schämen, mit ihm das Lager zu teilen. Ich sitze bei dir, ich verstehe deine Sprache nicht; doch ich verstehe in deinen Pulsen hämmern den Strom des Blutes, der zu mir redet.

Du wolltest deinen Arm nicht lassen, tagelang schrieft du. Wir aber trugen ihn in ein Fasken gehüllt zum Meere hinunter, ein weißes, blutendes Opfer. Fahl brannte die Küste im Mondlicht, mit beschäumter Brust warfen sich die Wasser dem Lande zu und trugen aus zärtlichem Schoß deinen Arm zurück an das Ufer. Aber die Wärter banden einen Stein daran, da versank er in der Tiefe. Die Hand, mit der du dein Brot aßest, mit der du den Samen deiner Felder pflanztest und das Dach deiner Hütte gebaut hast. Fünf Finger, fünf tägliche und geliebte Gefährten deines Werkes, braungebrannt und mit Hornhaut bezogen, mit denen du am Abend das Licht in deiner Hütte entzündetest, die in dem Haare deiner Kinder spielten und mit denen du zärtlich bei deinem Weibe gewesen.

Aber die Hand zieht deinen Leib nach sich. Sie mag nicht allein sein, gefaltet in grünen Schlamm und der traurige Gast der Fische. An leerer Stelle fühlst du die schmerzende Wunde deiner Finger, die unten ruhen auf dem Grunde des Meeres. In der Tiefe deiner Kehle rollt eine klappernde Kugel, als gälte es in unsichtbarem Dunkel Dämme zu durchbrechen und Tore aufzutun. Aber siehe, du stirbst nicht allein. Dein Kamerad, schneller als du, eilt, dir zuvorzukommen. Gladernd klingt sein Atem mit dem deinen zusammen wie das Keuchen der Wettläufer, ehe sie ihr Ziel erreichen.

Der Tod ist eine harte Arbeit, mein Bruder, aber du hast sie vollendet. Wie ein gutes und vollkommenes Werk und wie der Baumeister sein Haus baut, wohlgeprüft und gerichtet in allen Ecken und Kanten, lange darin zu wohnen und glücklich zu sein.

Meine Straße segelt

Jeden Mittag gehe ich durch die Straße der Kaufleute. Ich beginne meinen Weg bei den Kupferschmieden; sie klopfen mit ihren Hämmern auf die rotbraunen Kessel, und unter jedem Schlag springt eine kleine goldene Schuppe hervor. Ich trete in den Bazar der Tuchmacher; das bunte Mosaik ihrer Läden ist vollgestapelt mit leuchtend gefärbten Stoffen, und von einer Stange hängen an den Zipseln sattungedruckte Taschentücher herab, Fische, die an einer Schnur aufgereiht sind, mit langgefranst gelben, roten und grünen Schwänzen.

Nun habe ich die Hauptstraße erreicht. Breit, mit glühenden Sonnenfleden, die wie große silberne Blüten auf dem schattigen Grund des Pflasters schwimmen, läuft sie den Hügel hinauf. Schon in den frühen Morgenstunden voll lärmenden Lebens, nimmt sie ihren Anfang auf dem Markte der Schuhmacher, deren Räume mit den Ketten himbeerroter Lederstühle behängt sind, durchschneidet so schnurgerade die Stadt, daß sie ein Verwisch ohne aufzu- bliden entlang wandern könnte, in sein Gebetbuch vertieft, an den offenen Läden der Getreidehändler vorüber, der Gewürztramer, der Brotbäcker, der Porzellanhändler, um schließlich draußen in den schmutzigen Tatarenvierteln zwischen Bettlern und wiederkäuendem Vieh zu enden.

Jede Stadt dieses weiten unwirtlichen Landes besitzt eine Straße, die ihr gleich ist, und wäre es nur ein zerfallenes Dorf im innersten Asien, wo unter lehmbrüchigen Mauern zwischen Datteln und Reis Lichte aus Hammeltalg feilgeboten werden, die an ihren Dächten aufgehängt sind wie Chinesen an ihren Zöpfen. Diese Straße ist

die glühende Stange, die den geschäftigen Morgen und den traumreichen Nachmittag des mohammedanischen Bürgers zusammenhält, sie ist der erbitterte Kampfplatz seiner armenischen, griechischen, jüdischen Wettbewerber, die Fülle und das Behagen jener bunten Habseligkeiten, die ihn verlocken mit der verführerischen Fremdheit der tausendfachen Begierde Europas, der sein kindliches Herz nicht widersteht.

Schwermütig beginnt eine Stimme an meiner Seite zu singen. Zu meinen Füßen sitzt mit untergeschlagenen Beinen der Obstverkäufer, eine geflochtene Schale voll Pfirsiche im Schooß:

»O Nacht, o Nacht mit den süßen Händen,
Die du betaute Pfirsiche hast.«

Von der Musik seiner Worte getragen, trete ich auf einen kleinen Platz, wo von einer silberstämmigen Platane beschattet ein immerfließender Brunnen plätschernd den Trog füllt. Hier liegt im Winkel das Kaffeehaus. Ich setze mich auf die hölzerne Bank, die mit einem abgeschabten Kurdenreppich bedeckt ist; buntgezeichnete Papierbilder hängen an der Wand, auf denen altertümliche Dreimaster mit gebauchtem Segel die Wellen durchkreuzen; unter einem Baldachin sitzt mit untergeschlagenen Beinen der Sultan, von Soldaten umgeben, aus deren hölzernen Glinten ein roter Feuerstrahl fährt. Ismael, der Besitzer des Kaffeehauses, bedient mich. Er ist ein weißbärtiger Mann und trägt ein grellgemustertes Tuch um die rote Filzmütze geschlungen. »Mein Sohn, du bist mein Sohn,« sagt er, mir zärtlich die Knie klopfend, wie man einem



Usta, der Stiefelpußer

jungen Pferde liebevoll auf die Schenkel schlägt. Täglich bewirtet er mich mit ungezählten Schalen von gesüßtem Kaffee, den ich niemals bezahlen darf; er begleitet mich, kommt mir lächelnd entgegen, bringt mir Blumen. Um mich herum sitzen seine Freunde, Krämer und Kaufleute aus der Stadt, rauchen Zigaretten, spielen Domino, und ab und zu werfe ich ihnen einen Brocken aus meinem Sprachschatz zu, wie man in den Tiergärten den Schwänen einen Bissen Brot hinwirft. Sie warten geduldig mit schönen sanften Augen, bis ich von neuem die Lippen öffne, ihnen irgendeine Artigkeit über ihre Stadt, ihre Kleider oder ihre Gastfreundschaft zu sagen. Dann freut sich Ismael, ein glücklicher Vater, dessen Kind die ersten Worte zu sprechen gelernt hat, und klopft mir auf die Schulter und lächelt: »Sohn ... Sohn!« Währenddessen blide ich träumend vor mir auf das Treiben der Straße, nach dem plätschernden Brunnen, um den die Eseltreiber gedrängt stehen, ihre Tiere zu tränken, die mit schlürfendem Geräusch das Wasser saugen. Auf den steinernen Stufen leuchten in Reihen die



Anatolische Soldaten auf dem Zuge durch die Wüste



Bazar-Ecke

leeren Blechkästen einer amerikanischen Petroleumgesellschaft, deren Metall spitz in der Sonne funktelt. In ihnen schleppt der Wasserträger auf feuchtglänzendem Tier das kostbare Gut über steile Gassen in die Häuser der Stadt; sie sind das Einheitsgefäß des mohammedanischen Kaufmanns, in ihnen bewahrt er Getreide und Reis, Mehl und Zucker, in ihnen buttert er, legt er Pistazien, Orangen ein, sie sind Ofen und Kohlenbeden, der Schuttemer für den Abfall der Küchen und die blutigen Verbände der Verwundeten. In ihnen pflanzt der Grieche auf dem obersten Stod des Holzhauses seine Blumen, sie formen sich, auseinandergetrennt, zu den zierlichen Büschen des türkischen Haushalts, der Tatar im Inneren Kleasiens baut daraus die Schornsteine seiner Lehmhütte, und wenn sie durchlöchert zerfallen, so dienen noch ihre verrosteten Blechlappen, um die Rücken der Gebäude, die Latten alternder Zäune damit zu fliden.

Als ich von meinem Platz aufstehe, beginnen die Schuhputzer mit den Bürsten auf ihre Holzkästen zu trommeln. Sie deuten auf das staubige Leder meiner Stiefel: »Ich will deine Schuhe putzen, Deutscher ...« In ihrer Mitte sitzt Usta, ein zwölfjähriger Knabe, der Hilfsdienste in einem Laden verrichtet, wo es Käse, Matronen und Tabak zu kaufen gibt. Seine Augen leuchten, als er mich erblickt, und die mit Wische beschmierten Zeigefinger der

rechten und linken Hand aneinanderreibend, lächelt er breit durch die Zähne: »Arko-dasch!« (Wir sind Brüder). Unter seinem zerlumpten Kittel trägt er in der Tasche einen abgerissenen Fetzen violetten Samt, der vielleicht einmal der Kragenausschlag eines schmuden Sanitätsleutnants gewesen ist, und mit dessen Hilfe er noch aus den unscheinbarsten Straßenschuhen einen funkelnden Glanz hervorlockt. Mit verhaltenen Schritten gehe ich über das staubige Pflaster, ich wage

kaum aufzutreten. Sind das noch meine alten, abgetragenen Soldatenstiefel, in deren Spitzen aller Glanz der Sonne in zwei leuchtenden Kugeln gefangenliegt?

So gerate ich unbemerkt auf den Markt der Gemüsehändler und finde mich zwischen Rosen, Gurken, geschälten Maiskolben, Artischocken und Kreuznägeln wieder. »O Vorgeschmack des Paradieses!« ruft mir der Wassermelonenverkäufer zu, dessen dunkelgrüne Früchte in Pyramiden übereinandergestapelt sind; er hält mir die offene Scheibe einer Melone entgegen, deren hellrotes Fleisch in der Luft funktelt: »Rot sind sie wie der Mond, rot wie die Sonne.« Der Duft frischer Rosen schlägt zu mir auf. »Tausend Blüten bringt dir der Tag,« beginnt ein schwellender Mund; hinter mir aber tönt wieder die Stimme des Obstverkäufers, ein leiser und wehmütiger Gesang:



Türkische Bettler



Friedrich Stiehling:

Bildnis der Mutter

»O Nacht, o Nacht mit den süßen Händen,
Die du betaute Pfirsiche hast.«

Tulpen und Hyazinthen umblühen mich,
von allen Seiten verlocken mich schmelzende
Stimmen, eine Echar lustiger Vögel, um-
striden mich buntgekleidete Arme, helle Ge-
wänder, wehende Kopfstücker. Ein wildes
Gestrüpp fremder Gegenstände legt seine
Fußangeln um meine Schritte. Der Kram
der Trödelhändler wächst in märchenhaften
Pflanzen aus dem Staub der Straßen.
Zwirnknauel, Rasiermesser, Tintenfass,
Eselhäuter aus blauen Glasperlen und Ro-
sienkränze breiten einen Teppich zu meinen
Füßen. Und kaum habe ich mich aus dem
Lärm dieser Zehn-Para-Rufer gerettet, so
bleibe ich mit dem Absatz in den zerrissenen
Lumpen eines Bettlers hängen, der mit ge-
schlossenen Augen zwei abgemagerte Hände
ausstreckt: »Ich bitte Allah um den Preis
eines Bissen Brot.«

Ich wende mich um und blide die Straße
zurück. O Lust meiner Augen! Wievielmals
bin ich durch ihre Mitte gewandert, und

immer wieder verführt und verlockt sie mich
neu. Ist diese Straße nicht das waren-
gefüllte Deck eines Schiffes, auf dem harm-
lose Menschen, mit festlichen Kleidern an-
getan, sich zu einer kurzen, vergnüglichen
Fahrt zusammenfanden? Kann ich je arm
sein, solange mich diese Fülle umgibt? Ruht
meine Seele nicht aus auf diesen Rissen,
kostet sie nicht von diesem Zuckerwerk, füllt
mit Erinnerungen diese bunten, messing-
beslagenen Truben, und kleiden sich meine
Gedanken nicht stündlich in ein neues, schö-
neres Gewand? Die buntgewirkten Wim-
pel der Tücher schaukeln an ihren Schnü-
ren, die leuchtend ge'ärbten Hemden wehen
als gelbe und grüne Fahnen an ihren Masten,
die Straßenverkäufer schreien von ihrem
Ausguck, als hätten sie ein fabelhaftes Land
entdeckt, und mit ihren hundert ausgebrei-
teten Sonnendächern, die weiß im Morgen-
licht flattern, fährt meine Straße mit wind-
gefüllten Segeln mitten in den unendlich
weiten, heiteren Himmel hinein.

An welcher blauen Küste wird sie landen?

Die Gärten der Hesperiden

Wandert wo ein Mensch in späten Tagen
An ein weites, abendsstilles Land,
Wo wie Schwalben ihn die Blicke tragen
Zu der Erde nebelhaftem Rand,
Sieht er, wo sich Wellen warm zerwiegen,
Lichtverklärt die seligen Inseln liegen.

Lächelnd steht an flachbepulstem Strande
Sonne, schon des Strahlenmantels bar;
Nur ein Funke noch vom goldnen Brande,
Träumt in ihrem halbentflochten Haar.
Linde leuchten sanftbeglänzte Elieber
Aus der Fluten stillem Spiegel wider.

Voll geheimnisvoller Wunder dämmern
Hesper's Gärten mit dem stillsten Hain.
Wiesen glühn voll goldbesiechten Lämmern,
Lange Schatten wirft der Park hinein.
Und der Apfel Hüterinnen lehnen
Am Gebüsch und singen wie Sirenen.

Diese Töne, wie sie schmeichelnd werben,
Was verheißen sie der müden Brust?
Künden sie nach Wildnis und Verderben
Früher Paradiese späte Lust?
Und die Frucht, die wir gesucht vergebens,
Reiste sie uns dort am Baum des Lebens?

Leise wirft das Meer die goldnen Reifen
Einen nach dem andern auf den Strand,
Und des Schaums verzitternd lose Streifen
Liegen farbensprühend auf dem Sand;
Unbeweglich ruhn der Gärten Massen,
Ruh'n, schweigen — leuchten und verblasen.

Stille ist es über allen Fernen;
Auch das Herz wird wartend schlummerstill;
Und es blinkt und dehnt sich in den Sternen,
Als ob eine Frucht sich lösen will.
Weither säuseln Stimmen silbersacht:
Echslaf! Das letzte Rätsel löst die Nacht.

Julius Havemann

Der Minutenwalzer

Von E. M. Schultheis

Sie lag sehr bleich, manchmal, wie es schien, Sohne Bewußtsein; es war sicher, daß sie nicht mehr sah, denn ihre tastenden Hände griffen oft ins Leere, wenn sie aufgefordert ward, eine dargebotene Hand zu ergreifen.

Sie lag im Sterben. Der Arzt meinte, es könne noch einige Stunden dauern, jedenfalls nicht länger als bis zum folgenden Tage. Sie starb schwer. Sie war noch so jung.

Die Verwandten bemühten sich um das Sterbebett. In ihren dumpfen Sinnen brütete die Idee, daß man sie aufheitern solle. Darum brachten sie Blumen und sagten kleine scherzhafteste Worte, wie sie ein Elefant sagen würde, wenn er sich mit einer Libelle unterhalten wollte. Sie stellten allerlei Fragen: Kennst du mich? Kennst du den Onkel Theodor? Weißt du, was ich dir sage? Willst du nicht diese Rosen nehmen, die so gut riechen?

Aber sie kümmerte sich um keines und ließ ihre durchsichtige Jungmädchenhand über die Vede irren.

Sie war gerade achtzehn. Immer war sie zart gewesen, und eine fieberhafte kleine Glamme hatte in ihr gebrannt, ein Durst, der sie verzehrte, nach Leben und Sichfreuen. Aber der Zerfall war ganz plötzlich gekommen. Keiner hatte erwartet, daß sie sich so schnell verzehren und verlöschen würde. »Ich werde euch verlassen, ich werde den heiraten, den ich liebe,« hatte sie zu ihren Eltern gesagt. »Du wirst heiraten, mein Liebling,« hatte die Mutter geantwortet. Aber in den langen Nächten grübelte sie und sagte sich: In den Umarmungen ihres Vaters wird sie verlöschen wie ein schwelender Docht.

Am Nachmittag kam ihre junge Base Lolo, ein fünfzehnjähriges Kind, das sie sehr lieb hatte. Sie brachte etwas, das sie vorsichtig auf das Bett setzte. Es waren ein paar Schuhe aus weißem Kidleder, wunderhübsche Schuhe, zart und doch so fest gemacht, daß man eine Nacht in ihnen hätte durchtanzen können. Damals, vor zwei Wochen, als das junge Mädchen noch nicht auf den Tod krank lag, hatte sie diese Schuhe heftig begehrt, aber Lolo hatte es nicht über sich vermocht, sie ihr zu geben. Nun hatte sie so lange mit sich gerungen, bis der Wunsch, ein Liebes zu erweisen, stärker war als die Freude am Besitz.

Lolo nahm die Hand ihrer Base und ließ sie das weiche, kühle Leder fühlen. Sie schloß die Finger darüber, wie ein Säugling die Finger schließt über einem Gegenstand, der ihm dargebracht wird. Lolo ging voll Bangen.

Am Abend sahen alle, daß ihre Schläfen eingesenken waren. Ihr Atem ging schwer.

Solos Mutter kam mit rosenfarbenen Levkoien,

die sehr stark dufteten. Sie setzte sich leise am Bett nieder und begann von allerlei Dingen zu reden. Sie fürchtete sich, sie wußte nicht genau wovon. Ihre Schwester, die Mutter des sterbenden Mädchens, saß zusammengesauert am Fußende des Bettes.

Solos Mutter begann zu der Kranken zu sprechen. Ihre eigne Stimme, die den stillen Raum durchdrang, tröstete sie im Anblick dieses rätselhaften jungen Gesichts, zu dem man noch reden konnte, das aber keine Antwort zurückgab. Sie sprach von allerlei Dingen, aber je länger sie redete, desto mehr hatte sie das Gefühl, daß sie mit einem Menschen sprach, der abgereist war in eine weitentlegene Stadt, von dem sie wußte, daß er dort sein Dasein hatte, daß sie aber ihn mit ihrer Stimme nicht erreichen konnte. Zuletzt hielt sie inne und nahm eine vorgebeugte Haltung an wie einer, der etwas erfassen will, das ihm gesagt wird. Als sie aber nur eine Stille um sich hörte, schwieg sie ganz.

Nur die müden Atemzüge der Kranken gingen mühselig durch das Zimmer.

Da kamen Töne, die die Stille durchbrachen. Klavierspiel aus dem gegenüberliegenden Hause. Eine noch ungeübte Hand spielte ein paar Takte eines Chopin-Waltzers, stockte, fing von neuem an, stockte wieder ...

Solos Mutter stand auf und schloß das Fenster. Als sie wieder an das Bett trat, sah sie etwas Selbstfames. Eine Veränderung ging mit der Sterbenden vor. Sie begann kaum merkbar die Lippen zu bewegen. Es war, wie wenn ein Schmetterling, ehe er aufsteigt, das Flügelpaar erzittern läßt — und dann klang, unirdisch wie ein Hauch, aber süß und klar der Minutenwalzer durch das Sterbezimmer.

In unaussprechlicher Verwirrung, Zagen, Hoffnung erlebten die beiden Mütter, die sich an den Händen gefaßt hatten, das erschütternde, unendlich süße Begebnis. Lebend und eines Staunens voll, das an die Frauen am Ostermorgen gemahnte, waren sie Zeugen, wie Jungend, drangvolle, ungenossene Jugend sich selbst empfand — in sechzig tönenden Sekunden gleich einer silbernen Fontäne emporstieß — und verebbte.

Eine wütende Freude durchjudte das Herz der Mutter — dies war neues Leben, konnte das Ende nicht sein! Ihre Ekstase trieb sie zum Gebet — über den Fuß des Bettes hinsinkend, rief sie: »Herr, in deine Hände befehle ich —«

Weinend zog ihre Schwester sie an sich und deutete mit verneinender Gebärde auf die Sterbende: das Rinn war herabgesunken. Sie lag abgelehrt und in sich selbst versunken da; eingehüllt in jene unsagbare Stille.



Toilettengeräte mit Darstellungen aus Ovid. Berlin, um 1780

Schloß Sanssouci bei Potsdam

Alte Toilettengeräte aus Berliner Porzellan

Von Dr. Georg Venz

Die Toilette unsrer Urgroßmütter im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — das ist ein Kapitel, an das wir heute nicht ohne Schauern zurückdenken mögen. Schwamm und Seife, die Grundstoffe der heutigen Körperpflege, spielten eine gar zu untergeordnete Rolle im Fabelreich ihrer seltsamen Toilettekünste. Man muß die Kapuzinerpredigten des seligen Baschow lesen oder die Mahnungen des alten Doktor Hufeland, um die Irrgänge der weiblichen Eitelkeit jener Tage zu ahnen. Puder und Schminke waren die Schönheitsmittel, die von der Perücken- bis zur Zopfzeit in allen erdenklichen Arten und Farben die weibliche und auch die männliche Toilette beherrschten und den frommen Wunsch, die

Last der Jahre dem Scharfblick der Welt zu entrücken, in immer neuen Methoden befriedigten. Es gibt eine umfangreiche Literatur aus jener Zeit — meist im Taschenformat — über die »Toilettenkunst« und »die leichten Mittel und Geheimnisse, wie sie der wahren Schönheit und Anmuth eines Frauenzimmers zu Hilfe kommen kann, ohne die

reizende Harmonie des Ganzen zu stören«.

Unsre wirklichkeitsfreundliche Gegenwart hat diese Torheiten wenigstens zum großen Teil aus der Mode gebracht. Und doch — wenn wir auch von der Gesundheitsfrage einmal absehen — gerade dieses kindliche Spiel der weiblichen Laune hat eine einzigartige Kultur des Boudoirs herbeigeführt, hinter der unsre Gießebäder und aller son-



Seifkugelhüchse mit Landschaften nach J. van Goyen in Sepiamalerei. Berlin, um 1765
Sammlung Eiders in Berlin-Grünwald



Potpourri mit Frauenmasken. Berlin, um 1765
Museum für Kunst und Kunstgewerbe in Hamburg

stiger Komfort weit zurückbleiben. Die Meister des französischen Kupferstichs haben in un-



Brûle-Parfûm. Berlin, um 1765
Keramische Sammlung der Kgl. Porzellanmanufaktur

vergänglichen Werken den entzückenden Rahmen geschildert, der die elegante Dame ihrer Zeit umgab. Und schon hier bewundern wir den feinen Geschmack, der ihre intime Welt bis in die kleinsten Gerätschaften hinein erfüllte. Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß das deutsche Rokoko darin dem französischen gefolgt ist, und daß dieser Einfluß bis in die Biedermeierzeit hinein wirksam gewesen ist.

Das gilt noch in ganz besonderem Maße von den mannigfachen kleinen Geräten und

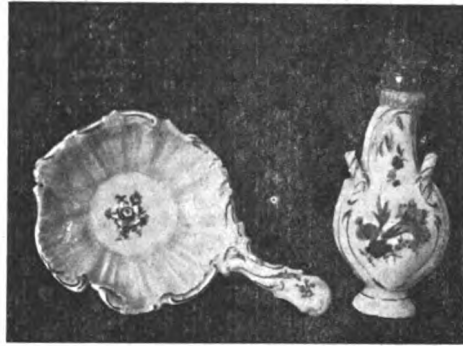


Leuchter zu einem Toilettengerät mit farbigen Köschen. Berlin, um 1765
Neues Palais bei Potsdam

Galanterien, welche die für die Kulturgeschichte Berlins so bedeutsame Berliner königliche Porzellanmanufaktur für den persönlichen Gebrauch und besonders für den Toilettetisch der eleganten Dame angefertigt hat, und deren Modelle in dem unverfälschten Formenschatz der Fabrik zum großen Teil noch heute erhalten sind.

Für die Wohlgerüche des Boudoirs der vornehmen Berlinerin sorgte das sogenannte Brûle-Parfûm oder Casquette. Abbild. S. 72 zeigt ein Modell dieser Art, wie es ähnlich auch in Meissen vorkommt, in Gestalt eines Terrinchens, welches sich auf vier Rocaillefüßen über dem Spirituslämpchen erhebt

und dessen durchbrochener Deckel mit Porzellanblumen geschmückt ist. Etwas später wird für dieses Gerät gern die in der empfindsamsten Zeit so beliebte Form des Altars verwendet, die übrigens auch als Nachtlämpchen dienen mußte. Sehr sinnig erdacht ist das für diesen Zweck bestimmte Altärchen mit brennendem Herzen (Abbildung S. 78). Daneben durfte nie der in der Berliner Manufaktur in verschiedenen Modellen vertretene Riechtopf fehlen, das sogenannte Potpourri, welches zur Aufnahme einer köstlich duftenden Mischung aus getrockneten Rosenblättern, Roseba, Orangenblüten, grünen, mit Nelken gespickten Oran-



Schälchen und Flakon. Berlin, um 1765
Sammlung Luers in Berlin-Grüneburg



Handleuchter für eine Kerze. Berlin, um 1765
Sammlung Dr. von Dautwich in Berlin

gen, Veilchenwurzeln, Lavendel und sonstigen Kindern der Alpenflora diene, deren richtige Bereitung von den Parfümeriehandlungen wie ein tiefes Geheimnis sorgsam gehütet wurde.

Über die verschiedenartigen Geräte, welche die umständliche Toilette jener Zeit erforderte, belehrt uns das alte Modellbuch der Manufaktur. Das wichtigste ist natürlich der ihre holde Gestalt widerstrahlende Stehspiegel der Dame, vor dem am Abend ihre Roben sinken, um einer seidenen, sich mit weichen Falten anschmiegenden Douillette oder einem zierlichen Schlafröckchen Platz zu machen, und vor dem sie morgens beim Lever im feinsten Perkal oder Batistnegligé wieder erscheint. Weiter verzeichnet unsere Urkunde das in seiner Größe den bescheidensten Ansprüchen genügende »Waschbeden mit Gießkanne«, den Leuchter, den Puder-

kasten, die Pomadenbüchsen, die »Plastermuschel«, das »Farben-Büchsgen« und die »Mouchen-Dose«, die »Espiritus-Bouteille« und die »Kanne zu Eau de Levante«. Ein in der Form entzückendes Berliner Waschbeden aus dem Besitz der Prinzessin Luise von Anhalt-Deßau ist in ihrem Lustschloßchen Luisium erhalten. Es gehört dem Modell nach ebenso wie ein kleiner Leuchter des Neuen Palais in Potsdam zu einem Toiletteservice, das im Formenschatz der Manufaktur und auch in privaten und öffentlichen



Nichtlöcher. Berlin, um 1767
Sammlung Luers in Berlin-Grüneburg



Trinkbecher



Sammlung Lüders in Berlin-Grünwald

Berlin, um 1770

Sammlungen heute leider nicht mehr vertreten ist. Eine mit feinen Sepia-Landschaften in der Art van Goyens bemalte »Seifstügelbüchse« begegnet uns in der Sammlung Lüders (Abbild. S. 71), ein vielteiliges Toiletteservice »glatt passig«, zu dem nach dem Modellbuch noch Tintenfässer und Sandbüchsen, allerlei Muscheln und Schalen und Stiele zu Kammbürsten gehören, findet sich im sog. Voltairezimmer des Schlosses Sanssouci (Abbild. S. 71, 78 u. 79). Es ist mit grau gemalten ovidischen Darstellungen in rosenumkränzten Medaillons, verstreuten Rosen und grüner Blattkante verziert. Den in seiner ruhigen Zeichnung besonders geschmackvollen

Zeit, sondern erst etwa 1803 als Geschenk der Herzogin Dorothea von Kurland an die Königin Luise in königlichen Besitz gekommen zu sein. Wenigstens finden sich dabei eine große Anzahl von Ergänzungsstücken aus dieser Zeit, die auf eine in alten Protokollen nachweisbare Bestellung der Herzogin zurückgehen scheinen. Ein andres mit »detachierten Köschen« zierlich bemaltes Toiletteservice der Königin Luise steht auf ihrem von einem duftigen Blondenschleier überbedekten Püßtisch in dem schlichten und doch so entzückenden Toilettezimmer im Schlosse »Stille im Land« zu Pareß bei Potsdam.

Den Glanz ihres Namens trägt weiter ein seltsames Gerät, die sogenannte »lampe nuptiale«, welche der Staatsminister von Heinig am Vorabend ihrer Hochzeit (24. 12. 1793) dem König Friedrich Wilhelm II. mit der Bitte übersandte, daß sie im Schlafgemach des neuvermählten Paa-



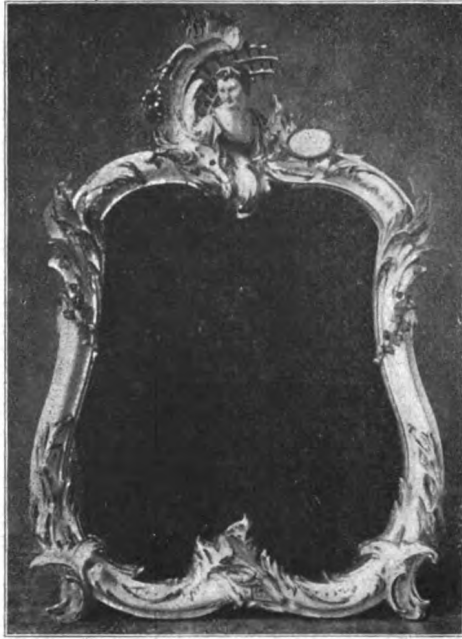
Schale zur Lichtputzschere
Berlin, um 1770
Sammlung Lüders in Berlin-Grünwald



Flakon. Berlin, um 1770
Städtisches Kunstgewerbemuseum in Leipzig



Toiletten- und Frühstücksgesetz mit farbiger Blumenmalerei. Berlin, um 1770
Sammlung von Frau M. Oppenheim in Berlin



Spiegel zum 'Coi ettengerät der Sammlung von Frau M. Oppenheim in Berlin. Berlin, um 1770

res aufgestellt werden möchte. Dieses vasenartige Gerät war aus durchscheinendem Biskuit hergestellt, »damit eine Lampe, welche in die Vase gehängt werden kann, durch die Fläche des Körpers hindurchschimmere und ein dunkles Zimmer zur Nachtzeit sanft erhellte«. Außen schmückt den Leib des Gefäßes ein Basrelief-Fries von »Etrurischen Figuren«, der die Vorbereitungen zu einer Vermählungsfeier schildert und im Katalog der Akademischen Ausstellung, wo eine Wiederholung des Gerätes ausgestellt war, folgendermaßen ausführlich gedeutet ist:

»Die Braut, sitzend auf einem Stein, über welchem eine Wolfshaut, auf Fruchtbarkeit hindeutend, gespreitet ist, hört aufmerksam auf die trauliche Rede des vor ihr stehenden Weibes, das sie von den Pflichten des Ehestandes unterrichtet. Die Mutter der

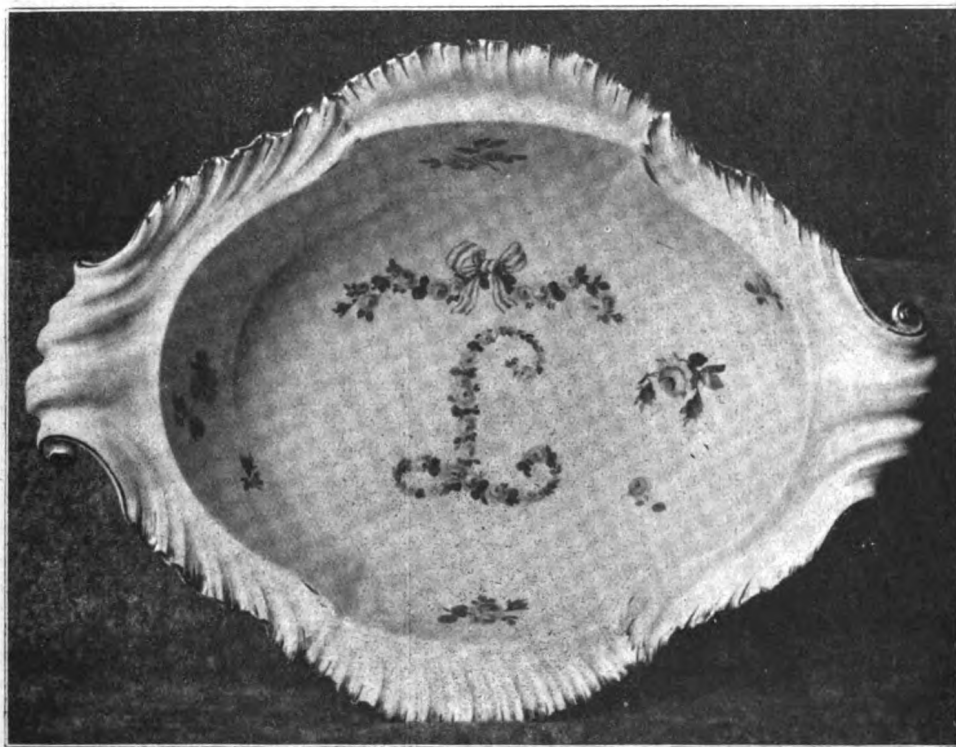
Braut, hinter der leßtern, lächelt der Rede jenes Weibes Beifall zu. Der Bräutigam, welcher auf einem, mit einem Bärenkopf, als dem Symbol der Gesundheit und Stärke, verzierten Sessel sitzt, hört nicht minder aufmerksam auf die Schilderung des vor ihm stehenden Weibes von den Süßigkeiten des Ehestandes; auf seinen Sessel lehnt sich ein Jüngling mit neugierig horchendem Blick; neben dem Jüngling betrachtet ein junges Mädchen verstohlen den Bräutigam. Hinter dem sprechenden Weibe horcht ein anderes Mädchen auf die hochzeitlichen Gesänge der in der Ferne sitzenden Dichterin. Ein Mädchen, vor der Dichterin stehend, ist bereit die Namen der Neuvermählten in eine Tafel zu ätzen, welche Handlung ein Jüngling, auf die Schulter dieses Mädchens sich lehnend, begierig erwartet, indem ein Weib, welches hinter der Dichterin steht, ihn darauf aufmerksam macht. Pfeifer und Harfenschlägerin nähern sich, um die Vermählung auch durch fröhliche Musik zu feiern.«



Potpourri mit königsblauem Grund und farbiger Blumenmalerei Berlin um 1770 Kgl. Kunstgewerbemuseum in Berlin

Das Modellbuch verzeichnet noch viele andre interessante Toilettengeräte, die heute verschollen sind, z. B. den »Toilett Kasten vor der Prinzessin Friederike ein Nateltüchen rein zu setzen, und das Nadeln können darunter liegen, glatt« (1794) oder das »Waschbecken mit Medusenkopf« (1804) oder das »Waschbecken für der Prinzess Raziviel zum Bronsenen Dreifuß nebst Kanne mit Adler Klauen Henkel« (1806).

geffen ist. Wenn der Friseur, welcher damals bei jeder Toilette von Bedeutung seines Amtes waltete, mittels eines Beutels von gefaltetem Leder (Puderpuste) oder einer in den Puder getauchten Quaste den Puder auf das hochgetürmte Haargebäude der Modedame so kunstgerecht gestäubt hatte, daß er wie ein sanfter Reis auf dem Gelock lagerte, bediente er sich dieses stumpfen Instrumentes, um den Puder mit vorsichtiger Hand von

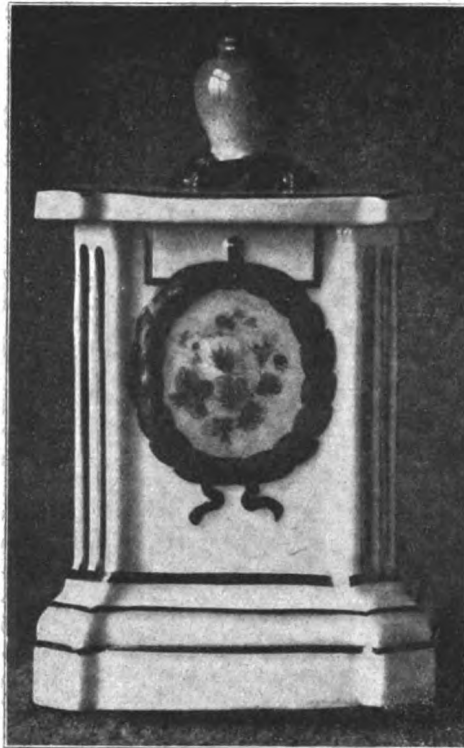


Waschbecken aus einem Toilettengerät der Prinzessin Luise von Anhalt-Deßau. Berlin, um 1770
Schloß Luisen bei Dessau

Noch reichhaltiger und vollständiger erhalten als das Sanssouci-Service ist ein schon um 1770 angefertigtes Berliner Toilette-Service der Sammlung Oppenheim, welches aus portugiesischem Königsbesitz stammen soll. Es ist mit farbigen Blumen und Goldspitzenkanten bemalt, die von Kartuschen mit Purpurmosaik und Blumen- girlanden unterbrochen werden. Der Spiegel- rahmen, den eine von einer kühn geschwun- genen Rocaille überragte Frauenbüste krönt, zeigt lebhaftes Rokokoformen. Augenwän- chen und Kleiderbürste fehlen in diesem rei- chen Service sowenig wie das Pudermesser, dessen eigentlicher Zweck heute fast ver-

stirnt und Nadeln zu schaben, »damit das Contour des Dupé desto besser exprimiert werde«. Man begreift, welche Zartheit die- ses Geschäft erforderte, und versteht den Ruhm, den die Virtuosen dieser Kunst, allen voran der große Puderkönig Leroi, der un- vergleichliche Friseur der Marie Antoinette, in der Damenwelt jener Tage genossen haben. -- Auch Nähgerät finden wir bei dem Oppenheimschen Service in Form von Fingerhüten, Scherenetui, Navette und Sei- denwinden, die bereits in das Gebiet der Galanterien gehören.

Wer aber vermöchte zu sagen, welche Kost- barkeiten die mannigfachen Behälter, Dosen



Altärchen mit brennendem Herzen als Nachtlampe
Berlin, um 1775. Sammlung Lüders in Berlin-Grünwald

und Döschen, Büchsen und Gläschen dieses Services geborgen haben. Der ganze Reichtum der Eleganten an kosmetischen Salben

und Parfümen, Schönheitspflästerchen Barben und Schleifen, Ringen und Nadeln, Bändern und Blonden, Spitzen und Ranten, Perlen-schnüren und Diamanten hat hier, wenn das Geschäft des Schmückens beendet war, unter der ordnenden Hand ihrer Lisette oder Aglaja seinen Platz gefunden, während die Herrin selbst vielleicht schon bei der Schokolade die Morgenvisite eines Verehrers entgegennahm. Das vollständige Kaffee- und Schokolade-



service, das zu unserer Toilette gehört, veranschaulicht ja deutlich den engen Zusammenhang zwischen Morgentoilette und Morgenfrühstück im Leben der Koketade

Mönch, eine Garbe tragend, in der ein Mädchen versteckt ist, als Flakon. Berlin, um 1780
Sammlung Dr. von Dallwitz in Berlin



Flakon und Dosen zum Toilettengerät mit Darstellungen aus Ovid. Berlin, um 1780
Schloß Sanssouci bei Potsdam

Wie anspruchslos erscheint neben diesem Prunkservice schon die Biedermeiertoilette, die uns die Lithophanie der Abbild. S. 81 in Erinnerung bringt, und gar das kleine, in so ruhigen — man darf wohl sagen: bürgerlichen Formen gehaltene moderne Toilettengerät der Manufaktur von Rutte (Abbild. S. 81 unten).

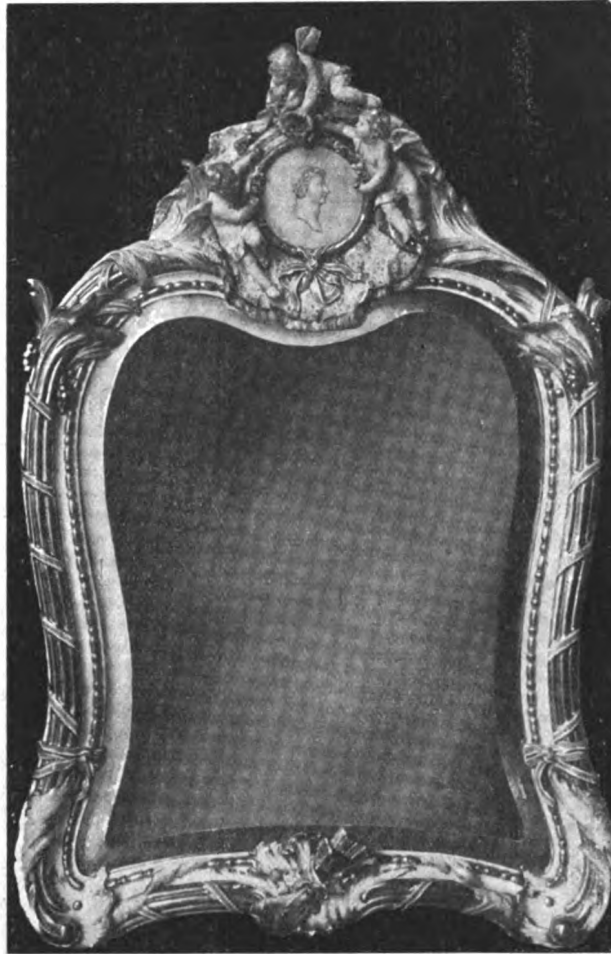
Eine Gruppe für sich bilden endlich die zierlichen kleinen Glaskons der Berliner Manufaktur, die unabhängig von den Formen der großen Toiletteservice in mannigfaltigen Modellen uns überkommen sind. In die Frühzeit des Instituts gehört beispielsweise das mit vergoldeter Bronze montierte und mit Rocailles verzierte kleine Glaskon der Sammlung Lüders (Abb. S. 73). In zwei Varianten ist das auch in andern Manufakturen vorkommende neoklassische Modell eines Mönches als Glaskon vertreten,

welcher eine Garbe auf dem Rücken trägt, aus der oben das (als Stöpsel dienende) Köpfchen und unten die Füßchen eines Mädchens hervorstehen (Abbildung S. 78). Ein hübsches Glaskon vom Ausgang des 18. Jahrhunderts zeigt die Abbildung S. 74.

Was schließlich das kunstvolle Ergebnis betrifft, welches der Trieb zu gefallen und die ebenso mühselige wie lustvolle Arbeit am Toilettetisch in jener galanten Zeit hervor-

zauberte, so hat wohl keine Kunst ihre Toilettenwunder so getreu nach der Mode und in den Farben überliefert wie die vielbewunderte Porzellanplastik des 18. Jahrhunderts. Es geht nicht an, im Rahmen dieses Aufsatzes auch nur die schönsten von diesen kleinen Kunstwerken vor Augen zu führen.

Doch sei es gestattet, eine Dichtung von Christian Friedrich Zernitz der Vergessenheit zu entreißen, in der »Chloris' Wohlstand sich zu schmücken« in ebenso unübertrefflicher Weise ausgemalt ist. Nicht Chloris' Schönheit, so hebt das Gedicht an, soll besungen werden — was könnte die Dichtkunst da anders sagen, als daß gerührt sei, wer die Schöne je gesehen. Nein, es wird schon Mühe genug kosten, den »Wohlstand sich zu schmücken« mit ungewissen Zügen zu treffen. So fährt denn der Dichter fort:



Spiegel zum Toilettengerät mit Darstellungen aus Ovid
Berlin, um 1780. Schloß Sanssouci bei Potsdam

Ein sterbend Blau färbt jene Seide,
Die dieser Schönen Glieder deckt,
Die von der Brust, im langen Kleide
Sich senkend um den Reistrod streckt.
Der Würker läßt auf diesem Grunde
Mit Laub vermengte Rosen blühn,
Um so das Rot auf Chloris' Munde
Den toten Farben vorzuziehn.

Zwar schimmern keine Diamanten
Auf ihres Hauptes leichtem Schmud,



Siefkanne zum Toilettengerät mit Darstellungen aus Ovid

Die figürliche Malerei nach dem Stich von R. Le Mire nach Ch. Monnet „Meleagre présente à Atalante la hure du Sanglier de Calydon, qu'il vien de tuer“. Berlin, um 1780
Schloß Sanssouci bei Potsdam

Reich' Band und fliegend zarte Kanten
Sind braunen Haaren schon genug.
Vom Nacken sanft hinaufgeschlagen,
Nur seitwärts flach und mäßig kraus,
Ziert sie, nicht schon den Kranz zu tragen,
Zur Jugend noch ein Blumenstrauß.

Nach Gründen, die die Schöne zwingen,
Verdeckt ihr Haupt der Kappen Flor;
Stets hängt, an kleinen goldnen Ringen,
Ein rarer Stein am zarten Ohr.
Des aufgeführten Halses Mitte
Nist dreifach eine Perlenschnur;
Die Spitzen stehn im hohlen Schnitte
Vom Rücken zu des Busens Flur.

Hier fügt der Streif sich schön zusammen,
Hier, wo wohl nie des Liebsten Hand
Anschuld'ger Gutheit zarte Flammen
Mit leichtem Schier (Glanz) verbreitet, fand.
O Nadel! unverdient zum Glücke,
Die auf der Brust das Halstuch fügt —
Warum entziehst du unserm Blicke
Den Reiz, der alle Kunst besiegt?

Den Raum, wo sich die Seufzer häufen,
Die halb erstickt von dort entfliehn,
Die tiefe Brust bededen Schleisen,
Die sich zur Leibes Mitte ziehn —
Gewiß ein Vorwurf zum Vergnügen,
Wenn hier sich Schultern breit erhebn,
Woran sich stolze Arme fügen,
Bei denen wir um Fesseln flehn.

Es ziehn sich um den Arm Manschetten,
Die Brabant auf dem Saume schmückt,
Die kurz vorher die Kunst zu plätten
Geschick in breite Falten brückt.
Noch näher zu den weichen Händen
Krümmt sich voll Perlen schwarzes Band;
Das bei dem Schwur, sich zu verpfänden,
Einst Damon küßenswürdig fand.

Ein aus Rubin geschnittnes Herz
Faßt ihres Fingers schmales Gold,
Hiervon sagt Chloris oft im Scherz:
Es sei nur jungen Herren hold.
Des Fächers eingeschlagne Blätter
Trägt sie, der Schönheit zum Gebrauch;
Die Röte steigt bei warmem Wetter
Und weicht durch jener kühlen Hauch.

Oh, seht den Anzug schlanker Glieder,
Den Chloris zum Bewundern trägt!
Sie geht im Saal ists auf und nieder —
Seht, welche Kunst den Fuß bewegt! usw.

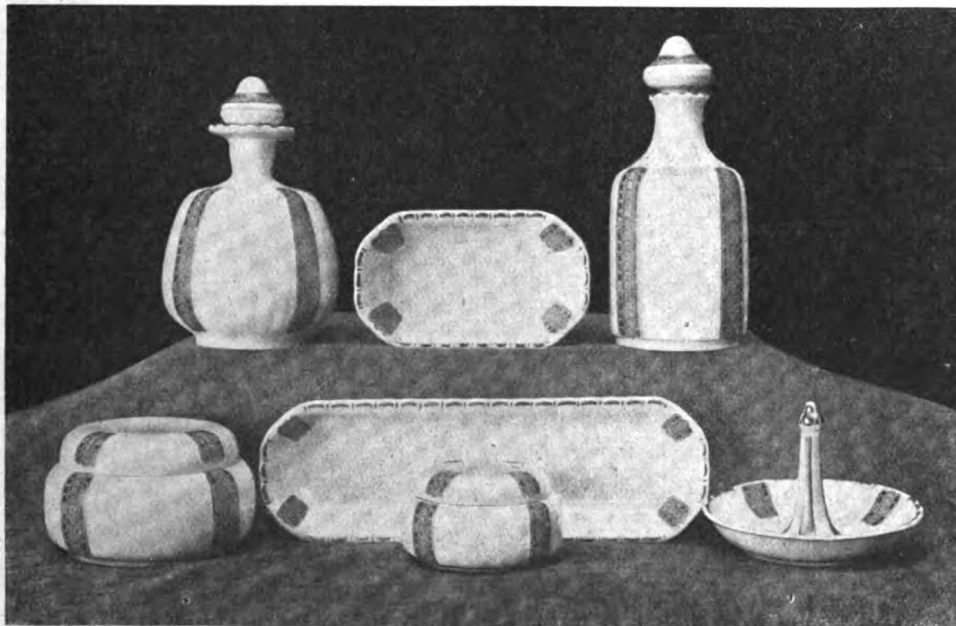


Sogenannte Lampe nuptiale. Geschenk zur Hochzeit der Königin Luise am 24. Dezember 1793
Keramische Sammlung der Kgl. Porzellanmanufaktur

Die männliche Toilette der Rokokozeit war gewiß kaum weniger kostbar. Welche Umstände auch in Berlin Ende des 18. Jahrhunderts allein der Zopf und die Frisur unsern Herren Urgroßvätern bereiteten, ist in den »Jugenderinnerungen« von Gustav Parthen, dem Schwiegersohn des berühmten Berliner Buchhändlers Friedrich Nicolai, ausführlich beschrieben. Friedrich Wilhelm III. hat erst im Jahre 1806 seinen Zopf abgeschnitten, und dann haben die Berliner in der Franzosenzeit seinem Beispiel wohl bald folgen müssen. Der Ernst der Zeit, die bald so viel Schweres und dann so viel Großes und Erhebendes bringen sollte, duldete dieses Denkmal einer Vergangenheit nicht länger, von deren tändelnder Heiterkeit auch das hier besprochene kleine Gebiet der Toilettegeräte aus Berliner Porzellan so anmutige und treffende Beweise enthält.



Morgentoilette. Lithographie. Berlin, um 1835
Keramische Sammlung der Kgl. Porzellanmanufaktur



Toilettegeräte von Rutte, dekoriert von Lang. Berlin, 1912



Herzog Ernst August

Herzogin Viktoria Luise

Bildnis-Silhouetten der herzogl. Familie von Braunschweig

Geschnitten von Otto Wiedemann

Es mag ganz artig sein, wenn Gleich und Gleiche
In Proserpines Reich spazierengehn,
Doch besser scheint es mir, im Schattentreiche
Herrn Anthings sich hier wiedersehn —

diese lebenswürdigen Verse schrieb der vierzigjährige Goethe am 7. September 1789 zu seinem Bildnis in das Stammbuch des weltberühmten »Silhouetteurs« Johann Friedrich Anthing, als dieser auf seiner Kunstreise, die ihn von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof durch ganz Europa führte, auch nach Weimar gekommen war und hier »seine Aufwartung bei hohen und höchsten Herrschaften« machte. Sie gelten noch heute, diese Verse; nur daß der Künstler jetzt nicht mehr wie ein Vagabund von Tür zu Tür zieht, unfertig sein

Empfehlungsschreiben abgibt und um »gnädigen Auftrag« bittet, sondern daß er »berufen« wird. Man kennt die paar Meister dieses Faches, die

Deutschland hat, und zumal in unserm Kaiserhause, wo einer der Prinzen selbst sich in der Ehrentunst mit Geschick und Geschmack versucht hat. Ist man mit ihren zierlichen Werken wohlvertraut. So geben wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß es die Frau Herzogin, frühere Prinzessin Viktoria Luise von Preußen, war, auf deren Veranlassung Otto Wiedemann im Spätsommer vorigen Jahres nach Blankenburg a. S. eingeladen wurde, um — wie früher schon die Kinder des Kronprinzenpaares — nun die



Erbprinz Ernst August



Prinz Georg Wilhelm

des jungen Herzogspaares Ernst August und Vittoria Luise in Schattenrissen festzuhalten.

Keine leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, daß das jüngste dieser Kinder damals kaum mehr als vier Monate, das älteste noch nicht vier Jahre alt war. Da war es gut, daß die Mutter in ihrer flinken und lebhaften Art dem Künstler verständnisvoll zu Hilfe kam, indem sie ihn in diese und jene Eigenart, diese und jene Lieblingsbeschäftigung seiner Modelle einweihete. Zunächst wurde, da es gerade seinen gnädigen Augenblick hatte, für eine vorbereitende Zeichnung das Prinzchen aufs

Korn genommen, und weil es mit dem »Charaktertopf« in solchem Alter noch nicht weit her ist, mußten die lebhaften Patschhändchen

als Ausdrucksmittel dienen. Weit leichter ging es mit den munteren, aufgeweckten Knaben. Da ließ sich aus den Köpfen schon allerlei Kennzeichnendes herausholen, und als der Herzog gar auf den glücklichen Gedanken kam, den herumwandernden Augen durch Anheften eines Bildes einen ruhigen Blickpunkt zu schaffen, konnte der Künstler zu seinem »Bittschön!« bald auch »Danke schön!« sagen. Dann kam am nächsten Tage das belebende



Beierwerk an die Reihe: Epizelzug, Bäume und Blumen. Nun, daran fehlte es in dem herrlichen Schloßgarten nicht, und gerade diese sinnvolle Vereinigung von Figur und Umgebung ist Niedemanns Liebhaberei und Stärke.

Zum Schluß gab's dann noch ein kleines Privatissimum über die »Geheimnisse« dieser »schwarzen Kunst«. »Wie machen Sie's nur, daß die Augen so lebendig und ausdrucksvoll erscheinen?« fragte der Herzog. Da verriet ihm der Künstler denn, daß er nur in seltenen Ausnahmefällen als Grenze für das Gesicht die

Linie wählt, die genau über die Mitte der Stirn, der Nase usw. verläuft, sondern fast immer eine Seitenlinie, die entweder über das rechte oder das linke Auge geht. Bestimmend hierfür ist die schon von Lavater erkannte Tatsache, daß wir Sterblichen alle — auch die Prinzen — eine unsymmetrische Kopfbildung haben. So ist denn das Gesicht des Eilhouettierten entweder um einige Grad zu dem Künstler hin- oder um wenigstens von ihm abgewendet. Wie einfach! mag der Herzog gedacht haben. Aber der Künstler dachte an das Ei des Kolumbus. J. D.

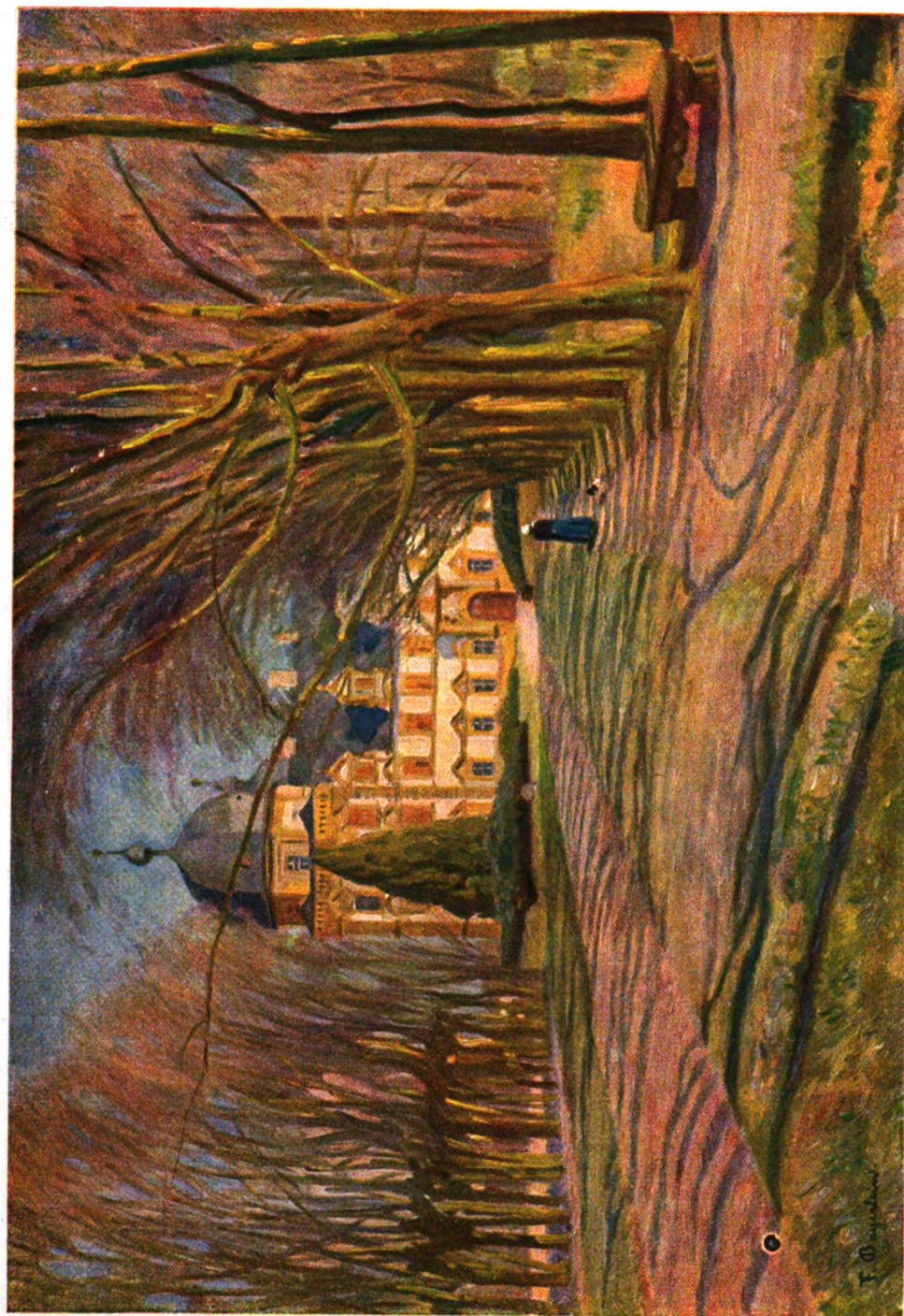
Von Kunst und Künstlern

Louis Seidmann: Es ist vollbracht! — Adolf Hildebrand: Bildnisrelief — Friedrich Stülgen: Bildnis der Mutter — Fritz O. Wald: Schuß Carolus — Emil Hartwig: Wintertag — Fritz Dreyer: Im Frühling

Der ernststen Passionszeit, in die das Erscheinen dieses Heftes fällt, widmen wir Louis Seidmanns Kreuzigungsbild »Es ist vollbracht!«. Wer sich ein wenig auf die in Deutschland herrschenden Formen des religiös-künstlerischen Ausdrucks versteht, würde die Herkunft dieses Bildes wohl auch ohne den Hinweis auf die letzte Düsseldorf Ausstellung in der niederrheinischen Schule Meister Gebhardts suchen. Weniger nach dem Christustypus, der uns hier begegnet — denn einen gekreuzigten Heiland hat Gebhardt kaum je gemalt — als nach der Gruppe der Maria und des Johannes. Wie diese beiden nicht bloß körperlich, sondern auch geistig durch das Band gleichen Schmerzes miteinander verbunden sind, die eigentümlich weichen und innigen Bewegungen, mit der Johannes die Mutter des Heilandes stützt und tröstet, der Fall des Mantels, die mehr deutsche als orientalische Gerandung der beiden Figuren, vor allem aber die ungemein ausdrucksvolle, bis ins letzte Fingerglied von Gefühl durchbelebte linke Hand der Mutter Maria — all das gemahnt uns an Gebhardt. Damit soll selbstverständlich nicht der geringste Vorwurf einer Abhängigkeit erhoben werden. Seidmann, der bereits vor zwei Jahren die Schwelle der Sechzig überschritten hat, ist zwar zu Anfang der achtziger Jahre an der Düsseldorfer Akademie Schüler Gebhardts gewesen und hat seine ersten im Auftrage des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen gemalten Bilder unter seiner Führung geschaffen, nachher aber hat er sich auf Studienreisen in Holland, Belgien, England und Italien selbständig weitergebildet und sich allmählich auch von der naturalistischen Technik seines Lehrers, die, wie man weiß, den stofflichen Vorgang gern ins deutsche Reformationszeitalter verlegt, zu befreien gerufen. Dabei kam ihm seine katholische Auffassung zu Hilfe. Sie wies ihn im Gegensatz zu der ausgesprochen protestantisch bürgerlichen Gebhardts mehr auf das ebel

Klassizistische, das Monumentale und Feierliche hin, das die katholische Kunst stets festgehalten und zumal für ihren Kirchenschmuck gefordert hat. Sehen wir uns nach den Hauptwerken Seidmanns um, so finden wir sie im Dom zu Münster (Legende aus dem Leben der Heiligen Ludgerus und Bonifazius), in der katholischen Kirche in Ehrenbreitstein (Aufindung des heiligen Kreuzes), in der Rochuskirche in Düsseldorf (14 Kreuzwegbilder), in der Propsteikirche in Dortmund (Christus am Ölberg und Kreuzwegbilder), in der Michaelskirche in Duisburg (Heilige Familie) und in der Herz-Jesu-Kirche in Mannheim (Christus von Engeln umgeben), daneben freilich auch in der evangelischen St.-Paulus-Kirche in Halle (Abendmahl und Kreuzschleppung) und im Privatbesitz des ehemaligen Oberpräsidenten von Rheinbaben (Christus stirbt am Kreuz): wir sehen also, daß sich der Künstler durch sein persönliches Bekenntnis keine Schranken für seine religiösen Darstellungen hat aufrichten lassen. Wie denn auch neben seinen kirchlichen Wandgemälden stets Staffelei-gemälde einhergegangen sind, freilich meist gleichfalls religiösen Inhalts, doch auch Bildnisse. Die goldene Medaille wurde dem Künstler für das Bild »Christus stirbt am Kreuz« aus der Folge der Dortmunder Kreuzweggemälde zuteil, eine Darstellung, die mit einigen Abänderungen der auf unserm Doppeltondruckbilde entspricht.

Etwas von dem weltabgewandten, in sich gekehrten Ernst der religiösen Darstellungen begegnet uns auch in Adolf Hildebrands Bildnisrelief. Man hat von gewissen Jünger- und Apostelköpfen der Kunst gesagt, vor ihnen könne man öfters im Zweifel sein, ob es Männer- oder Frauenköpfe seien. So möchte es einem auch vor diesem Kopfe gehen, wenn er keine nähere, die Bildnistreue bekräftigende Unterschrift trüge. Auch in dem Bildnisrelief verläugnet sich eben nicht der an der strengen



Fritz Bayerlein: Vorfrühling

Antike geschulte Klassiker, der Hildebrand ist. Dabei sind seine Porträtbüsten und Bildnisreliefs doch fast alle ausgezeichnet durch eine Lebenswahrheit und Charaktertreue ohnegleichen. Allerdings: der Charakter eines Kopfes ist bei ihm immer schon durch die klar herausgebildeten großen Formen bestimmt, so daß man ohne Scherz sagen konnte: Hildebrand verbürgt dreißig Jahre Ähnlichkeit!

Richard Muther hat einmal behauptet, kein Bildnismaler könne in einen Kopf mehr hineinlegen, als er ihm eignen hat. Das ist eine unbestreitbare Wahrheit, wie für die bildende, so für die Kunst überhaupt. Zu oft nur wird leider der Maler oder Bildhauer, dessen Kunst nach Brot gehen muß, gezwungen, weniger in einen Kopf hineinzulegen, als er in dem seinen hat, aus dem einfachen Grunde, weil er sonst die Formen der Natur und damit die Ähnlichkeit sprengen würde. Um einen friedlichen, wohlthuenden Ausgleich zwischen Neigung und Notwendigkeit, einen schönen Einklang zwischen freier Liebe und künstlerischem Zwang zu erzielen, haben fast alle tieferen Künstlernaturen einmal den Drang gefühlt, das Bildnis der Mutter zu schaffen. Es sollte einmal ein Buch geschrieben werden über Künstlermütter, besser noch über das Thema: Die Mutter im Auge des Sohnes oder des Kindes überhaupt. Denken wir nur an unsere deutsche Kunst: welch stolze Reihe von Mutterbildnissen haben wir von Dürer bis auf Feuerbach, von Leibl und Thoma bis auf — Etichling! Ja, auch die Radierung von Friedrich Etichling, von dem wir den Lesern nicht zum erstenmal etwas zeigen (vgl. Juliheft 1916), rechne ich zu den echt deutschen Künstlermütter-Bildnissen: eine solche Vereinigung von Herbigkeit und Milde, von ungeschminkter Wirklichkeit und liebevoller Innigkeit, von Echlichkeit und Schicksalsernst, Edigkeit und Weichheit auch in den Formen — am Ende haben doch nur wir Deutsche sie.

Die Landschaften dieses Heftes hüllen sich zum größten Teil noch in den weißen Schneemantel des Winters. Da ist das Schloß Tarasp von Fritz Ohwald, einem geborenen Züricher, der freilich in München seine künstlerische Ausbildung erfahren hat. Die letzte Hessische Kunstausstellung in Darmstadt zeigte mehrere schweizerische Gebirgslandschaften von Ohwald, die sich alle durch die festen, energischen Umrisse auszeichneten, wie sie für sein Heimatland kennzeichnend sind. Und fast alle waren Winterbilder. Das Neue in diesen Bildern schien mir die stilistische Versöhnung zwischen starker, ferniger Zeichnung und malerischer Stimmung, die der Künstler da gefunden hatte. Breite gleißende Schneeflächen mit durchsichtigen blauen Schatten wußte er schon immer

meisterhaft zu malen, hier hat er sie dem Aufbau der Landschaft und ihren gleichsam aus dieser Landschaft herausgewachsenen Bauten unterzuordnen verstanden. Seit in unserm Januarheft 1914 der Aufsatz von Hans Gräber über Ohwald erschienen, ist der Künstler vom Großherzog von Hessen nach Darmstadt berufen und 1915 zum Professor ernannt worden. Das Schloß Tarasp ist, wie man sich erinnern wird, beim Tode Lingners als Vermächtnis in den Besitz des Großherzogs übergegangen.

Fritz Hartwigs »Wintertag« ist das während des Krieges entstandene Werk eines Berliners, der jetzt im Großen Hauptquartier arbeitet. Seine Kunsttaufe hat aber auch Hartwig in München empfangen. Fritz Erler und Adolf Hengeler — das waren die Pole, um die sich sein frühes Streben bewegte. »Den ersten bewunderte, den zweiten vergötterte ich«, schreibt er uns; »erreicht habe ich bei mir selbst nichts damit«. Das Entscheidende mußte doch aus Eignem kommen, aus den Früchten vieler Reisen und freier Naturstudien. Auch im Kriege war es Hartwig vergönnt, neben mancherlei gesellschaftlichen Unterhaltungskünsten für die Kameraden seine Landschaftsstudien fortzusetzen. Namentlich war es das malerische Maastal, das er nicht müde wurde mit Zeichenstift und Pinsel immer wieder in all seinen sommerlichen und winterlichen Schönheiten zu schildern, bis ihn ein besonderer Auftrag zum künstlerischen Reisebegleiter des Kaisers machte und er nun bald im Osten, bald im Westen, bald im Süden, bald an, bald vor der Front seine Kunst großen lassen durfte. Aber auch ins Land seiner Träume flüchtete er noch zuweilen, und einem solchen »Tag der Träume« im Osten verbannt das Pastell »Wintertag« seine Entstehung.

Von dem Münchner Fritz Baperlein haben wir erst kürzlich an dieser Stelle gesprochen, als wir die Studie »Winterfonne« von ihm zeigten (Januarheft). Diesmal wandern wir mit ihm an der Hand der Hoffnung in den Frühling oder doch in den Vorfrühling. Im Großen Künstlerlexikon von Thieme-Beder steht bei Baperlein zu lesen: Bevorzugt Herbststimmungen in Partlandschaften. Das mag im allgemeinen richtig sein, in Gesseln schlagen aber läßt sich dieser Künstler nicht durch solche »Spezialitäten«. Freilich, sie haben in der feuchten, verhaltenen Wärme, die alle Umrisse so dämmerig weich und samtig macht, Ähnlichkeit miteinander, Herbst und Vorfrühling, und auch ihre Stimmung ist verwandt. Daraus erklärt es sich wohl, daß Baperlein beide so gut zu treffen weiß. Daß er aber noch mehr Töne auf seinem Instrument hat, hoffen wir den Lesern bald in einem eignen Aufsatz über diesen hochstrebenden Künstler zeigen zu können. F. D.

Literarische Rundschau

Als vor einem Jahre der erste Band von Stegemanns Kriegsgeschichte erschien, stutzte man wie vor einem unerhörten Wagnis. Wo? Noch waren die meisten Quellen nicht einmal auffindbar, noch sprangen die gefundenen wild durcheinander, noch konnten wenige von ihnen so gefaßt werden, daß sie Klarheit spendeten, und schon eine regelrechte »Geschichte«? Denn wirklich! Dies Buch begnügte sich nicht damit, einzelne Episoden der weitverzweigten kriegerischen Ereignisse zu schildern und sie auf gut Glück, soweit es anging, zu verbinden, nein, hier wurde nach allen guten Regeln der Geschichtsschreibung der Versuch unternommen, den großen Krieg in seinen inneren Zusammenhängen, gleichsam als ein nach sinnvollen Gesetzen sich abrollendes Drama darzustellen. Viele der sich regenden Bedenken wurden durch die Art dieser Darstellung, ihre Sachlichkeit, Ruhe, Urteilsfähigkeit und Gebiegenheit, durch das Buch selbst also zum Schweigen gebracht; was an Zweifeln blieb, hatte inzwischen Zeit genug, sich selber an den neu zutage tretenden Quellen und Enthüllungen nachzuprüfen. Und was ergibt sich da? Wohl manche Berichtigung in den Einzelheiten, manche Ergänzung und tiefere Begründung, im ganzen aber eine wahrhaft ruhmvolle Bestätigung der im ersten Bande niedergelegten politischen und strategischen Grundauffassung. Eine solche Erfahrung muß dem zweiten Bande (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; mit vier farbigen Kriegskarten; geb. 12 M.) eine Siegespforte des Vertrauens bauen.

Dieser innere Erfolg des Stegemannschen Werkes ist aber zugleich ein weit über den Einzelfall hinausreichender Triumph der hier wirklichen historischen Methode. Kaum je zuvor hat sich so vor aller Welt der Wert der Intuition, der schöpferischen Eingebungs- und Anschauungskraft offenbart, kaum je hat sich so die enge Verwandtschaft von Geschichte und Dichtung erwiesen. Stegemann selbst ist sich — so deute ich eine Bemerkung seines neuen Vorwortes — nach Vollendung des ersten Bandes ein wenig wie der Reiter über den Bodensee vorgekommen, der sich erst am rettenden Ufer seines ungeheuren Beginns recht bewußt wird; er verhehlt sich auch heute noch nicht, daß dieses Werk mehr der Ausbruch persönlichen Erfühlens, Erdenkens, Erforschens und Erschauens ist als die abschließende Festlegung des ungeheuren Stoffes, dessen restlose Bewältigung schwerlich jemand von uns erleben wird. Gerade in dieser persönlichen Vertrauenskraft zu sich selber liegt aber schon ein gutes Stück der Erfüllung. Nur mit den gliedernden, ordnenden und gestaltenden Augen des Dichters konnte man an die Aufgabe herantreten. Freilich war dafür eine so

gründliche militärkritische, um nicht zu sagen strategische Schulung nötig, wie sie Stegemann durchgemacht hat. Auf wie sicherem Grunde er da schritt, beweisen heute vor vielen andern namentlich zwei Abschnitte seiner Darstellung seine Vorgeschichte des Krieges, gemessen an den seitdem hervorgetretenen Urkunden und Auslagen (Suchomlinow-Prozeß) und seine Schilderung der Marne-Schlacht, nachgeprüft an allem was darüber seither noch bekannt geworden ist.

So darf der zweite Band in gelassenem Selbstvertrauen auf der Grundlage weiterbauen die der erste Band sich geschaffen hat. Er führt die Geschichte der Herbst- und Winterfeldzüge bis zur zweiten großen Epoche, deren Abschluß Stegemann in den Februarkämpfen des Jahres 1915 erkennt, umfaßt also nur vier Monate. Das ließe ein Gesamtwerk von zehn, zwölf Bänden vermuten oder — befürchten, wenn nicht mit dem Februar 1915 der Bewegungskrieg zur Höhe geführt oder sogar schon im gewisser Sinne abgeschlossen und der nun folgende Stellungskrieg weit kürzer darzustellen wäre. Mit insgesamt vier Bänden hofft Stegemann auch heute noch auszukommen.

Aber die militärisch-sachmännische Bedeutung des neuen Bandes steht mir kein Urteil zu. Ich kann auch ihn nur werten als schriftstellerische Leistung, als die künstlerische Gestaltung dessen was wir alle in glühender, keinen Augenblick erlahmender Teilnahme miterlebt haben. Wie, so frage ich mich, lehrt das hier wieder? Klari erhellet, ordnet, formt und gestaltet es sich zu einem Gebilde voll innerem Leben und erhöhtem Sinn? Tritt es mir als ein organischer Baue entgegen? Läßt es mich das in Stücken Erlebte gesammelt und geballt noch einmal in voller Gegenwartsfrische wieder erleben und mich doch auch schon die großen Linien der Entwicklung spüren, von denen es durchzogen wird? All diese Fragen muß ich mit einem freudigen und dankbaren Ja beantworten. Und höher noch als vor dem ersten Band erwächst die Bewunderung vor dem Schriftsteller, dem gestaltenden Künstler Stegemann, dem es gegeben ist, ein ungeheures Geschehen so darzustellen, daß jeder ihm zu folgen, jeder es zu verstehen vermag, als lese man einen großen geschichtlichen Roman dem alle Sprach- und alle dichterische Verlebendigungskunst nichts von seiner Wirklichkeitsgröße nimmt. —

Der Name Clausewitz steht über diesem Kriege wie ein Gestirn, fern, hoch, glänzend, archaisch, aber kalt. Kaum daß wir noch an einen Menschen dabei denken, eher an einen in das Blut des deutschen Soldaten übergegangenen Begriff. Auf Clausewitzens Buch »Vom Kriege« beruht unsere deutsche Seeresleitung

noch heute, aber wer war es eigentlich, der es geschrieben und ihm durch die kriegerische Praxis an der Seite Gneisenaus Bewährung verschafft hat? Wir wissen, daß Clausewitz ein Schüler Scharnhorsts war, daß ihn (wie Gneisenau) während des polnischen Aufstandes die Cholera dahinraffte; was dazwischenliegt, schien bisher nur den Generalstäbler und Berufssoldaten anzugehen.

Doch jetzt soll Wärme in den Begriff kommen. Clausewitz tritt uns als Mensch, Charakter und Gemüt entgegen in dem Lebensbild, das Karl Linnebach nach Briefen und Tagebüchern von ihm und seiner Lebensgefährtin zeichnet (»Karl und Maria von Clausewitz«; Berlin, Warned). Denn hier lernen wir ihn als einen Vaterlandsfreund kennen, der früher als die meisten in seiner Umgebung die »schwereren, heiligeren Pflichten« erkannte, die der Name Deutschland dem Preußen auferlegte, und, obgleich vom Geiste unsrer klassischen Dichter und Denker durchtränkt, dem Weltbürgertum und dem Persönlichkeitsdrang entschlossen den Rücken kehrte, um hinfort »Vaterland« und »Nationalehre« als seine »Erden-götter« zu verehren. Keiner hat zu damaliger Zeit die Bedeutung der Macht und Höhe des Staates tiefer erkannt, innerlicher an sich erhebt als der, der Ende 1806 mit dem Prinzen August von Preußen in die Kriegsgefangenschaft nach Frankreich wandern mußte und von dort, aus der »bittern Fremde«, schrieb: »Alle Rechte, welche der Ausländer mit in den Schoß fremder Nationen trägt, nimmt er aus dem Schoße öffentlicher Achtung seines eignen Volkes; wo diese vernichtet ist, sind alle seine bürgerlichen Ansprüche ungültige Papiermünze, und es bleibt ihm nur der Mensch; wo aber dieser gelten soll, muß bei denen, die ihn aufnehmen, der Staatsbürger sich großmütig entfernen ...«

Clausewitzens Briefwechsel umfaßt die Jahre 1806—1831, also Preußens tiefsten Niedergang, aber auch sein heldenmütiges Wiederaufkommen nach der napoleonischen Katastrophe von 1812, die Clausewitz im russischen Heer aus nächster Nähe miterlebte, und die er aus eigener Anschauung schildert. Im Herbst 1813 und Winter 1814 kämpfte er als Generalquartiermeister des Generals Wallmoden bei der russisch-deutschen Legion an der Niederelbe, in Holstein und Belgien. Die Briefe von 1815 berichten von seiner Tätigkeit als Chef des dritten preussischen Korps, von Ligny, Wavre und dem siegreichen Vormarsch auf Paris; die von 1831 zeigen uns ihn in seiner Tätigkeit als Generalstabschef Gneisenaus während des polnischen Aufstandes. Schwer lastet auf dem Briefschreiber die Sorge um die Lösung der belgischen, polnischen, italienischen und französischen Frage.

Seine letzten Worte sind Worte ergreifender Klage um Gneisenau. Einen so weiten Zeitraum die Briefe auch umspannen, so erfreuen sie sich doch einer fast künstlerischen Geschlossenheit. Die Kraft, die sie zusammenhält, ist dieselbe, der sie ihre Entstehung verdanken: die Liebe eines festen, tapferen Herzens. Es sind Liebesbriefe in der edelsten und schönsten Bedeutung des Wortes, Zeugnisse einer starken, treuen und reinen Lebensgemeinschaft zwischen zwei ebenbürtigen Adelsmenschen. —

Peter Rosegger hat sein Heim-gärtner-Tagebuch bereinst mitten in Frieden begonnen, in einer fast zu ruhigen, windstillen Zeit, allwo es manchen Tag gab, der seinen rechten Funken aus dem Stein schlager wollte. Da mußten dann wohl Jugenderinnerungen und Jugendaufzeichnungen heran, in denen zu framen ein Siebzigjähriger ohnedies manchmal versucht ist. Dann aber kam der Krieg, und auf einmal wußten sich der Heim-gärtner und sein Buch vor andrängendem Stoff kaum zu lassen. Jedes neue Morgenrot trug von draußen und mehr noch von drinnen Stahl und Zunder herbei. Sei, wie da die Funken stoben und die Flammen tanzten! Man kann diesen aufreizenden Gegensatz zwischen Krieg und Frieden, Streit und Idylle in dem zweiten Bande des »Tagebuches« beobachten, der dem ersten vor kurzem gefolgt ist, in gleichem Umfang und gleicher Anlage (Leipzig, Stadmann geb. 5 M.). Eine Beschreibung des Weltkrieges oder auch nur eine Stimmungsgeschichte seiner ersten drei Jahre aber erwarte man sich nicht. Rosegger macht von dem Rechte seiner Subjektivität und damit seiner freien Stoffwahl den unbeschränktesten Gebrauch. Er hört nur auf die Stichworte, die ihm etwas zu sagen haben, die sein Gewissen, seine Erfahrung, seinen gesunden Menschenverstand, seine Welt- und Menschenkenntnis aufrufen. Am liebsten knüpft er an eine selbsterlebte Geschichte aus dem Alltags an um die Gedanken dann von ihr aus ins Weite und Große schweifen zu lassen, um Zusammenhänge aufzudecken und Ausblicke zu geben. Gerade in dieser Verknüpfung des Realistischen mit dem Sinnbildlichen liegt der eigentümliche, nie ermüdende Reiz seines Temperaments. K. D.

Die hübschen Modebüchlein *Max von Boehns* gehörten vor dem Kriege zu den beliebtesten Schmuckbänden einer Damenbücherei. Dann hat die ernste, schwere Zeit sie etwas in den Hintergrund gedrängt und ihre geplante Erweiterung auf galante Nachbargebiete unterbrochen: das Stück zärtlicher Tändelei, das in ihnen steckt, fand man wohl nicht ganz verträglich mit einer Gegenwart, deren Schicksal sich an den Lauf der Geschicke gebunden sah. Eigentlich aber tut man ihnen damit unrecht. Denn

in diesen artigen, so geschmack- und reizvoll ausgestatteten Bändchen hat doch auch ein gut Teil ernster Kunst- und Kulturgeschichte Unterkunft gefunden, und es gehört durchaus zu unsrer vaterländischen Geschichtsfunde, an diesen Büchern zu verfolgen, wie langsam nur und mühselig sich unser Geschmack aus den Fesseln erst des französischen, dann des englischen losringt, um endlich, erst in unsern Tagen, zu dem Selbstbewußtsein des deutschen Kunstgewerbes von heute zu gelangen. Die Arbeitspause, die dem unermüßlich fleißigen Verfasser dieser Bücher auferlegt war, hat er benützt, um in der alten bewährten Art, einer engen Verbindung von Bild und Wort, ein andres, aber der Mode eng verwandtes Kapitel der Kulturgeschichte und Kunst darzustellen: das der Miniaturen und Silhouetten. Wieder geschieht das in Form eines höchst anmutig und reizvoll ausgestatteten Bändchens, das selbst in seiner durch die Papiernöte etwas herabgebrückten Ausstattung noch jeder Schmuckbücherei zur Zierde gereicht (München, F. Brudmann; mit fast 200 zum Teil farbigen Abbildungen; geb. 8 M.). Der Titel erschöpft keineswegs die Fülle und Weite des Inhalts. Wohl schildert Boehn die Entwicklung der Miniaturmalerei und ihre Anwendung, aber er tut das so, daß wir dabei gleich auch in fesselnder Weise über alle die Fragen unterrichtet werden, die hiermit zusammenhängen, und er weiß bei der Besprechung der illustrierenden Beispiele so viele unterhaltende Geschichten zu erzählen, daß sich der Text kaum weniger flott und anmutig liest als ein guter, historisch-galanter Roman. »Moden und Menschen« nannten sich seine Modebüchlein im Untertitel, und die Bezeichnung vertrüge wohl auch dies neue Buch. Ja, Miniatur und Silhouette kommen an das Menschliche und Persönliche noch näher heran als die wechselnde Tracht, die doch, wenn sie schmückt, immer auch verhüllt. So kann denn Boehn hier auch noch mehr als früher den unermüßlichen Apparat seiner historischen und anekdotischen Kenntnisse spielen lassen, mit denen er jedes neu auftauchende Gesicht begleitet. Die Geschichte der Silhouette ist leider nur skizzenhaft behandelt und bricht vorzeitig ab, freilich in dem Augenblick, wo sie den Menschen verläßt, um sich der Landschaft, dem Genre, der Ornamentik zuzuwenden und damit der Malerei und dem Kunstgewerbe ins Handwerk zu pfeifen.

Kalender sind dazu da, bodenständige Aberlieferungen zu pflegen und heimatische Erinnerungen fortzupflanzen. Gerade weil die modernen Gebrauchskalender mit ihren kalten Zahlen und Wochentagen, die gerade nur noch für die Einzeichnung der Feste und der Heiligennamen Raum haben, so entseßlich nüchtern geworden

sind, müssen sich ihre literarischen Vettern in Buchform um so anmutiger und schmücker geben. Daran läßt es der Alt-Wiener Kalender für 1918, der zweite Jahrgang seines Namens, nicht fehlen. Herausgeber (Alois Trost) und Verlag (Ant. Schroll & Co. in Wien) haben miteinander gewetteifert, den Kriegsnoten einen möglichst heiteren, bunten und lebendigen Inhalt und eine möglichst gewählte, vornehme und geschmackvolle Ausstattung abzutrotzen. Da finden wir von Schriftstellern und Schriftstellerinnen wie Enrica von Handel-Mazzetti, Adam Müller-Guttenbrunn, Theodor v. Grimmel, Leo Gruenstein u. a. unterhaltende Kunst- und kulturgeschichtliche Studien aus der Wiener Vergangenheit, und um sie herum schlingt sich, wie ein Kranz von Amoretten, ein zierliches Bälchen von Abbildungen: Stiche, Zeichnungen, Aquarelle, Gemälde und Porzellane, die das Herz des Liebhabers entzünden und auch dem Auge des Kenners noch wohl tun. Der Preis von 7 M. erscheint einem für dieses Kabinettstück guten Wienerischen Geschmacks nur als ein bescheidenes Lösegeld.

Krieg und Frieden ist der Doppelschlag, der den neuen Jahrgang des Berliner Kalenders bewegt (Berlin, Martin Oldenbourg; Preis 1,20 M.). Prof. Dr. Georg Voß, der ihn im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins herausgibt, hat auch diesmal dafür gesorgt, daß dem schmucken Heft mit dem Friedensengel auf der Vorder-, dem lorbeerumwundenen Schwert auf der Rückseite ein geschichtlicher Text und in der künstlerischen Ausstattung das märkische Gesicht nicht fehlt: die zwölf Monatsbilder von Albrecht Biedermann zeigen neuere und ältere Bauten Groß-Berlins und seiner Umgebung, in ihrem baulichen und landschaftlichen Charakter kräftig herausgearbeitet, der literarische Teil bringt einen geschichtlichen Rückblick auf Berlins Schicksale in früheren Kriegen (von Stadthistoriker a. D. Dr. V. Clauswitz), geschmückt mit alten Stichen und Zeichnungen aus dem Märkischen Museum.

Der Goethe-Kalender für 1918, dessen Leitung nach Schüddetopfs Tode auf Prof. Dr. Karl Heinemann übergegangen ist, stimmt sich auf das Thema »Goethe und die griechische Dichtung« (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung; mit 12 Bildertafeln). Sein Herausgeber ist der Meinung, die Leser werden es ihm danken, wenn er ihnen so die Möglichkeit gebe zu einer Flucht in eine ideale Welt, die ihre Gedanken vorübergehend ablenke von den Leiden der Gegenwart. Man könnte vermuten, diesen Gedanken reichlich oder gar feige zu schelten, wenn nicht bei Goethe die ganz naive Eicherheit bestünde, daß alles, was durch ihn hindurchgeht, irgendwo und -wie doch wieder zurückkehrt in den mächtigen Strom deut-

ischen Fühlens und Denkens, der unzertrennlich von ihm ist. Das erfahren wir bei den Einsprüchen und Versen, die Heinemann aus Goethes Gesprächen und unbekannten Dichtungen als Begleitmusik für die einzelnen Monate auswählt, und diese unbewußte Vaterlandstreue, die so wenig zu zerstören ist wie die Elemente selbst, begegnet uns auch immer wieder in den ihren Stoff aus der griechischen Antike schöpfenden Dichtungen Goethes, die soeben — als die eigentliche Gabe des Kalenders — ganz oder teilweise vorgeführt werden. Daraus, nicht aus der nebenher angestrebten Ehrenrettung der griechischen Antike erhoffen wir uns die Wirkung dieses Jahrbuches.

„Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen“ — wer seine Art einigermaßen kennt, wird schon nach dem Titel dieses neuen Goethebuches auf Wilhelm Bode als den Verfasser raten. Denn worin besteht das Geschick seiner Betriebsamkeit, worin das Geheimnis seiner Wirkung? Doch hauptsächlich in der glücklichen Naivität seiner „Vertraulichkeit“, in dieser frischfröhlichen Beherztheit gegenüber einem Genius, dem andre nur mit steifer Ehrfurcht oder in Staatskleid und Verüde der Gelehrsamkeit zu nahen wagen. Bode dagegen — nun, er ist nicht gerade respektlos, aber er behandelt den „Olympier“ doch mit einer gewissen unverfälschten Formlosigkeit, jedenfalls ohne akademische Zeremonien, und das gefällt all denen, die einen Großen gern als ihresgleichen begrüßen. Auch dies neue Buch des unermüdblichen Goethe-Popularisators (Berlin, Mittler; geb. 11 M.) hat seinen Erfolg schon in der Tasche. Aus den unmittelbaren Urteilen und Äußerungen der Goethischen Zeitgenossen läßt es ein sprechendes Bild des Dichters (zunächst während der Jahre 1749—1803) entstehen, das um so naturgetreuer wirkt, als die Zeugnisse meist vertraulichen Briefen entnommen, also absichtslos, offen, frank und frei abgelegt sind. „Dies alles, was ihn angeht, sub rosa“, schließt Merd einmal solch ein Bekenntnis. Den Urteilen über die geistige Persönlichkeit Goethes und über seine Werke treten als ebenso fesselnd jene Zeugnisse zur Seite, die Goethe nach seinem Äußeren, seinem geselligen Verhalten, dem Eindruck seiner Erscheinung, seiner Rede usw. darstellen. Und wie der Mensch und Dichter selbst, so tritt uns, deutlich wie nie zuvor, auch seine Umwelt entgegen. Die sich hier äußern, waren Haus- und Lebensgenossen Goethes, die am häufigsten und vertrautesten mit ihm umgingen, gute Bekannte und Gelegenheitsfreunde, Vertreter bestimmter Kreise, Klassen und Parteien. Ein document humain, wie der Franke sagt, zu deutsch: eine Zeugnisammlung des Menschlichen, manchmal Allzumenschlichen. —

Der zweite Band des Zeitlerschen Goethehandbuches (Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung; geb. 14 M.) bringt in der ablichen Reihenfolge der Schlagwörter bis „Mythologie“ vor. Daraus läßt sich die Gewißheit schöpfen, daß das Werk in vier Bänden abgeschlossen sein wird. Für den Kenner und Käufer nach und nach, in unbestimmten Pausen erscheinender Werke ein ungemein beruhigendes Gefühl! Wie mancher, dem seine junge Frau den Anfangsband eines solchen Lieferungswerkes auf den ersten Ehestands-Geburtsstiftstag legte mit dem festen Versprechen, den Schlußband sollte ihm das Söhnchen oder Töchterchen zur nächsten Weihnacht bescheren, ist schon Großvater und Urgroßvater darüber geworden ... Die glückliche Behendigkeit, die über der Arbeit dieses Werkes waltet, und der selbst der Krieg nicht viel hat anhaben können, ist nur eine Folgeerscheinung der Frische, Lebendigkeit und Knappheit, die seinen Inhalt und seine Form regiert. Man erschrickt manchmal geradezu vor der Zeitgemäßheit der Schlagwörter („Luftschiffahrt“ — „Lüge“ — „Majorität und Minorität“) und hat, wenn man sich, auch ohne augenblickliche Belehrungsabsicht, hier und da festliest, sein freudiges Erstaunen über die vielen Zapsen und Näderchen, mit denen Goethische Erlebnisse, Betätigungen und Interessen in unser Leben von heute eingreifen. Freilich enthält dieser Band so wichtige Aufsätze wie „Griechenland“, „Italien“, „Klassisches Altertum“ und all die Personen- und Sachberichte, die mit dem Namen Goethe selbst zusammengelesen sind. Was für die Brüder Grimm ein schöner Traum blieb: der in ihrem Wörterbuch Nachschlagende möchte so gefesselt werden, daß er wie in einem guten Romanbuche über das Gesuchte hinaus weiterlese, das könnte sich an diesem ganz und gar nicht lehrfamen oder gar zopfigen Handbuch erfüllen.

Bei Friedr. Pustet in Regensburg erscheinen Ausgewählte Werke des großen flämischen Erzählers Hendrik Conscience. Den beiden großen Romanen „Jakob von Artevelde“ und „Der Löwe von Flandern“ folgt im dritten Bande eine Sammlung von Novellen und Erzählungen unter dem Titel „Flämische Volksleben“ (geb. 4,80 M.), übersetzt von Otto von Schaching. Alle die hier vereinigten Stücke sind in der Tat Beiträge zur Kenntnis des flämischen Volkscharakters, seiner Licht- wie seiner Schattenseiten, seines Leichtsinns und seines Ernstes, seiner Wehmut und seiner berben Feiterkeit. Die kleinen, der flämischen Originalausgabe entnommenen Holzschnitte tragen in ihrer naiv-treuerzigen und doch auch wieder flotten Art nicht wenig zur Belebung des Textes bei.

Die Frauen aus der Zeit Christi nimmt sich Anna Frein von Krane zum Gegenstand eines Novellen-, Legenden- und Betrachtungsbuches, dessen Titel („Seine Veltgetreuen“) und Verlag (Köln, J. P. Bachem) schon keine Zweifel darüber lassen, daß wir es hier mit einem Werke christlicher Weltanschauung aus dem katholischen Bekenntnis zu tun haben. Die kurzen Andeutungen, mit denen sich die Evangelien bei Erwähnung der Frauen um Christi begnügen, regten die Einbildungskraft der Verfasserin zu weiterer Ausgestaltung ihrer Schicksale an, sie suchte sich in ihr Leben, ihr Denken und Wirken zu vertiefen und sich Rechenschaft über ihren Gemütszustand zu geben. Eine andre, die weniger fest im Glauben und Bekenntnis wurzelt, wäre dabei leicht ins Phantastische und Gefühlsfelige geraten. Anna von Krane bleibt auf dem festen Boden einer gesunden Welt- und Menschenkenntnis, mit der sich soziale Gedanken gut vertragen. Sie sieht Christus als den Befreier der Frauen, als den, der sie zu gleichwertigen, wenn auch ihrer Besonderheit nicht abtrünnig gemachten Geschlechtlichen erhob und sie auch vor der Kirche erst für die ebenbürtigen Seelen erklärt hat, die sie vor dem Schöpfer von je waren. Die Frauen haben ihm dafür durch die tiefste und wahrste weibliche Tugend gedankt, durch die Treue — eine Treue, die auch unter dem Kreuze und am Grabe nicht wankte. Manches dieser Bilder ist mehr Betrachtung geblieben, andre runden sich unter den künstlerisch gestaltenden Händen der Verfasserin zu Erzählungen oder Geschichtsbildern voll Gehalt und Stimmung. Alles in allem ein Buch für stille, nachdenkliche Herzen, denen die Verbindung von Geschichte, Kunst und Religion ein Labfal ist in dieser schweren Zeit.

Deutsches Heimatglück. Ein Jugendleben auf dem Lande von Marie Martin. Mit Vollbildern und Textzeichnungen von Berta Martin. Braunschweig, Westermann.

Dies Büchlein, ein echtes heffisches Landkind, ist sozusagen unter den Augen der Monatshefte-Leser ausgewachsen. Sie haben mit ihm gespielt, sind mit ihm in die Schule gegangen, haben junge Freuden und Leiden mit ihm geteilt und sind mit ihm für den Ernst des Lebens reif geworden, als der enge Dorfkreis sich unter der wachsenden Erkenntnis des helläugigen Menschenkinde, das da erzählt, zum Spiegelbild der Welt und ihrer Schicksale erweiterte. Unmerklich ist so vor ihren Augen und Herzen, ohne alle Zwangsmittel schulmeisterlicher Lehrsamkeit, das Kernbild eines gesunden deutschen Erziehungsideals aufgestiegen, und ehe sie sich's versehen, waren sie auf dem buntbewimpelten Boot dieser Jugenderinnerungen mitten in den

Herzpunkt deutscher Gegenwartsfragen gelangt. Diese in den Monatsheften über mehrere Jahre verstreuten Studie zu sammeln und durch einige neu hinzugefügte Abschnitte zur Einheit zu runden, war mehr noch ein Gebot innerer Notwendigkeit als die Erfüllung vieler uns und der Verfasserin vorgetragener Wünsche. Der Verlag hat, dem beglückenden Inhalt entsprechend, ein anmutiges, auch äußerlich fröhliches Schmuck- und Geschenkbuch daraus gemacht. Glück auf den Weg, lieber Bote des Friedens!

*
»Zu Hause und in der Gesellschaft.« Von Laura Frost (Stuttgart, Union). »Anstandsbuch« nannte man so etwas früher. Aber hatten solche Rezeptbücher des »guten Tons« solche Felsbrücken der Lebensart mit einem durchgeistigten Buche, wie es hier vorliegt, überhaupt etwas zu schaffen? Raum! Die hier der jungen Menschen an die Hand nimmt, um ihn nicht in die Regeln, nein, in den tieferen Sinn und höheren Zweck des Tacts, des guten Tons der Lebensart und edlen Sitte einzuführen, ist eine Frau — die Leser der »Monatshefte« kennen sie aus biographischen und philosophischen Beiträgen —, die im Umgang mit den feinsten Geistern unsrer Kultur, aber auch in der Schule des Lebens reif geworden ist und von ihrer erworbenen Kunst, das Echte von dem Unechten, den Schein vom Sein zu unterscheiden, andern mit zarten und gütigen Händen abgibt. Ihr Leitgedanke ist der, daß alle Formen von Anstand und Sitte, von guter Lebensart und Weltgewandtheit aus innerem Gefühl hervorgehen müssen, oder, wie der Sinnspruch vor ihrem Buch es ausdrückt: Sitten ändern sich, Sittlichkeit bleibt. Es bedarf keiner Betonung, daß ein solches Buch in dieser Zeit, wo eine neue Gesellschaft sich zu bilden beginnt und wo der Unterschied von äußerer Form und innerem Wert oft in erschreckender Deutlichkeit zutage tritt, einen besonderen Beruf zu erfüllen hat.

*
Gedichte von Gertrud Kolmar (Berlin, Fleischel & Co.). Seit der Lyrik der Mabeleine und Margarete Deutlers sind aus Frauenhand kaum Gedichte erschienen, die so rückhaltlos wie diese weibliche Empfindungen, Gefühle der Liebe und Mutterchaft aussprechen, oder besser: gestalten. Denn hier ist nichts Rhetorisches, alles ist Bild und Anschauung geworden, wozu das Volkslied mit seiner herzhaften Anschaulichkeit den Segen gegeben hat. Es stehen ein paar Kinderlieder in dem Heft die zu den besten ihrer Art gehören. Wo sich die Dichterin aber vom Liebmäßigen entfernt, um über die Kreise »Mutter und Kind«, »Mann und Weib« hinaus in »Zeit und Ewigkeit« hinüberzugreifen, werden ihr die Schwingen lahm: über das Abstrakte kommt sie da kaum hinaus.



Kunst. Bänder & Rabisch, Berlin

„Eine Partie Piquet“ im Deutschen Künstlertheater (Bruno Ziener als Seidenhändler, Bassermann als Chevalier von Rochefortier)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düssel

„Die Koralle“ von Georg Kaiser — „Der Unbestechliche“ von Max Dreyer — Allerlei dramatische Wiedererweckungen: Ibsenkes „Cotter Gaste“ von Rudolf Rieth — Adolf Glashörs „Rante“ — Bassermann als Chevalier von Rochefortier — Kleists „Hermanns Schlacht“ und Schillers „Bräut von Messina“ — Schaffende und Kritiker

Ulmäglich schließt sich das junge Dramatikergeſchlecht, von dem wir nun ſchon jahrelang wohl »Stüde«, nicht aber »Werke« ſahen, zu einem Ganzen zuſammen, in dem ein gemeinſchaftlicher Sinn und Charakter zu erkennen iſt. Die Fritz v. Anruh, Walther Haſenclever, Johannes Sorge, Anton Wildgans, Paul Kornfeld, Georg Kaiſer — worin offenbart ſich bei aller Verſchiedenheit ihres bürgerlichen und literariſchen Herkommens, ihrer Weltanſchauung, ihrer Stoffe und Formen das Gemeinſame ihres künſtleriſchen Strebens, die Loſung, an der ſie ſich untereinander erkennen und durch die ſie ſich vom Überkommenen abſondern?

Wie jede neue Bewegung, ſo führt auch dieſe jüngſte das Rot der Revolution in ihrem Banner, und ihr Hauptwerkzeug iſt der Hebel des Umſturzes für das, was biſher die taſſächliche oder vermeintliche Herrſchaft hatte. Viel findet ſich da freilich nicht zu tun. Saß, als die Jungen an die Pforte pochten, der Naturalis-

mus wirklich noch auf dem Thron, hat er ſein — nie unangeſochtenes — Regiment auf der Bühne nicht längſt mit allerlei andern Kronbewerbern, als da ſind Neuromantik, Neuklaſſizismus und Ibeendramatik, teilen müſſen? Immerhin gibt es noch ein paar Überbleiſel ſeiner Macht auszuſehren, und den ſtählernen Befehl dafür haben die neuen Stürmer und Dränger unter ihrem Rükzeug nicht vergeſſen. Was ſie mitbringen, um die Leere auszufüllen, iſt weniger eine neue ſtolze und ſchwere Gedankenſracht, iſt nicht der entſchloſſene Wille zur dramatiſchen Tat, zur Erfüllung der Bühnenrechte und -pflichten, als vielmehr das Phantaſtiſche, Myſtiſche und Symboliſche, vor allem ein neuer, mit ihnen ſelber mündig gewordener Stil, für den ſich als kümmerliches Schlagwort unſterer, vielfältiger Wollungen und Wallungen der Ausdruckſtreffionismus gefunden hat. Schwer zu erklären, was damit eigentlich gemeint iſt. Vor allem doch wohl die Verneinung des Gegenteils, des Impreſſionismus, der ſinnlichen Eindrudskunſt, der bloßen Umprägung des Sichtlichen



Georg Kaiser

durch Auge und Hand. Diese jungen Dramatiker sind, wie ihre Kollegen aus der bildenden Kunst, die auch diesmal wieder voranschritten, ausgesprochene Subjektivist, gesonnen, ihr eignes liebes Ich zum Maßstab und Mittelpunkt ihres Schaffens zu erheben. Was ist Wirklichkeit, was ist Natur? fragen sie sich und uns. Sind die nicht ebensogut in uns wie außer uns? Soll der Künstler nicht das Recht haben, das, was er in sich sieht, bei geschlossenen Augen und ausgeschalteten Sinnen, aus sich heraus zu stellen und zu gestalten? Hat er wirklich zunächst und vor allem danach zu fragen, ob das, was er sieht, auch die andern sehen? Auf die Kraft kommt es an, den andern zum Glauben an die eignen Gesichte zu zwingen. Dieses neue eigenwillige Selbstgefühl muß ohne weiteres eine Verneinung oder doch eine Nichtachtung all der Mittel und Wege im Gefolge haben, die der Bühne bisher als eingeboren und unumstößlich galten. Die Regie- und Szenekünste der letzten Jahrzehnte haben ja bewiesen, daß ihnen zu veranschaulichen und nachzuschaffen schier nichts mehr unmöglich ist — wohl! tun wir unsre falsche Bescheidenheit ab, fordern wir von den Meistern Niedrig, den Zauber- und Hexenkünstlern der Szene, daß sie sich zu dem bequemen, was und wie wir sehen; keine Illusion der Wirklichkeit von da draußen, nein, eine Verwirklichung der Illusion von hier drinnen! Ich habe neulich (Dramatische Rundschau des Februarbestes) gezeigt, was Georges «Bettler» in dieser Beziehung gefordert hat, und was ihm

von Reinhardts geschmeibiger Bühnenkunst bereits gewährt worden ist — die Lebendigen sind nicht gewillt, bescheidenen zu sein als die Toten.

Von allen jungen Dramatikern, diesem »fordernden Geschlecht«, wie Goethe mit Betonung sagen würde, ist der Magdeburger Georg Kaiser, heute schon ein Vierzigjähriger, der sprunghafte, vielseitigste und eigensinnigste Wir zählen bisher zehn Dramen von ihm (Sämtlich bei S. Fischer, Berlin.) Angefangen hat er mit einer heizenden, überspitzten Parodie des Jüdischen (»Die jüdische Witwe«), die nackt und bloß das Menschlich-Allzumenschliche des schon von Heibel ins Geschlechtliche hinübergespielten Motivs enthüllt. Dem folgte in gesteigerter Karikaturalust eine fast bis zur Verwundung getriebene Entweihung des Tristanstoffes aus dem Gralskreise (»König Hahnrei«), mehr ein kühl überlegtes Produkt des fürwichtigen Verstandes als der inneren Schaffensnotwendigkeit. Dann aber kam ein im Heroischen geradezu schwelgendes Bühnenspiel »Die Bürger von Calais«, die Tragödie mannhaft zusammengegriffener Aufopferung, eine geistig gezüchtete Frucht männlich dramatischen Willens, wenn auch in ihrer Auswirkung noch vielfach wirr und gebrochen von einer überreizten, auftrumpfenden Pathetik. Schon glaubte man den Weg des Dramatikers Kaiser auf dieser Bahn vorzeichnet zu sehen, als er zu einem unterhaltenen, nur allzu publikumgefälligen Lustspiel (»Großbürger Möller«), einem mythologischen Tanzspiel (»Europa«) und abermals einer ins Erotische schielenden Parodie (»Der Zentaur«) ausbog und die voreiligen Propheten seines Ruhmes vor neue Rätsel stellte. Es folgte eine groteske Bürgertragikomödie (»Von morgens bis Mitternacht«), der Versuch einer Satire auf unsre mammonsüchtige, vergnügungstolle Zeit, kalt, heißend und zerlegend, aber hinreichend mit ihrem rasenden Tempo und ihren klatschenden Geißelhieben auf Geldbrauch und Erlebnismut, ein Sturmbod wider die Mauern der kapitalistischen Gesellschaft. Die Blut innerer Beteiligung, die man hier noch vermessen mochte, sah man um so heller in der »Muttergottesloben«, die »nicht bloß von einer Idee getragen, sondern auch von dem Ethos der Persönlichkeit erfüllt ist«.

An all diesen Stücken, auch an den »Bürgern von Calais«, die doch in der Hochspannung der ersten Kriegsjahre besonders hätte reizen können, gingen die Berliner Bühnen vorüber. Zur Aufführung gelangte allein (im Lessingtheater) ein an der äußeren Kreislinie des Kaiserischen Schaffens liegendes Unterhaltungsstück, »Die Sorina«, und auch das wohl nur, weil es unsre satirische Freude an der grotesken Verzerrung russischer Provinzkultur oder besser »unkultur« füllte. Jetzt endlich haben sich, auch erst nach-

dem ihnen die Münchner Kammerspiele und das Frankfurter Schauspielhaus vorangegangen, die Kammerspiele des Deutschen Theaters an ein Zentralstück der Kaiserischen Dramatik herangewagt.

»Die Koralle« ist Kaisers jüngstes und anspruchsvollstes Stück. Sucht man nach Verbindungsfäden mit seinen früheren, so findet man sie vielleicht auf dem Wege zu der Tragikomödie des ungetreuen Kassiers, der die unterschlagenen Gelder »von morgens bis Mitternacht« verjurt und nach verzücktem Lebensstau und kapitalistischen Machtgelüsten im Saal der Heilsarmee niederbricht. Dort wie hier der welt-schmerzliche Zusammenbruch eines einzelnen, der sich symbolisch zum Zeitspiegel, zum allgemeinen Zeitschicksal zu erweitern sucht. Die Kapitalismus, die Sozialismus! Die Koralle, die der seinem Herrn äußerlich aufs Haar gleichende Sekretär, dessen gesellschaftlichen und geschäftlichen Verpflichtungen als bequemer Doppelgänger bestellt, zur alleinigen Unterscheidung von dem Milliardär trägt, sie ist Träger eines doppelten Symbols: einmal der Entpersönlichung, der Nichtigkeit aller künstlichen Unterschiede vor dem Maßstab der Menschlichkeit, dann aber, im tieferen Sinne, der unheilbaren, ewig brennenden Wunde, die wir alle mit uns in die Brandung des Lebens hinaustragen, dieses unverfügbaren Schmerzes, der uns stets von neuem in den lärmenden Tumult, die Sehnsucht des Daseinskampfes hinauspeitscht. Eine Koralle? Was hat damit eine Koralle zu tun? Es wird von Kaiser selbst nicht ganz ohne Zwang und Mühe erklärt: wir alle sind losgerissene Brocken von dem Korallenbaum, der von unten herauf bis an die Wasseroberfläche wächst, keinen Zoll darüber hinaus, dem es vergönnt ist, immer und ewig in der Gut des kühlen, milden Meeres zu bleiben. Wohl ihm! Was aber davon losgebrochen wird, trägt an der Bruchstelle eine Wunde, die sich nie mehr schließt. Von dort unten kommt auch der Milliardär. Die Bittsteller, die ihn jeden Donnerstag belagern, halten ihn für einen Glückspilz — wie ganz anders offenbart er selbst sich dem »Herrn in Grau«, der ihm in sozialistischem Fanatismus vorschlägt, mit der freiwilligen Geldentäußerung den Anfang zum allgemeinen Kommunismus zu machen: von Not, Elend und Verbrechen war seine Jugend vergiftet, und als er sich endlich losriß aus dem Schmutz und Jammer, war sein einziger Gedanke: um alles in der Welt nicht dorthin wieder zurück! All sein Erfolg ist eine Flucht vor der Nacht seiner Jugend. Und dieser Gedanke verläßt ihn nicht, heßt ihn immer weiter in seiner Arbeit, seiner Erwerbs- und Geldgier. Die Kinder sollen es einst besser haben, ihnen soll Not und Elend nicht die Fußspitzen berühren! Statt dessen treibt das soziale Emp-

finden den Sohn zu den Heizern aufs Kohlen-schiff und die Tochter zur Armenpflege. Da sieht er aus dem Leben seiner Kinder das Gespenst wieder aufsteigen, das er zu erdrosseln hoffte. Wie arm, wie jämmerlich arm ist er doch gegen seinen Sekretär, der eine ungetrübte, sonnige Jugend hatte, und dessen Tage davon noch heute golden verklärt sind! Wer mit dem tauschen könnte! Kann man's wirklich nicht? Der verzweifelte Milliardär schießt den erinnerungs-seligen Schwärmer hinterrücks nieder, in dem Wahn, wenn er nun kraft ihrer beider Ähnlichkeit den Sekretär spiele, werde er sich mit dessen Unterscheidungsmerkmal, der Koralle, auch dessen glückliche Vergangenheit samt der Erinnerung daran zu eigen machen. Die drohende Strafe schreckt ihn nicht. Im Gegenteil, ihn lockt die Wollust des Eterbens — nur die reine Erinnerung will er haben. Und es gelingt ihm, durch alle verzwickte und verschnörkelte Kriminalistik der letzten Akte hindurch, in der Maske des Sekretärs, mit der er alle, auch seine Kinder, täuscht, der Schwermut seiner Seele, der Seele des reichen Mannes, der ein gut Stück von der Schuld der ganzen Welt trägt, Sprache, Geständnis und Erlösung zu schaffen. In drei Abschiedsbegegnungen entwickelt und steigert sich



Karl Fritz Richard, Deutsches Theater, Berlin.
Paul Wegener als Milliardär in Kaisers »Koralle«.

diese Selbstbefreiung und -überwindung: in dem Gespräch mit dem »Herrn in Grau«, der sich aus einem kommunistischen Habenichtse in einen weltzufriedenen Erfolgsgedanken verwandelt hat, in dem Beieinander mit dem Sohn, der auf sein Weltverbesserertum pocht, und in der Beichte vor dem Priester, der die Welt überwunden hat, aber deshalb den Bruder seines heiligen Glückes doch nicht erkennt. Schon umwoben von Jenseitsgedanken, getragen von solchen, dem andern geraubten Jugenderinnerungen, schreitet der Milliardär zum Richtbloß.

Ein schönes Sterben vielleicht — aber mit dem Priester begleitet ihn auf diesem letzten Gange ein ganzer Schwarm von kritischen Zweifeln und Bedenken. Gibt es wirklich eine so vollkommen täuschende Ähnlichkeit zweier Menschen, wie dieser beiden auf nächste Nachbarschaft angewiesenen Doppelgänger Milliardär und Sekretär? Und wenn es sie gibt, müßte nicht die Rolle, zu der der Sekretär verurteilt ist, sein Seelenleben beeinflussen, ihn dem Glück der Entichung ausliefern, wie Geibel das lustspielartig im »Meister Andrea« zu gestalten versucht hat? Weiter: werden sich, wenn schon Volizei und Richter, auch die eignen Kinder von

der Sekretärmase des Vaters täuschen lassen? Sodann: woher nimmt dieser Mörder die Überzeugung, daß er wohl als mordbelasteter Sekretär, nicht aber als mordbelasteter Milliardär der ersetzten Strafe der Gesetze verfallen werde? Und endlich, nicht zuletzt: wie vermag er sich einzubilden, mit einem Mord auf dem Gewissen in die Haut eines Glücklichen schlüpfen zu können, ohne sich Gift und Galle aus jeder Minute zu saugen? Doch ich weiß, was Kaiser mir antworten wird: mit dürrer Wahrscheinlichkeitsrechnung und kalter Logik soll man sich keine freien Dichtung nähern; das Reich der Phantastie hat seine eignen Lebensbedingungen und Gesetze. Gut; so müssen sie aber auch die Kraft haben, ihre eigne Welt, ihr eignes Leben, ihre eigne Sittlichkeit aufzurichten. Wo aber sind die? Ich sehe nur Formeln, Begriffe, Sinnbilder, Schemen, Gaukelwerke in Umtrieb gesetzt. Diese »Menschen« sind wie mathematische Größen hingestellt, die nur der Verstand, nie das Gefühl verbindet, die kalt und starr immer wieder in ihre Einsamkeit zurückfallen. Hebbel spricht einmal in ähnlichem Zusammenhang von einer gesuchten Erhabenheit, die den Blutumlauf aufhebt, so daß die Menschen erfroren umfallen wie auf hohen Alpen. So geht es Kaisers Figuren, und was er dafür aus der Retorte der Phantastik und Symbolik zu geben hat, z. B. seinen halb unheimlichen, halb närrischen »Herrn in Grau«, dem Werner Krauß einen eignen Exzentrik-Stil gab, kann den Verlust an Lebenswärme und Menschennähe nicht aufwiegen. Wo Paul Wegeners Seelenkraft uns erschütterte, spielte er an den Absichten des Dichters eher vorbei als in sie hinein.



Werner Krauß a's »Der Herr in Grau« in Kaisers »Koralle« (Kammerpiele)

Wenn einmal — was Gott einstweilen verhüten möge! — dieser wurzellose amerikanische Stil der Herz- und Gemütslosigkeit epidemisch werden sollte, so würde der Meßburger Max Dreger mit seinem gesunden niederdeutschen Empfinden ihm wohl als einer der letzten Aufrechten siegreich widerstehen. Er holt sich noch heute, wie von jeher, sein Bestes aus der liebevollen Beobachtung des handgreiflichen, gegenwärtigen Lebens. Seine neue Komödie »Der Unbestechliche« spielt in — wir dürfen wohl sagen Rostocker Universitätskreisen und zeigt nicht weniger als sieben Professorentypen, jeder einzelne von ihnen aber hat nicht nur sein eignes Gesicht oder seinen eignen Sparten, sondern auch sein eignes Persönlichkeitsleben, seine eigne Geschichte, sein eignes Geschick und seine eigne Atmosphäre. Und diese überzeugende Lebensechtheit und Lebenswärme setzt sich fort nach unten bis zur pastöralen Haushälterin, zum Universitätsdiener und Gerichtsvollzieher und macht auch nach oben hin vor Kammerherren, Prinzen und Großherzogin

nicht halt ... Prinz Ludwig soll an der Landesuniversität zum Doktor promoviert werden. Seine Sportkenntnisse aber sind gründlicher als seine Dissertation. Professor Schwertfeger, ebenso stark als wissenschaftlicher Charakter wie schwach als Verwalter seiner dürftigen Finanzen, lehnt sie als unzulänglich ab. Sein gutes Herz, erweicht durch eigne Verlegenheit und fremde Schwäche, gibt sich dann aber doch einen Stoß, und so kommt es zur mündlichen Prüfung. Der akademische Streber, ein mit Reichtümern gesegneter Universalmann nach der neuesten Gesellschafts- und Gelehrtenmode, setzt alle Hebel der Wohlgesinntheit in Bewegung, den Prinzen doch noch durchs Ziel zu helfen. Da aber steht in dem alten Schwertfeger der freie Befennermut auf, von dem der „Professor“ seinen Titel führt, er beschuldigt sich vor der Fakultät selbst der Wahrheitsbeugung, beantragt gegen sich das Disziplinarverfahren und bringt dadurch den Prinzen, einen waderen Jungen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, zum freiwilligen Verzicht auf die ihm zugeschanzte Würde. Dem drohenden Skandal machen ein paar mit weltflugs überlegener Ironie gespidte Verfügungen des Großherzogs ein Ende: dem Streber und Millionär wird der Adel verliehen, der Kammerherr, der mit seiner leichtfertigen, bestechenden Liebenswürdigkeit die ganze Verwirrung angerichtet hat, kommt als Direktor ins gefürchtete Finanzministerium, der alte Professor Schirmmacher, wollte sagen: Schwertfeger, der Geschichtschreiber der Westgoten, darf als Reisebegleiter des Prinzen nach seinem geliebten Spanien. Wer ist nun eigentlich »Der Unbestechliche«? Der Professor, der die Wahrheit kennt und sagt? Oder der Fürst, der sich weder durch Wohlverhalten noch Halsstarrigkeit in seinen Gnadenbeweisen irremachen läßt? Oder der Prinz, der wohl die Braut, die ihm gefällt, nicht aber das Diplom nimmt, das ihm nicht gebührt? ... Mit der Seelenverfassung des Professors, der halb aus Mitleid und Gutmütigkeit, halb aus Schwäche und Geldverlegenheit beinahe umgefallen wäre, mag es nicht aufs beste und sicherste bestellt sein, als ein mit gutem Humor getränktes, mannigfach bewegtes, individuell und soziologisch vertieftes Lebensbild aus der norddeutschen Gelehrtenrepublik (mit dem Großherzog an der Spitze!) hat das Stück mehr als nahrhaften Bühnenwert. Den wird das Komödienhaus mit seiner herzhafte Darstellung, in der sich namentlich Paul Otto als akademischer Elegant und Eugen Burg als halbentgleiste problematische Natur auszeichneten, für eine ganze Weile zu »streden« wissen.

Auf das Rationieren verstehen sich unsre Bühnen auch sonst. Da werden allerlei alte Schartelen aus der literarischen Kumpfkammer



Nus Adolf Glasbrenners »Rante« (Kleines Theater):
Lupu Pick als Rentier Buffey, Pette Müller als
Wiheim

geholt und »auf neu« repariert. Mit Schotte fing es an. Der hat vor bald hundert Jahren die höchst spaßige und spannende Erzählung »Der tote Gast« geschrieben, dem Kgl. Schauspielhaus gerade recht, um sich daraus von einem schnellfertigen Bühnenmann — Rudolph Kietz ist sein Name — eine »ergötzliche Komödie aus der guten alten Zeit«, nein, nur einen Silvesterschwanke tischlern zu lassen, dessen Motivierungen nun zwar in allen Fugen trafen, der aber, dank seiner winterlichen Gemütsosenwärme, seiner rheinpfälzischen Wohligkeit von 1820 und seinem Gespensterhofuspokus, immer noch genug Laune hat, eine literarisch bescheidene Zuschauerenschaft mit ein wenig Gruseln und viel altväterischer Galanterie über des Jahres letzte Stunde hinwegzutäuschen.

Geschah die Beschwörung dieses »Toten« dem hl. Silvester zu Gefallen, der früher zum Zeichen seines Drachensieges einen Lindwurm in der Hand trug, jetzt aber mit Punschbowle und Pfannkuchen vorliebnehmen muß, so im Künstlertheater die Wiederaufnahme der »Partie Piquet«, deren Verfasser man erst immer wieder im Lexikon nachschlagen muß,* zu Ehren des hl. Friedrich Haase, dessen verführerisches Andenken in den Herzenstiefen gewisser Schauspieler nicht sterben will, so oft auch immer

* Fournier und Meyer! Der Seher.

gegen den Drachen der Virtuosität das Zeichen des Kreuzes geschlagen wird. Basser mann trägt Haases von Mitterwurzer her vererbten Ring: so ist er wohl der nächste dazu, die billigen Lorbeeren da weiterzupflücken, wo Haases Chevalier de Rochefortier durch Zipperlein und Hans Mors daran verhindert wurde.

Einmal in Übung mit solchen Ausgrabungen, fand man im Eckerberg der guten alten Zeit auch das »Brennglas« wieder, das dem damals noch so bescheidenen Berlin in den dreißiger und vierziger Jahren mit viel Witz und wenig Geschlossenheit vorgespielt hat, wie es ist und — trinkt, und dem es bei diesem löblichen Beginnen gelungen ist, ein paar drastische Figuren des Berlinertums zu erfinden, deren Gedächtnis heute noch lebt. Namentlich der Edensteher Nante, genannt der gebildete Luley, und der Rentier Bussen, zwei besonders volkstümliche Erfindungen dieses Adolf Gläsbrenner, sind von allen Messengerboys (seligen Angebornen!) und Schöneberger Grundstüchbaronen nicht totzukriegen gewesen. Die beiden, mit ein paar andern zungenfertigen und sibelen Berliner Volksfiguren, hat sich nun der Spielleiter des Kleinen Theaters hergenommen, um sie am Abend einer abendsfüllenden Handlung von neuem zappeln zu lassen. Ein »Theaterstück« ist aus diesen Straßenjungen mit Leierkasten, Volkslänger, Edensteher, Dienstmädchen und Höckerin, dieser Hochzeit bei Vater Bussen mit Brautfranzabtanzen, väterlichem Segen und

Meinhardtischem Diner, dieser Karmosin-Vergnügtheit in der Tabagie bei »Carnalsjenvogel« und diesem Polizeiverhör des in Diebstahl- und Verführungsverdacht geratenen Nante nicht geworden, wohl aber ein bunter und lustiger Berliner Bilderbogen aus der Hofemann-Zeit, und die darin eingewickelten Kosthappen von der »humoristischen Table d'hôte« des »Berliner Don Quichotte« — sie munden auch den Enkeln von 1918 noch: mit großen Erlebnissen überlastete Zeiten haben immer eine Schwäche für Kleinbürgerliche Bescheidenheit und Gemütlichkeit gehabt. Den Nante, mit dem einst der Komiker Bedmann im Königsstädter Theater sein Glück machte, gibt jetzt Alfred Abel leider ohne rechte Beherrschung der Berliner Mundart, aber mit einer köstlichen Unverfrorenheit und einer schier Mitterwurzerischen Echtheit in der Kneipszene der Tabagie. Doch auch Paul Bildts Tabagiewirt Carnalsjenvogel, Lupo Vids Bussen (»Ich habe Interessen, weil ich früher eine kleine Tabagie und ein noble jeu de Billard hatte und hinten ein Gartenvergnügen«) und sein enfant terrible Wilhelm (Oskar Müller) sind Sorgenbrecher in schwerer Zeit.

Man soll Gläsbrenners Humor nicht verachten — er selbst hat von seinen Späßen einmal gesagt, sie seien aus einer sehr ernsten Familie, ihr Vater heiße Schmerz, ihre Mutter Herz —, aber uns taugen sie doch nur für einen flüchtigen Augenblick des Vergessens. Um uns mit dem wahren Herzschaß der Zeit zu verbinden, brauchen wir tiefer schürfende Werke. So bewies im Kgl. Schauspielhaus wieder die »Braut von Messina«, an der Dr. Brud besonders glücklich und eindrucksvoll die mächtigen Chorpartien herausgearbeitet hatte, welche unverwundliche Gedanken- und Gefühlskraft in diesem wahrhaften Schicksalsdrama schlummert und wieviel Schiller hier schon, zumal in den Chorreden über Krieg und Frieden, von den uns heute aufs tiefste bewegenden Erschütterungen des Welt- und Menschenlebens vorausgenommen hat. Bald darauf gab es am Volkstheater Kleists »Hermannsschlacht« in einer Aufführung Reinhardtischer Regie, die, wie wohl keine bisher, das Elementare dieses germanischen Haßgedichtes auf napoleonische Zwingherrschaft betonte und in Hermann, dem Cherusker (Bruno Decarli), vor allem aber im Thusen (Auguste Pünkösd) ohne Zimperlichkeit, ohne Verzicht selbst auf die übelverrufene Bärenszene, echte Naturkinder auf die Bühne stellte. Schade nur, daß diese Aufführung nicht schon ein paar Jahre früher kam. 1914 oder auch noch 1915 hätte sie ihren Beruf, unsern heiligen furor teutonicus eine Stimme zu leihen, weit besser erfüllt als jetzt, wo die Friedenssehnsucht unsre Herzen und leider auch unsern vaterländischen Willen schon erweicht hat.



Kunst. Bieder & Maack, Berlin

Math. Sussin als Isabella in der neuen Aufführung der »Braut von Messina« (Kgl. Schauspielhaus)

Sans Pignon, ein Denker auch als Musiker, hat neulich den wohl aus eigenem schmerzlichen Erleben geborenen Spruch getan:

Was ist das Glück des Kritikers auf Erden?
Daß er als Einziger nicht kritisiert darf werden.

Das ist nicht ganz richtig. In dem Augenblick, wo der Kritiker selbst sich als »Schaffenden« behandelt, was sich äußerlich durch die Sammlung und Buchausgabe seiner Tageskritiken bezeugt, begibt er sich dieses Schutzmittels, stellt er sich, ein heiliger Sebastian seines Berufs, nackt und bloß vor die Pfeile seiner kritisierenden Kollegen. Alfred Kerr hat von jeher auch als Kritiker den Ehrgeiz gehabt, als ein Schaffender angesehen zu werden. Warum, meint er, soll Kritik kein Kunstinstrument sein? Weil dies Instrument, könnten wir ihm antworten, mit den Saiten der Bescheidenheit bespannt sein sollte, weil es zunächst nicht dazu bestimmt ist, seine eignen Weisen zu tönen, sondern die fremden erst einmal möglichst getreu zu reproduzieren, bevor es seine Variationen und Phantasien dazu gibt. Davon will Kerr nicht viel wissen. Er wirft sich dem fremden Willen von vornherein mit selbstherrlichem Eigensinn entgegen, zermahlt ihn in der Mühle seines Geistes und Wißes und sieht dann zu, was sich allenfalls noch für ein Brot oder Weiden daraus kneten läßt. Mein Geschmack ist das nicht. Aber ich weiß: er hat eine große Kundschaft. Für die und für alle, die sich neu bei ihm »eintragen« lassen wollen, liegen jetzt seine gesammelten Kritiken in fünf Bänden bei Fischer in Berlin vor. Sie nennen sich »Die Welt im Drama« und kosten gebunden 30 M.

Wo bei uns eine neue Bewegung ans Licht will, sucht sie sich möglichst bald ihre eigne Zeitschrift zu gründen. »Das junge Deutschland« heißt die neugeschaffene Vereinigung zur Pflege junger Dramatik, also auch eine neue Monatschrift für Theater und Literatur, die, vom Deutschen Theater in Berlin herausgegeben, bei Erich Reiß zu erscheinen begonnen hat. Den künstlerischen Absichten jener Gesellschaft geistig verbunden, soll sie das Schaffen des jungen Dichtergeschlechts widerspiegeln und der Übergangszeit unsrer Kunst eine »durch keinerlei Bedenken begrenzte Plattform« bieten, auf der die jungen Führer kritisch und schaffend ihren Zielen entgegenkämpfen können. Das erste Heft bringt u. a. eine Szene aus einem neuen Drama von Hauptmann, Beiträge von Paul Kornfeld, Max Brod, Felix Hollaender (über Reinhold Sorge) und wertvolle Erinnerungen an Emil Götts von seiner Schwester.

Auch das neue Deutsche Bühnen-Jahrbuch (für 1918) ist wieder da (29. Jahr-



Kunst. Zander & Vabich, Berlin

Aus Kleists »Hermanns Schlacht«: Bruno Decarli als Hermann, Auguste Pankösch als Chusnelda (Volkstheater am Bülowplatz)

gang. Herausgegeben von der Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen, Berlin, Charlottenstraße 85). Außerlich angesehen ist es ein wenig schlanker geworden — aber das ist ja wohl eine der ersehntesten Körpertugenden im Schauspielerstand! Eoist jedoch erfreut es sich mit all seinen Übersichten, Listen, Vereinsberichten und Personalien derselben Reichhaltigkeit und Sorgsamkeit wie früher, und wer persönlichere Beziehungen zur Welt des Theaters hat, als sie sich vom Parkett- oder Logenplatz aus pflegen lassen, der findet hier für Neugier, Wißensdrang und Kulturinteresse reichliche Nahrung. Voran steht diesmal kein Schauspieler, sondern ein Künstlerbildnis, das des Hofrats Friedrich von Helling, den die Genossenschaft für seine Schenkung des Wildbades Rothenburg (jetzt »Künstlerhaus«) zum Ehrenmitgliede ernannt hat. Die literarischen Beiträge sind diesmal spärlicher vertreten als sonst, und in dem Nachruf auf Albert Niemann begegnen uns manche Schiefheiten; dafür ist die Chronik, auf die der Krieg seine Schatten, aber auch seine Wollüchter wirft, desto reichhaltiger und zuverlässiger.

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloß (Gießen)

XLII

Geringe militärische Ereignisse — Andauern der Spannung — Seekrieg — Lloyd George und Wilson — Freiheit der Meere — Barbarei und Unredlichkeit der Maximalisten

Noch kein Kriegsmonat ist militärisch so ruhig verlaufen wie der Januar 1918. Zwar haben wir wiederholt Epochen durchlebt, in denen die meisten Fronten scheinbar unbeweglich einander gegenüberstanden, aber an irgendeiner Stelle spielten sich doch größere Ereignisse ab, so daß Versuche, eine Entscheidung zu erzwingen, niemals gänzlich fehlten. Unblutig sind nun freilich auch die letzten Wochen nicht gewesen, aber Massenschlachten mit großen Zielen sind nicht geliefert worden. Die — rein taktisch angesehen — wichtigsten Ereignisse scheinen Vorstöße der Italiener und ihrer Verbündeten an der oberen Piave und im Berglande gewesen zu sein (Mitte und Ende Januar); sie endeten leider mit dem vorläufigen Verlust des Monte di Val Bella und des Col del Rosso, fügten den Feinden aber große Verluste zu. In Frankreich suchen offenbar beide Parteien durch zahlreiche Erkundungsvorstöße mit Gewalt die verschleierte Absichten des Gegners zu enthüllen; täglich werden Patrouillenkämpfe, Feuerüberfälle durch Artillerie und Minen auf ungefähr allen Teilen der Front gemeldet. Die das letztemal erwähnte Spannung besteht also fort, und es wäre müßig, Vermutungen über die Beendigung dieses Zustandes aufzustellen. Nur darf man wieder hervorheben, daß nirgend die Meinung herrscht, die Initiative der Ententemächte könne eine Änderung herbeiführen; man glaubt vielmehr bei uns wie im Auslande, daß sie sich nach den Lehren der Schlachten an der Maas, in der Champagne, an der Aisne, an der Somme, in der Flandrie, in Flandern und bei Cambrai zu schwach zu solchen Blutopfern fühlen. Auch an Amerika, als den Retter der Lage, glaubt niemand recht; schon mehrten sich die Stimmen, die die Überführung einer nennenswerten Truppenzahl in diesem Winter aus Mangel an Schiffsraum für unmöglich erklären und dafür Munition und sonstige Vorräte in Aussicht stellen. Diese Wendung dünkt uns um so wahrscheinlicher, als die Versenkungen wieder zugenommen haben (702 000 im Dezember gegen 605 000 im November) und alle Behauptungen der Engländer über sichere Abwehrmittel gegen

U-Boote sich als starke Übertreibungen erwiesen haben. Denn gerade in den englischen Gewässern, wo die Abwehr am wirksamsten sein müßte, hat die feindliche Schifffahrt erheblich gelitten; auch die Geleitzüge, die trotz ihren großen Anforderungen an Menschen, Schiffsraum, Kohlen und Zeit immer häufiger verwendet werden müssen, bieten nur ungenügende Sicherheit. Sind doch gerade zahlreiche große Schiffe mit besonders wertvollen Ladungen, wie Truppen, Munition und Kohlen, aus solchen durch Torpedos und Fischdampfer geschützten Zügen herausgeschossen worden, und manches Begleitschiff ist selbst der Zerstörung anheimgefallen. In welchem Verhältnis die Versenkungen zum feindlichen Schiffsbesitz und -zuwachs stehen ist mit völliger Sicherheit noch nicht zu ermitteln, aber die verschiedenen Berechnungen stimmen darin überein, daß die Neubauten in immer größerem Abstände hinter den Verlusten zurückbleiben, und daß in der Regel mehr als der zehnte Teil der in den Gefährzonen schwimmenden Schiffe zugrunde geht. Mit aller Rücksichtslosigkeit sucht daher die Entente von den Neutralen durch Sperrung von Lebensmittellieferungen neue Fahrzeuge zu erpressen, aber noch ist fraglich, wie weit sie Erfolg haben wird.

Von den sonstigen Ereignissen zur See ist das bedeutendste der Vorstoß der beiden deutschen Kreuzer »Göben« und »Breslau« in osmanischen Diensten aus den Dardanellen nach der wenige Kilometer von den Dardanellen entfernten Insel Imbros (19. Januar). Die Ausfahrt war erfolgreich und endete mit der Vernichtung mehrerer englischer Schiffe und beträchtlichen andern Materials, aber auf dem Rückmarsch fiel die »Breslau« einer feindlichen Mine zum Opfer, während die »Göben« mit geringeren Beschädigungen davonkam. Trotz dieser bedauerlichen Verminderung der türkischen Streitkräfte zur See ist selbstverständlich eine neue Gefährdung der Dardanellen ausgeschlossen. Vielleicht darf man aber gerade bei diesem Vorgang auf den Wert einer starken Schlachtflotte für eine aktive Verteidigung hinweisen. Eine größere türkische Flotte hätte vermutlich die See unmittelbar

vor der eignen Tür von Minen frei halten und sich so ein freieres, weniger gefährdetes Operationsfeld sichern können; die deutsche wenigstens vermag sich in der Nordsee viel freier zu bewegen und die feindlichen Minenfelder von Zeit zu Zeit einzuschränken oder gar zu beseitigen. Ein erfolgreicher Angriff auf der Themsemündung (13./14. Jan.) hat aufs neue den Beweis für diese verhältnismäßige Bewegungsfreiheit erbracht. Da unsere Schiffe dabei auf keine feindlichen Kriegsschiffe gestoßen sind, ist es deutlich, daß die Engländer auf die völlige Beherrschung der Nordsee verzichtet haben. Der kürzlich gefaßte Entschluß, den Londoner Hafen überhaupt zu sperren, ist ein weiteres Zeugnis für diese maritime Enthaltensamkeit.

Weit bewegter als die militärischen Ereignisse. Sie waren bestimmt durch die Verhandlungen in Brest-Litowsk, durch die neuen Erklärungen von Lloyd George und Wilson sowie durch den Widerhall, den alle diese Dinge bei den Mittelmächten gefunden haben. In den Reden der beiden demokratischen Gewalthaber im Westen hat man auf dem Festlande vielfach geringere Unhöflichkeit als in den früheren sehen wollen, aber von Höflichkeit und den herkömmlichen diplomatischen Umgangsformen waren sie trotzdem noch weit entfernt: noch immer gesten beiden die Mittelmächte, namentlich Deutschland, als Friedensstörer und Verbrecher, die von dem Gerichtshof der Welt, das heißt der Entente, ihr Urteil empfangen müssen.

Indessen dieser Rest des eisernen Bestandes an Ententegewohnheiten wird verschwinden, sobald sie sich zu ernstlichen Friedensverhandlungen entschließen muß, wie schon die drohende Bogerfaust verschwunden ist. Mit Recht haben sich deshalb die Regierungen hierdurch nicht abhalten lassen, zu untersuchen, ob in beiden Kundgebungen Reime einer Verständigungsabsicht liegen. Die englische Rede macht bei näherem Zusehen allen Hoffnungen ein Ende: sie will den Krieg nicht verkürzen, sondern verlängern und verstärken. Gerichtet an die englische Arbeiterklasse, in der Friedenswünsche leben, will sie den Schein eines ungerechten Eroberungskrieges sowie eines Todeskampfes gegen die deutsche Kultur und Wirtschaft

nach dem Kriege vermeiden und lehnt dabei die früher so oft gepredigte Niedergewinnung Deutschlands ab; aber ihre positiven Friedensbedingungen laufen auf Demütigung und Verkleinerung des Deutschen Reiches hinaus. Die elsass-lothringische »Frage« soll im Sinne Frankreichs gelöst werden, von einer Rückgabe der deutschen Kolonien und der besetzten türkischen Provinzen kein Wort! Und Österreich-Ungarn soll zu Abtretungen an Italien, ja zur inneren Auflösung verurteilt werden! Infolge dieser Gesinnung des englischen Premiers haben die Verbündeten wesentlich Wilsons Erklärung zur Grundlage ihrer Antwort genommen.

In erfreulicher Übereinstimmung stellten Graf Hertling und auch Graf Czernin an die Spitze ihrer Erwiderung, daß Anerkennung der Integrität des Gebietes der vier verbündeten Mächte jeder Friedensverhandlung vorhergehen müsse: wenn es Wilson also ernst ist mit seinen Friedensabsichten, wird er seine Bundesgenossen zur Annahme dieses Grundsatzes befehlen und zum offenen Verzicht auf Elsass-Lothringen bewegen müssen. Wenn schon diese Angelegenheit eine fruchtbare Verhandlung bei der augenblicklichen Stimmung in den Ententeländern in weite Ferne rückt, so wird die koloniale Frage weitere Schwierigkeiten bringen, da hier Deutschland vermutlich nicht nur Herausgabe seiner Besitzungen, sondern von Frankreich Abtretungen verlangen wird, vor allem aber wird die von Wilson abermals in die Erörterung geworfene »Freiheit der Meere« einen Stein des Anstoßes bilden. Denn der deutsche Reichskanzler begrüßte nicht allein diesen Grundsatz mit Freude, er zog sogar daraus die Folgerung, daß eine wirkliche Freiheit der Meere nur unter Preisgabe gewisser Flottenstützpunkte, wie Gibraltar, Malta und Äben, die wichtige Seestraßen in die Hand einer Macht bringen, denkbar sei. Aus England ertönte in der Tat sogleich entrüsteter Widerspruch gegen eine solche »ungerechte und unverschämte Forderung«, die an die heiligsten historischen Vorrechte des Inselreiches rührt: aber es ist überaus dankenswert, daß Hertling den Finger auf diese empfindliche Stelle gelegt hat. Er zeigt so aufs neue, wo die Tyrannen der modernen Welt sitzen, und Wilson wird an diesem Punkte am besten den Ernst seiner friedlichen und freiheitlichen

Absichten beweisen können. Ein Ausweichen ist dem amerikanischen Präsidenten dadurch erschwert, daß der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen unter gleichzeitiger Betonung unerschütterlicher Bundes-treue aufs stärkste die Geringfügigkeit der positiven Gegensätze zwischen Österreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten hervor-gehoben und mit Rücksicht darauf weiteren Meinungsaustausch vorgeschlagen hat.

Schwer übersehbar und klippenreich wie die Beziehungen zu den Westmächten sind auch die zu Rußland. An die Stelle des maximalistischen Friedenseifers ist deutlich böser Wille getreten. Die Führer vertrauen auf die Werbekraft ihrer Gedanken: sie hoffen durch eifrige Agitation im Auslande Meer und Volk der Mittelmächte auf ihre Seite zu ziehen und so allmählich ganz Europa wie Rußland zu revolutionieren; sie glauben sich berufen, die Herrschaft des Proletariats in der ganzen Welt aufzurichten und selbst mit Gewalt einzugreifen, wenn wie in Finnland »Bourgeoisie« und Proletariat miteinander ringen. Da zu dieser Weltbeglückenderolle die Herrschaft der Revolution in ihrem Ursprungslande unerlässlich ist, scheuen sie kein Mittel, sich am Ruher zu erhalten. Wie Robespierre verkünden die Vertreter des Selbstbestimmungsrechts der Völker es als ihr Recht, die Andersdenkenden, und bilden sie selbst die Mehrheit, mit Gewalt ihrem Glück, der maximalistischen Freiheit zuzuführen. Wie lange diese Tyrannei noch dauern wird, steht dahin; einstweilen regieren die Bolschewiki noch, weil die kriegsmüden Soldaten zu ihnen halten. Aber wir haben schon wiederholt auf die Gegenströmungen hingewiesen, und diese werden an Kraft gewinnen, sobald die absichtliche Verzögerung des Friedens erst in weiten Kreisen offenbar wird. Diese Gegenströmungen haben neuerdings durch den Bruch mit Rumänien an Kraft gewonnen.

Das Treiben der Maximalisten braucht uns nicht ernstlich zu beunruhigen, da wir eine Anstiedung durch das revolutionäre Gift

trotz den »Unabhängigen« und ihrem Sympathiestreit für die Bolschewiki bei der Neueröffnung der Verhandlungen (28. Januar) nicht zu fürchten haben; auf die Dauer wird vielmehr das Barbarenregiment mit seiner souveränen Verachtung von Gejeßlichkeit und Ordnung alle derartigen Strömungen bloßstellen und ihnen neue Segner erwecken.

Auch die Verschleppung der Friedensverhandlungen braucht uns nicht zu schrecken, da wir nicht mehr auf die Partei Lenin-Trotski allein angewiesen sind, sondern mit der Ukraine, dem wichtigsten Teil Rußlands, dem Getreide- und Kohlenlande, unmittelbar zum Frieden und wirtschaftlichen Verkehr gelangt sind. Dieser Erfolg sowie die Tatsache, daß die Ukraine sich als ganz unabhängig erklärt und jede Verbindung mit den Petersburgern gelöst hat, ist die erste Frucht des verbrecherischen Spiels der Trotski und Genossen: immer mehr stellt sich heraus, daß die Fremdvölkerbewegung, auf deren Wichtigkeit wir mit wenigen Stimmen der deutschen Öffentlichkeit frühzeitig hingewiesen haben, an Bedeutung jede andre Frage im ehemaligen Zarenreich übertrifft. Durch sie ist ja Rußland zum guten Teil kriegsunfähig geworden; und mit ihrer Hilfe wird auch Deutschland trotz allem Widerstreben der Großrussen seine östliche Grenze nach seinen Bedürfnissen einrichten können. Es wird also Aufgabe der deutschen Diplomatie sein, stets die enge Verbindung mit den Fremdvölkern zu wahren und, falls die Haltung der Maximalisten den Abbruch der Verhandlungen mit ihnen erzwingt, dafür zu sorgen, daß auch nicht der Schein einer Schuld am Bruch auf Deutschland fällt. Dann wird die Wirksamkeit ihrer Propaganda im In- und Auslande reizend abnehmen. Und wenn Trotski den Frieden noch länger verzögert oder gar den Bruch erzwingt, dann wird sich auch ein Weg finden, Livland, das jetzt unter einer unbefehllichen Schredensherrschaft leidet und nach deutscher Hilfe schreit, den Krallen der großrussischen Gier zu entreißen.

Abgeschlossen am 9. Februar 1918

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung der Schriftleitung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX 1, Burtergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Bischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 35, Lützowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Thomas Herbst:

Beflaggtes Städtchen

Zu dem Aufsatz „Thomas Herbst“ von Hans Rosenbagen



Die Schwestern Montagnini

Roman von Victor Hardung

II

Die Hochzeit Magelonens war in dem schönen Patrizierhause Van der Mühlens gefeiert worden, das an der Hauptstraße der Stadt breit und behäbig, zwei Stodwerke hoch, inmitten eines wohlgepflegten Gartens lag, das einzige aus einer geruhlichen Zeit gebliebene, während an die Stelle der andern, vorzeitig niedergerissenen Bollwerke aufdräuten, Stein- und Eisenhausen, Festen des Mammons, mit dunklen, kalten Höfen, aufbringlich und beleidigend, wo sie Schmutz zeigten, wahr nur dort, wo sie sich von den ungezählten Kellamessildern der Insassen zieren ließen. Diese feine Art, seinen Besitz zu bezeugen, indem er sich gestattete, ein altes Haus zu halten, das durch seine Lage einen Millionenwert hatte, schätzte Trutz an dem zukünftigen Schwager, und er hatte, obwohl Van der Mühlen sich peinlich an all die äußeren Formen hielt, wie sie in der Gesellschaft galten, doch Gefallen an dem Menschen in ihm gefunden, der gesucht sein wollte und dann eine kindliche Güte offenbaren konnte. Gemma zwar hatte meist ihr dunkles, verschlossenes Gesicht gehabt, wenn Van der Mühlen die Schwestern und Trutz bisweilen an einem Sonntage zum Tee gebeten. Dann konnte sie wohl einen der kostbaren alten Seidensessel

in einen Winkel rücken und schweigen und zuhören, wie die andern plauderten, und ward das Lachen übermütig, dann fühlte Trutz wohl die Augen der Geliebten, wie sie schwermütig zu ihm herüberleuchteten, und ihn drängte es, ihr tröstend zu nahen — obwohl er nicht wußte, worüber sie trösteten — und ihr die Hand zu drücken. Das war wie ein Gelöbniß: wir gehören zusammen, wo wir auch weilen. Und er fühlte, daß Gemma so empfand, wenn sie fest seine Hand umschloß und ihm einen zärtlichen Blick schenkte. Magelone hatte dafür eine überlegene Miene und ein vielsagendes Lächeln und pflegte Trutz, äußerlich artig und doch innerlich gereizt, zu mahnen, er verziehe seine Zukünftige.

Die Neuvermählten waren abgereist, und Gemma hatte sich nach dem Abschiede von Schwester und Schwager froh an Trutzens Arm gehängt und ihm gestanden: »Ich freue mich, daß wir wieder einmal für uns sein dürfen. Es mag unrecht von mir sein, aber ich kann nicht wider die Empfindung, als mißgönne mir die Schwester, so glücklich zu sein wie sie oder noch glücklicher.«

»Du irrst, Gemma,« hatte Trutz gemahnt.

»Was sollte ich lieber wünschen, als daß du recht habest?«, war des Mädchens Antwort gewesen. »Will ich denn zuviel von

diesem Erdenleben? Oft zwar ist mir, ich verlange wirklich zuviel, und dann trauert mein begehrlisches Herz.«

Die Abende mußte Truß nach wie vor im Einhorn verbringen, wo die Mutter zu glauben schien, mit Magelone seien ein paar scharfe Augen aus dem Betriebe geschwunden, und so gelte es doppelt wachsam zu sein. Es litt sie nicht lange in dem kleinen Familienkreise, und da Eslander seine Freunde und Bekannte hatte, so blieben nach dem Essen meist nur Truß, Gemma und der Vater noch eine Weile zusammen, und der Alte liebte es, daß ihm dann zu seiner Zigarre die Tochter ein schönes Volkslied sang, wie sie deren unzählige kannte. Als sich herausstellte, daß Truß die Geige trefflich meisterte, hatte Montagnini ein fröhliches Lächeln gehabt, war vom Tisch aufgestanden und nach einer Weile mit einem schön beschlagenen altertümlichen Kasten unter dem Arm erschienen. Dem hatte er eine Violine entnommen und hatte Truß den mit Silber und Elfenbein gezierten Bogen in die Hand gegeben, damit er sie unter seinen Augen probe. Truß merkte gar bald, daß er ein kostbares Instrument spielte, und vernahm, es stamme aus einer Sammlung Montagninis, die in einem Glaskasten im Konzertsaal des Einhorns ausgestellt war, ohne daß Truß sie bisher sonderlich beachtet hätte. Ihn dauerte jede Saite, die schweigen müsse, hatte Montagnini gemeint, und es freue sein Herz, wenn Truß die Geige als Eigentum ansehen und sie nach Lust und Liebe spielen wolle.

Es war ein kleines Vermögen an Wert, was der Alte da dem Erwählten seiner Tochter schenkte, und der fand, bestürzt über die reiche Gabe, kaum Worte des Dankes. Seither klang die Geige mit, wenn Gemma am Klavier sang; und wie alles ineinandertönte, war es Montagnini das Zeugnis für ein holdes Einswerden der Seelen. Sein Kind, für das er vom Leben fürchtete, weil es leidenschaftlich und tief fühlte, konnte von Truß nicht enttäuscht werden. Der war von jener angeborenen Vornehmheit, die kein Vertrauen zu mißbrauchen vermochte, ein Mensch, ablig gewillt, mit dem Herzen zu danken, wo sich ihm ein Herz geschenkt. Ein stiller Beobachter war der Herr vom Einhorn zeit seines Lebens gewesen; und zu schauen hatte es immer viel für ihn ge-

geben. Der Reichtum aller Welt gab sich unter seinen Augen ein Stellbischein, wahrer und erborgter Glanz, der Ruhm des Tages, Name und Schönheit, und ihre Träger waren für ihn nicht aus der Welt gegangen, wenn sie den Fuß weitersetzten. Er liebte es, ihren Spuren zu folgen, ihrem Geschick nahezu bleiben, und ein tiefes Mitleid für alle Menschen war darüber in seiner Seele erwacht und nimmer eingeschlafen. Ihm war es ein Trost, daß Gemma als ein teurer und kostbarer Besitz erkannt worden war, um ihrer selbst willen wert, geliebt und zärtlich betreut zu werden, daß ihre Neigung keinen Irrweg eingeschlagen in eine Wildnis voll Blut und Wunden.

Während Gemma es liebte, abseitszustehen, freute sich Magelone eines reichen Kreises lebenslustiger Freundinnen. Die hatten auf der Hochzeit manche neue Bekanntschaft machen können und mochten solche nicht einschlafen lassen. So waren sie auf den Gedanken verfallen, den Neuvermählten zur Heimkehr ein kleines Fest zu bereiten und dafür auch die Bühne im Konzertsaal zum Einhorn zu nutzen. Und da sie Truß an Gemmas Seite gesehen und neugierig, wie sie waren, bald erfahren hatten, wes Geistes Kind er sei, überfielen sie ihn mit einer lustigen Abordnung, daß er eigens für den Abend ein kleines fröhliches Stücklein schreibe, wie sie es wohl darzustellen vermöchten. Einwände ließen sie nicht gelten, und Truß, der, so ernst er schien, oft genug Mühe hatte, seinen heimlichen Übermut zu meistern, gewann über der Arbeit Gefallen daran und schilberte gar lustig einen Schwarm von Kochstudenten, wie die feinen Fräulein zubenamset wurden, die sich altem Herkommen gemäß ein halbes Jahr in der Küche des Einhorns tummelten, um so dazutun zu können, daß sie für eine Ehe nicht nur mit blasser Schulweisheit gerüstet seien. Von Bewerbern wurden sie belagert, und deren ging jeder seiner Leibspeise nach, wie durch das Verlangen, ein bestimmtes Gericht besonders gut kochen zu können, wieder ein Fräulein um das andre seines Herzens Neigung verriet. Lustige Verwechslungen gab's darunter, ein buntes Durcheinander und eine artiake Lösung.

Um das Stücklein einzustudieren, hatten sich die Weiblein eines Arztes versichert, der nach vollendetem Studium zur Bühne

gegangen war, dort ein Jahrzehnt vertan und sich dann nach einer längeren Assistenzpraxis als Helfer in allen Halsleiden niedergelassen hatte und dadurch Schauspielern und Sängern nahe geblieben war. Er hatte das glatte, von Bartstopfeln silbern überflimmerte Gesicht des alten Schauspielers, sprach mit einer wohlklingenden Stimme leise, als müsse er das teure Organ schonen, pflegte ein Seidentüchlein um den Hals zu tragen und in der Unterhaltung langsam den Kopf zu schütteln, von einem Fuß auf den andern zu treten, die Hände zu reiben und einen mit großen schönen Augen, die das scharfe und doch schlaffe Gesicht eigenartig vergeistigten, von untenher anzuschauen.

Der meisterte die lustige Gesellschaft trefflich, und keins der reizenden Mädchen hatte sich zu beklagen, daß es nicht an einen Platz gestellt worden, wo es nach seiner Art zur Geltung komme. Mit seiner ungewöhnlichen Witterung hatte er bald gespürt, daß in der stillen, verschlossenen Gemma eine Wandlungsfähigkeit steckte, wie er sie nur an erlesenen Schauspielerinnen gekannt. In der Rolle, die sie spielte, merkte er keinen Zwang, ihr von Natur auferlegt; sie war übermütig, ausgelassen, ihr Lachen war eine unwiderstehliche Lodung, mit heiter zu sein. Lebenswürdigkeit und Liebreiz verkündete jede Bewegung, und die lustigste Laune leuchtete ihr vom Gesicht.

»Sie sind die geborene Schauspielerin,« hatte der Arzt auf jeder Probe beteuert.

»Dabei will ich's bewenden lassen — sonst könnte vielleicht eine Stunde kommen, wo ich wünschen möchte, nicht geboren zu sein,« hatte Gemma ihm einmal geantwortet.

Er hatte seinen Kopf gewiegt und gelächelt, ein wenig spöttisch und doch traurig, und gemeint: »Das wünschen wir alle einmal so oder so.« Bis dahin aber sei's doch schön, sein wahres Leben zu leben.

Truß, der sein Mädchen so verwandelt sah, wenn es auf der Bühne stand, vermochte eine heimliche Angst nicht zu verwinden, als könne sich eines Tags das Wesen, wie es sich dort oben offenbarte, zu der Gemma, wie er sie kannte und liebte, nicht mehr zurückfinden. Und wenn er die Lobeserhebungen des Arztes vernahm, quälte ihn wieder die Besorgnis, ob er nicht zuviel von der Geliebten verlangt, da er sie

vor einem Berufe zu bewahren getrachtet, dem doch ihre junge Neigung gegolten und für den sie — daran konnte er nicht mehr zweifeln — eine außergewöhnliche Begabung einzusetzen gehabt hätte.

Seine Unruhe merkte Gemma bald, und als sie ihn eines Abends deswegen ausforschte, bekannte er ihr ehrlich, daß ihn der Zweifel plagte, ob er ein Recht dazu gehabt habe, sie zum Verzicht auf ihren Herzenswunsch zu bewegen. »Was für einen Herzenswunsch?« hatte das Mädchen erstaunt gefragt. Und als er da von ihrer Lust, Schauspielerin zu werden, gesprochen und die Berechtigung zu einem solchen Wunsch anerkannt, hatte sie ihn lächelnd getröstet: »Mich hat einer davor gewarnt, der mich liebhat.« — »Ja, der dich liebhat, immer und allezeit!« hatte Truß beteuert.

Das Fest zu Ehren des heimgekehrten Paares war gefeiert worden. Magelone war in einem lichtblauen Spitzenkleide und einem goldschimmernden Brokatmantel gekommen, wie ihn der Maler dem Bilde im kleinen Saale umgehängt hatte, eine Perlenkette um den Hals, die zum alten Familienschatz der Van der Mühlen gehörte und mit andern Kostbarkeiten im Gewölbe des Hauses bewahrt wurde. Ihr Mund glühte, ihre Augen hatten ein heißes Feuer, und vor ihrer Schönheit übersah man schier den Gatten an ihrer Seite, der, fein und zart, peinlich nach der Mode des Tages gekleidet, ein kühles Lächeln für die Bewunderung hatte, die seiner Frau mehr oder minder offen zuteil wurde — als sei es eins der Prunkstücke aus seiner Bilder Sammlung, was da zu Ausbrüchen des Entzündens verleite.

Magelone hatte erstaunt und verblüfft gesehen, wie Gemma auf der Bühne vor allen andern auffiel, von dem Arzt in ihrer Nähe immer wieder vernommen, was für eine hervorragende Schauspielerin an der Schwester verlorengelange, und Truß einmal über das andre versichert, daß stille Wasser tief seien. Ob er nicht Angst und Furcht vor der neuen Gemma bekomme, die sich da offenbare? »Aber du selbst bist auch ein stilles Wasser! Wer hätte hinter dir solchen Abermut gesucht, wie du ihn da in deinem Stüdlein mir zu Ehren aufbedst! Ach,« hatte sie dann scherzhaft und doch mit einem Anterton heimlichen Reides geseufzt, »mein

Mann scheint ein stilles Wasser zu sein und ist doch feins, und Überraschungen braucht man keine bei ihm zu befürchten. Doch ich muß dir danken — dir und Gemma, und wenn ich's vergessen sollte, erinnere mich daran. Und erinnere mich daran, daß mir der Herr meines Herzens und meiner Gedanken erlaubt hat, dich um deiner artigen Begrüßung willen küssen zu dürfen!»

Trutz sah das leuchtende Gesicht Magelonens gar nahe in einer Wolke süßen Duftes und fühlte ihre Lippen, wie sie für einen Augenblick heiß auf seinem Munde ruhten. »Meinen zukünftigen Schwager habe ich wissen lassen müssen, daß ich gerne dankbar sein möchte,« hörte er Magelone lachen, und der also angerebete Arzt, der nicht lange gebraucht hatte, um von Gemmas Neigung zu wissen, tat doch, als vernahm er da etwas Neues, und bot Trutz die Hand: »Es geht bisweilen eine Schauspielerin durch die Ehe für die Welt verloren, mehr aber werden durch sie erst gemacht, und das ist für den Gatten weit schlimmer!« meinte er. »Ich wünsche Ihnen Glück. Sie haben — das sagt Ihnen einer, der Menschen kennt — in dem Mädchen ihrer Wahl einen Besitz für tausendundein Jahr.« — »Und dann — wenn die tausendundein Jahr vorüber sind?« fragte Magelone lachend mit heimlich lauernden Augen. — »Dann gilt keine Zeit mehr,« antwortete Trutz an Stelle des Arztes, »und wir sind und bleiben, was wir geworden.«

Magelone war viel im Einhorn zu sehen, indes ihr Gatte nach seiner Gewohnheit die Geschäftsstunden getreu einhielt. Daß ihre Stellung eine andre geworden war und sie nicht wie früher im Gefolge der Mutter vor den Gästen erscheinen durfte, wollte sie nur schwer begreifen. Da sie niemand anders hatte, mußte Gemma sie dulden und sich in einer Arbeit stören lassen, die sie heimlich betrieb, auch vor Trutz, um ihn eines Tags als geschulte Vortragskünstlerin zu überraschen.

In der Stadt lebte von einer schmalen Rente ein alter Schauspieler, der in seiner guten Zeit mit dem Wohlklang seiner Stimme ein Deuter hoher dichterischer Gestalten gewesen und auf Lorbeeren gewandelt war. Für die Standesgenossen der neuen Zeit hatte er nur Verachtung und ließ es sich nicht nehmen, sich täglich im Café einzufinden,

wo auch sie verkehrten, und die bittersten und größten Wahrheiten vor ihnen auszuframen. Das erhalte ihn bei guter Gesundheit, hatte er Gemma, die seine Lehre gesucht hatte, gestanden — sonst wäre er längst an seiner Galle geplatzt. Dieser grim-mige Alte murrte und knurrte dennoch, daß seine einzige Schülerin sich damit begnügen wolle, vorzutragen statt zu schauspielern. Ein Frauenzimmer wie sie sei berufen, dem Nachwuchs zu zeigen, was Können heißt. Worauf Gemma ihm lächelnd zu erwidern liebte, daß sie heiraten, Strümpfe stopfen und Wäsche fliden werde und sich nur an besonderen Tagen im Jahr dem Publikum aussetzen gedenke. Die Antwort des alten Kämpen war meist die, daß er alle Dummheiten, die in der Welt gemacht werden, vertrackten Liebesgeschichten zur Last legte — er habe sich die Nase an der Rosinensuppe auch nicht übel verbrannt. Als Lehrer war er, wenn er sich eines Schülers annahm — und das tat er nur, wo er eine ungewöhnliche Begabung witterte —, trefflich. Er hatte zeitlebens unablässig gearbeitet und hätte mit seinen siebzig und mehr Jahren noch das Gefühl eines verliebten Jünglings mit dem süßesten Wohlklang, den ein Dichter seinen Versen verleiht, zu deuten vermocht. Im Gegensatz zu den meisten Berufsgenossen las er mehr als nur Theaterbesprechungen. Er hatte seine sorgfältig gewählte Bibliothek, studierte alles, was ihn für die Technik seines Berufes von Bedeutung dünkte, und murrte, die rechte Einsicht komme einem erst dann, wenn man aus den Irrtümern gelernt habe, wie man's hätte anfangen sollen. Aber dann sei's zu spät. Könnte er noch einmal zur Welt kommen, so würde er, wie die Schauspieler besserer Zeiten, als Tänzer, Springer, Sänger und Spieler seinen Mann zu stehen suchen — nur so habe man das Werkzeug, den Körper, in der Gewalt. Gemma mußte sich darein ergeben, daß er, wenn er eine Stunde lang eifrig mit ihr geübt, zwei zierliche Stöbegen hervorholte, sie wappnete wie einen Paukstudenten und sie die Kunst des Fachtens, worin er noch auf seine alten Tage ein Meister war, lehrte, bis ihr von allen Ausfällen und Paraben der Arm lahm war und die Knie vor Müdigkeit zitterten. Dann braute er ihr einen Tee, den er mit reichlich viel Kristallzucker, Zitronensaft und Cognac

zu Ansehen brachte, hatte ein Stüd Kuchen für sie, das er beim besten Lederbäcker erlesen, und rauchte aus einer kurzen Pfeife einen Tabak, dem er mit selber gesammeltem und sorglich getrocknetem Waldmeister eine eigne Würze gegeben. Dabei wußte er von Bühnendichtern und ihrer Arbeit zu plaudern und nachzuweisen, daß in dem Werke jedes berufenen Dramatikers, ungeachtet dessen bestimmter Eigenart, doch jedes Drama wieder seinen durchaus eignen Stil habe, wie ihn der Stoff fordere. Dahinter müsse der Schauspieler kommen, wolle er den rechten Ton anschlagen. Aber meist sei es ein greuliches Durcheinander von Mißtönen, was man bei solcher Gelegenheit von der Bühne her vernehme. Würde heute ein Poet erstehen und eine Dichtung, etwa dem Hamlet gleichwertig, bringen — und warum sollte das nicht möglich sein? —, er würde, wenn es wirklich ein Theater über sich brächte, solches Zeugs zu geben, sich die Ohren zu halten, davonrennen und ins Wasser springen. Von Wechsellern sei der Tempel voll, und wolle man sie austreiben — was würde bleiben? Ein paar alte Kracher wie er und viel Hohlraum für eine neue Jugend, die aber gerade dann, wenn sie wirklich begnabet sei, vorziehe, draußen zu bleiben — wie Gemmas Beispiel zeige.

Das Mädchen ließ sich diese polternde Anerkennung gerne gefallen und scherzte wohl, in den Tempel gehe man nur an Festtagen, und es sei nicht fromm genug dazu, Tag für Tag eine Predigt zu hören. »Hören?« hatte der Alte eingewendet und wie immer, wenn er mahnte und zusprach, das Du gebraucht. »Dich selber sollst du hören — selber predigen. Ja, wie manches Frauenzimmer hab' ich schon gesehen, das, weit geringer gerüstet als du, den Kampf kühnlich aufgenommen und alles eingeseht hat!«

»Und wo begraben liegt?« hatte Gemma ernst geforscht. Da hatte des Alten Pfeiflein nicht mehr recht gezogen; verdrossen hatte er daran herumgestochert und schließlich zugegeben, wenn das Fräulein in Ruh und Frieden zum Sterben kommen wolle, so sei's schon besser, es heirate — dann werd' es so allmählich, unmerkbar unter die Erde gebracht.

Bei Gelegenheit hatte Magelone der Schwester, die nicht um ihre Stunde kom-

men wollte, ihre Begleitung aufgebracht, nachdem Gemma widerwillig gestanden, welchem Studium sie sich ergeben. Und der alte Schauspieler hatte der jungen Frau, die, einen spöttischen Zug um den Mund, der Unterweisung gefolgt war und dann für den Lehrer eine lebenswürdige Anerkennung um seines Eifers und seiner sauren Mühe willen hatte, in die Augen geschaut und gemeint, bei ihr bedürfe es allerdings solcher Anstrengungen nicht — sie habe wohl schon von Kindheit an das Gefühl gehabt, als stehe sie vor dem Publikum zur Schau, und ihr Verhalten danach eingerichtet; und so sei das Bewußtsein, die Menge bestaune sie, heute untrennbar mit ihr verbunden. Sie brauche keine Bühne, kein Podium, und sei der Öffentlichkeit doch mit ihrem ganzen Wesen näher als irgendeine Schauspielerin, die alle Tage und an Sonn- und Festtagen zweimal mime. Wenn sie ihrer Heirat nicht schade — ihre Heirat schade ihr dabei durchaus nicht. Im Gegenteil.

Der Alte sprach, als stehe er in einem Salonstück auf der Szene, mit wiederholten Verneigungen, überaus höflich und doch eiskühl. Magelone verstand ihn nicht ganz — aber sie spürte doch seine Ablehnung ihres ganzen Wesens und wollte nicht begreifen, daß Gemma gerade diesen alten, verbitterten, anmaßenden und widrigen Kerl zum Lehrer gewählt, diese trostlose Ruine vergangener Herrlichkeit. Weshalb Trug ihr da nicht abgeraten, das begreife sie nicht.

Sie habe sich selber geraten, hatte Gemma erwidert. Trug wisse nicht darum — es gelte eine Überraschung.

»Überraschung — womit?« hatte Magelone geforscht.

»Daß ich eines schönen Tags das Recht habe, zu sagen: ich, ich kann; wenn du willst, deine beste Deuterin sein,« war Gemmas Antwort gewesen.

»Ein ungewöhnlicher Ehrgeiz,« hatte Magelone gespottet. »Und um dieses Ziel zu erreichen, läßt du dir die Grobheiten eines alten Polterers gefallen, während es junge und höfliche Lehrer genug gibt, die das Amt gerne versehen!«

Für sie sei der alte Schauspieler ein reif und weise gewordener Mensch mit Schätzen des Wissens und der Erfahrung, und dankbar sei sie für alles, was er gebe, hatte Gemma Magelonens Einmischung abgelehnt.

»Wir haben's von jeher so gehalten — gefiel dir eine Person, so möcht' ich sie nicht, und mißfiel sie dir, so hatte ich meine Freude an ihr,« hatte Magelone achselzuckend gemeint.

»Und Trug?« hatte Gemma da gefragt und diese Frage im selben Augenblick bereut.

»Trug?« Magelonens Augen hatten sich weit geöffnet, um dann klein zu werden und zu blinzeln. »Trug? Der allerdings. Der gefällt mir zum mindesten so gut wie dir.«

»Deine Scherze kennen kein Maß,« hatte Gemma gewehrt.

»Du hast meine Antwort haben wollen,« war Magelonens Rechtfertigung gewesen.

Magelone war es nicht gegeben, zu schweigen, und so hatte sie eines Abends, da Trug und Gemma im Hause Van der Mühlen zum Tee weilten, mit einem scherzhaften Vorwurfe gemeint, Undankbarkeit sei jedem Manne eingeboren. Er achte das für nichts, wenn eine Frau, die in die Ehe trete, auch auf die schönste Betätigung einer Begabung verzichte. So sei doch Gemma, wie das Urteil erfahrener Kenner laute, die geborene Schauspielerinnen, und jetzt wolle sie sich begnügen ...

»Womit?« hatte Trug kalt geforscht, da Magelone viel sagend geschwiegen, als habe sie schon zuviel verraten. Und Gemma hatte an Magelonens Stelle geantwortet, sie begnüge sich keineswegs — im Gegenteil: sie lasse sich für den Vortrag ausbilden, und komme es nicht dazu, daß sie je öffentlich auftrete, so sei ihr der Freund wert genug, daß ihre Kunst ihm und nur ihm allein eine schöne Stunde schaffe.

Van der Mühlen hatte leicht gelächelt und gemeint, für eine Schauspielerinnen sei Gemma viel zu schade. Eine Liebhaberaufführung — da mitzutun, das könne sich eine Dame gestatten. Das berufsmäßige Auftreten vor der Öffentlichkeit aber komme einer seelischen Entblößung gleich, und das sei die für den Menschen verderblichste. Man spreche nicht umsonst verächtlich von komödiantischem Gebahren — die beleidigte Eitelkeit zürne so, wenn sie einer Person vorwerfen wolle, daß sie mit dem Teuersten, mit Gefühlen jongliere. Nein — er gehe gar so weit, Gemma dringend zu raten, jedem öffentlichen Auftreten aus dem Wege zu bleiben und ihre schöne

Kunst einzig der Familie vorzubehalten und etwa einem kleinen, nach eigenem Gefallen erlesenen Kreise.

Worauf Trug doch antworten mußte, es habe Schauspielerinnen von vorbildlicher Weiblichkeit gegeben. Und was der Herr Schwager Entblößung einer Seele nenne, das sei, wo es sich um die Deutung eines dichterischen Werkes handle, weit mehr: die Entdeckung einer Seele.

»Aufdeckung!« hatte Van der Mühlen eingeworfen.

»Zugestanden — auch das!« war Trugens Antwort gewesen. »Aber die Aufdeckung nicht der eignen Seele, sondern jener eines dichterischen Gebildes, das uns lehrt, wie wir selber aussehen. Dieses Wissen tut uns not.«

»Der Dichter spricht!« hatte Van der Mühlen mit seinem kühlen Lächeln gemeint. »Ich glaube an keine Aufgabe des Theaters. Ein ungeheuerlicher Aufwand wird da nicht nur nutzlos, sondern schädlich und verderblich verthan. Was ist denn die Tageslohn, die sozusagen alle Bühnen bieten, Herr Schwager? Etwas andres als ein Fressen für den zahlungsfähigen Pöbel? Der will sich auch selber schauen — allerdings! Aber wie! In diesem Sumpf ist nichts der Entdeckung wert. Nein — wenn ich einmal ein Theater besuchen muß, so lasse ich mir an einer Oper genügen. Dort ist man gezwungen, alten Besitz zu pflegen und alten Meistern ihr Recht werden zu lassen. Dazu ist das Schauspiel von heute — Ausnahmen bestätigen die Regel — völlig unfähig, und ich ziehe es vor, ihm fernzubleiben, als mir im besten Falle durch seine hilflosen Versuche ein Kunstwerk verleiden zu lassen.«

»So muß ich denn allein dafür sorgen, daß wir nicht in den Geruch kommen, uns einer Pflicht, die uns unsre Mittel auferlegen, entziehen zu wollen?« hatte Magelone in einem Tone gefragt, der verriet, daß sie die Einwände ihres Gatten für den Ausfluß einer Schrulle ansah.

»Es wäre im Gegenteil gegen unsre Pflicht, wollten wir das Theater, wie es sich in seiner Gesamtheit heute darstellt, unterstützen!« war Van der Mühlen Antwort gewesen. »Aber du mußt dich da selbst belehren — nimm dir für die neue Spielzeit eine Loge und schau, was du heimbringst.«

Magelone hatte nur die Erlaubnis ver-

nommen, nach ihrem Belieben zu verfahren, und dankte dem Gatten dafür mit einer Rußhand.

Truß begleitete Gemma heim durch die Nacht. Das Mädchen hatte des Geliebten Hand genommen und drückte sie zärtlich. So standen sie über dem Wasser, das von dem Widerspiel der Sterne golden überschlummert war.

»Ich hatte dich in einer guten Stunde überraschen wollen — jetzt hat die Schwester mein Geheimnis ausgeplaudert. Ich möchte dir und deiner Kunst auch mit meiner kleinen Kunstfertigkeit nahe sein und sie vollenden, so gut es geht.«

»Kunstfertigkeit!« verwahrte sich Truß. »Wäre ich nicht in dein Leben getreten, so wärst du deinen Weg gegangen und vielleicht dorthin gelangt, wo jener Lorbeer blüht, nach dem Tausende und aber Tausende vergebens die Hände ausstrecken. Durch Hölleu führt dieser Weg — aber es gibt Wesen, denen keine Hölle etwas zu rauben vermag.«

»Still davon!« hatte Gemma gebeten. »Ich gehe meinen Weg mit dir, und der hat die schönsten Fernen.«

So empfand Truß immer wieder die Neigung des Mädchens als das köstlichste Geschenk, und sein Herz war ein einziges Gelöbniß der Hingabe und Treue.

Von Zärtlichkeit umjorgt, hatte er das Bedürfnis, auch seine nahe Umgebung froh und heiter zu sehen. So quälte ihn der Gegensatz zwischen den Schwestern, und seine Liebenswürdigkeit suchte Brüden zu schlagen, wenn es sich, wie so oft, offenbarte, daß sie auf Gestaden wandelten, wo keins das andre vernahm. Magelone aber wertete seine Artigkeiten als eine Huldigung, wie sie solche von früher her gewohnt war und seit ihrer Heirat entbehrte, und sie freute sich jeder Gelegenheit, die Truß einen Anlaß zu Aufmerksamkeiten geben konnte. Seine Zugehörigkeit zur Familie nützte sie als ein Recht zu kleinen Vertraulichkeiten, und ihr Lachen klang nie so hell, ihre Lust war nie so übermütig wie in jenen Stunden, da Gemma es vorzog, schweigend abseitszusitzen — ein stiller Schatten, aus dem nur ein paar dunkle Augen glühten. Der Schwager Van der Mühlen rückte dann wohl einen Stuhl zu ihr heran und erzählte von seinen Fahrten nach alten Gemälden, auf die er

aus war wie ein Pirat auf Beute. Das war seine Leidenschaft, aus Staub und Moder so einen kleinen Schatz heben zu können, in einem dunklen, zu Umrissen und Flecken erstarrten Bilde die Hand eines Meisters zu spüren und zu sorgen, daß die Farben wieder leuchteten und das verschüttete Werk aus seiner Grabesnacht wieder auferstand. Den breitrandigen Hut über die Stirn gezogen, in einen weiten Mantel gehüllt, so liebte er es, bei Trödlern und Antiquaren in Stadt und Land umherzusteigen, alle Kniffe eines kleinen Haulierers aufzubieten und um den Rappen zu feilschen, damit er für ein billiges zu seiner Sache komme. War dann ein Stück in seinem Besitz, so reuten ihn keine Kosten, damit es wieder zu seiner alten Schönheit erstehe. Und Gemma hörte ihm gerne zu, wenn er von dem Leben eines Malers zu erzählen wußte und dem abenteuerlichen Geschick eines seiner Bilder, das, bewundert und geliebt, in etlichen Jahrhunderten von Hand zu Hand gegangen und schließlich zum Tröbel geworfen worden war.

»Es liegt unter Staub und Schutt so vieles begraben, was des Findens wert wäre,« hatte er einmal gemeint. »Meister gibt es sogar auf allen Gebieten, Meister, die man nicht nur bei Lebzeiten mißachtet, nein, die man auch später nicht entdeckt hat, die man gar nicht kennt. Ich habe einige Stücke solcher vollständig verschollener Maler, und ich glaube auch, daß es Poeten gegeben hat, die irgendwo einsam gelebt haben und gestorben sind, ohne daß es ihnen vergönnt gewesen, sich mitzuteilen. Da hab' ich einmal eine Handzeichnung einer Landschaft aufgetrieben, auf deren Rückseite in den schönen Schriftzügen unsrer Altvordern zu lesen steht:

Die Hügel blühen vom Morgenwind —
O sanfter Hauch, o süße Ruh! —
Von deinem Atem, schönes Kind,
Blüht hell mein Herz dem Tage zu.

Kein Literaturkenner, den ich befragte, war so belesen, um mir sagen zu können, wem diese Strophe zuzuschreiben ist. Ich habe mir eingeredet, ein Dichter sei es gewesen, den niemand zu Lebzeiten beachtet, und der ungenannt und unbekannt gestorben ist und doch süßen Wohlflanges voll war. Die Landschaft auf der Zeichnung ist der unsers Sees verwandt, und dort sehe ich den Ana-

ben in der Frühlingsfrühe wandeln, der den Atem seines Schätzleins wie den Morgenwind fühlt, unter dem alles aufblüht — am hellsten sein Herz. Ich habe das Bildlein so rahmen lassen, daß die Strophe auf der Rückseite zu lesen geblieben ist, und schenk' es dir.«

Gemma hatte gedankt und den Traum weitergesponnen. Da war Trutz der verliebte Gesell gewesen und sie sein Mädchen, das über die Hügel kam und dessen Atem ihn grüßte wie der Morgenwind.

Die beiden Paare Van der Mühlen und Magelone, Trutz und Gemma hatten sich für einen Sonntagmorgen verabredet, in zwei Segelbooten des Einhorns eine Fahrt zu den Verwandten am See zu machen, um dort den neuen Wein zu kosten. Das Wasser war in der Herbstsonne ein einziges zitterndes Leuchten, kleine Wellchen flimmerten und flirrten durcheinander, bisweilen erstand in der Ferne ein graublauer, silbern überschäumter Wall, wälzte sich langsam heran und war jenseit der Boote, nachdem er keine andre Spur als eiliche rote und gelbe Blätter hinterlassen. Der Wind war in Gemmas Loden und trieb ihren Duft Trutz zu; er sah das Lächeln ihrer Lippen und das Leuchten ihrer Augen, indes die Luft voll war von Geläute.

»Die Hügel blühen vom Morgenwind —
O sanfter Hauch, o süße Ruh! —
Von deinem Atem, schönes Kind,
Blüht hell mein Herz dem Tage zu!«

grüßte er da sein Mädchen, und Gemma warf ihm, der am Steuer saß, eine der schönsten Rosen aus ihrem Gürtel zu.

Magelone hatte aus ihrem Boot herübergerufen: »Wettfahrt!« Und alsobald flogen die Schiffelein vor dem Winde dahin, daß ein Sprühregen vor ihnen aufstäubte und die Segel wie breitgeblähte Schwingen dicht über dem Wasser hingen. Trutz sah Gemmas Gesicht, die sich fest wider die Bank gestemmt hielt, glühen und leuchten, und die Luft an einem wilden Stücklein kam ihn an: er rief dem Mädchen zu, nahe dem Ziel aufzuwachen, riß plötzlich Steuer und Segel herum, fing den Wind aufs neue und war, indes Gemma sich mit einem Tauchzen wider die jenseitige Bootswand geworfen, quer vor dem Schiffelein der Gefährten in die Bucht eingefahren.

Es war ein übermütiges Völklein, das im Garten am See den ersten neuen Wein probte. Gemma, jeder Liebesbezeugung vor andern abhold, konnte doch ihre Augen nicht meistern, und die standen vor dem Gefährten wie Sterne, deren Glanz wuchs und wuchs und sein Herz in alle Winkel durchleuchtete. Dann hatte sie sich, indes die Verwandten sich den Gästen gesellt, im Garten an den Ästern zu tun gemacht, Trutz heimlich ein Zeichen gegeben und ihm, als er genacht, zugeflüstert: »Wir wollen für eine Viertelstunde in das Kirchlein auf dem Bühl gehen. Dort hat sich ein altes Gnadenbild von der heiligen Familie erhalten, und davor sprechen wir ein Gebetlein, daß dich der Himmel bei deiner Arbeit segnen möge, du deine Prüfung wohl bestehst und wir zu Ostern heiraten können.« Sie hatte den Arm des Geliebten genommen, war mit ihm an den Tisch getreten, hatte Schwager und Schwester die Blumen gereicht und gebeten, sie beide für eine kleine Weile zu entschuldigen. Trutz möchte das Bild in der Kirche sehen, wozu so viele Gläubige wallfahren. Und sie hatte keine Antwort abgewartet und Trutz mit fortgezogen auf den Weg.

Ein grauer Bau war's, der das Gnadenbild hütete und einen Nebenhügel mit schöner Fernsicht krönte. Mit einer langen Glinte streifte ein Wächter durch die Weingärten, Stare, Drosseln und Finken, die hinter den süßen Trauben her waren, mit blinden Schüssen zu scheuchen. Im Kirchlein tanzten in einem goldenen Lichtkegel die Stäublein, und der Kopf des Jesustnaben auf dem Bilde stand in diesem Lichte und schien zu leben. Davor knieten sie nieder, Hand in Hand, und als sie aufstanden, hingegen Tränen an Gemmas Wimpern, während ihr Mund Trutz zärtlich zulächelte.

Durch eine Seitentür waren sie getreten und standen auf dem Gottesacker des Städtleins. Aber den See weg ging der Blick zu Hügeln, Bergen und weißschimmernden Spitzen, die Dächer zu Füßen lagen unter bunt leuchtenden Wipfeln, und wo die Ästern und Rosen des Friedhofes ihre letzten Siedlungen hatten, begannen die Weingärten niederzusteigen.

»Könnst' ich wählen, auf einem solchen Acker möcht' ich einmal den letzten Schlaf zu Ende träumen!«, wünschte sich Trutz.



Carl Alexander Brendel:

Walther von der Vogelweide

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf vom Sommer 1917

»All die Massenfriedhöfe der Großstadt sind traurig zu schauen. Da sucht man noch den Unterschied des Besizes zu wahren, und ich kenne nichts so Trostloses wie den Anblick des vergessenen, ungepflegten Grabes eines armen Menschen dicht neben dem üppig gerichteten eines mit Glücksgütern gesegnet gewesen. An diesem kleinen Ortlein kennt einer den andern. Und da stirbt kaum einer, der schon vergessen war, bevor man ihn ins Grab legte. Allen blüht noch ein wenig Liebe nach, und es ist wie ein Ubereinkommen, daß an dieser Stätte schlicht und innig der Toten gedacht wird und kein Reichtum aufbringlich sein Gefühl anpreist. Eins mußt du mir versprechen,« bat Truz, »wenn ich heute oder morgen sterbe —«

»Sterbe ich auch,« lächelte das Mädchen.

»Wenn ich vor dir sterbe, dann fällt dir mein bescheidenes mütterliches Erbteil zu, schon heute, und du machst daraus der Gemeinde eine kleine Schenkung, daß sie mir hier ein Grab vergönne.«

»Ich verspreche dir, was ich nie zu halten brauche,« wehrte Gemma, und zärtlich bat sie: »Haben wir nicht gebetet, daß Gott uns bald für immer gesellen möge? Und da siehst du Hügel und Kreuzlein und denkst an einen frühen Tod! Nein — wir wollen leben auf Erden und länger leben und keins darf weggehen vor der Zeit und das andre allein lassen. Tatest du mir das an — ich würde mich im Himmel genau so lange verstaßt vor dir halten, wie du mich hienieden der Einsamkeit überantwortet hast. Komm, daß wir leben!«

Sie hielt Truz an der Hand, und eilte mit ihm auf einem Pfade, der unter alten Bäumen neben einem Bächlein dahinführte, zu Tal.

Der alte Montagnini wollte Sonntags seine Kinder zum Mittagmahle bei sich leben, und so drängte die Zeit. Van der Mühlen hatte schon nach Truz und Gemma ausgeschaut, indes Magelone noch mit den Verwandten am Tisch saß und mit ihrem hellen Lachen ein fröhliches Echo wedte. Truz war in das Boot gestiegen, und Gemma hatte der Hausfrau die Hand zum Abschied geboten, als Magelone unversehens aufgefahren und zu Truz in das Schifflein gesprungen war. »Heim fahr' ich mit dem Sieger!« rief sie übermütig herauf und zog sich mit beiden Händen das Ufermauerlein

entlang, um das Boot eilig aus der Bucht zu bringen. Das war schon im offenen Wasser, als Van der Mühlen und Gemma noch zögerten, mit dem zweiten Schifflein zu folgen. Truz hatte Steuer und Leine gepackt, und dann war der Wind in dem Segel; das Boot legte sich auf die Seite, und vor seinem Bug stäubte es auf von einem feinen Wölklein von Tropfen, das in der Sonne vielfarbig funkelte.

Gemma stand immer noch am Ufer. Da vernahm sie Magelone, wie sie winkte und rief: »Jetzt bin ich einmal mit deinem Schatz allein, und du darfst zuschauen, wie gern ich ihn als Schwager mag!« Und ausgelassen hatte sie sich auf die Bank geworfen, wo das Boot schon überhing, hatte Truz umarmt und seinen Kopf zu sich herübergezogen.

Für einen schrecklichen Augenblick sah Gemma vor dem bis zum Kiel aus dem Wasser aufgestiegenen Boote nichts mehr von den beiden Menschen, vernahm gellende Schreie, sah das Schifflein mit flatterndem, klatschendem Segel, wie es wieder aufrecht stand, seltsam tief ging, schwankte und dabei doch an seinem Ort verharrte, als warte es auf die Insassen, die es treulos verlassen hatten.

Dann war Truz aufgetaucht und schwamm mit schweren Stößen auf Magelone zu, deren liches Kleid ausgebreitet auf dem Wasser lag und dunkler und dunkler wurde, indes Stück um Stück davon abzubröckeln schien und verschwand. »Hilfe, Hilfe!« kreischte sie immer wieder. Gemma hatte einen Rahn losmachen können, und mit dem Onkel ruderte sie hinaus, indes Van der Mühlen mit fliegenden Händen sein Boot aus der Bucht brachte.

Truz hatte sich zu Magelone herangearbeitet und suchte sie von hinten her mit Stößen dem nahenden Rahn zuzudrängen. Doch die Todesangst machte sie unsinnig. Als ihr Retter wieder einmal den Arm hob, hatte sie ihn gepackt, den Kämpfenden umklammert und mit dem Kopf unter das Wasser gezerrt. Ein Ruder hatte der Onkel reichen können — mit einem Schrei hatte Magelone danach gegriffen und Truz fahren lassen. Und vor Gemma tauchte das Haupt des Geliebten auf, bleich mit erloschenen Augen, und wollte wieder versinken. Doch ein Fischer aus der Nachbarschaft, der Zeuge des Unglücks geworden

und mit seinem Rahn herbeigeeilt war, hatte mit einem Haken den Körper greifen und so ans Ufer bringen können. —

Magelone war gerettet. Aber Trutz aber stand der Arzt gebeugt, und Gemma saß dabei, wie er sich abmühte und nach qualvollen Stunden nur ein Achselzucken hatte.

Das Mädchen weinte nicht, klagte nicht; nur sein Gesicht war grau und der Mund verzerrt. So ließ es die Verwandten klagen, als ob es kein Wort vernehme, ging stumm zum Hause hinaus, als habe es einer dort beschimpft und mißhandelt, und hatte nur eine abweisende Bewegung, als die Tante es unter Tränen bat, das Unglück nicht noch größer zu machen. In einen Zug stieg Gemma, der zur Stadt fuhr, wußte nicht, warum, nur daß sie flüchten müsse, flüchten, und sah nichts vor sich als ein teures Haupt, wie es mit erloschenen Augen und erblaßten Lippen vor ihr auftauchte — Augen, die ihr in der goldenen Sonne des Tages gelächelt, Lippen, die sie zärtlich geküßt hatten. Wege ging sie, Straßen — Menschen waren um sie her, sonntäglich geschmückt, und sie sah nichts als diese erloschenen Augen, diesen blassen Mund.

Im Garten zum Einhorn spielte das Hausorchester, flirrte es von Tassen und Gläsern, war ein Leuchten von lichtgelebten Frauen. Gemma ging hindurch, unwirklich, abgeschieden von der Freude dieser Welt, verstoßen in eine Ode, und eine Stimme war um sie und fragte immer wieder: Was tun die Toten bei den Lebendigen? Und dann war es die Stimme des Geliebten. Die Verwandte hatte sie bemerkt, in das Wohnzimmer gezogen und die Mutter holen lassen. Die kam mit verweinten Augen, fiel ihrer Tochter um den Hals und schluchzte, man habe sich ohne die Kinder zum Mittagmahl setzen müssen, und da sei die unheilvolle Botschaft gekommen. Der Vater sei hinaus mit dem Auto und mit ihm der Oberst —

»Wer?« schrie Gemma auf.

Trutzens Vater, der unvermutet gekommen sei, einen Urlaub bei dem Sohne zu verbringen. Und das sei das schrecklichste gewesen, diesen Mann zu sehen, der keine Träne habe.

»Tränen ...« hatte Gemma raub hervorgestoßen und dann ein Lachen gehabt, das ihr Gesicht verzerrte. »Laß mich, Mutter,«

hatte sie gewehrt, war auf ihre Kammer gegangen, gestolpert, hingeschlagen und von der besorgt nachgeeilten weinenden Base aufgehoben worden.

»Ich will allein sein — so allein wie ich bin!« hatte sie dann geschrien, die Tür verriegelt und war auf ihr Bett gefallen.

Und der Abend kam und die Dämmerung, und vor dem Mädchen erstand immer wieder ein geliebtes Haupt mit erloschenen Augen und blassen Lippen, und das wuchs und drohte, und Gemma wollte flüchten davor und hätte aus der Welt gehen müssen, um es nimmer zu schauen.

Der alte Montagnini war mit Van der Mühlen und Magelone, die geschluchzt und geschrien hatte, sie könne nicht unter einem Dache mit einem Toten weilen, heimgekehrt, und Gemma hatte sich fügen und den Vater einlassen müssen, sie, die doch gequält jedem Worte des Trostes auswich. Er hatte sie in die Arme geschlossen, und da spürte sie, daß des Mannes Augen, in denen sie nie eine Träne gesehen, naß waren. Mit einem Schrei hatte sie sich losgerissen, war hinausgestürzt und so auch vor seinem Troste geküßt. In einem Briefe ließ sie ihn von dem letzten Wunsche Trutzens wissen.

So geschah es, daß an einem Herbsttage, da alle Fernen erschlossen schienen und Hügel und Berge klar und scharf vor einem blauen Himmelsgrunde standen, der Gottesader in einem Städtlein am See eine Schar von Studenten und Dozenten unter blauweißen Bannern sah, einen Offizier in fremder Uniform neben dem Herrn vom Einhorn, wie sie, von neugierigem Volke geleitet, einen mit weißen Rosen überstreuten Sarg hinauftrugen, indes die dunkle Melodie eines Trauermarsches wie eine Wolke auf ihrem Wege war. Und dann hatten sie den früh vollendeten Gefährten in die Erde gesenkt. Unter einem Sturmmarsch des in langen Kriegen gefesteten Volkes, dem der Verstorbene entsprossen, waren sie auf das Schiff gezogen, das ihrer wartete, und das hatte, indes seine Schaufeln zu pflügen begannen, noch etliche Schiffe hinaufgesandt zu dem jungen Grabe, und deren Widerhall hatte auch ein dunkles Mädchen fern vernommen.

Im Stall des Einhorns stand ein schönes Damenpferd, ein Goldfuchs. Den hatte

sich Gemma satteln lassen und war zur Stunde, da die Studenten ausgefahren waren, um einem Genossen ihrer hellen Jugend ein letztes Lebewohl nachzurufen, jenseits durch Wiese und Wald eine steil über der Stadt aufragende Höhe hinangeritten, die ein Turm mit weiter Fernsicht krönte, der Rest einer Burg, wo voreinst ein Minnesänger gehaust und für die zärtlichsten und innigsten Geständnisse eine so kunstvolle Form gefunden hatte wie keiner nach ihm. Im Gesträube band Gemma den Fuchs an, und der spürte nach den reisenden Haselnüssen, indes sie mit einem Stöhnen das Seil gepackt hatte, das Besucher der Ruine vorsorglich die steilgewundene Treppe entlang leitete. Aus Schatten kletterte sie in das Dunkel und aus dem Dunkel in die leuchtende Helle. Der See lag ihr zu Füßen. Jenseits, wo sanftere Hügel sich hoben, schimmerte weiß ein Städtlein, ein Dampfer lag dort, und Gemmas scharfe Augen sahen den Rauch über seinem Schornstein als einen weißgrauen Ball, der bald von Lichtern durchfunkelt war, bald dunkler und dichter spielte und aufs neue, wie ein Gebild aus jarten Schleiern geknüllt, in der Bläue hing.

Das Kirchlein auf der Höhe suchten ihre heißen Augen. Als sie den Felsstecher hob, war ihr unversehens ein Grab nahe und ein Sarg, und doch alles so fern wirklichem Geschehen wie nur ein Bild. Gestalten waren in dem Rahmen, die sich wirrten, lösten, der Sarg war nicht mehr zu sehen; dann war auch der Friedhof leer von der drängenden Menge, und Gemma sah nur noch einen Menschen über dem Grabe, und das Dunkel dieses Grabes schwand unter dessen Händen dahin, und wie ein Traumbild war alles verblaßt. Irgendwo lag ein stiller Friedhof, im Schatten eines Kirchleins ruhte ein Toter mehr, und die Welt ging weiter ihren alten Gang ...

Schüsse hatten über den See gedröhnt, in den Bergen war der Widerhall vergangen, und Gemma sah den Dampfer, wie er sich von dem jenseitigen Ufer gelöst hatte und unter blauweißen Wimpeln das Wasser vor sich hertrieb. Im Unterholze schnaubte der Fuchs, und Gemma schaute hinab in die Finsternis des Schachtes, dem sie entstiegen, und ihr war, Truß müsse baraus auftauchen wie an jenem goldenen Tage, da sie mit-

einander diese Stätte gesucht, wo der Minnesänger seine zärtlichen Lieber in die Ferne gesandt, und sie dem Gefährten lebend vor- aufgeeilt war und ihm gerufen hatte: »Suche mich!« Und sie schrie auf: »Suche mich!« Der Widerhall war im Walde, ein Häher warnte, ein Fink verstummte mitten im Schlage, und irgendwo zirpte gedämpft ein banges Vöglein. Tief war das Mädchen erschauert, hatte sein Kleid gerafft und war niedergestiegen in das Dunkel, und ihm war, als gehe es lebend in sein Grab. Der Fuchs tänzelte über grünumbämmerten Pfaden dahin, und Gemma war wohl in diesem Zwielicht, und wenn der Wald sich auflutet und die Sonne über den Weg flutete, schloß sie scheu die Augen, und der Schmerz verzerrte ihren Mund, daß sie weiterleben und das Licht spüren sollte, dieses unbarmherzige Licht, das so grell die Lust der Welt malt für alle jene, die da leiden und einsam sind.

Auf Gemmas Kammer hing ein goldfarbenes Kleid von lichter rosenbestickter Seide. Das hatte sie zu dem Tage machen lassen, da Truzens Vater, der Oberst, zum Urlaub kommen und sie ihm zum ersten Male begegnen sollte. Während der Abend draußen brannte, zog Gemma die Vorhänge des Fensters zu, zündete die Kerzen eines vielarmigen Leuchters an und schmückte sich. Dann schlug sie ein Epigentuch um Kopf und Schulter, stahl sich heimlich hinaus zum Bahnhof eines Vorortes und nahm dort den Zug, der die Arbeiter aus den Ortschaften am See aus der großen Stadt heimführte. So kam sie zu dem Städtlein mit dem Friedhof über den Weinbergen. Das lag still. Der Mond stieg hinter einem Hügel als ein großer goldener Ball aus einem Purpurbett auf, eine Wolke stand in der Ferne wie ein stolzes Schiff unter geblähten Segeln.

Aus der Kirche glomm ein Licht — dort übte noch der Lehrer. Bald psalmobierte und jubilierte die Orgel, bald brauste eine Sturmflut von Tönen dahin, verdröhnte, und auf ihrer Spur stieg ein süßer Gesang auf zu seiner Heimat, den himmlischen Sternen. Und dann lag ein Mädchen in den Kränzen und Blumen, die einen frischen Hügel bedekten, wimmerte und stöhnte und hatte doch keine Tränen.

»Kind, Gemma!« hat da eine Stimme voll Güte. Zwei Arme hatten sie umfaßt und

aufgerichtet, und das Mädchen sah in das von Trauer verschattete, ernste, schöne Gesicht eines reifen Mannes, in ein paar schwermütige Augen, die liebevoll ihren Blick suchten. Das Gold einer Uniform leuchtete, eine stolz gemeißelte kantige Stirn erinnerte an den Dahingegangenen.

Mit einem wilden Schrei hatte sich Gemma losgerissen. »Ja, ich bin's, ich!« klagte sie sich an. »Wär' ich nicht auf seinen Weg geraten — Sie hätten noch einen Sohn. Tausend Tode möcht' ich sterben, könnt' ich Ihnen für eine Stunde nur wiedergeben, was Sie durch mich verloren!«

»Und du, Kind, hast du nichts verloren?« Der Oberst war auf Gemma zugetreten und hatte die vor ihm in die Knie Gesunkene an seine Brust gezogen. »Was geschieht, warum es geschieht — das begreift unser Herz, ach, so oft nicht und ahnt doch, daß es keine Willkür in all dem Geschehen gibt. Deine Liebe ist mit meinem Sohn gewesen, und kein Gefühl geht verloren.

Die Augen Gemmas hatten sich geschlossen, und die Tränen, die ersten Tränen quollen unter den Lidern hervor. Es war, als wollte das Mädchen vergehen in den Armen, die es in zärtlichem Erbarmen aufgerichtet hielten — vergehen vor Schmerz und Weh in instillsbarem Weinen.

»Laß uns beten, Kind!« bat der Oberst. Er hielt sie an der Hand und sprach über das Grab weg in die Ferne: »Herr, dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden.«

»Gottes Wille soll's sein, daß ich elend sei für und für?« hatte da Gemma aufgeschrien. »Was hab' ich verbrochen, daß mir der Himmel grollen müßte? Warum soll ich elend sein, ich allein, ich, ich? ... Nein: ist's Gottes Wille — ich dank' ihm nicht dafür, ich kann nicht beten!«

»Können wir nicht, so müssen wir doch!« hatte der Oberst da Gemma mit einem traurigen Lächeln belehrt, des Mädchens Arm genommen und es mit sanfter Gewalt hinweggeführt zu den Verwandten, die sich seiner liebevoll annahmen, über das festliche Gewand kein Wort des Erstaunens äußerten, sorgten, daß es bald zur Ruhe kam, und die Eltern im Einhorn wissen ließen, daß es bei ihnen zu Gaste sei und so lange bleiben

werde, bis des Freiherrn von Harhus Urlaub abgelaufen.

So geschah es, daß Gemma für etliche Wochen in der Nähe eines Menschen weilen durfte, der ihren Verlust mit dem gleichen Schmerz empfand wie sie und in diesem gemeinsamen Leide doch der beste Tröster für sie war. Keinen Tag ließ er vergehen, ohne daß sie einen Weg ins Land hinaus machten, über die Hügel weg zu einem Tälchen niederstiegen und irgendwo unter einem schönen Baume Rast hielten.

Auf diesen Wanderungen sprach der Oberst gerne von dem Leben nach dem Tode, wie er sich das dachte. In seiner Eigenart bestehe ein jeder Mensch fort, so, wie er sie in der Freiheit seines Willens auf Erden gebildet, zum Guten oder Bösen, jeder nach Himmel und Hölle geschieden in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter und so Verwandter. Und wer als Sieger hervorgehe, der sei ledig jener Versuchungen, die ihn auf Erden zum Kampfe bedrängen mußten, eines verklärten Leibes mit tausendfältig verfeinerten Sinnen froh. Und wo sich Mann und Weib auf Erden geliebt, als Ergänzung und Vollendung ihres Wesens empfunden und ihrer Einheit bewußt geworden, da werde diese Einheit ewig bleiben.

So tröstete der Oberst das dunkle Mädchen an seiner Seite, und Gemma scheute in diesen Tagen jedes andern Menschen Nähe, als nehme er hinweg von jenem Troste, dessen sie in unermessener Fülle bedurfte. Man möge sich nicht um sie sorgen, hatte sie ins Einhorn berichten lassen. Sie werde erst heimkehren, wenn des Obersten Urlaub zu Ende gehe.

Die Eltern sahen Gemma erst wieder, als der Oberst auf der Heimreise im Einhorn vorsprach. Still und gefaßt schien das Mädchen, und Montagnini drückte dem Freiherrn dankbar die Hand, der in seinem eignen Leid dadurch Trost gefunden, daß er zum Tröster eines Nebenmenschen geworden war. Auch im Van der Mühlenschen Hause machte der Oberst einen Abschiedsbesuch, aber dorthin begleitete ihn Gemma nicht. Die Schwester könne sie nicht sehen, hatte sie ihrem väterlichen Freunde gestanden, und der hatte vor der dunklen Glut ihrer Augen nicht versucht, sie andern Sinnes zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Österreich und Ungarn

Ihr Verhältnis zueinander
Eine zeitgemäße Betrachtung
von Theodor von Sosnosky

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird dieser Krieg das Verhältnis Ungarns zu Österreich in höchst bedeutsamer Weise beeinflussen, und zwar zugunsten Ungarns. Er wird diesem nämlich voraussichtlich die Erfüllung eines seiner heißesten Wünsche bringen: die völlige Losrennung der aus den Ländern der ungarischen Krone rekrutierten Truppen von den aus Österreich ergänzten. Mit andern Worten: das selbständige ungarische Heer. Kommt es hierzu — woran kaum mehr zu zweifeln ist —, so bedeutet dies einen Triumph Ungarns über den Reichsgeanken, denn seit einem halben Jahrhundert schon hat es mit Österreich oder, richtiger, mit der obersten Staatsgewalt der Monarchie um dieses Ziel gerungen; ein Kampf, der namentlich in den letzten zwei Jahrzehnten sehr scharfe Formen angenommen hat. Was Ungarn oder vielmehr was die Magyaren in all diesen Jahren nicht zu erreichen vermocht haben, wenigstens nicht vollständig: der Krieg wird es ihnen bringen. Das selbständige ungarische Heer soll der Dank des Herrschers sein für die militärischen Leistungen Ungarns in diesem Kriege.

Daß die Losrennung der ungarischen Truppen aus dem gemeinsamen Heere, somit dessen völlige Zweiteilung, einen Markstein in der Geschichte und Entwicklung nicht nur der habsburgischen Kriegsmacht, sondern der habsburgischen Monarchie bilden wird, bedarf keiner besonderen Erörterung; bedeutet sie doch, wenn auch nicht den letzten, so doch sicherlich den entscheidendsten Schritt auf dem Wege der Magyaren zu der von ihnen so beharrlich angestrebten völligen Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Diese Unabhängigkeit ist seit jeher ihr Ideal gewesen, und eben, weil sie im gemeinsamen Heere ein Haupthindernis für die Erreichung dieses Zieles sahen und sehen, haben sie unermüdlich auf die Losrennung der ungarländischen Truppen vom gemeinsamen Heere hingearbeitet. Ihr leidenschaftlicher Drang nach völliger Unabhängigkeit bildet denn auch das Leitmotiv ihrer Politik, und so mannigfach auch deren Instrumente und Tonarten sind, immer wieder klingt es mehr oder weniger vernehmlich heraus.

Gleich den meisten kleineren Völkern mit ruhmvoller Vergangenheit — Polen, Tschechen, Serben — stehen auch die Magyaren unter dem Banne dieser Vergangenheit, die sie nicht vergessen können, die sie, mit der Gegenwart unzu-

frieden, zur Zukunft wandeln wollen. Diese Politik des »Es war einmal« ist nun freilich Gefühlspolitik, aber man würde sich gewaltig irren, wenn man sie deshalb nicht ernst nähme. Gerade die Magyaren liefern den schlagendsten Beweis dafür, daß Gefühlspolitik, wenn sie mit Energie und Fähigkeit betrieben wird und über ein hinlängliches Maß von positiver Kraft verfügt, zu durchaus ernster Realpolitik werden und ihr Ziel erreichen kann. —

Bis zum 29. August 1526 ist Ungarn ein ganz selbständiges Königreich gewesen, an dessen Spitze mehr als vier Jahrhunderte hindurch die nationale Dynastie der Arpaden stand. Als diese 1301 mit Andreas III. erlosch, gelangten Herrscher aus landfremden Fürstengeschlechtern auf den ungarischen Thron, aus den Geschlechtern Anjou, Luxemburg, Habsburg und Jagello. Wenn während dieser Zeit die ungarischen Könige außer der Stefanskronen auch noch andre Königskronen — Sigismund sogar die deutsche Kaiserkrone — trugen, so blieb Ungarn unter ihnen darum doch ein selbständiges Reich. Erst auf dem Schlachtfelde von Mohács, wo König Ludwig II. am 29. August 1526 Krone und Leben einbüßte, verlor Ungarn seine frühere Unabhängigkeit. Es wurde habsburgischer Besitz, indem Erzherzog Ferdinand von Österreich, der Gatte der Schwester des gefallenen Königs von Ungarn, als nächster Thronanwärter zum König von Ungarn gewählt wurde. Doch waren er und seine Nachfolger dies mehr dem Titel nach, denn bis auf einen schmalen Landstrich im Westen war das ganze Reich in die Hände der Türken gefallen, bei denen es über 160 Jahre lang, bis zum Zusammenbruch dieser Herrschaft, bleiben sollte. Wiewohl die Magyaren ihre Befreiung vom türkischen Joch nicht der eignen Kraft, sondern den Feldherren und Heeren des Hauses Habsburg verdankten, bezeugten sie diesem dafür wenig Erkenntlichkeit, denn sie nahmen, wie schon während der Herrschaft des Halbmonds, meist für diesen und gegen jenes Partei.

Nachdem der ungarische Reichstag schon 1087 die Erblichkeit der ungarischen Krone anerkannt hatte, wurde das Verhältnis Ungarns zum Kaiserhause durch die Pragmatische Sanction geregelt, die, beiläufig bemerkt, kein einzelner Staatsakt, wie man leicht glauben könnte, sondern ein ganzer Komplex von solchen, im Hause Habsburg für den Fall seines Aussterbens im

Mannesstamme die weibliche Erbfolge einsetzte und zugleich die Anteilbarkeit und Untrennbarkeit des habsburgischen Besitzstandes festlegte.

Während diese feierliche Erklärung in den österreichischen Erbländern anstandslos die vom Kaiser verlangte Anerkennung seiner »souveränen kaiserlichen Willensentschließung« fand und ebenso bei den siebenbürgischen Ständen und der Stadt Fiume, machten die ungarischen Stände Schwierigkeiten und knüpften an die Anerkennung ihrerseits Bedingungen. Sie verlangten nämlich vom Kaiser Bürgschaft für ihre verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten, namentlich für die Steuerfreiheit des Adels. Ganz besonders aber war ihnen um eine festere Verbindung, eine »Unio« mit den habsburgischen Erbländern zu tun; nicht etwa aus heißer Liebe zu diesen, sondern aus dem sehr materiellen Grunde, weil sie die bedeutenden finanziellen und militärischen Lasten, die ihnen die Verteidigung ihres Landes in jenen kriegerischen Zeiten auferlegte, nicht mehr allein tragen wollten, sondern durch die »Unio« mit den Erbländern zu teilen wünschten. Der Kaiser war jedoch mit dieser Zumutung keineswegs einverstanden, wie man glauben könnte, sondern sträubte sich dagegen, weil er eine engere Verbindung zwischen den patrimonial beherrschten Erbländern und dem verfassungsmäßig regierten Ungarn nicht wünschte. Nach längeren Verhandlungen fand die höfische Diplomatenkunst folgenden Ausweg: Die ungarischen Stände überbrachten dem Kaiser ihre »freiwillige« Zustimmung zu seinen Anordnungen. Der Kaiser dagegen bestätigte seinerseits ebenfalls »freiwillig« ihre Rechte und Freiheiten. Diese beiden Erklärungen vom 17. Juli 1722 und 18. Februar 1723 bilden die Artikel I und II der ungarischen Pragmatischen Sanktion. Zwischen ihr und dem für die österreichischen Erbländer geltenden Gesetze gleichen Namens besteht der wesentliche Unterschied, daß dieses bloß ein Hausgesetz ist, jene aber ein Staatsgesetz.

War damit das Verhältnis zwischen Ungarn und dem österreichischen Kaiserhause auch gesetzlich geregelt, so wurden dadurch die Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten zwischen beiden Teilen keineswegs aus der Welt geschafft. Sie machten sich besonders dann geltend, wenn das Kaiserhaus in irgendwelche Bedrängnis geriet. So im Siebenjährigen Kriege unter Maria Theresia. Man wird dieser Behauptung die bekannte Szene auf dem Preßburger Reichstage von 1741 entgegenhalten, wo die damals jugendliche Herrscherin im Ornat einer Königin von Ungarn vor den ungarischen Ständen erschien und deren Hilfe erbat, worauf die rasch begeisterten Magnaten, von der Jugend und Bedrängnis ihrer Königin gerührt, ihre Säbel zogen und das seither von ungarischer Seite so

oft zitierte *Moriamur pro nostro rege Maria Theresia!* riefen. Allein das Verhalten, das dieselben Stände in der Folge bekundeten, und die Zugeständnisse, mit denen sie sich ihre Hilfe gegen Preußen bezahlen ließen, zeigten, daß jenes Treuegelöbnis nur das Ergebnis flüchtiger Begeisterung gewesen war.

Unter Kaiser Josef verschlechterte sich das Verhältnis zwischen dem Kaiserhause und den Madjaren noch mehr, denn diese fühlten sich durch das absolutistische und germanisatorische Auftreten des Kaisers in ihren historischen und nationalen Gefühlen verletzt, und ihr Widerstand erwies sich als so stark, daß der Kaiser sich genötigt sah, alle seine in jenem Sinne getroffenen Verfügungen wieder aufzuheben. Sein Nachfolger und Bruder, Kaiser Leopold II., aber, lebensklüger und nachgiebiger als Josef, wollte, da er schon mit den rebellischen Belgiern genug zu tun hatte, mit den Madjaren deshalb zu einem Einvernehmen gelangen. So kam der ungarische Gesetzartikel X vom Jahre 1790 zustande, worin Ungarn als ein freies, »keinem andern Königreiche oder Gemeinwesen unterworfenen Königreich« bezeichnet wird, das »nur nach seinen eignen Gesetzen und Gebräuchen, nicht aber nach Art anderer Provinzen« regiert werden dürfe. Allerdings wird in diesem Gesetz neben diesem fraglos wichtigen Zugeständnis auch auf die Untrennbarkeit und Anteilbarkeit hingewiesen, die schon in der Pragmatischen Sanktion festgesetzt worden sei. In andern Gesetzartikeln jener Zeit wird die Unabhängigkeit Ungarns noch dadurch illustriert, daß der Kaiser ohne ausdrückliche Bewilligung des ungarischen Landtages in Ungarn weder Steuern ausheben noch Kriegssubsidien einziehen könne, daß der Herrscher unter die Zahl seiner Minister und Gesandten Madjaren aufnehmen habe, daß kaiserliche Machtsprüche und Verordnungen für Ungarn keine Geltung haben sollten und was derartige Sonderrechte und Einschränkungen der Herrschergewalt noch mehr waren.

Damit war die Sonderstellung und Selbständigkeit Ungarns vom Kaiser allerdings in unanfechtbarer Weise festgestellt worden, wenn der Hinweis auf die Pragmatische Sanktion ihr auch einen gewissen Dämpfer auflegte. Es war daher auch nicht anders zu erwarten und nur als selbstverständlich anzusehen, daß ein so selbstbewußtes und dabei abvoltatorisch veranlagtes Volk wie die Madjaren auf ein solches Rechtsinstrument jederzeit pochen und jeden auch nur leisen Versuch, ihnen diese weitgehenden Rechte zu schmälern, mit dem ganzen Angetum ihres leidenschaftlichen Temperaments und dem ganzen Pathos, der ganzen Epikindialeit ihrer dialektischen Rhetorik zurückweisen würden.

Wie überaus vorsichtig die Majjaren auf die Wahrung dieser Rechte bedacht waren, sollte sich nicht lange danach bei der Annahme des österreichischen Kaisertitels durch Kaiser Franz (1804) zeigen. Die ungarischen Stände witterten in dieser Titulatur eine Gefahr für ihre Selbständigkeit und eine Unterordnung der ungarischen Königswürde unter die österreichische Kaiserkrone. Sie erklärten daher, daß sie der neue Titel nichts angehe, da der Kaiser von Österreich mit Ungarn ebenso wenig zu schaffen habe wie der Deutsche Kaiser. Und dabei blieben sie.

Daß ihr Mißtrauen nicht unbegründet war, sollte sich drei Jahrzehnte später nach dem Tode Kaiser Franzens zeigen. Als sein Nachfolger Ferdinand als der erste seines Namens den österreichischen Kaiserthron bestieg und man in Wien der Ansicht war, der Herrscher werde auch als König von Ungarn Ferdinand der Erste sein, da erhoben die ungarischen Stände gegen diese Auffassung nachdrücklich Einspruch und beriefen sich dabei auf den Fundamental-Artikel X vom Jahre 1790, demzufolge Ungarn ein ganz unabhängiges Königreich sei, somit auch in der Reihenfolge seiner Herrscher sich nicht nach der für Österreich geltenden richten könne, sondern nur nach der der ungarischen Könige. In Wien wollte man diesen Standpunkt nicht gelten lassen und verwies auf die Präzedenzfälle, in denen die ungarischen Könige, die zugleich römisch-deutsche Kaiser gewesen waren, dieselben Ordnungszahlen geführt hatten wie diese. Aber die ungarischen Stände ließen sich durch dieses Argument in ihrer Auffassung nicht irremachen und erklärten, die deutsche Kaisermürde sei nicht erblich, sondern durch Wahl bedingt, daher auch nicht immer an dasselbe Fürstenhaus geknüpft gewesen; für Ungarn habe somit keine Gefahr bestanden, dem Deutschen Reiche einverleibt zu werden. Ganz anders lägen die Verhältnisse bei der österreichischen Kaisermürde, die erblich und deren Träger mit dem König von Ungarn jederzeit identisch sei. »Demnach müssen wir, die wir durch Verträge und Gesetze verpflichtet sind, keiner Gemeinschaft unterworfen, sondern unabhängig zu sein, in jeder gesetzlichen Weise darauf bedacht sein, daß nicht etwa infolge unsrer Sorglosigkeit im wechselnden Laufe der Zeiten aus einzelnen Beispielen ein Brauch in Außerlichkeiten entstehe, aus diesem Brauche und diesen Außerlichkeiten aber dann Rechte konstruiert werden, die unsrer gesetzlichen Unabhängigkeit widersprechen, und auf diese Weise auch wir mit Änderung des Bestandes dieses Königreiches dem österreichischen Kaisertum unterworfen werden.«

Diese von den ungarischen Ständen am 21. September 1835 an den Kaiser gerichtete Adresse kennzeichnet den majjarischen Standpunkt der Dynastie und mittelbar auch Öster-

reich gegenüber auf das deutlichste. An diesem Standpunkt aber hielt man in Ungarn unverrückt fest. Daß man dort heute noch genau so denkt wie damals, zeigt die Tatsache, daß der gegenwärtige Herrscher auf dem habsburgischen Throne als Kaiser von Österreich Karl I., als König von Ungarn aber als Karl IV. gilt.

In Wien vermochte man den ungarischen Standpunkt zwar nicht zu widerlegen, aber man war nichtsdestoweniger weit entfernt, ihn zu teilen. Man hatte dort wenig Verständnis für eine Verfassung, die zur Zeit, da das Haus Habsburg nach Vertreibung der Türken von Ungarn dauernd Besitz ergriff, wenn auch nicht de jure, so doch de facto längst nicht mehr bestanden hatte; war Ungarn doch zum weitaus größeren Teil 160 Jahre hindurch (1526—1686) nichts andres gewesen als ein türkisches Vasallat, als ein Land, auf das man kraft des Erobererrechtes einen begründeten Anspruch hatte, einen Anspruch, der schon durch die Tatsache der Erbfolge gegeben war, gleichviel ob diese nun gesetzlich festgelegt worden oder nicht. In der Pragmatischen Sanktion fand diese Auffassung nur eine Stütze, denn durch sie war Ungarn untrennbar mit den Erbländern zu einem unteilbaren Ganzen vereinigt worden. Allerdings besaß Ungarn gewisse Sonderrechte, auf die man immerhin Rücksicht nehmen mußte, aber im Grunde war es doch nichts andres als eine mit diesen Rechten und dem Titel »Königreich« ausgestattete Provinz des Habsburgerreiches, so etwa wie Böhmen.

Das war die Auffassung, die man in Wien von dem Verhältnis der Krone zu Ungarn hatte, und man zeigte sich um so weniger gewillt, davon abzuweichen, als die immer zur Opposition neigende, stets neue Schwierigkeiten machende Haltung der Majjaren Mißtrauen erweckt hatte; ein Mißtrauen, das um so begründeter war, als diese sich nicht gescheut hatten, mit den erbittertesten Feinden Österreichs, den Türken, Franzosen und Belgiern, gemeinsame Sache zu machen. Daß man durch den Gesetzartikel X vom Jahre 1790 die Sonderrechte Ungarns, insbesondere dessen Unabhängigkeit und Selbständigkeit, ausdrücklich anerkannt hatte, daran lehrte man sich in Wien nicht.

Eine derartige Auffassung war mit dem in Ungarn behaupteten Standpunkt natürlich durchaus unvereinbar, und es war unter solchen Verhältnissen keineswegs zu verwundern, daß es zwischen beiden Parteien immer wieder zu den peinlichsten Meinungsverschiedenheiten und Kompetenzstreitigkeiten kam, die sich allmählich zu einem ganzen Berge zwischen ihnen aufstürzten und den Verkehr immer schwieriger machten.

Als nun der wilde Frühlingsturm des Jahres 1848 vom Westen her auch über Ungarn brauste und die Funken der Empörung, die er mit sich

führte, in diesen Reifigberg politischer Zwistigkeiten fielen, da schlugen die Flammen des Auf-
ruhrs lichterloh empor, und die Madjaren glaubten, die Stunde ihrer völligen Befreiung von der
Gemeinschaft mit Österreich habe nun geschlagen.

In Wien wagte man, durch die von allen
Seiten anstürmenden Drangsale eingeschüchtert
und verzagt, den madjarischen Forderungen, so
anspruchsvoll sie sich auch erwiesen, keinen
Widerstand zu leisten, und willigte nicht nur in
die Errichtung eines eignen ungarischen Mini-
steriums, sondern auch in eine weitgehende
Schmälerung der Hoheitsrechte des Herrschers,
namentlich auf militärischem Gebiet, so daß der
Kaiser als König von Ungarn nur noch dem
Namen nach oberster Kriegsherr sein, seine mili-
tärische Macht aber tatsächlich auf das neu-
geschaffene ungarische Ministerium übergehen
sollte. So weit kam man in Wien den ungarischen
Forderungen entgegen, daß man die in
Ungarn stehenden Truppen, und zwar auch dann,
wenn sie sich nicht aus Ungarn ergänzten, sogar
nötigte, den Eid auf die ungarische Verfassung
abzulegen.

Als der mit dem Oberbefehl über alle im Be-
reich der Stefanskronen stehenden kaiserlichen
Truppen betraute Feldmarschalleutnant Graf
Lamberg aber bei seiner Ankunft in Pest vom
Vöbel in bestialischer Weise ermordet wurde —
ein Schicksal, das acht Tage später, 6. Oktober,
auch den kaiserlichen Kriegsminister Grafen La-
mour in Wien ereilen sollte —, da besann man
sich in Wien eines andern, hob die ungarische
Verfassung auf, verhängte über Ungarn den Be-
lagerungszustand und ernannte den Banus von
Kroatien, Freiherrn von Jellacic, zum Ober-
befehlshaber aller in Ungarn stehenden kaiserlichen
Truppen. Eben noch »Rebell«, da er sich
geweigert hatte, dem kaiserlichen Befehl Folge
zu leisten und sich dem ungarischen Ministerium
unterzuordnen, wurde er nun zum Palatin des
habsburgischen Thrones und zog als solcher gegen
Ungarn zu Felde.

In dem Kriege, der nun zwischen Österreich
und Ungarn entbrannte, kam es zu der einzig-
artigen, geradezu grotesk anmutenden Erschei-
nung, daß beide Teile ihn im Namen desselben
Herrschers führten. Die Österreicher im Namen
Kaiser Ferdinands I., die Ungarn in dem König
Ferdinands V. In weitaus der Mehrzahl mon-
archisch gesinnt, hätten sie der Republik nur
widerwillig oder gar nicht Gefolgschaft geleistet;
besonders die der kaiserlichen Armee entstam-
menden Offiziere und Soldaten, die den Kern
des ungarischen Heeres bildeten, wären dann
für den Kampf gegen Österreich nicht zu haben
gewesen. Dadurch aber, daß man ihnen vor-
spiegelte, sie würden für die Sache des Königs
kämpfen, überwand man ihre Bedenken und
gewann sie für die ungarische Sache. Es war

für sie darum ein schwerer Schlag, als Kossuth
am 14. April 1849 auf dem Reichstage von
Debreczin die Dynastie Habsburg des ungarischen
Thrones für verlustig erklärte. Er glaubte
damit diese zu treffen, traf aber nur die Sache
Ungarns, der er so viele Sympathien entzog
und schwere Zwistigkeiten auslud.

Die Waffenstreckung des ungarischen Heeres
bei Világos (13. August 1849) bedeutete das
Ende des ungarischen Freiheitskampfes. Das
Erwachen daraus war furchtbar. Österreich
ließ das niedergeworfene Ungarn seine Sieger-
hand schwer fühlen. Namentlich an den ehe-
maligen kaiserlichen Offizieren des ungarischen
Heeres nahm es grausame Rache. Am 6. Ok-
tober 1849 wurden in Arad 13 ungarische Gene-
rale hingerichtet, Hunderte von Offizieren aber
in den Kerker oder als gemeine Soldaten in
österreichische Regimenter gesteckt. Dieses Vor-
gehen war nicht nur grausam, es war auch un-
gerecht und unklug. Ungerecht, weil diese Män-
ner ja im guten Glauben an das Recht gehandelt
hatten, für das sie kämpften, und weil sie den
Schwur auf die ungarische Verfassung auf Be-
fehl des Kaisers abgelegt hatten, sich demnach
mit vollem Recht darauf berufen konnten, sie
hätten, indem sie für eben diese Verfassung
kämpften, nur dem Befehl des Herrschers ge-
horcht. Unklug aber war diese Härte gegen sie,
weil man hierdurch Märtyrer schuf und Sa-
tate. Wäre man in Wien weniger rachsüchtig
und grausam, dafür aber klüger und weit-
blickender gewesen, so hätte man, anstatt das
überempfindliche Selbstgefühl der Madjaren
durch derartige Verfolgungen und verkehrte
Maßnahmen zu verletzen und zu reizen, in der
einen oder in der andern Weise reinen Tisch
machen müssen: entweder durch rückhaltlose An-
erkennung der madjarischen Sonderbestrebungen
und tunlichste Erfüllung ihrer Wünsche oder
aber durch eine gründliche Umgestaltung der
Verwaltung Ungarns zugunsten der dort leben-
den nichtmadjarischen Nationalitäten, denen die
Regierung in Wien für ihre Hilfe gegen die
Madjaren zum Danke verpflichtet war, und die
sie sich auf diese Weise nun ihrerseits hätte zum
Danke verpflichten können. Kraft ihres Sieger-
rechtes hätte sie die Macht des Madjarentums
vielleicht für immer brechen können, ohne sich
dabei dem Vorwurf rachsüchtiger Sentimentalität
auszusetzen.

Es geschah aber weder das eine noch das
andre, und wenn Ungarn auch überwunden im
Staube lag und seiner Verfassung beraubt war,
so war es darum doch weit entfernt, sich end-
gültig besiegt zu geben, und begann der Re-
gierung in Wien von neuem zu schaffen zu
machen. Man versuchte es dort nun mit Ent-
gegenkommen und gab Ungarn im Oktoberdiplom
1860 eine neue Verfassung in der Hoffnung, es



Cornelia Paczka: Vom ungarischen Lande

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung in Düsseldorf vom Sommer 1917

Aufn. von Julius Sohn in Düsseldorf

hierdurch zu versöhnen. Aber die Majbären wiesen diese Gabe mit stolzem Troß zurück: sie wollten nicht eine Verfassung, sie wollten ihre Verfassung haben.* Noch weniger wollten sie etwas von der Reichsverfassung wissen, die das vier Monate später erlassene Februar-Patent allen Ländern der habsburgischen Krone verlieh. Darin sah man nur eine Verletzung der eignen, eifersüchtig festgehaltenen Sonderstellung. Da es auf diesem Wege nicht ging, versuchte man es nun anders und begann mit Ungarn zu verhandeln, denn man wollte dem unhaltbaren und unerträglichen Zustande zwischen der Krone und Österreich einer-, Ungarn anderseits ein Ende machen. Ein Wunsch Kaiser Franz Josefs, in dem dieser durch die bitteren Erfahrungen von 1866 noch bestärkt wurde. Geschwächt wie Österreich durch seine Niederlage war, sah es sich außerstande, Ungarn gegenüber seinen Willen durchzusetzen, und war daher bestrebt, mit Ungarn einen Modus vivendi herzustellen. Man wünschte dies in Wien um so mehr, als man dort die Hoffnung auf die Wiederherstellung der Vormacht in Deutschland noch keineswegs aufgegeben hatte, diesen hochfliegenden Plan aber nur dann verwirklichen zu können glaubte, wenn der ewige Zwist mit Ungarn beseitigt werde.

So kam es denn 1867 zwischen der Krone und Österreich einer-, Ungarn anderseits zu jenen Vereinbarungen, die unter dem Sammelnamen »Ausgleich« die Grundlage für das heute noch bestehende Verhältnis zwischen beiden Teilen bilden. Der ungarische Standpunkt erhielt darin den Vorzug, denn Ungarn wurde als ein von Österreich ganz unabhängiger, mit ihm gleichberechtigter Teil der Monarchie erklärt, der mit jenem weder durch ein gemeinsames Zentralparlament noch eine gemeinsame Zentralregierung verbunden sei. Der österreichische Standpunkt wurde dabei nur insofern gewahrt, als gewisse Staatsangelegenheiten als »gemeinsam interessierend« anerkannt wurden und demgemäß auch gemeinsam geregelt werden sollten. Diese Angelegenheiten waren erstens die diplomatische und kommerzielle Vertretung im Auslande; zweitens das Kriegswesen, ausgenommen die Ergänzung und Bewilligung des ungarischen Heereskontingents, der Dislozierungs- und Verpflegungsbestimmungen, soweit sie Ungarn angingen; drittens das Finanzwesen hinsichtlich der gemeinsam zu bestreitenden Ausgaben. Zur Regelung dieser gemeinsamen An-

gelegenheiten wurde die Einrichtung der »Delegationen« getroffen, das heißt von Ausschüssen der beiden Parlamente, die aber nicht gemeinsam, sondern jeder für sich verhandeln und miteinander bloß schriftlich verkehren sollten. Ihnen kam die jährliche Festsetzung des Budgets und die Kontrolle der gemeinsamen Ministerien zu. Die Bestimmung des Verhältnisses, nach dem die gemeinsam zu leistenden Kosten getragen werden sollten (die sogenannte »Quote«), war eigens hierzu gewählten Deputationen der beiden Parlamente vorbehalten. Außerlich kam das neue Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn dadurch zur Geltung, daß das alte Kaisertum Österreich im Sinne des Gesamtreiches zu bestehen aufhörte und in die Österreichisch-Ungarische Monarchie verwandelt wurde. Ein Kaisertum Österreich gab es fortan nur im Hinblick auf die zisleithanischen Länder.

Wiewohl also die ungarischen Wünsche in der weitestgehenden Weise befriedigt wurden, war das Ausgleichsgesetz, Gesetzartikel XII des Jahres 1867, schon bei seiner Entstehung im beratenden Ausschuß des ungarischen Reichstages auf heftigen Widerstand gestoßen. Namentlich waren es die Ausdrücke »gemeinsam« und »Reich«, die bei der Minorität staatsrechtliche Bedenken hervorriefen, weil man darin eine Beeinträchtigung der Selbständigkeit des ungarischen Staates sah. Es bedurfte der ganzen Autorität Franz von Deáks, des Schöpfers des Ausgleichs, um diese Bedenken und Einwände zu überwinden und dem Gesetzentwurf zur Rechtskraft zu verhelfen.

Viel einfacher kam das Ausgleichsgesetz in Österreich zustande; zu einfach sogar, denn die österreichische Regierung setzte es über die Köpfe des österreichischen Parlaments hinweg durch, indem es dieses vor die vollendete Tatsache des zu Gesetzeskraft gelangten ungarischen Ausgleichsgesetzes stellte und von ihm die Schaffung eines Gesetzes von gleichem Inhalt verlangte. Dieses wurde denn auch in Eile zurechtgezimmert und am 21. Dezember 1867 sanktioniert. Es enthielt nur 37 Paragraphen gegen 69 des ungarischen Ausgleichsgesetzes und wich auch im Wortlaute mehrfach von diesem ab, indem es die dort verpönten Ausdrücke »Reich«, »Reichshälften«, »Kaiser« (im Sinne der Gesamtmonarchie) und »Österreichische Monarchie« gebrauchte; lauter Ausdrücke, die nach der ungarischen Auffassung bewiesen, daß man in Österreich bei aller Gefügigkeit Ungarn gegenüber sich doch noch immer nicht mit der subtilen Terminologie des ungarischen Staatsrechts vertraut gemacht hatte und auf dem von den Majbären so leidenschaftlich verneinten »Reichs«-Standpunkt verharrte.

Daß der Ausgleich die alten Gegensätze zwischen Österreich und Ungarn tatsächlich nicht ausgeglichen hatte, sollte sich sehr bald zeigen.

* Die Majbären berufen sich immer auf das »tausendjährige« Alter ihrer Verfassung. Mit Unrecht, denn die 160 Jahre der türkischen Herrschaft hatten ihrer alten Verfassung ein Ende bereitet. In Wahrheit stammt ihre Verfassung erst aus dem Jahre 1867, da die vom Jahre 1848 ja aufgehoben worden war.

Die magyarischen Beschwerden gegen jegliche, auch noch so eingeschränkte Gemeinsamkeit mit Österreich, ihr leidenschaftlich geäußertes Verlangen nach völliger Sonderstellung wollten nicht verstummen. Daß dieselben Magyaren, die vor dem Zustandekommen der Pragmatischen Sanction die »Unio« mit den habsburgischen Erbländern so hartnädig angestrebt hatten, nun diese Gemeinsamkeit ebenso hartnädig bekämpften, ist einer jener ironischen Witz, an denen die Weltgeschichte so reich ist.

Wie wenig man in Ungarn von den Errungenschaften des Jahres 1867 tatsächlich befriedigt war, wie wenig man die Jahre 1848/49 vergessen hatte, das zeigte sich, sooft im ungarischen Reichstag eine Meinungsverschiedenheit mit Österreich zur Sprache kam, also sehr oft. Dann wurde er immer zum Tummelplatz der leidenschaftlichsten Ausfälle und Anwürfe gegen Österreich, aus denen immer dasselbe Leitmotiv klang: Los von Österreich!

Das Ausgleichsgesetz krankte eben an einem unheilbaren inneren Widerspruch: es stellte in einem Atem zwei Forderungen auf, die im Grunde durchaus unvereinbar sind; es verlangte die völlige Unabhängigkeit Ungarns, zugleich aber die Anteilbarkeit und Untrennbarkeit des habsburgischen Besitzstandes. Wenn Ungarn aber untrennbar und unteilbar mit Österreich verbunden sein soll, kann es nicht ganz unabhängig sein und muß mit diesem ein Ganzes bilden, weil der Begriff der Anteilbarkeit notwendigerweise den der Ganzheit voraussetzt. Eben von dieser Ganzheit aber wollte man in Ungarn nichts wissen. Aus diesem inneren Widerspruch aber quollen immer wieder Mißverständnisse und Meinungsverschiedenheiten hervor, die von ungarischer Seite stets als »Gravamina« zu Haupt- und Staatsaffären aufgebaut wurden und das Verhältnis beider Teile immer unerfreulicher gestalteten.

Wie unzulänglich das Ausgleichsgesetz seinen Zweck, Frieden zu stiften, erreichte, zeigte sich auch bei der jeweiligen Erneuerung des Ausgleichs, der ja von Anbeginn bezeichnenderweise nicht dauernden, sondern bloß vorläufigen Cha-

rakter hatte und von zehn zu zehn Jahren erneuert werden sollte.

Insbesondere war es die Forderung eines eignen ungarischen Heeres, die sich immer wieder vernehmen ließ, bald leiser, bald lauter. Bis zu einem gewissen Grade war sie zwar schon nach dem Zustandekommen des Ausgleichsgesetzes durch das neue Wehrgesetz von 1868 erfüllt worden, denn es gab Ungarn in der ungarischen Landwehr (Honvéd) eine Truppe, die ausschließlich ungarisch und nur königlich, nicht auch kaiserlich war. Allein in Ungarn war man weit davon entfernt, sich hiermit zufrieden zu geben, und verlangte die Zweiteilung des Heeres. Auch das formell bedeutsame Zugeständnis, das aus dem k. k. Heere ein k. u. k. Heer machte — das Bindewort ist hier zum Trennungswort geworden —, erwies sich bloß als ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein.* Die Forderung nach dem eignen ungarischen Heere wurde immer stürmischer und führte im ungarischen Reichstage zu einer chronischen Obstruktion gegen die Wehrvorlagen, die fast zehn Jahre lang dauerte und den Ausbau der Wehrmacht der Monarchie so lange verhinberte; einer Obstruktion, bei der es zu unerhörten Szenen kam und der erst Tiszas Eisenhand zwei Jahre vor dem Weltkrieg ein Ende machte ...

Daß das in diesem Kriege gemeinsam in Strömen vergossene Blut und die gemeinsam erduldeten Leiden nicht imstande gewesen sind, die Sonderbestrebungen Ungarns zum Schweigen zu bringen, hat schon die während des Krieges erfolgte Trennung des alten gemeinsamen Reichswappens gezeigt. Diese Trennung des Wappens war aber offenbar nur der Vorläufer der Trennung des gemeinsamen Heeres, deren Verwirklichung diesmal anscheinend auch erfolgen wird. Die Zweiteilung des Heeres aber wäre wieder nur der Übergang zur Personalunion, dem vorläufigen Endziel der ungarischen Wünsche.

* Die Wehrmacht der Monarchie besteht derzeit demnach aus dem k. u. k. Heere (gemeinsam), der k. k. Landwehr (bloß österreichisch) und der k. ung. Landwehr (bloß ungarisch).

Ein Traum

Mir träumte, denn mein Herz war voll:
Der Trauerglocke Ton erscholl,
Und in den Himmel trat ich ein;
Es schluchzten alle Engelein.

Von Leid und Sterben sangen sie,
Ergreifend war die Melodie,
Und rührend klang das eine Wort:
„Es ist ein Rosenstrauch verdorrt.“

Da schwebte hold, im Heil'genstrahl,
Maria in den Himmelsaal.
Sie rief — ich sah ihr Herz erglühn —:
„Ein dürrer Strauch kann wieder blühn!“

Der Trauerglocke Ton erklang,
Ein Jauchzen durch den Himmel drang.
Die Engel sangen allzuhauf:
„Die wahre Liebe hört nicht auf.“

Wilhelm Runze



Dorf im Winter (1876)

Thomas Herbst ein Hamburger Maler Von Hans Rosenhagen

Der Name des Künstlers, von dem hier | beachtet blieb und ein Leben ohne die süße
gesprochen werden soll, ist außerhalb | Zuspeise der öffentlichen Anerkennung genoß.
Hamburgs so gut wie un-
bekannt geblieben, trotz-
dem gerade in Berlin
Max Liebermann mit sei-
nem ganzen Ansehen für
die Anerkennung des
Hamburger Freundes als
eines vorzüglichen Ma-
lers eingetreten ist. Das
Lob aus Liebermanns
Munde mag Thomas
Herbst sehr wohlgetan
haben; doch es konnte ihn
nicht bewegen, aus seiner
selbstgewählten Zurück-
haltung hervorzutreten
und den »Ausstellungs-
schwindel« mitzumachen,
der heute allein einen
Künstler bekannt und be-
rühmt werden läßt. So
war er selbst ein wenig
schuldig daran, daß er un-



Thomas Herbst

Sein Malerschicksal hat
eine gewisse Ähnlichkeit
mit dem Carl Schuch,
der über dem Streben
nach höchster Vollendung
niemals dazu kam, sich
der Öffentlichkeit in der
Fülle seiner Künstler-
tugenden vorzustellen, und
erst nach seinem Tode als
einer der hervorragend-
sten deutschen Maler
»entdeckt« wurde. Sehr
zu beklagen ist, daß Lie-
bermann nicht, wie Trüb-
ner im Falle Schuch, das
Andenken des verstorbe-
nen Freundes zu Ehren
gebracht; aber er hat die
Entschuldigung für sich,
daß die Kriegszeit —
Herbst starb am 19. Ja-
nuar 1915 — wenig ge-

9*

eignet erscheint, einem vergessenen Maler ein Erinnerungsdenkmal aufzurichten. Doch es ist fast eine Pflicht, dieses Unternehmen nicht länger mehr hinauszuschieben; denn Deutschland wird nach Beendigung des Krieges stärker noch als bisher mit allen Kräften zu rechnen haben, über die es aus Eignem verfügt, auch mit seinen künstlerischen.

Thomas Herbst war wirklich eine Kraft, vielleicht die beste, die Hamburg auf dem

ligkeit der andern in Anspruch nehmen, sondern ruhig und ohne Lärm seinen Weg gehen! Wer nicht wußte, daß er Maler sei, erfuhr es von ihm sicher nicht; denn die Beschäftigung des Künstlers wird, wie er wohl empfand, in Hamburg nicht ganz für voll angesehen: mit der Vorstellung von einem Künstler verbindet man dort immer noch leicht die von ungeordneten Verhältnissen, mangelhaften Vermögenszuständen



Dorfweg

Hamburger Kunsthalle

Gebiete der Malerei hervorgebracht hat. So wenig günstig der Boden seiner Heimatstadt dem Entstehen künstlerischer Persönlichkeiten im Grunde ist — es gelang ihm dennoch, die Entwicklungsmöglichkeiten seiner Anlage völlig auszunutzen. Vielleicht deshalb, weil er selbst ganz Hamburger war und daher nicht daran dachte, von seinen Mitbürgern mehr zu verlangen, als sie zu geben vermochten. Hamburgisch war sein zurückhaltendes Wesen sowohl in der Freundschaft als auch gegenüber der Öffentlichkeit. Nur nicht sich aufdrängen, nur nicht die Gefäl-

und dergleichen. Und da ihm selbst alles Problematische und Unsichere Mißtrauen einflößte, verstand er seine Mitbürger zu gut, um an ihrem Verhalten Anstoß zu nehmen. Auch seine Abneigung gegen Ausstellungen entsprang seiner hamburgischen Natur. Was hatte er nötig, sich und seine Tätigkeit irgendwelchen Urteilen fremder Leute auszusetzen! Das hätte ihm für seine bürgerliche Stellung nur Schaden gebracht, und es war ganz gegen sein Gefühl, sich diesen Erschütterungen oder Angriffen aus-



Kanal in Siethwende

Thomas Herbst gehört der Malergeneration an, die so typische Erscheinungen wie Leibl, Trübner und Schuch, wie Uhde, Liebermann und Meyerheim hervorgebracht hat, die ihre Eigenart teils dem Studium der alten Meister, teils dem Einfluß der ebenfalls durch diese angeregten Franzosen verdankt. Er arbeitete auch durchaus im Sinne dieser Vorbilder, malte unverbroffen

Studien über Studien, um ausgerüstet zu sein für die Bilder, die er in Kopf und Herzen trug, und wenn er zu deren Ausführung schritt, fühlte er sich dafür verantwortlich, daß er mit solchem Bilde mehr zu geben habe als nur einen flüchtigen Eindruck. Seiner Empfindung nach mußte ein Bild eine überzeugende Vorstellung von der Fülle, dem Reichtum der Natur gewähren



Koppel mit Bäumen



Schweineweide (Aquarell)

und den Betrachtenden nach den verschiedensten Richtungen hin fesseln. Die Schwierigkeit bei dieser Art des Schaffens liegt vor allem auf der Seite der Komposition, im zeichnerischen Aufbau sowohl als im malerischen. Herbst besaß hierfür eine außerordentliche Begabung. Das beweisen nicht nur seine Bilder, sondern vor allem seine Studien, deren bildmäßiger Charakter sofort ins Auge springt. Wer das Lebenswerk von Herbst nur oberflächlich kennt, mag leicht zu der Meinung gelangen, er sei nur ein Spezialist gewesen, Landschaftler und Tiermaler; doch diese Ansicht ist unzutreffend. Der Maler war durchaus von dem Holze, aus dem die großen Künstler gemacht werden, auf jedem Gebiete der Malerei zu Hause und ohne Frage ein ebenso guter Porträtist, Figuren- und Stillebenmaler wie nur einer der oft genannten großen Meister, vor allem aber auch ein glänzender Zeichner und als solcher jeder, selbst der schwierigsten malerischen Aufgabe gewachsen. Leider fehlte es ihm an Ehrgeiz und Unternehmungslust, um sich seinem künstlerischen Wert entsprechend durchzusetzen.

Er gehörte zu den leicht zur Resignation geneigten Menschen, die zufrieden sind, wenn man sie in ihrer Beschäftigung und in ihren Liebbereien nicht stört. Und bedauerlicher-

weise hat sich in Herbstens Vaterstadt niemand gefunden, der durch einen überraschenden Auftrag den Künstler zu einer ihn fördernden Anstrengung genötigt hätte. Der Mann, der am ersten berufen gewesen wäre, die Bedeutung von Herbst zu erkennen und sie der Allgemeinheit sichtbar zu machen — Alfred Lichtwark —, hat aus persönlichen Gründen darauf verzichtet. Er konnte es dem Maler nun mal nicht vergeßen, daß dieser sich über seine Bemühungen, eine hamburgische Malerschule durch Anhäufung allerlei dilettantischer Nachwerke in der Kunsthalle zu konstruieren, lustig gemacht hatte. Die privaten Gönner von Herbst aber wollten von ihm nur immer die Bilder haben, die man von ihm gewohnt war. Sie hatten gar keine Veranlassung, sich anders zu verhalten; denn der Künstler dachte nicht daran, sie über den wahren Umfang seiner Begabung aufzuklären. So ist es gekommen, daß Herbst niemals einen Porträtauftrag erhielt, daß er nicht eins zu den Bildern aus Hamburg beigesteuert hat, zu deren Herstellung Lichtwark so viele Maler aus andern deutschen Kunststädten heranzog. Daß Herbst diese Zurücksetzung empfunden hat, ist sicher; doch hat er sich nicht darüber beklagt. Dazu war er zu stolz.

Nicht um alles in der Welt hätte er seine ausgezeichneten gesellschaftlichen Beziehungen in Hamburg benützen mögen, um irgendwelche Vorteile für seine Stellung im Kunstleben zu erringen. Man fand ihn offenbar nicht beachtenswert — also mochte es so bleiben. Diese Mischung aus Stolz und Bescheidenheit, die bezeichnend ist für den Charakter von Thomas Herbst, war leider entscheidend für sein Schicksal als Künstler. Er lebte nicht in Verbitterung; aber er war, trotz seiner Liebe zur Geselligkeit, trotz seiner sprühenden Unterhaltungsgabe, innerlich ein einsamer Mensch.

Es spricht für die starke Persönlichkeit von Herbst und die ursprüngliche Kraft seiner Begabung, daß diese Verhältnisse ihn nicht erdrückt haben, daß seine Schaffenskraft nicht gelähmt wurde, sondern daß er bis zuletzt der feine Künstler blieb, als der er begonnen hatte, und der im Vorwärtstreben sein Ziel sah. Mit reichlich ebensoviel Geist, Beweglichkeit und Bildung ausgerüstet wie Liebermann, hat er es dennoch verschmäht, gleich diesem, als Künstler sich viele Male zu häuten. Er ist im Grunde immer seinen Jugendidealen treu geblieben, obgleich er, wie Trübner, um die Jahrhundertwende seine Palette auflichtete und seine Farbenskala ein

wenig erweiterte. Als seine Vorbilder lassen sich unschwer Paulus Potter, Mauve, Maris und Corot feststellen. Von jedem dieser Meister hatte er etwas angenommen. Von Potter die starke Realistik in der Wiedergabe von Tieren, von Mauve die feine Beobachtung der atmosphärischen Vorgänge, von Willem Maris die Art, wie er aus Tier und Landschaft eine malerische Einheit schuf, und von Corot endlich die Vorliebe für ein delikates Grau und eine fein abgewogene Komposition. Während Liebermann von jeder originellen Erscheinung leicht hingerissen wurde, verhielt sich Herbst zeit seines Lebens skeptisch gegen alle Tagesgrößen. Er besaß ein unbeirrbares Gefühl für malerische Qualitäten und das ehrliche Talent. So verachtete er Munkaczyn als einen unwahrhaftigen Maler und schätzte Burnier und Andreas Achenbach als Begabungen von größter Ursprünglichkeit. Obgleich sein Arbeits- und Studiengebiet örtlich sehr begrenzt war — er malte fast ausschließlich in der nächsten Umgebung Hamburgs, in Holstein und Mecklenburg —, hatte er doch eine besondere Geschicklichkeit darin, neue Stoffgebiete und Motive zu entdecken. Er fand für Liebermann das hübsche Motiv der »Gänserupferinnen«, hat vor ihm »Kar-



Rotweisse Kuh

toffelbuddler«, »Nezeflicker« und »Schweinefamilien« gemalt, und nicht mit Unrecht ist darauf hingewiesen worden, daß Liebermanns Kuhbilder, besonders seine »Holländische Dorfstraße«, Herbstischen Anregungen ihr Dasein verdanken. Das wird natürlich nicht gesagt, um Liebermanns künstlerische Verdienste herabzusetzen, sondern um zu zeigen, daß Herbst selbst einem so vorangeschrittenen Kollegen wie dem Berliner Maler etwas zu geben hatte. Er war wirklich ein Künstler aus dem vollen und ein Maler, der den Vergleich mit den vorzüglichsten der Gegenwart aushält. Die Hamburger hätten ihren heimatischen Liebermann an ihm haben können, hätten sie sich mehr um ihn gekümmert und wäre er weniger bescheiden und zurückhaltend gewesen.

Thomas Ludwig Herbst entstammt einer Hamburger Gelehrtenfamilie.

Sein Vater war Altphilologe und wirkte als Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums, die auch sein Sohn Thomas besucht hat. Dieser wurde am 27. Mai des roten Jahres 1848 geboren. Von der Schule, die er Ostern 1865 verließ, kam er, nachdem er schon als Pennäler Proben seiner künstlerischen Begabung geliefert hatte, nach Frankfurt a. M., um die Kunstschule des Stäbelschen Instituts zu besuchen. Dort ist er Schüler des Genremalers Jakob Becker gewesen. Viel Befriedigung scheint ihm dessen Unterricht nicht gewährt zu haben; denn schon ein Jahr später geht er nach Berlin, um an

der dortigen Akademie Schüler Steffeds, des ausgezeichneten Pferdemaalers, zu werden. In der Klasse Steffeds macht er die Bekanntschaft Liebermanns. Aus der gegenseitigen, auf Achtung begründeten Zuneigung wird eine Freundschaft, die bis zum Tode von Herbst bestanden hat und jedenfalls in den ersten Jahren sehr innig war; denn als Liebermann sich in Weimar festgesetzt hatte, ruhte er nicht, bis Herbst sich entschloß, ihm

dorthin zu folgen. Während der junge Berliner sich bereits Pauwels angeschlossen hatte, fühlte Herbst sich durch die Art von Charles Verlat angezogen, der — ein Schüler Courbets — ihm durch seine Meisterhaft im Malen den stärksten Eindruck machte. Diesem belgischen Maler verdankt er die gründliche handwerkliche Unterlage in seiner Kunst. Dann war sehr fördernd für ihn der Verkehr mit dem ebenfalls in Weimar wir-



Bauernjunge im Walde

kenden Berliner Tiermaler Brendel. Herbst war 1870 nach Weimar gekommen. In einem der nächsten Sommer machte er, während Liebermann sich in Paris umfah, eine Studienreise nach Holland. Dort fand er die Kunst, die ihm das Herz warm machte und seinen eignen Bestrebungen nun erst die feste Richtung gab: die großen Altten und die modernen Holländer, die sich bemühten, das Erbe der Vorfahren wiederzugewinnen. Als ein in sich Klargewordener kehrte er von dieser Reise zurück; Liebermann dagegen nur voll von dem, was er in Paris gesehen hatte, und voll von Verlangen, es sich anzu-

eignen. Irgendwo hatte Herbst, den man übrigens gern in Weimar gehalten hätte, in dieser Zeit Bilder des jungen Düsseldorfer Malers Carl Seibels gesehen, die ihn durch die feine Beobachtung und die selbstverständliche Art der Wiedergabe von weidenden Tieren besonders ansprachen. Um diesen Maler kennenzulernen, ging er 1874 nach Düsseldorf und blieb auch dort, obwohl er Seibels, der eines Lungenleidens halber sich nach Italien begeben hatte, nicht mehr antraf, auch niemals mehr kennenlernte, weil

sich vor allem mit den Werken jener Künstler bekannt, die damals das jüngere Geschlecht am meisten interessierten, mit den Fontainebleauern und Delacroix. Die besondere Neigung von Herbst gehörte freilich Troyon und Corot, bei denen es für ihn am meisten zu lernen gab. In persönlichem Verkehr stand er mit Munkacsy und dessen Landsmann Páal, dem ausgezeichneten ungarischen Landschaftler, und mit dem österreichischen Eugen Jettel. Dieses Pariser Intermezzo währte fast ein Jahr, und wie Lieber-



Dorf am Bach

er 1877 in Neapel starb. Aber er fand in Düsseldorf den auch heute noch nicht nach Verdienst geschätzten Tiermaler Richard Burnier und zog aus dem Verkehr mit diesem reiche Anregung. Inzwischen hatte Liebermann sich entschlossen, für längere Zeit nach Paris überzusiedeln, und als er auf dem Wege dorthin den Freund in Düsseldorf aufsuchte, bedurfte es kaum starker Überredungskünste, um ihn zum Mitgehen zu bewegen. So zogen die beiden denn gemeinsam nach Paris, mieteten am Boulevard de Clichy ein Atelier und arbeiteten zusammen darin. Die beiden jungen Maler taten das Beste, was man in Paris tun kann, sie sahen sich fleißig um und machten

mann und Gotthard Ruehl galt auch Herbst in der dortigen Kunstwelt als ein höchst zukunftsreicher Maler. Im Winter 1876 zog der junge Hamburger sich nach München zurück, um dort, unbeeinflusst von fremden Eindrücken, für sich zu schaffen. Acht Winter brachte er in München zu und verarbeitete in seinem Atelier die Studien, die er während der Sommermonate, unermüdlich fleißig, in der ihm vertrauten Landschaft in der Umgebung seiner Heimat gemalt hatte. Diese Studien hielt er für sein kostlichstes Gut und war nicht zu bewegen, davon zu verkaufen. In München fand er Anschluß an den Künstlerkreis, dem Abbe, Habermann, Keller, Leibl und Zügel angehörten und zu dem



Alte Bäuerin

später sich auch noch Liebermann gesellte. Er war nicht wenig stolz darauf, daß Leibl ihn als Maler schätzte und sich eine Studie von ihm schenken ließ. Diese Auszeichnung war um so höher einzuschätzen, als er nicht zu den ständigen Teilnehmern der Biersymposien beim Lettenbauer zählte, zu denen sich die Maler drängten, die von Leibl profitieren wollten. In München entstanden von den hier wiedergegebenen Bildern das »Dorf im Winter«, »Der Dorfsweg«, »Bauernjunge im Walde«, die »Koppel mit Bäumen«, »Der Hirt mit der weißen Kuh«, »Die braunweiße Kuh«, »Die rotweiße liegende Kuh« und alle die Schöpfungen, die eine tonige, oft sehr tief gestimmte Malerei zeigen. Als gegen Ende seines Münchner Aufenthalts die Freilichtmalerei die dortigen Künstler zu beschäftigen begann, verhielt er sich keineswegs ablehnend gegen die Neuerung. Sah er doch die Vorteile ein, die sie ihm als Tiermaler und Landschaftler bot; als geschmackvoller Mann jedoch verzichtete er darauf, sie in extremer Weise anzuwenden. Die Lichtführung im Bilde hatte ihn ohnehin immer besonders beschäftigt; also hatte er eigentlich nur nötig, seine Naturwiedergaben aufzulichten. Durch sein feines Naturgefühl war er davor bewahrt, sich in jenes Pathos der Freilichtmalerei zu stürzen, mit dem manche Münchner Maler damals Eindruck zu machen suchten.

Mit Bewußtsein zog Herbst sich 1884 von

dem Münchner Kampfgebiet, auf dem Schlachten um die neue Kunst zu entbrennen drohten, in seine Heimatstadt zurück, um in Ruhe seinen eignen Weg zu gehen und seinem Studiengebiet ganz nahe zu sein. Das war damals zweifellos richtig gedacht und gehandelt; aber die Zeiten ändern sich, und es kamen solche, in denen Herbst es schmerzlich empfand, daß er sich in Hamburg selbst kaltgestellt habe, daß er die Tätigkeit und Wirkung nicht ausübe, für die er eigentlich geboren war. Das Hamburger Kunstleben, das Lichtwart ins Leben gerufen hatte, erschien ihm künstlich und bot ihm auch nur geringe Anregungen; denn wenn er auch hier und da mit einigen der von Lichtwart auf das Moderne dressierten jüngeren Künstlern einen oberflächlichen Verkehr unterhielt — über seine eignen Arbeiten konnte er mit ihnen nicht sprechen, weil er das Gefühl hatte, sie hielten seine Art für überwunden und veraltet. Außerdem besaßen sie als mächtige Talente für ihn keine Anziehungskraft. Und wenn er sich zuweilen bemüht hat, auf ihre Anschauungsweise, auf ihre Art der farbigen Wiedergabe einzugehen, so fand er doch keinen Vorteil für sich darin. Das »Stück Natur, gesehen durch ein Tem-



Der alte Schmied



Der Netzflicker

perament«, war für ihn noch kein Bild. Das Temperament des Malers hatte, seiner Überzeugung nach, die Aufgabe, zu ordnen, aus der Natur erst etwas zu machen. Kein Wunder, daß er trotz seiner impressionistischen Vortragsweise, trotz seiner aufgelichteten Palette den jüngeren Genossen als Akademiker galt. Im Grunde war er allerdings sehr viel weniger programmatisch veranlagt als diese. Er verschmähte eben jede Vergewaltigung der Natur und konnte sich nicht daran gewöhnen, sie unter dem Zwange einer bestimmten Anschauungsweise darzustellen. Er malte daher impressionistisch nicht des Prinzips halber, sondern nur wenn er mit der impressionistischen Malweise dem Natureindruck näher kam als mit einer anderen Art des Malens. Aus seiner Lehrzeit bei Verlat hatte er eine Vorliebe für den schönen malerischen Vortrag behalten, und er dachte nicht daran, sein glänzendes Handwerk unter einen Scheffel zu stellen, wo sich Gelegenheit fand, die Löwenpranke, die Malerfaust zu zeigen. Bis zuletzt hat er Dinge geschaffen, die jedes für prachtvolle,

breite Malerei empfindliche Auge entzücken müssen.

Was Herbst gehindert hat, mit Künstlern wie Liebermann, Eberstadt, Corinth und andern in wirksamen Wettbewerb zu treten, war nicht etwa Mangel an Begabung, sondern die Beharrlichkeit, mit der er an dem einmal gewählten Stoffgebiet festhielt. Er wollte mit voller Absicht ein Spezialist in dem Sinne sein, wie Mauve, Maris, Troyon und Corot Spezialisten waren. Er hätte ebensogut wie die andern Bürgermeister und Senatoren, Straßenbilder und Strandscenen, Reiter und Gärten malen können, wofür sich in dem hinterlassenen Studienmaterial vollkräftige Beweise finden, aber er blieb bei seinen ländlichen Bildvorfürs, bei seinen Dörfern und Weiden, bei seinen Kindern und Pferden.

Das Lebenswerk von Thomas Herbst, das sich gegenwärtig kaum übersehen läßt, weil der größte Teil seiner fertigen Bilder in Hamburger Privatsammlungen verborgen ist und wohl erst durch eine Gedächtnisausstellung herauszulocken wäre, läßt erkennen,



Bauernmädchen

Hamburger Kunsthalle

was für ein ernsthafter Arbeiter er war, obwohl ihm das Malen selbst unendlich leicht fiel. Sein reiches Studienmaterial erlaubte ihm, in jedem Bilde viele höchst reizvolle Einzelheiten zu geben, und wer ein solches Bild erwarb, konnte darin, wenn er Glück hatte, sowohl den feinen Landschaftler, den unübertrefflichen Tiermaler, den vorzüglichen Genremaler als auch den glänzenden Koloristen Herbst bewundern. Dazu war der Künstler ein Licht- und Stimmungsmaler ersten Ranges. Und er besaß, was den meisten neueren Malern abgeht: Gemüt. Nicht in dem üblen sentimentalen Sinne, sondern in der Form von großer Herzenswärme. Das, was er malte, sah er nicht nur mit den schärfsten Augen an — er war, wenn es ihn als Maler anzog, auch immer regelrecht darin verliebt. Ob es sich um eine Kindergestalt, um ein im Lichte glänzendes Kuhfell, um das charakteristische Gesicht eines alten Fischers, um eine baufällige Dorfkatze, einen Weidenweg, eine anmutige Landschaft oder ein vom Metzger aufgehängtes geschlachtetes Kalb handelte — wenn ihm

etwas gefiel, verschwendete er sein ganzes großes Können daran, um auch den letzten Reiz der Erscheinung zu fassen. Er malte nicht nur mit dem Pinsel, auch mit dem Herzen; nicht um seine Virtuosität zu zeigen, sondern aus Liebe zu dem Stück Natur, das er vor sich sah. Dieses innige Verhältnis zu dem Gegenstand seiner Malerei gibt dieser einen ganz eignen Wert, eine ganz besondere Kraft und oft einen wundervollen poetischen Ausdruck. Kennt man Herbst allein aus seinen Bildern, so kann man allerdings leicht zu der Annahme kommen, daß er in den Weidetieren den Hauptgegenstand seiner Kunst gesehen, ihnen vor allem sein Studium gewidmet habe. Diese Annahme trifft jedoch nur bedingt zu. Er hatte freilich eine Vorliebe für diese Art Bilder, aber nur weil sie ihm Gelegenheit boten, das ganze reiche Register seines Könnens zu zeigen; denn er machte mit ihnen nicht nur seine vollkommene Kenntnis des Tierkörpers, seiner Formen und Bewegungen offenbar, sondern konnte zugleich auch als Landschaftler und Figurenmaler glänzen, ja sogar beweisen, daß er etwas Besseres zu leisten vermochte als andre, die nur Landschaften und Figuren malen. Denn wenn Herbst seine Kinder oder Pferde malte, gab er sie selten rein gegenständlich, sondern machte sie meist zu Trägern eines Licht- und Farbengebildens und erzielte auf diese Weise Wirkungen, wie sie nur der geborene Kolorist erreicht. Seine Bilder leben durch die Farbe und die Bewegung des Lichtes. Welchen Reichtum er in seinen Bildern mit weidendem oder ruhendem Vieh bietet, wird man recht inne, wenn man sie etwa mit den Schöpfungen von Heinrich Zügel vergleicht, die daneben manieriert, kalt, grau, farb- und lichtlos erscheinen. Und die Landschaften, in die er seine Tiere setzte, sind nicht einfach Hintergründe für diese, sondern Naturschilderungen von äußerster Kraft und Selbständigkeit. Kein deutscher Maler hat wunderbarere, lebendigere Lüste gemalt als Herbst, keiner besitzt eine reichere Skala des Grüns. Nichts von dem abstrakten Grün Liebermanns, nichts von dem auf den Smaragd gestimmten Trübners oder dem nach Braun neigenden Hans Thomas — die Farbe von Herbst ist so reich und unbeschreiblich wie die der Natur selbst. Man hat Knäus und Liebermann als Kindermaler gerühmt; aber

der Hamburger übertrifft jenen an Wahrheit und diesen an Herzlichkeit der Beobachtung. Er hat nicht nur, wie Liebermann ja auch, Gefühl für das Kindliche der Kinder — ihn zog auch ihre eigne farbige Schönheit, der lichte Glanz der Kinderhaut, der seidene Schimmer ihrer Haare und die Zartheit der Züge an, und er setzte sie beim Malen gern in die Sonne, um diese besonderen Reize in ihrer ganzen Fülle genießen und erfassen zu können. Und wie hat er verstanden, bewegtes Leben zur Darstellung zu bringen! Er steht darin weder hinter Liebermann noch hinter den großen Impressionisten zurück. In der Art, wie er die Bewegung in der Natur, Licht und Luft schildert, nimmt er es durchaus mit Mauve und Daubigny auf, wie er wohl überhaupt als einer der feinsten Landschaftler angesprochen werden kann, die Deutschland besitzt.

Wie man Herbst nicht allein nach seinen fertigen Bildern beurteilen darf, so würde man auch zu einer falschen Meinung über ihn gelangen, wenn man nur seine nach dem Tode des Künstlers an die Öffentlichkeit gelangten Studien zum Ausgangspunkt für die Würdigung seiner Kunst benutzen wollte. Wohl lassen diese Studien in ihrer Mehr-



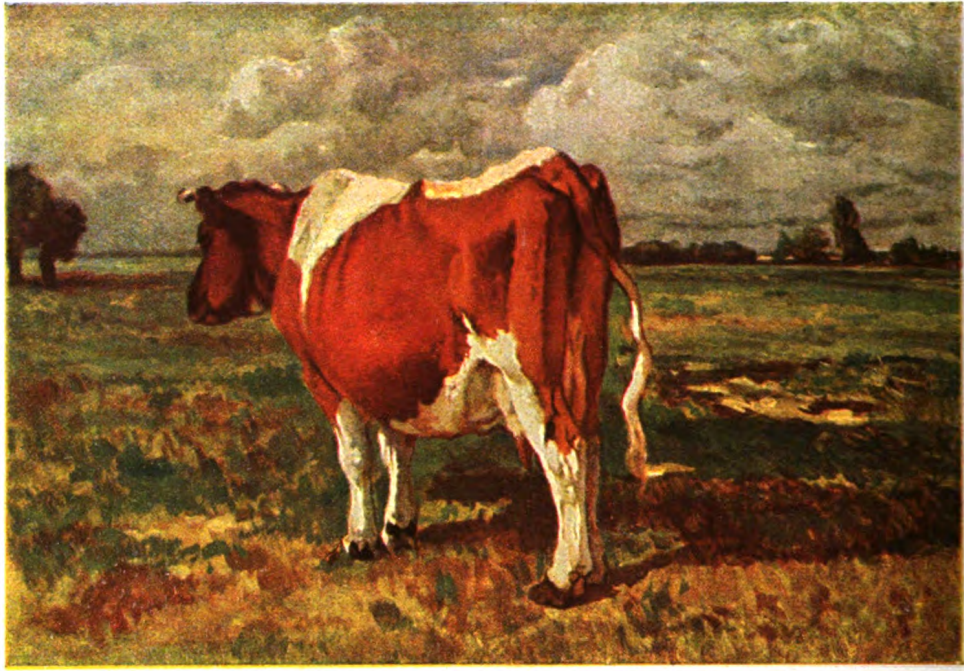
Junge Hirtin

zahl die Malertugenden von Herbst vielfach deutlicher erkennen als seine Bilder; aber es finden sich auch solche darunter, die den Eindruck erwecken, als habe er einfach seiner Virtuosität die Zügel schießen lassen und ohne Überlegung drauflos gemalt. Man muß aber bedenken, daß solche Studien nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren und für ihn selbst manchmal gewiß nur Übungen der Hand vorstellten, teils um die Größe der malerischen Handschrift nicht zu verlieren, teils wohl aber auch, um hinter die Praktiken der modernen Kollegen zu kommen. Man soll Künstler aber überhaupt nicht nach Versuchen, die sie für ihre Belehrung machen, beurteilen, sondern nach dem Guten, was sie geleistet haben. Andernfalls gibt es schiefe Ansichten. Es steht jedenfalls fest, daß Herbst nicht nur ein außerordentlich bedeutender, sondern auch ein sehr gewissenhafter Maler war, der sorgfältig vermied, sich als Künstler sozusagen in Hemdsärmeln zu zeigen. Er erscheint in seinen Bildern eher zu sorgfältig als zu sorglos, und daher bilden gewisse Schmierflützen keinesfalls Beiträge zu seiner Charakteristik als Künstler.

Der Entwicklungsgang des Malers hat



Häuser in Altenbruch



Rotbraune Kuh auf der Weide

sich, wie schon hervorgehoben wurde, nicht vor der Öffentlichkeit abgespielt. Nur zu Beginn seiner Laufbahn hat Herbst einige Ausstellungen besichtigt. Später wanderten seine Bilder meist unmittelbar aus seinem Atelier in die Sammlungen seiner Hamburger Verehrer, als deren treueste hier Rammerrat Albert Warburg, Dr. Wolffsohn und Rechtsanwalt Herz genannt seien. Eine stattliche Zahl seiner besten Arbeiten erwarb die Hamburger Kunsthalle. Der Höhepunkt seiner Entwicklung liegt in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts; doch darf man nicht von einem darauf folgenden Abstieg sprechen. Herbst hat sich vielmehr durchaus auf dieser Höhe gehalten, nur ging seine Entwicklung nicht weiter, obwohl er sich aufrichtig bemüht hat, die Verbindung mit dem Zeitgeschmack nicht zu verlieren. Er kam indessen nicht mehr über die ihm zur zweiten Natur gewordene Anschauungs- und Darstellungsweise hinaus, worüber man sich eigentlich freuen muß, weil seine Kunst im andern Falle vermutlich ihren besonderen Charakter verloren hätte.

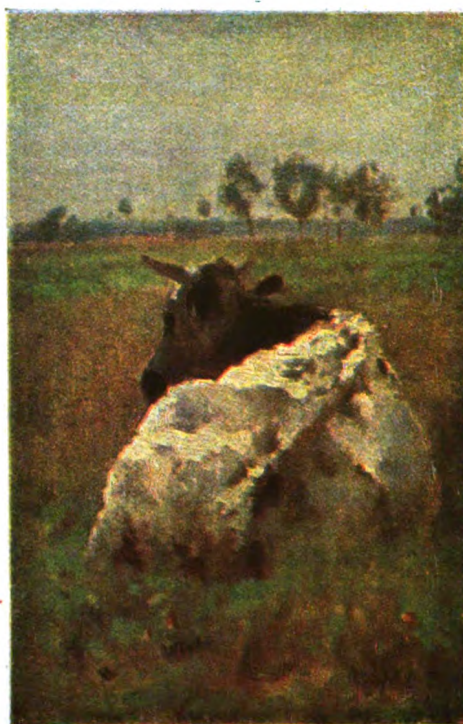
In der Malerei von Herbst lassen sich ganz deutlich drei Perioden unterscheiden, die oberflächlich als die Düsseldorf, die Münchner und die Hamburger bezeichnet werden kön-

nen, insofern die Bilder von Herbst die Einwirkung der in jenen beiden Kunststädten empfangenen Anregungen erkennen lassen, während die Hamburger Periode die der vollkommensten Unabhängigkeit vorstellt. Die Düsseldorfer Periode, die sich freilich bis in den Münchner Aufenthalt hinzieht, wird gekennzeichnet durch die Neigung des Künstlers, seinen feinen Naturschilderungen durch Einfügung genrehafter Vorgänge eine (im Publikumsfinne) unterhaltendere Prägung zu geben. Bezeichnend für diese Art ist etwa das 1876 in München entstandene »Dorf im Winter« mit der grotesken Figur der mit aufgehobenen Röcken durch den Schnee stiefelnden, von ihrem Buben begleiteten Frau. In München ließ Herbst sich belehren, daß man die verschiedenen Farben in einem Bilde sehr einfach dadurch zur Harmonie brächte, daß man sie auf eine dunkle Unterma- lung setze. Die Bilder aus dieser Periode — hier vertreten durch den »Hirten mit der weißen Kuh«, »Die liegende rotweiße Kuh« und den »Bauernjungen im Walde« — zeichnen sich daher durch einen tiefen altmeisterlichen Ton aus. Erst in Hamburg macht Herbst sich von solchen Schulüberlieferungen ganz frei, ringt er sich zur wahren Meisterschaft empor. Erst in Hamburg



Hirte mit weißer Kuh

werden die starken Eindrücke, die ihm Corot, Maris und Mauve ein Jahrzehnt vorher gemacht, in ihm wieder lebendig. Seine Palette leuchtet sich auf, er scheint seinen Pinsel statt in Öl in Licht zu tauchen. Sein Vortrag wird breiter und ganz breit. Er untermalt seine Bilder mit Grau, oder setzt seine Farben, wie manche französische Künstler auch, einfach auf weißes Papier. Sein äußerst feines koloristisches Empfinden gestattet ihm die Verwendung jeder Farbe im Bilde, ohne daß er diese durch Beimischung anderer Farben zu dämpfen braucht. Seine Zeichnung, die immer von größter Vollendung bleibt, verschwindet



Schwarzweiße Kuh

ganz in der Farbe. Dabei tritt sein un- mittelbares Gefühl für kompositionelle Wirkung immer stärker hervor. Wie er eine Figur, eine Baumgruppe oder ein Tier in die Landschaft setzt, die entzückende Art, wie er perspektivische Wirkungen erzielt, ist unübertrefflich. Man sehe sich daraufhin nur das Bild »Häuser in Altenbruch« oder das »Bauernmädchen«, beide aus den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts, an. Sie halten jeden Vergleich mit den besten Arbeiten Liebermanns aus. Und daß Herbst später nicht schwächer geworden, bezeugt aufs eindringlichste der köstliche »Kanal in Siethwende« mit der

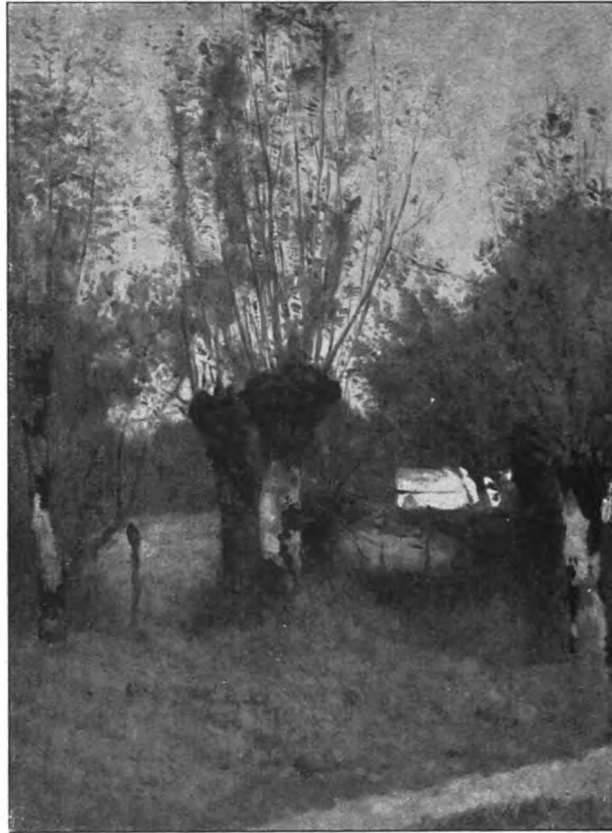
im Baumschatten waschenden Frau, mit dem wundervollen Fernblick und der herrlich gemalten Luft.

Selbstverständlich ist die Bezeichnung »Hamburger Periode« nicht so aufzufassen, als habe Thomas Herbst sich zu einer Lokalgroße entwickelt oder zu einem »Heimatkünstler« im üblen Sinne des Wortes. Davon kann keine Rede sein. Seiner hohen malerischen Kultur nach hätte Herbst ebenso gut in München, Berlin, im Haag oder in Paris und London schaffen können. Er würde als Maler in jeder Umgebung sich behauptet und vorgeleuchtet haben. In seiner Farbe glüht die gesunde Sinnlichkeit der belgischen Maler, sein solides Handwerk erinnert an die besten Franzosen, und zugleich steht in seinen vorzüglichsten Arbeiten so viel

Poesie, wie sie eben doch nur die wirklich großen deutschen Künstler haben aufbringen können. Er besaß in hohem Maße Kultur, als Mensch sowohl wie als Maler. Daher wehrte er sich gegen den Impressionismus, der die alte Bildform zu vernichten trachtete, während er volles Verständnis für die neuen koloristischen Errungenschaften zeigte, die etwa Claude Monet in die Malerei gebracht hat. Es gibt Bilder von ihm, die in ihrer farbigen Schönheit an diesen französischen Meister erinnern. Kurz: er ist ein starker und ursprünglicher Maler, wie Deutsch-

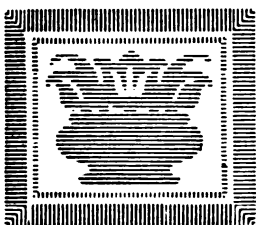
land deren nicht gar zu viele besessen hat. Sich in Farben auszudrücken oder vielmehr seine Begeisterung für die unsäglich Schönheit der Natur, war ihm Lebensbedürfnis. Er hat außerordentlich viel gemalt; aber leider wußten nur seine näheren Freunde, was er als Künstler wert war. Von den Galerien ist er bis jetzt unbeachtet geblieben,

doch werden sie das Versäumte genau so nachholen müssen wie im Falle Schuch. Da die deutsche Malerei von gewissen Leuten immer noch nur nach ihrem Verhältnis zur französischen gewürdigt werden kann, wird Thomas Herbst seine kunsthistorische Aufwertung vermutlich als deutscher Tropon feiern. Gegen diese Bezeichnung kann nicht früh genug Einspruch erhoben werden; denn bei aller Hochachtung, die Constantin Tropon verdient, hieße es

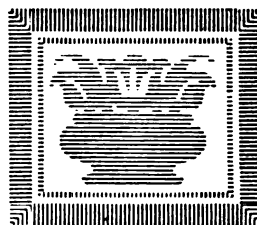


Weiden

doch die Vorzüge von Herbst herabsetzen, wollte man ihn in ein Abhängigkeitsverhältnis zu dem französischen Künstler bringen. Thomas Herbst ist eine ganz selbständige, höchst kraftvolle Erscheinung, als Tiermaler dem Franzosen durchaus ebenbürtig, als Kolorist aber und an Umfang der Begabung ihm ohne Zweifel überlegen. Und nicht sein geringster Vorzug ist, daß aus seiner Kunst ein deutscher Mann spricht mit einem vollen warmen Herzen, das für die Heimat schlägt und in der Liebe zur angestammten Scholle sein Glück und Genügen fand.



Hanna ...
Novelle
von Alma Johanna Roenig



Georg und Hanna liefen über die Wiese. Sie liefen Hand in Hand, und Hanna war atemlos vor Lachen. Endlich riß sie sich los, sagte nach ihrem sich entrollenden Haar und sagte: »Ich kann nicht mehr!«

Georg sah sie an. »Wie schön du bist!« Ihr Blick ward tief. Sie küßten sich lange. Dann mußten sie wieder lachen.

»Ich glaube nicht, daß es zwei glücklichere Menschen gibt als uns!« sagte Georg.

»Pst! Das darf man nicht sagen,« flüsterte Hanna wirklich erschrocken.

»Kind,« sagte er und zog ihre Hand ans Herz, »fühlt du es nicht?«

»Ja,« sprach sie gläubig. »Ich fühle, daß du mich über alles liebst. Es ist unausdenkbares Glück, das einem Menschen sagen zu können — ohne Angst.«

»Was für Angst, Liebling?«

»Angst, lächerlich oder betrogen zu sein!«

»Mein Alles! Du meines Herzens Herz!« sagte er, und so sehr sie sich sträubte, er hob sie hoch und trug sie über die Wiese hin. Er war nicht sehr stark und ward langsam rot, die Aderen schwellen auf seiner Stirn. Sie bat und bettelte. Endlich ließ er sie nieder auf das abgemähte Feld. Niedrig gestengelte, verblaßte kleine Kornblumen wuchsen noch hier und da.

»Siehst du, du bist atemlos! Setz' dich doch nieder.« Sie begann die Kornblumen in ihrem Bereich zu pflücken, während er die zarten Lädchen an ihrem Halse um den Finger drehte.

»Wie eine Ziege!« lachte er.

»Hast du bessere Blumen?« schmolte sie, sich umwendend, und wieder fingen sich die Lippen. Sie begann einen Strauß zu ordnen und liebte jede glänzende Rispe, ehe sie sie einfügte.

Die Herbstsonne war warm und gut. Die Grillen zirpten. Fern auf der Straße karrte ein Bauer daher. Georg begann leise und schläfrig zu summen... Nach einer Weile piff er klar und silbern eine Melodie. Hanna hatte längst schon die Hände ruhen lassen, nun lauschte sie, ohne sich zu wenden, nur ihre Augen wanderten, und ein Lächeln ging in

ihrem Gesicht auf. Wieder schwieg er. Dann kam die Melodie aufs neue, schon reich und wundervoll. Es war, als gingen zwei Menschen Hand in Hand und Herz an Herz immer tiefer in die Einsamkeit hinein.

Hanna wandte sich vorsichtig und sah seine zusammengezogene Stirn sich glätten. »Symphonie?« fragte sie kaum hörbar.

»Nein. Ein Lied. Merkst du es nicht? Es geht mir schon tagelang nach: Hab in dir genossen all meine Freud!«

»Ist das wahr?« fragte Hanna, bebend vor Glück.

Er blickte mit einem Ausdruck zu ihr auf, dessen ein Fremder sein nervös-kühles Gesicht nicht für fähig gehalten haben würde.

Sie stand auf und sah den blauen Himmel an, der fern auf den rotgoldenen Säulen herbstlicher Stämme zu ruhen schien. Sie dachte: Werde ich mich je um diesen Augenblick beneiden?

Drüben im weißen Kirchturm begann eine kleine Glode aufgeregter zu läuten. »Mittagessen!« lachte Hanna.

»Ja!« Er machte Miene, sich von ihr emporziehen zu lassen.

»Gott, bist du schwer, Patscha!«

»Danke! — Aber nachher gehen wir in den Wald! Ja?«

»Ja, durch's Gasserl!« sagte sie. Sie lächelten beide mit einem tiefen Blick.

Dort waren sie am ersten Tage — vom Bahnhof her — gegangen. Am Tage ihrer Hochzeit.

Georg und Hanna hatten einander lange gekannt. Seit Kindertagen. Wenn Hanna jetzt zurückdachte, so staunte sie — da es ihr unsagbar schien, daß nicht jeder Tag Georgs Zeichen getragen hatte —, wie vielen Badfischliebeleien diese vage Freundschaft Raum gelassen hatte. Ja, es war eine Zeit gewesen, in der ihr der Mime, dessen Tasso und Hamlet sie hinrissen, viel mehr galt als der blass, unfreundliche Jüngling, der mit biden Partituren im Arm den Olymp der Oper erklimmte, um Fidelio und Tristan zum hundertsten Male zu hören, während er jenen Tasso

nicht kannte. Später war Georg als Kapellmeister nach Bremerhaven gekommen, wo er den »Walzertraum« dirigierte. Er hielt es ein Jahr dort aus. Dann kam er nach Hamburg, später nach Dresden. Briefe schrieben sie sich nicht.

Aber Hanna hörte, daß seine Konzerte lokale Berühmtheit erlangt hätten. Und man schrieb ihm, daß Hanna sich für den Konzertsang ausbilde, da ihr Alt nicht »tragend« genug für die Oper sei.

Eines Abends, da sie in großer Gesellschaft einige Mahlerlieder gesungen hatte, kam ein glattrasierter junger Mann auf sie zu, eine unabweisliche Befangenheit hinter markiertem Hochmut verbergend. Sie fühlte, daß die Wärme seiner Stimme ein paar gleichgültigen Worten Gewicht geben wollte, und erkannte mit einer Freude, die sie selbst überraschte, in dem schmalen, mit einer schönen Stirn gekrönten Gesicht Georgs Knabenzüge wieder.

An jenem Abend ließen sie sich nicht mehr. Sie fühlten sich unter den vielen Leuten vertraut und heimlich in ihrer Ecke und sprachen von Musik, vom Leben, von Sehnsucht. —

Georg war nach Wien gekommen, um einen Konzertabend und an diesem auch seine eigne Ouvertüre zu dirigieren. Hanna versprach zu kommen, hielt Wort und fühlte einen sonderbaren Kontakt, als er sie vom Podium unmerklich grüßte. Aber bald verlor sie sich ganz an seine Kraft, die sie wie alle andern mitriß, und als der Erfolg des Komponisten den des Dirigenten verzehnfachte, klatzte sie wie nie seit Tassos Tagen.

Hanna traf Georg oft und begann schließlich dem Zufall ein klein wenig nachzuhelfen. Es freute sie, daß er, der sonst nervös und verschlossen war, sie als Kameraden betrachtete. Es freute sie, daß er ihr seine Werke brachte. In jener Zeit ward seine dritte Symphonie beendet, und die Uraufführung seiner zweiten fand in Dresden statt. Diese machte ihn mit einem Schlage bekannt. An dem maßlosen Jubel, mit dem sie seine Depesche erfüllte, erkannte Hanna ihr Herz, und sie erschraf. Ein Freund ihres Bruders, nicht mehr jung, aber wohlvermögend, hatte um ihre Hand geworben, und Hanna war nicht abgeneigt, einer unsicheren künstlerischen Zukunft, in die sie selbst geringeres Vertrauen setzte als alle, die sie singen gehört hatten, zu entsagen, um sich ruhig geliebt zu wissen.

Aber an jenem Tage, der die Entscheidung bringen sollte, stand plötzlich Georg da, zuckend vor Erregung, zerfnüllt und bestäubt, wie er eben von der Bahn gekommen war, um ihr von seinem Triumph zu berichten. Hanna hörte mit einem Groll zu, den sie kaum beherrschen konnte. Sie fühlte, daß er nicht zu ihr kam, weil er sie liebte und sie an seiner Freude teilnehmen lassen wollte, sondern weil er einfach reden mußte, endlich, endlich von sich reden. Sie haßte ihn fast, weil sie ihn lieben mußte, weil er ihren Willen bog und ihr Leben bestimmte. Und am Abend sagte sie doch »Nein!« Und der andre, der sie wahrhaft liebte, ging für immer. Nun kam die Zeit, in der Hanna unter ihrer Liebe wie ans Kreuz geschlagen litt.

Einmal ging sie mit Georg durch den märzlichen Wald. Er fragte, warum sie nicht endlich, endlich öffentlich singe.

»Ich kann's mir gar nicht vorstellen, daß ich im Musikvereinsaal stehen sollte und Lieder singen, die jetzt nur mir gehören.«

Er ward sehr heftig. Ihm wäre es auch lieber, Beethoven vor drei lieben Menschen aufzuführen als vor einem Parterre von Krautköpfen. Aber der Künstler habe sein Talent nicht, um es nur für sich zu hegen, sondern um andern Schönheit zu erschließen.

»Nur vor Ihnen kann ich mit ganzer Seele singen!« sagte Hanna leise. Ihr war, als müsse er hören, wie ihr Herz schrie.

»Sehen Sie, es ist nur die Befangenheit, die Sie abstreifen müssen!« antwortete er. —

Und einmal saßen sie im Dämmern am Klavier, so nahe, daß ihre Knie sich berührten. Da fragte er plötzlich: »Wenn Sie schon nicht singen, warum heiraten Sie nicht wenigstens? Krestinn schleicht wie ein Kranker umher!«

Sie schwieg und rang mit sich, alles, alles in einem Wort zu sagen.

Da lächelte er plötzlich knabenhaft verlegen. »Verzeihen Sie. Was geht es mich an. Verzeihen Sie!« Und er küßte ihre Hand.

Sie meinte oft, die Last ihrer Liebe nicht mehr tragen zu können. Aber wenn er kam, sah Sie in sein kameradschaftliches Gesicht und schwieg. Langsam begann er ihr immer mehr zu erzählen. Auch von Frauen. Nicht daß er andre umarmte, schmerzte Hanna, aber daß er es ihr erzählen konnte. Er war nun an die Oper engagiert, als vierter Kapellmeister zwar, der erst fünfmal »Tosca«

hatte dirigieren dürfen, aber die Choristinnen liefen ihm nach. Alle. Auch Sängern. Das war nichts. Aber einmal kam er von einer Carmenvorstellung und sagte: »Die interessanteste Frau, die ich kenne!« Das schmerzte Hanna wie ein Messer.

Dann geschah das Wunder. Ganz plötzlich, ganz lächerlich. Georg besaß einen Hund, einen Terrier, den eine verrückte Schülerin ihm geschenkt hatte. Er hieß »Petitcrü« — Petitcrü und nicht anders. Hanna und der Hund liebten einander sehr. Eines Tags gingen alle drei, Georg, Hanna und Petitcrü, über die Ringstraße. Ein Auto kam, und das Tier tanzte bellend davor Cancan. »Petitcrü!« rief Hanna verzweifelt, während der Terrier, von den Rädern erfasst, sich überlugelte; und sie schloß die Augen, um sein Blut nicht zu sehen. »Aber es ist ja nichts geschehen!« sagte Georg, und schon flog der Hund kläffend zu ihnen zurück. Da war ein kleiner Junge vorbeigekommen, der stand wie erstarrt vor ihnen, sah bald Hanna, bald den Hund mit weitoffenem Mund an und brach endlich los: »Wie hat er g'heißen? Was hat er gesagt?« Hanna lachte, Georg lachte, der Junge lachte, Petitcrü bellte, und schon blieben die Wiener stehen.

Georg zog Hanna in den menschenleeren Rathauspark hinüber.

Dort beugte sich Hanna hinab und streichelte den Hund. »Bin ich froh, daß du da bist, braves Hundterl, liebes Hundterl, ja, ja!« Da hob sie die Augen und fing Georgs Blick. Zum erstenmal hing er brennend an ihr, die, noch von Schreck und Lachen aufgelöst, das Tier liebte. Hanna schwieg und wandte ihr Gesicht. Sie sah angestrengt den Espagen zu, die schimpfend im leeren Marmorbassin herumhüpften.

»Hanna!« sagte er plötzlich leise und sonderbar. Er beugte sich vor und sah, daß Tränen in ihren Augen standen. »Aber Hanna! Das bin ich nicht wert!« Seine Stimme machte sie erzittern. Sie küßten sich.

Hannas Freundin Edith war die einzige, die davon erfuhr. Hanna liebte Edith und hätte gerne Georgs Lob von diesen spöttischen Lippen vernommen. Aber sei es, daß Edith selbst in jener Zeit an dem Verkehr mit einem jungen Priester mehr gelegen war, oder daß Georg — der wie Hanna nur ganz

enge, aufrichtige Gespräche suchte — diese lieber allein treffen wollte: Edith und er hatten kaum die konventionellsten Phrasen gewechselt.

Aber nun war Hannas Herz vom Glück überschwemmt, und sie mußte reden.

Edith hörte unermüdlich zu. So klug konnte sie zuhören, daß man — gegen seinen Willen verlockt — seine Geständnisse weiter gehen ließ, als man wollte. Aber auf einmal sagte sie: »Nun — und?«

»Was?«

»Und wird er dich heiraten?«

»Ich weiß nicht,« sagte Hanna erstaunt.

»Ich bin glücklich!«

»Ja. Aber was weiter? Jedes Ding will doch seine Steigerung haben. Ein Verhältnis — sie warf einen raschen Blick auf Hannas Gesicht — »ein Verhältnis rate ich dir nicht. Und eine Ehe, so eine festgemauerte, gesegnete, offizielle — hält er das aus? Und — hältst du es aus?«

»Ich?!«

»Ja, ja, ich weiß! Aber bedenke, was das heißt, einen bekannnten — ich habe ihn ja nicht gehört, aber sagen wir auf jeden Fall einen berühmten — Komponisten zu heiraten, der vor allem auch noch dazu Dirigent ist. Für Kapellmeister zu schwärmen, ist jetzt Mode. Und nicht jede begnügt sich, wenn sie schwärmt, wie gewisse Leute damit, vorm Bühnenthür »Hoch!« zu schreien.« Ihre Stimme wurde warm und ernst. »Wirklich, Schapperl, ich will dir nichts wegnehmen, aber schau, wirst du das alles ertragen können? Du bist unendlich leicht verletzt und wehleidig und eifersüchtig. Wirst du nicht Scheffel von Tränen für jeden Tropfen Glück weinen?«

Aber Hanna sagte: »Lieber mich blind weinen, weil ich ihn verloren hab, als weil ich ihn nie besaß!«

Zum erstenmal hatte Edith keine Macht über sie.

Es war, als wüchse Georgs Liebe von Tag zu Tag. Seine weltstheuen Augen leuchteten, wenn sie die ihren trafen. Er schenkte ihr Lieder, in denen das Glück mit ihrer Stimme sang. Er war geduldig und gut und ertrug um ihretwillen Gesellschaften und Gespräche. Aber manchmal fühlte Hanna, in einem Leben zwischen Angst und Seligkeit, daß seine Blicke glühend an ihr hingen und sein Kuß mehr ersehnte als Mund und Wange.

Da erwog ihre Liebe Opfer, hinter denen ihr der Tod zu stehen schien.

Eines Abends, da sie eingehängt durch eine dunkle Villenstraße gingen, sagte er ganz nebenhin: »Hier sollten wir wohnen, wenn wir verheiratet sind!«

Er fühlte, wie ihr Arm in seinem zuckte, und sie hatte den leisen Zwang in seiner Stimme gehört.

Sie gingen ein paar Schritte, dann ließen sie sich zu gleicher Zeit, um im Dunkel einer des andern Auge zu erforschen.

Ihre Lippen fanden sich inbrünstig.

Am nächsten Tage kam Hanna ganz gegen ihre Gewohnheit verspätet zum Stellbichlein. Sie sah auffallend blaß und entschlossen aus, und Georg vermutete häusliches Argernis. Aber er fragte nicht, er drückte nur mit unenblicher Zärtlichkeit ihren Arm an sich. Da sagte sie: »Georg, es kann nicht sein!«

Er erschraf, denn er wußte sofort, was sie meinte. »Warum? Hast du mich denn nicht so lieb?«

Eben, weil sie ihn mehr liebe als alles auf der Welt, könne sie sein Opfer nicht annehmen. Gestern, als sie schlaflos vor Glüd über seine Güte nachgedacht hätte, sei es ihr schwer aufs Herz gefallen, was Edith gesagt habe. Ja. Und sie hätte erkennen müssen, daß sie vollkommen recht hätte: er sei nicht zur Ehe geschaffen, es sei ein Frevel, ihn ins Joch des Alltags zu spannen. Er würde Gewohnheit und Langeweile und Gebundensein nicht ertragen, und sie würde sterben, wenn sie nur den Schatten einer Enttäuschung auf seinem Gesicht sähe, und sie würde seine Schaffenskraft lähmen ...

Hanna war außer sich, und merkwürdig, je verzweifelter sie war, desto fröhlicher wurde er, und zum Schluß begann er ganz leise zu pfeifen, was er nur in bester Laune tat.

Es war ihm, als wären alle diese Argumente, die er sich wochenlang vorgehalten, auf einmal kindhaft lächerlich, da er sie laut hörte, und nichts daran wirklich, als der rote Mund, der sie aussprach. Plötzlich bremte er sich zu ihr und küßte sie, daß ihr Hut in Gefahr geriet.

Aber sie, schon durch das Pfeifen verwirrt, wehrte sich, in ihre Stimmung verrannt. »Laß mich! Und dann ...«

»Noch was?«

»Ja. So laß mich! Ich bin eifersüchtig.

du kennst mich gar nicht. Auf die Fliege an der Wand kann ich eifersüchtig sein. Und es werden so viele schönere Frauen kommen als ich, so viel klügere und ...«

»Und mich umringen wie die Zaubermädchen den Parsifal! O du gottverboten dummes Wesen du!«

»Georg,« sagte sie, sich mühsam gegen ihr Glüd wehrend, »überleg's dir noch!«

»Ich habe keine Zeit,« lachte er und riß sie in seine Arme.

Am letzten Maitag heirateten sie und fuhren von der Kirche fort nach einem Ort, den Georg schon lange liebte. »Villa Eden« hieß das Häuschen, das er gemietet hatte. Er leuchtete mit dem Feuerzeug hinauf, damit sie's lesen konnte, und beide lächelten.

Oh, was waren dies für Tage! Er und sie und sie und er. Nicht einmal Petitcrü hatte mitkommen dürfen.

Manchmal hielten sie mitten im Liebeswort inne, schwankend unter der Fülle der Seligkeit. Manchmal — in der Nacht — konnte Georgs leise tastende Hand sie weden, und er flüsterte: »Verzeih! Ich hab' nur Angst gehabt, daß du nicht mehr da bist.«

Manchmal schloß Hanna die Augen und betete: »Herrgott, laß mich sterben, es ist zu viel!«

In nie endender Trunkenheit küßten sie einander das Wort »Ich liebe dich!« von den Lippen. Dann kamen Stunden, golden unter goldener Sonne, in denen er arbeitete, daß seine vor Willensanstrengung gerunzelte Stirn errötete und er seinen Blick wie aus einem tiefen Brunnen aus sich heraufholen mußte, um sie zu grüßen.

Aber wenn sie gehen wollte, sagte er ihr Gewand und flehte: »Bleib hier, sonst reißt mir der Faden ab!«

Manchmal auch gingen sie den sanften Berg hinan und lagerten sich aufs warme Gras. Jeder las für sich, er über die Instrumentalmusik der Ägypter, sie das »Jungle Book«. Sie störten einander alle Seiten lang und lasen einander vor, und jeder lachte den andern aus. Zum Schluß liefen sie Hand in Hand den Berg hinunter.

Eines Nachts, da sie aufs neue, überwältigt von Seligkeit, sich aneinanderschmiegen, sagte sie: »Du, Georg!«

»Was denn?«

»Ich muß dich was fragen.«

»Run?«

»Aber ganz wahr sein!«

»Natürlich!«

Sie hörte seiner Stimme an, daß er lächelte.

»Hab ich dich ganz?« fragte sie leise.

»Ja,« sagte er schnell und fest.

»Versteh mich recht, Geliebter. Man kann einen Menschen maßlos lieben und doch ihm einen Rest verweigern!«

»Ich liebe dich mehr als irgend etwas auf Erden!« sagte Georg.

Sie schwiegen lange, dann flüsterte sie:

»Weißt du, jetzt war mir, als hätte ich Gott lächeln sehen!«

In jener Zeit waren sie so eins, daß sie fast immer an das Gleiche dachten und es zur gleichen Zeit aussprachen. Nicht nur bei kleinen täglichen Dingen, auch bei fernabliegenden geschah es so. Sie freuten sich und trieben es halb als Spiel, halb als Kult. Eine Art von Geheimsprache begann. Ein süßes Rätselraten, mit halbem Lächeln, mit Zeichen und wechselnd zu Ende geführten Reden.

Sie waren ohne Arg, ohne Scham und Sehnsucht. »Eben« stand über ihrer Tür.

Am 3. Oktober war Hannas Geburtstag. Er quälte sie schon lange vorher: »Was wünschst du dir?«

»Ich habe alles!« sagte sie mit ihrem neuen wunderschönen Lächeln. »Ich habe dich!«

»Unschätzbares Gut. Zugegeben. Aber weiter? Was wünschst du sonst?«

»Dich ewig zu behalten!«

»Schon erfüllt. Und ganz nebenbei eine Gallelampe. Ich weiß. Und Mahlers Büste von Robin. Aber sonst gar nichts? Gar nichts Lebendiges?«

»Petitcrü?«

»Nein!«

»Ein Affer!«

»Pfui! Nein! Morbus viennensis!«

»Was ganz Kleines, Süßes?«

»So fig könnte ich nicht liefern.«

»Flechling! Also was denn? Ach, wie dumm du aussiehst, wenn du so recht pffiffig fein willst!«

»Also gut! So sag' ich's halt nicht!«

Aber nachdem er sich eine Weile stillvergnügt hatte bitten lassen, erzählte er doch. Alsooo, er wolle sie nicht auf die Folter spannen, die große, die mächtige, die unglaubliche Überraschung sei: er habe Edith eingeladen, und Hanna würde den Geburts-

tag mit ihr feiern können! Run, verdiene er einen Ruß?

Wie ein von einem kalten Luftzug verlöstes Licht verging ihr Lachen. Sie wurde blaß. »Du hast Edith eingeladen?«

Auch er hörte zu lächeln auf und sagte abgelehnt: »Ich habe mich gefreut, Dir deine liebste Freundin ... Ist's dir denn nicht recht?«

»Ja, ja, danke!« sagte sie abweisend. Dann, vollkommen ungewohnt, sich vor ihm zu verstellen, brach sie los: »Langweilst du dich schon mit mir, daß du Fremde einlädst?«

Er war genau so ärgerlich wie jeder Mann, der sich Dank verdient zu haben glaubt und Schelte erntet. »Du bist wirklich komisch, Herz! Deinetwegen lade ich mir ein Weibsbild, das ich gar nicht kenne, auf den Hals, und du ... Ich dachte, du sehnstest dich nach ihr, da du so viel von ihr sprachst!«

»Bei dir?« sagte sie, ganz nah und hastig, als könne Edith schon eintreten und sie stören.

»Ich hatte ja nur den Wunsch, dir meine früheren Jahre gegenwärtig zu machen. Du solltest alles wissen, alles haben, indem ich es an dich verriet.« Er strich zärtlich über ihr blondes Haar.

Das Gesicht an seine Brust geschmiegt flüsterte sie: »Edith ist so klug. Sie wird auch schön, wenn sie spricht! Tausend Glammen sind in ihrem Gesicht. Es gibt nichts, das sie nicht weiß, und ich kann nur dich lieben und ein bißchen singen. Wird sie dir nicht viel mehr werden als ich?« Sie sah Georg lächeln.

Hanna erwachte, da ihre Wange an Feuchtes stieß. Ihr Bett war überschüttet mit Rosen. Sie richtete sich auf und sah Rosen als Teppich durchs Zimmer hingestreut. Am beladenen Gabentisch war ihr Bild mit einem ungeschickt angebrachten Kranz geschmückt.

»Georg!« rief sie.

Er kam, vergnügt blinzeln. »Ich gratuliere schönstens.« Da warf sie sich an seine Brust, und er fühlte ihr Schluchzen. »Aber Hanna!« rief er erschrocken.

Sie hob ihr zuckendes Gesicht. »Nur ein solches Jahr noch, mein Gott, dann will ich gerne sterben!«

»Aber wer wird denn so grausliche Sachen reden? Komm, Herz, du mußt dir doch die Geschenke anschauen.«

»Ich liebe dich! Ich liebe dich maßlos!

Vergiß das nie bei andern! Oh, sei nicht böse! Ich weiß nicht, was mir ist — du bist so gut zu mir — ich liebe dich!»

»Kind, was wird Mahler sagen, wenn du ihn gar nicht ansiehst! Und das neueste Opus seines talentiertesten Jüngers verschmähst du auch?«

Sie nahm das Blatt aus seiner Hand. »Für mich?« lächelte sie unter Tränen.

»Lies doch!«

Ja, das war die Melodie, da war auch jener Tag wieder. Sie lagen im Feld unter einem Himmel, dessen Blau so herbstlich verblaßt war wie das der Kornblumen, die sie zum Strauß band ...

Hab' in dir genossen
All meine Freud'
In dir ist beschlossen,
Was Glück mir beut.
Hab' bei dir vergessen
Die ganze Welt
Und in dir befehlen,
Was der Himmel enthält!

Seine Augen suchten in froher Güte die ihren. Aber Hanna weinte von neuem, haltlos, fassungslos. »Was hast du denn, Lieb-ling? So hab' ich dich ja nie gesehen; fehlt dir etwas?« Und da sie den Kopf schüttelte, nach Atem ringend, sagte er: »Ich bitte dich, Herz, höre auf. Edith kann jeden Augenblick hier sein! Was soll sie von uns denken? Willst du dich nicht anziehen?« Er zog behutsam die Spitzen höher über ihre nackten Schultern.

»Georg!« flehte sie. »Du mußt mich immer liebhaben, Georg!«

Edith kam. Lächelnd und prüfenden Blickes ging sie durch die Zimmer, und sofort haftete gleichsam ihr Parfüm an allen Dingen. Sie hatte Hanna begrüßt, als hätten sie einander gestern gesehen, und Georg die Hand geschüttelt, als sei er ein freundlicher, älterer Bekannter. Sie sprach über die Fahrt, kapierte Mitreisende und schien nicht zu bemerken, daß Georg ganz stumm war.

Man saß bei Kaffee und Zigaretten, und Hanna, die nun übermütig lachte und sprach, tauschte mit Edith Erinnerungen aus, die Georg nicht teilte. Endlich erhob er sich und sagte lächelnd: »Ich will Hanna sich einmal über mich ausschimpfen lassen!« und verschwand.

Er ist böse. Zuerst mache ich ihm solch

eine Szene, und dann lasse ich ihn gar nicht zu Wort kommen! dachte Hanna. Sie hatte Lust, ihm nachzulaufen, bezwang sich mühsam und nahm eine Stiderei auf, die bisher wenig vorwärtsgekommen war.

»Was wird das?« fragte Edith. »Ein Polster für ...« Sie hatte sagen wollen: ... für ihn. Aber sie sagte: »... für's Herrenzimmer? Hübsch!« Edith lag im Schaukelstuhl und rauchte.

Hat sie früher auch so viel gedampft? dachte Hanna. »Du rauchst viel ...«

»Wie immer,« blies Edith. Plötzlich, nur aus einem Schlitze ihrer Augen hinübersehend, wobei sie kurzfristig die Stirn runzelte, fragte sie: »Bist du glücklich?«

Hanna war es, als zwänge man sie zur Tempelschändung. Aber dann fiel ihr der heutige Morgen ein, und sie sagte etwas laut: »Restlos!« Das hat nicht wahr geklungen! dachte sie sofort, als sie ein winziges Lächeln sich in Ediths linken Mundwinkel verkriechen sah. Bin ich's denn nicht? Ist der, der sein Glück kennt und darum zittert, nicht mehr glücklich? grübelte sie, während Edith sagte: »Das freut mich. Abgesehen gefällt er mir jetzt besser als früher bei dir, wenn er auch hier nur die stumme Person abgab.«

»Bitte: was hat er dir geschrieben?«

Als er mich einlud? Gott, einen sehr höflich und sehr unleserlich geschriebenen Brief, daß du dich freuen würdest und er desgleichen, und so weiter. Abgesehen — Edith schlug die schönen braunen Augen voll auf und sah Hanna aufmerksam an — »übrigens glaube ich, daß er da genau so — verzeih! — dumm gewesen ist wie alle Männer. Und du brauchst nur 'Ja' zu nicken, und ich setze mein Hütel auf!« — sie warf einen Blick auf ihr Uhrenarmband —; »in siebenunddreißig Minuten geht der Zug, den erreiche ich noch!«

»Aber Edith!« Zum erstenmal mit wirklich voller Herzlichkeit schlang Hanna den Arm um sie. »Ich muß mich nur erst daran gewöhnen, daß auch andre Menschen als Georg auf der Welt sind; und daß du die erste bist, freut mich doch nur!«

»Wirklich?« fragte Edith misstrauisch, und gleich darauf entschlüpfte sie Hanna. »Nicht küssen! Ich habe mich erst gepudert. Küßt du noch immer so gern? Gnade Gott dem armen Georg!«

Hanna fühlte, wie sie Edith gegenüber

durch seine Liebe an Sicherheit gewonnen hatte. »Er beklagt sich nicht,« lächelte sie.

Ebith sah sie an und nickte sachlich: »Du bist noch schöner geworden. Deinem Gesicht hat das Glück direkt gefehlt!«

Sie brach ab, denn Georg steckte den Kopf herein: »Darf man? Hanna, ich habe einen Mordshunger. Ich schlage vor, daß wir zum Lamm' hinübergehen. Wir haben uns nämlich sonst das Essen von der Hausbeforderin herüberbringen lassen, aber es ist manchmal so eiskalt in erstarrter Sauce eingetroffen, daß man es einem Gast wohl nicht bieten könnte!«

Wie sonderbar, zuzusehen, wie er mit ihr spricht! dachte Hanna. Das ist die Stimme, die mir wahnwitzige Liebesworte gestammelt hat, dieser Mund, der jetzt zur »erstarrten Sauce« lächelte, hat mich geküßt.

»Meinst du nicht auch?« fragte Ebith sie jetzt.

»Ja, gewiß!« sagte Hanna, die nicht zugehört hatte, aufs Geratewohl und staunte dann, da die beiden sich niederlegten. »Also ihr geht doch nicht?«

»Ja, hörst du denn schlecht?« lachte Ebith. »Sie war ganz in Ihren Anblick versunken! Ich muß gestehen, daß mir glückliche Liebe das geistige Niveau herabzudrücken scheint. Hanna war weniger — verträumt, als ich mit ihr verkehrte.«

»Wenn man einen Menschen liebhat, verblaßt das Interesse an allem andern.«

»Das dürfen Sie als Mann nicht sagen! Wo bliebe da der Beruf?«

»Ich habe aus nichts bessere Kraft für meine Arbeit geschöpft als aus meiner Neigung für Hanna.« Er sah sich um. Sie breitete das weiße Tafeltuch und lächelte. Sein Blick grüßte sie: »Ich liebe ich!« sagte der Blick.

Es war wie in der Zeit ihrer Heimlichkeit, Jubel brauste in ihr auf. Nein, sie fürchtete nichts mehr. Die Fruchtchale hoch erhoben, stand sie da. »Und hab' ich nicht auch zugehört, Georg?«

»Oh!« machte er, sprang auf, warf das Messer weg, mit dem er gespielt hatte, und rannte ins Nebenzimmer. »Sie müssen sie hören!« schrie er vom Klavier. »Hanna!«

»Aber Georg! Das Essen ist ja schon da!«

»Das geht mich nichts an! Kommt doch herein!« Er lief zurück, zog Hanna mit, becomplimentierte Ebith aufs Sofa. »So, jetzt sing' bitte!«

Hanna lachte: »Die Sauce wird wirklich erstarren!«

»Also los,« sagte Ebith, die Georg zwischen zusammengekniffenen Lidern hervor ansah.

»Was?« fragte Hanna. Er spielte schon. Hannas Gesicht ward plötzlich ernst, als sie eine Maste ab. Ihre Brust sog sich mit Atem voll. Dann gab sie, mit der Sicherheit derer, die zu geben haben: »Ich bin der Welt abhanden gekommen.«

»Ehr schön,« nickte Georg, da sie schwieg: dieses Lied war es, das sie gesungen hatte, ehe er sie unter vielen Menschen suchte, um ihr zu danken.

Und dann sang sie sein Lied. Und schönste Seligkeit lag in ihrer Stimme.

»Finden Sie nicht, daß Hannas Stimme unglaublich gewonnen hat?« fragte Georg.

»Gewiß!« Ebith lachte plötzlich ein kleines gluckendes Lachen.

»Warum lachen Sie?« fragte Georg erstaunt und scharf.

»Du hast noch immer die Gewohnheit, das Rinn vorzustreden, wenn du schmelzend wirfst. Aber unleugbar, deine Stimme hat gewonnen, Hanna. Natürlich fehlt noch manches im Vortrag ...!«

Das konnte Georg nicht finden, und Hanna saß als leibhaftiger Zantapfel da.

Schließlich vermittelte sie einen Waffenstillstand, und man sprach von Musik überhaupt. Aber es währte nicht lange, da begannen sie wieder über einen der modernsten Komponisten zu streiten, und so gerne Hanna begünstigt hätte, sie schwieg doch notgedrungen und hörte Ebith zu.

Auch Hanna liebte jenen Komponisten nicht, aber ihr, die so viel Achtung vor fremden Meinungen hatte, wäre es nie eingefallen, irgend etwas, das ein anderer wertvoll fand, so mit allen Mitteln zu bekriegen. Dabei staunte sie, obwohl sie Ebith fast unhöflich und rechthaberisch fand, von Mal zu Mal über ihre Schlagfertigkeit.

Als er Ebith endlich lachend zur Versöhnung die Hand bot und sie in ihr Zimmer ging, wandte sich Georg um: »Nun, Herzog?« fragte er.

»Ich kenne Ebith ja schon lange, ich frage dich!«

»Eigensinnig wie ein Bod!« urteilte er, die Zigarre zwischen den Zähnen, ein Streichholz anreibend. »Aber sie ist wirklich ausnehmend geistig!«

»Hältst du sie für hübsch?«

»Hübsch? Ich weiß nicht. Schöne Augen hat sie!«

Hanna kam und schlüpfte unter seinen Rock an seine Brust. »... dir lieber als das arme Hannele?«

»Aber natürlich!« sagte Georg.

Sanna erwachte und fand das Bett neben dem ihren leer. Gestern hatten sein Hut und Mantel am Hals gehangen. Nun waren sie nicht da. Georg war also fort. Es kam öfter vor, daß er in aller Frühe schon in die Felber lief. Aber Hanna hatte Herzklopfen. Sie läutete.

Eine ältere Frau trat, nachdem sie geklopft hatte, ein. »Küß die Hand, gnädige Frau! Die Schokolade?«

»Guten Morgen, Frau Merzinger. Ja. Bitte. Und ich lasse das Fräulein heraufbitten.«

»Das Fräulein ist schon fort, gnädige Frau. Sie ist mit dem Herrn Kapellmeister aufs Bergerl gegangen. Der Herr Kapellmeister lassen schön grüßen, wenn die gnädige Frau aufwacht.«

»So? Danke. Also bitte: das Bad und dann das Frühstück.«

Die Tür klappte zu. Hanna war mit einem Satz aus dem Bett hinaus. Ein herrlicher Tag. Kein Wunder, wenn man Lust zum Spaziergehen bekam.

»Bitte schön, gnädige Frau,« sagte eine Stimme unter dem Brausen von Wasser.

Hanna stieß die Tür auf und löste die Schleifen ihres Nachthemds. Sonderbar — meine Hände zittern ja! dachte sie.

Sie badete und vollendete in fieberhafter Eile ihre Toilette. Es war, als wolle sie durch Geschäftigkeit den zinen Gedanken verschütten, der am Grunde ihrer Seele brannte: Also hat sie schon nach ihm gegriffen? Also sind sie schon zusammen allein?

Sie steckte die blonden Zöpfe nachlässig auf, lief ins Schlafzimmer zurück, dessen Fenster nun offen waren, und spähte über das asternbunte Vorgärtchen hinaus, rechts und links, die Straße entlang. Sie tat gleichgültig, da die Frau mit dem Frühstück kam, lobte Butter und Gebäck, aß aber nicht einen Bissen, auch als sie sich allein sah. Endlich bezwang sie sich und ging hinunter, um ihre allmorgendlichen Übungen vorzunehmen. Aber ihre Hände schiefen nach den ersten Tönen auf

den Tasten, und Hannas Gedanken waren so weit, daß sie erstaunte, als ihr endlich zum Bewußtsein kam, daß sie noch am Klavier stehe. Von neuem trieb schmerzliche Ungeduld sie auf und nieder. Ihr Verstand sprach so klar, so laut, daß sie ihn wie eine fremde Stimme außerhalb ihres Selbst zu hören meinte.

Er sagte: »Georg ist ihr an der Tür begegnet. Sie hat ihn, ihr die Gegend zu zeigen. Ist dies wirklich ein Verbrechen?«

Aber das Gefühl, ihr Gefühl schrie: »Bei mir soll er sein, mich nie verlassen! Ich bin hier allein, allein, und er lacht mit ihr.«

»Das ist ja Wahnsinn. War er nicht noch gestern dein? Und was soll in Wien werden? Willst du eine chinesische Mauer um ihn bauen und alle Frauen fernhalten, die schön oder geistvoll oder sinnlich sind?«

»Ich will hierbleiben,« sprach das Gefühl. »Ich will mit ihm in die Wüste ziehen. Ich will nichts als ihn. Mir soll er gehören. Keine liebt ihn so!«

»Aber ein Künstler gehört allen, und alles muß ihm gehören! Deine Liebe ersetzt ihm nicht die Welt!«

»Ich gönne ihm ja alle, nur Edith nicht!«

»Torheit! Du würdest bei jeder sagen: Ich gönne ihm alle, nur diese nicht!«

»Aber ich liebe ihn, liebe ihn und muß ihn haben! Herr, du mein Gott, jetzt erst weiß ich, wie ich ihn liebe, da ich vor Angst um ihn vergehe! Ich möchte ihn töten, ehe ihn eine andre küssen soll!«

»Du bist toll,« sagte der Verstand, und es war, als nehme sich ein guter Freund achselzuckend vor, zu schweigen.

Das Gefühl aber überschritt nun alle Grenzen. Hanna kam ins Schlafzimmer zurück und riß das Rouleau herab, da der Raum voll Sonne war. Sie warf sich auf sein zermühltes Bett und küßte die Polster. Sie zog seine Decke über ihr zerknittertes Morgenkleid, über ihr sich verwirrendes Haar, und während ungeweihte Tränen in ihren Augen brannten, sah sie Georg mit einer andern die Wege gehen, auf denen jeder Stein von ihrem Glück erzählte. Es ist, als sähe eine Mutter ihr Kind in Flammen stehen und wäre an Händen und Füßen lahm!

Ein Pfiff! — Sie fuhr auf. Jetzt erst fühlte sie, daß sie das Zeichen schon einmal gehört hatte, ohne es recht zu erfassen. Die Vorhänge waren zu, da meinten die beiden



Gertrud Rorn:

Birken

wohl, daß sie noch schlief. Hanna stand am Fenster und sah hinunter. Da standen sie, draußen am Gitter. Edith mühte sich, das Türchen zu öffnen. Er wollte helfen. Sie wehrte eigensinnig ab. Oh, da konnte sie lange rütteln! Wie hatte Georg gelacht, als er den »Witz« heraus hatte, daß eine Feder gedrückt werden mußte, die den Riegel zurückschob!

Da sprang die Tür unter Ediths Fingern auf. Sie ging rasch voraus. Aber Georg sah hinaus. »Ich verstehe gar nicht, daß sie so lange schläft!« sagte er.

Ja, Hanna las es von seinen Lippen. »Mein Geliebter, mein süßer Geliebter! Er hat doch heraufgesehen. Er kommt!« Sie riß mit einem Ruck die Zöpfe herunter und stand mitten im Zimmer.

Die Tür ging ganz leise auf. Georg spähte geblendet herein. Hanna!

»Ja!«

»Oh! Fehlt dir etwas?«

»Ein bißchen Kopfschmerz,« sagte sie, und ihr Herz klopfte. — Die erste Lüge in Eden! Die Schlange!

Er beugte sich über sie und machte sein Bubengesicht. »Bist böse, daß ich weggelaufen bin?«

»O nein!« sag sie und haßte Edith, die sie zum Lügen zwang.

»Armes Häscherl, solche Schmerzen!«

»Ich habe zu lange geschlafen.«

»Geht das auf mein Nichtweden? Ja, weißt du, ich wollte den dritten Saß ein bißchen auslüften und war so froh, wie ich aus dem Zimmer war, ohne Radau, und du noch geschlafen hast, und geh' auf den Fußspitzen hinunter und will Edith ja nicht weden. Da fällt der Besen um, den die Merzinger gerade vor ihre Tür gelehnt hat, und wie ich still fluche, kommt Edith fertig angezogen heraus und verspottet mich gehörig. Ja. Und dann haben wir wieder furchtbar gestritten, und dann hab' ich sie aufs Bergerl geführt.«

»Gerade aufs Bergerl?«

»No ja! (Ist er wirklich so ahnungslos?) Dort ist ja die schönste Aussicht. Aber es war Nebel heute.« (Das gönn' ich ihr!)

»Und die ganze Zeit habt ihr gestritten?« fragte Hanna.

»No nein, dann ist sie schon nett geworden. Man sollte wirklich nicht immer so schnell urteilen. Als sie kam, hätte ich sie ja fast geprügelt — offen gestanden! Aber ich vergaß

wieder einmal, daß Menschen nur im Zwiesgespräch zu erkennen sind.«

»Ich habe dir's ja immer gesagt, daß sie nett ist.«

»Was ist denn, Hanna? Deine Stimme klingt heute so — so falsch, wie nicht in der richtigen Tonart.«

»Kopfschmerz!«

»Armes! Weißt du, du solltest an die Luft. Es ist so frisch, herrlich draußen! Komm, gehen wir zusammen. Reden wir ihr ein, daß sie Briefe schreiben muß! Ohne dich war's gar nicht unser Bergerl!«

Ihr Herz lachte. Das war sein Ton. Sie vergaß all ihr Leid. Wie gerne vergaß sie. »Ja, gehen wir zusammen, Georg!«

Er kam näher. »Hast mir noch gar nicht gesagt, wie du mich heute liebhabst? Maßlos? Wahnsinnig? Schädig?«

Sie warf den Kopf zurück, ihre Augen blitzten vor Übermut. »Na — gnädig!«

Er schob die zum Ruß hingehaltene Hand fort und riß sie an sich.

»Wehe dir, wenn du mich erst nicht mehr liebhabst!« lachte sie zwischen Scherz und Ernst.

»Na, was geschieht dann?«

»Mord und Todschlag!« sagte sie, und die roten Lippen ließen die zusammengebißenen Zähne frei.

»Gott sei Dank, daß ich einstweilen noch sicher gehe!« meinte er.

Alle drei hatten sich — nach Georgs geheiligtem Nachmittagschlaf — aufgemacht, um in den Ort hinunterzugehen. Sie sprachen wenig und gaben sich mit Lust dem Gehen hin. Sie hatten Edith in die Mitte genommen, und Hanna mußte sich ein wenig vorneigen, wenn sie Georgs Gesicht sehen wollte. Fast eine halbe Stunde schon gingen sie an einer Mauer entlang, über die wilder Wein hing.

»Wem gehört der Park?« fragte Edith endlich.

»Dem Grafen Bölgly,« antwortete Hanna.

»Vorname?« fragte Edith rasch.

Hanna zuckte die Achseln. Georg antwortete für sie: »Friedrich, glaub' ich.«

»Hanna!« rief Edith, »weißt du, wer das ist? Tj! Aber gar nichts weißt du! Erinnerst du dich nicht, wie die kleine Konstantinoplerin von dem Don Juan erzählt hat? 'Toutes les jeunes femmes raffolent de lui?' Mir hat's dann tagelang im Ohr ge-

läutet: rafollent de lui — rafollent de lui! Also den muß ich sehn, ja. Kennt ihr ihn?»

»Nein,« sagte Georg sehr amüsiert, während Hanna schwieg.

»Ach, Hanna ist gar nicht talentiert!«

»Wie hätten Sie Ihr Talent betätigt?«

»Das weiß ich nicht. Das kommt darauf an. Übrigens, wollen wir Hanna nicht Liesele zeigen? Wir haben nämlich heute ein Kind entdeckt — nein, so was Schönes ist mir noch nicht begegnet!«

»Ja,« sagte Georg, »es ist wirklich reizend.«

»Wenn es lacht, besonders; nicht?«

»Ja,« nickte er ...

Ein Schmerz wie von einer langen, spitzen und glühenden Nadel durchfuhr Hannas Herz. Sie hatte nicht umsonst gebangt. Dieses eine Zusammensein hatte den beiden ein gemeinsames Erleben gegeben, an dem sie nicht teilhatte. Oh, nun konnte Edith immer sagen: »Erinnern Sie sich an jenes Kind, das wir trafen, als wir frühmorgens allein spazierengingen?« Und Georg würde lächeln, und sie, Hanna, würde außerhalb sein, so wie die ganze Welt bisher außer ihrem Kreise blieb, wenn sie sagte: »Georg, erinnerst du dich ...?«

Eine Kleinigkeit? Es gab keine Kleinigkeiten in der Liebe. Große Geschehnisse ereigneten sich alle Ewigkeiten einmal, aber das Alltägliche, das Unmittelbare, das mit erlebt werden mußte, das war es, was die Einheit zweier Menschen schuf.

Hanna schrak auf. Edith sagte: »Hier!« und hielt vor einem Häuschen, an dessen First ein Pferdekummet den Sattler anzeigte. Zwischen die mit blauen Glaslugeln versehenen Beete des Vorgärtchens tretend, rief sie: »Hallo!«

Eine Frau, die einen Säugling trug, grüßte strahlend, da sie »die Darre vom Vormittag« wiedererkannte. Sie schrie im Diskant: »Liiiiiii!«, verschwand und kehrte mit einem etwa zweijährigen Kinde zurück, dem sie trotz seines Sträubens mit ihrer blauen Schürze die Nase puckte. »Sag' Küß d' Hand', Liesele!«

»So schau' sie doch an, ist sie nicht entzückend?« Edith zog Hanna näher. Es war ein blondes, apfelblütenfarbenes, sehr schmutziges Engelschen.

Vielleicht erschraf es vor so viel fremden Gesichtern, vielleicht fühlte es mit dem un-

trüglichen Instinkt von Kindern und Tieren den Unwillen in Hannas Seele: es wandte sich von ihr und barg das Köpfchen am Hals der Mutter. »Neinneinnein!« lallte es, während sein schmutziges Händchen Ediths Zeigefinger festhielt.

»Liesele, gelt ja, wir sind gute Freunde!« zärtelte Edith. Und zu Georg: »Schau'n Sie nur, sie erkennt mich wirklich!«

Georg zog die Uhr hervor und sah mit etwas unsicherem Lächeln zu, wie alle zehn Fingerchen damit beutelten.

»Sehn wir nicht?« brachte Hanna mühsam hervor.

»Ja. Gleich! Adieu, Frau Zapletal! Adieu, adieu, Herzerl! Schauen Sie nur, wie sie winkt! — Papa! Papa! Liesele!«

»Wie solch ein Wunder zu dieser Mutter kommt!« meinte Georg, vorsichtig an der Uhr horchend. »Gott sei Dank, noch nicht ganz kaputt!«

Dann sprachen die beiden, sprachen miteinander. Hanna schwieg. Ein Gefühl war über sie gekommen, das mit jeder Minute an Intensität wuchs.

Es war eine Lähmung, die sie befiel, in der Art, wie sie es von Scheintoten gelesen hatte, die alles hören, sehen und begreifen, ohne der Außenwelt das geringste Zeichen geben zu können. Wenn sie einen Mörder mit der Pistole im Anschlag hinter Georg stehen gesehen hätte, wenn ein einziges Wimpernzucken seine ewige Treue hätte bewirken können, sie wäre nicht vermögend gewesen, den Bann zu brechen.

Nur zu gehen vermochte sie, und mit jedem Schritt, den sie, in dürren Blättern raschelnd, tat, war es ihr, als träte sie ihr Glück aus.

Da! Rief man sie nicht beim Namen?

Aber es war kein warmer Klang, keine erlösende Stimme. »Da Hanna so gastlich und lebenswürdig zu mir ist ...«

»Bitte, lassen Sie Hanna! Sie hat Migräne. Tut es noch immer so arg weh, Liebes?«

Das war warm. Oh, wie warm, wie gut das war! Sie schlug plötzlich die Augen auf, sie konnte sogar sprechen: »Danke, es ist nicht so schlimm!« Die Ränder ihrer Lippen waren gleichsam schon aufgetaut. Aber die Zunge lag bleischwer an festgefrorenen Zähnen. Nein, das war nicht genug, nicht genug! Sie ging und ging ...

Plötzlich blieb Edith stehen: »Ich trage noch

Briefe zur Post. Vielleicht bessert sich deine Migräne in meiner Abwesenheit.»

Zwei Augen funkelten scharf vor ihren.

Hanna regte sich nicht. Daran, daß Georg den Arm in den ihren schob, erkannte sie, daß Edith gegangen war. Da standen sie auch schon vor dem Haus. Georg öffnete und ließ Hanna vorangehen. Raum trat Hanna in den erleuchteten Flur, als ein Sonderbares geschah. Der Bann fiel ab, und eine bebenende Energie spannte jeden ihrer Nerven an. Sie ging die Treppe hinauf und trat ins Schlafzimmer, Georg das Schließen der Tür überlassend. Auf die Bettkante gestützt, sagte sie mit einer Stimme, die verhaltene Erregung klanglos machte: »Georg, ich will's dir ganz ruhig sagen. Ich kann nicht länger zusehen, wie du mich mit Edith betrügst.«

Er hatte den Hut auf den Hals hängen wollen, nun drehte er sich, den Arm noch erhoben, um und fragte: »Bist du verrückt?«

Sie zuckte zusammen. »Beziehst du das darauf, daß ich dich geheiratet habe?«

»Erlaube mir!« rief er und warf den Hut weit ins Zimmer hin. »Ich habe dein Benehmen heute schon durch Migräne wenig erklärt gefunden, aber dies ist mir denn doch etwas zu unvernünftig! Was soll Edith davon denken, daß du ...«

»Edith, Edith. Was sie denkt, ist mir ganz egal, hörst du? Ich hab sie nicht gebeten, herzukommen. Ich habe keine Abwechslung gebraucht! Nach ihr fragst du, aber was ich in diesen Tagen gefühlt habe und jetzt, du du mich wie ein Ding zur Seite schobst, danach fragt niemand. Nein, danach fragst du nicht!«

»Hanna, Hanna, ich erkenne dich ja nicht mehr!«

»Deine Schuld! Ich war Ton in deiner Hand. Du konntest mich formen, wie du wolltest! Oh, du wirst noch staunen, was du da geschaffen hast!«

»Aber Hanna! So schau! Ich verstehe dich gar nicht! Soll ich dir schwören, daß zwischen Gräulein Edith und mir nicht ein Wort, nicht eine Berührung ...«

»Oh, hätt' ich darauf warten sollen? Geistigkeit, gefrönt durch Erotik?« Dann wäre es reichlich zu spät gewesen! Georg, hättest du sie in einem Anfall kurzer Laune umarmt, es würde mich nicht mehr schmerzen als ein Wespenstich! Aber das ertrage ich nicht, daß ihr Dinge — wenn auch nur niedrigster Art

— erlebt, die ich nicht kenne, so daß ich zur Seite stehe, als sprächet ihr eine Geheimsprache, wenn ihr ihrer Erwähnung tut.«

Die Angst, zu weit gegangen zu sein, machte sie blaß. »Oh, Georg, ich bin schlecht, ich bin schlecht! Wie mußt du jetzt von mir denken! Ich bitte dich, ich beschwöre dich, hab mich lieb, Georg! Verlaß mich nicht! Du siehst ja, was aus mir wird, wenn du mich läßt. Ich liebe dich, ich liebe dich! Hast du mich lieb, Georg?«

Er antwortete den drängenden Blicken nicht. Er sagte ihr Gesicht, preßte ihren zudenden Mund zu einem faltigen roten Wulst zusammen und küßte ihn nehmend, mit einem neuen Herrmentum. Ein tiefinnerstes Gefühl wollte ihm wehren. Aber sie lehnte sich nur schwerer an ihn, und während unter geschlossenen Lidern noch Tränen hervorquollen, überließ sie sich, den Hals zurückbiegend, seinen Küssen.

Sie wartet allein! dachte Hanna und lächelte. Sie wartet ...

Hanna und Georg kehrten vom Spaziergang heim. Hanna, den Arm voll bunten Herbstlaubs und roter Beeren, lief ins Zimmer und begann summend, noch ehe sie den Mantel ablegte, die Zweige in die Vasen zu ordnen.

»Guten Abend, Edith. Kommst du nicht herein?« fragte sie und setzte den schönsten Strauß auf Ediths Schreibtisch.

»Gern.« Edith stand auf und ging ins Speisezimmer, wo Georg am Fenster stand und hinausstarrte. Sie setzte sich in den Schaukelstuhl, ohne ihn anzusehen. Und Hanna erzählte während des Abendbrots. Sie erzählte, indem sie großmütig den Jubel ihrer Stimme zu dämpfen strebte, wie schön es gewesen sei, wie schade, daß Edith nicht hätte mitkommen wollen. Es sei ganz klar gewesen und die Aussicht wundervoll. Den ganzen Sommer habe sie Georg gequält, gelt Georg? Und er sei nicht zu bewegen gewesen, so faul sei er. Und einen Jäger ihres, Ediths, Grafen hätten sie getroffen, der habe einen toten Fuchs getragen, und der habe ...

In diesem Augenblick ward Hanna plötzlich glühend rot und dann bleich wie das Taseltuch. Sie hatte gesehen, wie Edith — mit einem fordernden Blick, um sie nicht zu unterbrechen — Georg das Weinglas hinhielt, das er vollschenkte. Edith lächelte dankend, und da sie das Glas von ihm zurückhielt, begegneten sich die äußersten Fingerspitzen in

einer Berührung, die um eine Sekunde länger dauerte, als sie hätte dauern müssen, und die Blicke trafen sich. Fast stammelnd sprach Hanna weiter, sie wäre lieber gestorben, als den beiden zu zeigen, daß sie gesehen hatte. — Und sie hatte ja auch nichts gesehen! Was war es denn? Nein, nein, sie wollte sich nicht quälen. War es nicht gut gewesen, geborgen, warm und gut, da sie allein gegangen waren? Hatte er sie nicht wie einstmals angesehen? — Aber der Schmerz bohrte und brannte, und Hanna erzählte hastig wie als Kind, wenn ihr Vater bei Tisch sein strenges Gesicht machte, und sie das Gewitter hinaus-schieben suchte.

»Ja, so ein komisches Gesicht hat der Fuchs gehabt. Georg hat gesagt: traurig-verlöhrt. Wir haben so gelacht, nicht wahr, Georg? Du kannst dir gar nicht denken, wie komisch das Tier war. Hast du je den Maran in 'Liebesqualen' gesehen, Georg? Nein? Er-innerst du dich, Edith, wie er ausgesehen hat? Ganz das Gesicht hat der tote Fuchs gehabt.«

Da begann Edith zu lachen; die Zigarette im Munde, schilberte sie Georg die Szene, in der der Komiker ertappt und doch gegen seinen Willen unschuldig, in orangegelbem Pyjama auf der Bühne stand.

Hanna hatte sich hinter eine berausende Lustigkeit geflüchtet, wie man sich im Traum gegen eine Tür wirft, hinter der Entsetzen lauert. Sie lachte krampfhaft und leerte Glas um Glas, das sie immer wieder Georg hinhielt, sich mit Arm und Brust über seinen Arm lehrend. Georg hatte, halbblau zuerst, als schäme er sich, Witze zu erzählen begonnen. Sie waren alle drei nicht mehr ganz ihrer selbst mächtig, als Hanna, die Beine hoch übereinandergeschlagen, im Sessel liegend, Gassenhauer zu singen begann, während Edith zur Begleitung mit den Fingern schnalzte.

Plötzlich, mitten in der Strophe, schlug Hannas Stimme um, sie sank vornüber auf den Tisch und begann fassungslos, maßlos zu schluchzen. Aber ehe die andern es recht begriffen, riß sie sich empor und lief hinaus. Georg und Edith sahen einander an, ohne sich zu regen.

Das Fenster klirrte, das zerriß Hannas dumpfen Schlaf. »Pst, Hanna schläft!« zischelte Georg.

»Sie soll lieber aufstehen und 'runterkom-

men. Es ist herrlich!« klang Ediths Stimme ungedämpft herauf.

Georg legte den Finger auf den Mund.

»Kommen Sie doch wenigstens mit. Ich muß gehen, mir tut der Kopf noch weh von gestern,« sagte Edith leiser.

Dann sprachen sie durch Zeichen. Hanna sah Georg nicken, die Gebärde des Anziehens machen, dann deutete er gegen den Wald, dann winkte er »Adieu«, schloß vorsichtig das Fenster und trat ins Zimmer zurück. Ein Lächeln verging auf seinen Lippen.

Hanna schloß die Augen, sie hörte, wie er sich anzog. Dann kam er zum Bett, und sie widerstand der Lust, die Lider zu lüften, um sein Gesicht zu sehen. Endlich ging er. Sie hörte die Tür mit leisem Quietschen schließen. Noch einen Augenblick blieb sie regungslos. Dann fuhr sie empor und sprang aus dem Bett, an der Tür horchend. Sie vernahm undeutlich die Stimmen. Sie lief zu jenem Fenster, das noch verhängt war, und wartete, mit nackten Füßen, im Batisthemd. Die beiden kamen aus dem Hause und gingen, rasch in gleichem Tritt, dem Walde zu. Er sprach. Sahen sie herauf? O nein. Sie eilten, in den Wald zu kommen. Deshalb hatte sie ihn ja geholt. Jetzt sah man sie nicht mehr. Hanna war schnell beim zweiten Fenster, aus dem Georg vorhin gesprochen hatte, riß es auf, bog sich weit hinaus und sah den beiden nach, die, gegen den Herbstwind kämpfend, die kalt-sonnige Straße bergan gingen.

Hannas Zähne knirschten. Da kam ein solcher Windstoß, daß er ihr die Spitzen fast von den Schultern riß und den einen ihrer schweren Zöpfe spielend weit hinaus schleuderte.

Hanna erschauerte und wollte das Fenster schließen. Da sie den Kopf wandte, sah sie gerade in zwei Augen, die groß an ihr hingen. Denn ans Gartengitter geklammert stand ein fremder Mann.

Er sah sie, sah sie so — sah, wie sie den beiden nachstarrte ...

Taumelnd vor Scham und Zorn wich Hanna zurück, das Hemd bis zum Kinn emporziehend. Sie kroch bebend ins Bett. Das Fenster hatte sie offen gelassen, und sie klapperte mit den Zähnen vor Frost. Ihr schien, als hörte sie einen zögernden Schritt sich entfernen, aber sie wagte kaum zu atmen. Sie lag und zitterte in einem Krampf vor Scham. Es war nicht nur um ihrer Blöße willen.

Hanna fühlte, daß dieser Fremde, nach diesem einen Blick, von ihrer Seele, ihrer Liebe, ihrer Angst so viel wie von ihrer Radtheit wissen mußte. Ihr war, als sei Georg betrogen, verraten, und eine ungeheure Trauer kam über sie, da sie fühlte, daß sie ihm dies nicht würde erzählen können.

Wie er sie nur angesehen hatte! Vom Gesicht wußte sie gar nichts — nur von den Augen, und auch von diesen nur den Brand des Blicks. Oh, wenn er nur ein Jäger gewesen wäre, irgendein Bauer, nur keiner, der ihre Not verstand, ihre brennende, ihre verzehrende, ihre tödende Not!

War nicht Georg auch an dieser Schmach schuld, daß ein fremder Blick Hanna nahm? Wie heißer Sand rieselten Schauer an ihrem Rückgrat hinab, wenn sie nur daran dachte. Und wo war Georg jetzt? Küßte er Edith, wie er sie, Hanna, geküßt hatte? Oder geschah — geschah — mehr, mehr? Geschah, was zwei Menschen aneinander schmiedet, daß sie, wie Kettenklaven, nach einem Ziel taumelnd streben? Und sie war allein, die Kette nachschleifend, die Georg zerrissen hatte.

Hanna fuhr empor. Sie lachte, geschlossenen Mundes und mit zusammengepreßten Zähnen, ein böses Lachen. Sie freute sich jenes Blicks.

Noch ein Abend ... Georg spielte. Zum erstenmal hörte ihn Hanna vor einem Dritten »vorspielen«. Der erste Ton hatte sie verkehrt wie ein Schuß. »Potpourri?« fragte sie, da sein Spiel ruhelos in immer Neuem sich erging. Der Hohn war Hanna ungewohnt. Sie mußte dazu erst den Ton von Edith borgen, merkte es selbst sofort und räusperte sich, schnell zu ihr hinübersehend.

Edith wiegte sich im Schaukelstuhl hin und wider und sagte vag in die Luft hinein: »Wollen Sie nicht sich spielen?«

»Angern!« lächelte Georg und spielte schon. Hanna erschauerte.

Das war die Nacht, die blaue Nacht, da beide engverschlungen vor dem Hause gesessen waren, die silbernen, segnenden Sterne über sich. Unsagbare Nacht! Unsagbares Glück! — Vorbei, vorbei! weinte ihr Herz.

»Würden Sie das wiederholen?« fragte Edith im nebenfächlichen Ton von vorhin.

»Kann man das?« fragte er zurück.

»Ich glaube doch, wenn's nur Begleitung sein soll!«

»Begleitung?«

»Ja, ich will tanzen.«

»Ja, können Sie denn ...?«

Edith stand schon in der Mitte des Zimmers, löste die Schnur von ihrem Schlafrock und steckte ungeduldig die Faltten auf. »Da sieht man, wie Hanna Sie über meine Fähigkeiten unterrichtet hat. Ich war doch in der Duncanschule! Also?« Er spielte, und sie begann mit einer Bewegung, als öffne sich eine Blume der Sonne, den Tanz. Die höhnische Klugheit ihres Gesichts verbrannte in Leidenschaft. Es war, als lebe sie erst jetzt. Jede Regung ihres Leibes war Rausch und Berauschen. Jedes Zucken ihrer Lippen war Beschwörung, und jeder gleitende Schritt Verlockung ohne Maß.

Hanna saß regungslos. Nie noch hatte sie die Schwere ihrer eignen Glieder so empfunden, und doch war ihr zugleich, als müsse sie sich mit einem Schrei in den Wirbel schnellen und tanzen können wie jene. Sie war niemals eine gute Tänzerin gewesen, deshalb liebte sie Grazie mit sehnächtiger Bewunderung. Hannas Leib wirkte nur in gelöster Schlaffheit harmonisch.

Sie schämte sich plötzlich glühend, je vor Georg gelaufen zu sein. Sie glaubte spottenden Vergleich in seiner Seele zu spüren. Verzehrende Lust, den Ausbruch seiner Augen zu sehen, überkam sie, aber dies war von ihrem Platz unmöglich. Er wandte den Kopf völlig Edith zu, während er spielte, und es schien Hanna, als würde das Stück von Minute zu Minute fremder in Tempo und Ausdruck. Während es ihr vorhin rein und fern wie ihr Glück geschehen hatte, war es nun erfüllt von einer verhohlenen, glühenden, wahnwitzigen, blutshänderischen Begier, daß Hannas Lippen in Ekstase trocken wurden. Aber je länger sie das Stückchen Profil anstarrte, das von ihr unverwandt abgelehrt war, floß der Brand von Musik und Tanz stärker in ihr Blut. Ein erstidendes, ein fast abenteuerliches Gelüst nach Georg sprang sie an, daß es rot vor ihren Augen flimmerte.

Da brach Georg plötzlich ab.

Mitten in der Bewegung erschlaffte Edith wie eine Marionette. Sie sank, den Blick zu Boden geschlagen, in den Schaukelstuhl zurück.

Keiner regte sich. Keiner sprach. Endlich, mit einem Ruck, begann er wieder zu spielen. Es war Hanna fremd. Für eine Geige. Keine andre Stimme konnte so streicheln, fliehen.

überreden und dann weinen — weinen über den Sündenfall.

»Das ist neu, Georg,« sagte Hanna.

Er antwortete nicht.

Sie fing plötzlich den heißen Strom auf, der von ihm zu Edith ging. »Gute Nacht!« sagte sie mit Anstrengung. »Ich bin müde!« Und dann, in die heiße Stille hinein, obwohl sie es nicht wollte, nicht sagen wollte: »Kommst du mit, Georg?«

»Ja,« sagte er tonlos. Er stand auf und ging zu Edith hin. »Gute Nacht!« sagte er.

»Gute Nacht!« sagte sie.

»Danke!« sagte er.

Das war alles. Sie reichten sich die Hände. Hanna schien es, als wollten die Finger nie mehr voneinander lassen. Sie stand und wartete. Schweigend gingen sie hinaus. Georg voran, zwei Stufen auf einmal nehmend. Er drehte das Licht auf und ließ die Tür für sie offen. Als sie eintrat, hörte sie ihn schon im Badezimmer. Hanna setzte sich aufs Bett. Die Knie bebten unter ihr. Sie sah schief, mit gedankenlosem Blick auf das weiße Bett hinunter.

Ausziehen — niederlegen — schlafen. Aufstehen — anziehen — ein neuer Tag. Ausziehen — niederlegen ... Oh, und die Qual! Die heiße Qual in diesen vierundzwanzig Stunden! Herrgott, ich kann es nicht ertragen! Ich kann nicht zur Seite stehen. Ich liebe ihn — ich liebe ihn — ich begehre ihn ... Sie drückte ihr Gesicht in die Kissen. Einen Augenblick lag sie fast betäubt. Dann begann sie die schmerzende Last des Haares zu lösen. Er hat es liebgehabt. Oh, wie liebte er mein Haar! Stundenlang konnte er nach Worten fahnden, die die Farbe malen sollten. Einmal hat er gesagt: »Nur ein Ding ist so, deine Kappe aus Nerzfell im Winter. Es sieht aus, als gingest du barhaupt.« — Sie stand vor dem Spiegel. Bin ich nicht mehr blond? Bin ich nicht mehr schön? Ich bin doch dieselbe, die ich war? Nur er, er ist anders!

Ihre Finger zerrten ungeduldig an einer Strähne, die sich in den Haken ihres Schlafrockes verfangen hatte. Plötzlich bligten ihre Augen auf, sie schüttelte das ganze Haar nach vorn. »Georg!« rief sie, fast heiser. Dann laut und fest: »Georg!«

»Ja?«

»Bitte, komm her!«

»Was ist denn?« fragte er von der Schwelle.

»Schau her!«

»Du gibst aber auch nie acht!« Er kam heran, beugte sich über sie und begann vorsichtig das Haar zu entwirren. Hanna wartete darauf, seinem Blick zu begegnen. Sie sah seinen roten schönen Mund ganz nah vor sich und entsann sich mit einemmal des Winters, da sie oft, gleich heute, zitternd vor seinem verschlossenen Gesicht gewartet hatte, und ihr schien, als wäre alles spätere Begeben doch nur ein Traum gewesen.

»So,« sagte er und richtete sich auf.

Wenn er so blickte, sah er gar nicht, das wußte sie. »Was war das, was du spieltest?« flehte sie noch.

»Es ist mir noch nicht ganz klar.«

Da kämpfte Hanna nicht mehr. Sie begann sich lautlos zu entkleiden und lag, ohne Licht zu entzünden, im roten Dämmern seiner Lampe.

Es ist für sie! dachte sie immer wieder in trostloser Verzweiflung. Warum hat seine Liebe vor mir sterben müssen? Es ist nicht wahr, daß ich nur seine Werke besitzen will! Oh, er mag sie ihr schenken! Alle meine Lieder soll er ihr schenken. Alles, alles! Nur mich in seine Arme nehmen und mich lieben. Oh, wie sehne ich mich!

Es hatte geregnet, und die Stämme der Föhren glänzten wie viele hohe Dedenträger aus Porphyrt.

Die gelben Nadeln, die den Boden deckten, waren so glatt, daß Hanna fast zu Fall gekommen wäre. Sie biß die Zähne zusammen und ging weiter und weiter in den Wald hinein. Bis hierher war sie mit Georg nie gekommen. Eine trübseelige Nachmittagssonne zeichnete hellere Flecken auf die Stämme. Etwas Heimtückisches, Verwirrendes hatte der Wald. Die Bäume standen weit voneinander ab, man sah zwischen ihnen hindurch, aber immer nur auf andre, gleich gerade, gleich hoch bewipfelte Stämme. Es war, als könnte sich hier nicht Mensch noch Tier verbergen, und zugleich: als laure Schrecken hinter jedem Baum. Hanna begann zu ermüden und war nicht recht klar über den Rückweg, den sie einschlagen sollte. Sie wollte umkehren, sie sehnte sich nach Hause, da stieg das Bild vor ihr auf, das sie hinausgetrieben hatte. Edith und Georg im Gespräch, hinter dessen Gleichgültigkeit eine Erregung lauerte, die sich ab und zu in heftigem Gelächter

löste. Hanna ging weiter, sich fester in den Mantel hüllend. Sie streifte mit der Hand über ihr bloßes Haar, das ganz feucht von den vielen Regentropfen war, die die Äste versprühten. Es fröstelte sie.

«Ach, wenn doch ein Wunder geschähe!» dachte sie. Lieber Gott, wenn ich heimkäme, und es wäre ein Traum gewesen! — Sie ging den Pfad zurück, den sie gekommen war.

Mit einem sonderbaren Gefühl der Erleichterung schritt sie auf das Haus zu. Als sie in den Vorgarten trat, fiel ihr Blick auf die goldenen Lettern über dem Haustor. »Eden!« las sie abwesend. Aber im nächsten Augenblick sah sie mit unsagbarer Deutlichkeit Georgs Gesicht vor sich, das Gesicht jenes ersten Abends, da die Taschenlampe sein Lächeln beleuchtet hatte. Hanna trat — die Erinnerung noch im Blut — ins Haus. Die Flurtür war offen. Die ins Musikzimmer nur angelehnt. Hanna sah hinein. Es war leer. Sie wollte in den Garten, besann sich aber und ging erst zu Ediths Tür. Die Klinke niederdrückend, fühlte sie, daß sie nicht nachgab. »Edith!« wollte sie anrufen.

Aber plötzlich wich sie zurück und starrte die weiße Tür mit vor Entsetzen großen Augen an. Einen Moment war es ihr, als müsse sie schreien, schreien, sich gegen die Tür werfen ... Aber sie tat es nicht. Gelähmt und fliehend zugleich taumelte sie in den Flur hinaus, immerfort die Rechte, die die Klinke berührt hatte, am Kleid abwischend. Und dann lief sie aus dem Hause.

Sie hielt sich aufrecht bis weit in den Wald hinein. Dann begann der Schmerz, der am Grunde ihres Herzens geduckt gelauert hatte, zu wachsen. Er wuchs, bis das Herz fast zersprang. Da erkannte sie, daß sie, eigentlich zutiefst in ihrem Inneren, nie an die ganze Möglichkeit geglaubt hatte.

»Georg!« sagte sie ganz laut vor sich hin. »Georg!«, und ihr Kinn zitterte, wie bei Kindern, die weinen wollen. Sie ging und ging, ermüdet bis in die Seele. Die Tränen rannten groß und bitter über ihr Gesicht.

Als Hanna zurückkehrte, lag trotz der späten Abendstunde alles im Dunkeln. Sie stieg, bebend vor Angst, die beiden anzutreffen, die Treppe hinauf. Auch hier alles finster. Sie trat leise ins Schlafzimmer. Eine Gestalt kam vom Fenster.

»Hanna! Gott sei Dank!« Es war Edith.

Überrascht fragte Hanna in einem Ton voll Betroffenheit und Entrüstung: »Du hier?«

»Ja, ich sollte ...«

»Wo ist Georg?« fragte Hanna in jäher, unerklärlicher Angst.

»Er ist ja fort ...«

»Fort?!« schrie Hanna auf, und trotzdem sie zum Umsinken müde war, lief sie und schaltete Licht ein, wie um klarer zu sehen.

»Wo ist er denn?«

»Er sucht dich,« antwortete Edith leise vor Fenster her.

»Mich? Georg?«

»Er war ja toll vor Angst, als es Abend wurde und du nicht kamst!«

»Ah! Deshalb das 'Gott sei Dank'? Ihr habt wohl gedacht, ich hätte Grund genug, mich totzuschießen? Merkwürdig! Der Gedanke, euch diesen Gefallen zu tun, ist mir gar nicht gekommen!«

»Hanna,« sagte Edith fast demütig, »sprich nicht so.«

»Oder hätte euer böses Gewissen dann doch Schatten über eure süßen Stunden geworfen? Ja? Oh, du, du! Mir brennt das Herz, wenn ich dich sehe! Nicht Georg hat mich betrogen, nur du! Nur du! Du kanntest mich. Du wußtest, daß ich mich geliebt wissen muß. Daß geliebt zu werden, einzig und ausschließlich einen Menschen zu besitzen, mir Traum und Lebensinhalt und Lebensbedürfnis ist! Und du kamst, und um eines kurzen Küssels willen konntest du mir nehmen, was mein Alles, Alles auf der Welt war? O pfui, pfui, mir ekelst vor dir! Und dich habe ich einmal lieben können!«

Da trat Edith ein paar Schritte vor und sagte leise in Hannas sprühendes Gesicht: »Ich habe dir nichts genommen. Du weißt nicht, wie unsagbar lieb er dich hat.«

Hannas Augen weiteten sich zu einem großen Kinderstaunen, aber schon lachte sie hart auf: »Und das soll ich dir glauben? Ihm glauben, nach dem, was durch dich mir geschehen ist?«

»Hanna, ich bitte dich, höre mich an!« sagte Edith in ihrem alten sicheren Ton. »Ich glaube, du hast Lust, mich als Lilith zu betrachten, als männermordende Verführerin. Du siehst ja alle Menschen ganz weiß oder ganz schwarz! Bitte, nein — jetzt laß mich reden! Als ich den unseligen Brief bekam, da war mein erster Impuls, nicht hierherzukommen ...«

»Hättest du's doch getan!«

»Das wünsche ich jetzt auch. Aber ich fing zu klügeln an und dachte, daß vielleicht eine Abtühlung bei euch eingetreten sei, und daß es euch schwer würde, den Übergang in den Ehealltag zu finden. Ich dachte, daß ich dir oder der Stimmung hier vielleicht helfen könnte, und ich kam. An deinem Gesicht, das du nie zu beherrschen wußtest, sah ich sofort, daß du mich zur Hölle wünschtest. Ich beschloß, so bald als möglich abzureisen. Als ich dich fragte, batest du mich zu bleiben. Und dann kam er. Weißt du? Damals im Speisezimmer? Ich nahm mir vor, ihn kennenzulernen. Ich widersprach, was ja das beste Mittel ist, interessant zu sein. Und ich sah es gleich schon an jenem Abend: er schmachtete nach Bitternissen. Ich wußte, um die Vollust der Demut ganz auszutosten, hattest du dich bis zum letzten Rest verschrenkt. Aber Opfer ermüden den, der sie empfängt. Eure Seelen hatten allzulange auf dem hohen C getrillert. Ich wollte es dir sagen. Ich machte eine ganze Predigt fertig. Um 6 Uhr war ich schon auf. Da traf ich ihn. Wir gingen und sprachen von allem, nur von dir schwieg er. Das freute mich, daß er dich so über alles stellte, denn noch immer hielt ich zu dir, Hanna. Du, nur du hast mich hineingebeht mit deiner Eifersucht, deiner Angst. Es hat mir Freude gemacht, dich leiden zu sehen, wenn ich unter deinen Verdächtigungen litt! Aber ich war überzeugt, daß es mir, auch wenn ich wollte, nie gelingen würde, Georg zu mir herüberzuziehen. Bis ich sah, daß es nicht unmöglich war. Da wollte ich fort. Aber da konnte ich nicht mehr. Denn ich liebte ihn schon zu sehr.«

Zum erstenmal entfuhr Hanna ein Laut. Sie trat hastig auf Edith zu. Die beiden Frauen sahen sich lange an. Dann hob Hanna den Arm und zog Edith mit sich aufs Sofa nieder. »Erzähle weiter, alles, alles!«

»Lieber nicht. Man kann viel eher in Bausch und Bogen vergessen. Aber wenn's

dich freut, will ich dir noch eins sagen: Es ist ganz aus. Ich fahre morgen früh. Er bleibt dir, Hanna!«

»Mir? Mir bleibt nur die Angst, daß ein Neues kommt, daß ich ihn endlich ganz verliere!«

»Aber — er ist doch bei dir!« sagte Edith fast unhörbar.

»Bei mir? Jetzt kommt die Arbeit, der Erfolg, die Welt, alles ist mir feindlich, alles entreißt mir ihn. Und ich? Soll ich sagen: Ich hab' genug des Glücks erlebt? Ich kann keine Liebe nicht mehr entbehren! Ich kann nicht arm sein, ich kann nicht!«

Edith schloß die Augen. »Dann wirst du wohl Kompromisse schließen müssen. Und noch eins vergißt du: deinen eignen Beruf.«

»Ach, mein Beruf ist, Georgs Geliebte zu sein! Für ihn will ich singen, was scheren mich die andern. Um einen Kuß von ihm gebe ich meine Stimme für alle Zeiten! Was kann mir ...«

Beide juckten auf.

Von unten trillerte scharf ein Pfiff.

»Er!« flüsterte Edith.

»Geh du!« flüsterte Hanna zurück.

Edith machte das Fenster auf.

»Ist Hanna da?« fragte hastig Georgs Stimme.

»Ja, schon lange!«

»Gott sei Lob und Dank! Ich wollte schon mit Lichtern suchen lassen!« Seine Stimme schlug in befreitem Jubel fast um.

Edith schloß das Fenster und kam zu Hanna zurück. Aber sie setzte sich nicht. »Er kommt!« sagte sie zögernd. »Wirst du — wirst du — er hat sich so geforgt, wirst du ihn quälen?«

»Nein!« sagte Hanna fast schroff, der fremden Fürsprache gegenüber.

»Nur ich war ja schuld — schau — wirst du ihm verzeihen?«

»Kann ich denn anders?« fragte Hanna unter Tränen lächelnd zurück und küßte sie.

Georgs Schritte klangen auf der Treppe.

Unfre Zeit

Der Tag mit Wunden purpurrot
Ist still verblutet.
Die Nacht hat Reichtum, Glanz und Rot
Schwarz überflutet.

Es glimmt im matten Dämmerchein
Ein stilles Sehnen.
Gott wankt am Stabe querfeldein,
Im Auge Tränen.

Karl Oppermann



Gertrud Korn:

Baumblüte

Goethe und Rodolphe Töpffer aus Genf

Von Dr. Walther Vulpus (Weimar)

Mit 17 Federzeichnungen aus Töpffers »Bibliothek meines Onkels«

Goethes Sterbestunde nahte heran, als in Weimar ein für ihn bestimmtes Geschenk eintraf: zu spät, um ihm noch überreicht zu werden. Wäre es nur wenige Tage früher gekommen, so hätte es gewiß dem greissen Kunstfreunde bei der geistigen Frische, die ihm bis zum Vorabend seines Todes vergönnt war, lebhafteste Freude bereitet, denn er hatte Erzeugnisse von derselben Künstlerhand in seinen letzten Lebensjahren wiederholt mit großem Ergötzen betrachtet und beifällig besprochen.

Frédéric Soret, der Erzieher des damaligen Erbgroßherzogs Karl Alexander, sollte der Überbringer der dargebotenen Gabe sein, wie er Goethen auch das Anschauen früherer Arbeiten seines Genfer Schulkameraden und Freundes Rodolphe Töpffer vermittelt hatte. So erhielt Goethe in den letzten Tagen des Jahres 1830 die ersten Proben Töpfferscher Kunst vorgelegt. Wir finden sie zunächst nur kurz erwähnt in seinen Tagebuchaufzeichnungen vom 27. Dezember 1830: »Einen sehr geistreichen, frassenhaften Roman in Carricaturen. — Abend's wurde beides von Ottilie durchgesehen und betrachtet.«

Darauf äußert dann Soret am 3. Januar 1831 im Interesse seines Freundes brieflich die Bitte: »Daignez, si vous en êtes content, me les renvoyer avec quelques mots d'encouragement pour leur auteur: il a fait beaucoup mieux que cela« ..., worauf Goethe laut Tagebucheintragung vom 4. Januar die Töpfferschen Zeichnungen nochmals durchsah: »von Herrn Soret communicirte Carricaturfabel des talentreichen Herrn Töpfer in Genf« — und noch am selben Tage eingehend mit Soret besprach. Denn in den von Edermann herausgegebenen Gesprächen mit Goethe finden wir unterm Dienstag, 4. Januar 1831 als von Soret mitgeteilt das Folgende:

»Ich durchblättere mit Goethe einige Feste Zeichnungen meines Freundes Töpffer in Genf, dessen Talent als Schriftsteller wie als bildender Künstler gleich groß ist, der es aber bis jetzt vorzuziehen scheint, die lebendigen Anschauungen seines Geistes durch

sichtbare Gestalten statt durch flüchtige Worte auszudrücken. Das Feste, welches in leichten Federzeichnungen die Abenteuer des Doktor Festus enthielt, machte vollkommen den Eindruck eines komischen Romans und gefiel Goethen ganz besonders. »Es ist wirklich zu toll!« rief er von Zeit zu Zeit, indem er ein Blatt nach dem anderen umwendete; »es funkt alles von Talent und Geist! Einige Blätter sind ganz unübertrefflich! Wenn er künftig einen weniger frivolen Gegenstand wählte und sich noch ein bißchen mehr zusammennähme, so würde er Dinge machen, die über alle Begriffe wären.«

»Man hat ihn mit Rabelais vergleichen und ihm vorwerfen wollen,« bemerkte ich, »daß er jenen nachgeahmt und von ihm Ideen entlehnt habe.«

»Die Leute wissen nicht, was sie wollen,« erwiderte Goethe. »Ich finde durchaus nichts von dergleichen. Töpffer scheint mir im Gegentheil ganz auf eignen Füßen zu stehen und so durchaus originell zu sein, wie mir nur je ein Talent vorgekommen.«

Goethe schickte dann am 10. Januar 1831 die Töpfferschen Zeichnungen an Soret zurück und entsprach in dem Begleitschreiben dem Wunsch nach ihrer anerkennenden Besprechung folgendermaßen:

»Die wunderlichen Büchlein kommen auch dankbar zurück. Die kleine Wallfahrt mit jungen Männern gibt Zeugniß, daß der Künstler eigenthümliche Gegenwart mit Geist aufzufassen weiß. In den carricirten Romanen sind bewundernswürdig die mannigfaltigen Motive, die er aus wenigen Figuren herauszuladen weiß; er beschämt den allertüchtigsten Combinationsverständigen, und es ist ihm zu seinem angeborenen heitern, immer zur Hand bereiten Talente Glück zu wünschen.« —

Soret war aber nicht der alleinige Mittheilsmann zwischen Töpffer und Goethe gewesen, sondern es hatte auch Edermann mitgewirkt, der auf der Rückkehr von seiner italienischen Reise nach der Trennung von August von Goethe in Genua auf Sorets Empfehlung das Töpffersche Haus in Genf besuchte. Dort sah er die ersten Karika-



turenalbums und landschaftlichen Studien seines Wirtes und sprach die Überzeugung aus, daß auch Goethe sie gewiß mit großer Freude und Würdigung betrachten würde.

Rodolphe Töpffer war der Sohn des eigenartigen Genfer Genre-, Karikaturen- und Landschaftsmalers Adam Töpffer. Er hatte das väterliche Talent geerbt und war nach Abschluß seiner Gymnasialbildung im Begriff, es berufsmäßig auszubilden, als sich bei ihm ein chronisches Augenleiden mehr und mehr geltend machte, das diese Berufswahl bedenklich erscheinen ließ. Vergebens suchte er in Paris Heilung, benutzte aber seinen dortigen achtmonatigen Aufenthalt, um in Gemeinschaft mit dem vier Jahre älteren Coret und andern Genfer Freunden allgemein-wissenschaftliche und schöngeistige Studien zu treiben. Schließlich wandte er sich hauptsächlich der Philologie zu, da sich bei ihm unter Schmerzen immer mehr die Überzeugung befestigte, daß er auf den ersehnten Malerberuf verzichten müsse und wohl guthäte, den eines Lehrers ins Auge zu fassen. Trotz diesem Verzicht blieb aber sein Streben andauernd darauf gerichtet, der Malerei auf Umwegen wieder nahezu kommen, wie er sich ja auch in seinen späteren kunstkritischen und ästhetischen Schriften als Genfer Maler bezeichnet.

Erst nach eineinhalb Jahren, während



deren er Privatunterricht erteilte und wohl auch wieder unter der Anleitung des Vaters zeichnete und malte, bot sich ihm in Genf eine günstige Gelegenheit, seinen Entschluß zur endgültigen Ausführung zu bringen. Er trat zunächst als Unterlehrer in das Pastor Hegersche Pensionat ein mit der Anwartschaft, es später selbst zu übernehmen. Seine Verheiratung ermöglichte ihm aber durch die Mitgift seiner Frau, sich schon früher auf eigne Füße zu stellen, indem er eine ähnliche Erziehungsanstalt neu begründete. Neben Schweizern nahm sie besonders viel junge Ausländer auf. Anfangs erteilte Töpffer selbst noch Unterricht, besonders im Griechischen, beschränkte sich aber bei weiterem Wachstum ganz auf die allgemeine Leitung der Anstalt. In den von ihm beaufsichtigten Arbeitsstunden der Zöglinge hing er gern sei-



nen schon durch den väterlichen Einfluß und die Betrachtung Hogarth'scher satirischer Zeichnungen genährten karikaturistischen Phantastereien mit dem Zeichenstift nach, während die alljährlich unternommenen wochenlangen Schulausflüge in der Schweiz und nach Oberitalien ihm willkommene Gelegenheit zur Beobachtung von Land und Leuten sowie zu landschaftlichen Zeichen- und Malstudien boten. Der so gesammelte Stoff wurde dann in den langen Winterabenden schriftstellerisch und malerisch verarbeitet.

So waren zur Zeit von Eckermanns Besuch bereits zwei Karikaturen- und mehrere Reise-Albums entstanden und lagen zum Ergötzen der Freunde des Töpfferschen Hauses in dessen Salon zur Einsicht auf. Das eine der Karikaturenhefte enthielt die »Abenteuer des Doktor Festus«, worin gelehrte Pedanterie mit mutwilligster Laune verspottet und auf alle erdenkliche Weise ad absurdum geführt wird, während das andre

die tollen Erlebnisse des M. Cryptogame auf seiner Flucht vor der heiratslustigen Elvire bildlich und durch spärlichen Text schildert.

Edermann hatte als wahrer alter ego seines greisen Gönners ganz recht vermutet, daß diese Karikaturen ebenso wie die landschaftlichen Studien Töpfers für Goethe eine Quelle der Erheiterung und Anregung bieten würden, und veranlaßte den Künstler deshalb, sie nach Weimar zu senden. Der Erfolg übertraf, wie wir aus Goethes begeisterten Äußerungen gesehen haben, womöglich noch die gehegten Erwartungen.

Die ihm gesendete Anerkennung bewog Töpffer nach ungefähr Jahresfrist zu einer zweiten Sendung. Sie enthielt die Geschichte des Mr. Jabot, eines eiteln, düntelhaften Geden, der, durch hartnäckige Aufbringlichkeit und aufgeblasene Selbstgefälligkeit den Widerstand der guten Gesellschaft ermüdend, sich Duldung bei ihr ertrotzt und seine Verbindung mit einer phantastischen französischen Marquise erreicht. Von überwiegendem Interesse aber waren diesmal die Feder- und Tuschezeichnungen von den Reisen nach Chamoni und Italien.

Inzwischen hatte Goethe auch schon Proben von Töpfers Tätigkeit als Kunstschriftsteller erhalten, und zwar waren ihm durch Soret im Frühjahr 1831 die 1830 und 1831 erschienenen kleinen Broschüren unter dem Titel *Réflexions et menus propos d'un peintre Genevois* vorgelegt worden. In dem sechs Jahre nach Töpfers Tode erschienenen Sammelband *Les Mélanges* führen die betreffenden Aufsätze die Aufschriften: *Les beaux arts, disent les doctes, sont*



une noble récréation und Non seulement l'art, mais l'artiste. — An letzteren Titel besonders erinnert die von Goethe gebrauchte Wendung in der Soret gegenüber brieflich getanen anerkennenden Äußerung: »Den heiteren Aufsatz, worin Herr Töpffer so artig um die Frage spielt, was für Künstler und Kunst, für Kunst und Künstler getan werden könnte und sollte, hab' ich mit Vergnügen gelesen; man erkennt auch hier den geistreichen Mann.«

Kurz nach Neujahr 1832 trafen sodann die Töpfferschen Handzeichnungen, Malereien und Reisebeschreibungen in Weimar ein. Goethe bemerkt zunächst darüber am 3. Januar 1832: »Die drei mir übersendeten, durch Schrift und Zeichnung merkwürdigen Bändchen verdienen jedes ein besonderes Lob, welches ich zunächst gern aufzeichne und übersende.« Sie gaben ihm wieder Veranlassung zu einer Unterhaltung mit Soret, worüber dieser in Edermanns Gesprächen unterm 5. Januar berichtet:

»Von meinem Freund Töpffer in Genf waren einige neue Feste Federzeichnungen und Aquarellbilder eingegangen, größtenteils





landschaftliche Ansichten aus der Schweiz und Italien, die er auf seinen Fußreisen nach und nach zusammengebracht. Goethe war von der Schönheit dieser Zeichnungen, besonders der Aqua-

baroden Roman voll Mutwillen und Lebendigkeit hervortut.

Man muß im höchsten Grade bewundern, ein solch Gespenst unter dem Namen des Herrn Jabot in geeigneter Umgebung, in der Einbildungskraft des Zeichners unter den mannigfaltigsten Gestalten sich immer wieder erzeugen und sein unmögliches Individuum, als wenn es ein wirkliches wäre, durch eine geistreiche Feder auf das seltsamste fixirt zu sehn. Danken Sie dem vorzüglichen Manne und versichern ihn, daß jede Mittheilung dankbar und bespätig werde aufgenommen seyn.

rellbilder, so sehr frappiert, daß er sagte, es sei ihm, als sähe er Werke des berühmten Lory. Ich bemerkte, daß dies noch keineswegs das Beste von Töpffer sei und daß er noch ganz andre Dinge zu senden habe. Ich weiß nicht, was Ihr wollt, erwiderte Goethe. Was sollte es denn noch besser sein! Und was hätte es zu sagen, wenn es auch wirklich noch etwas besser wäre! Sobald ein Künstler zu einer gewissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleichgültig, ob eines seiner Werke etwas vollkommener geraten ist als ein anderes. Der Kenner sieht in jedem die Hand des Meisters und den ganzen Umfang seines Talentes und seiner Mittel.

Wieder begleitete Goethe die Rücksendung mit einem außerordentlich anerkennenden Schreiben an Coret vom 28. Januar 1832:

»Die hierbey mit vielem Dank zurückkommenden Büchlein haben den Weimarischen Kunstfreunden sehr viel Vergnügen gemacht. Sie sind sich alle gleich in glücklich auffassendem Humor. Die Reise nach Chamouny bezeugt eine entschiedene Herrschaft über die Feder, so wie die nach Italien über den

Pinself. In den Staf-sagen läßt sich, doch mit besonderer Mäßigkeit, eine gewisse

Neigung gegen die Karrikatur bemerken, die sich in dem kleinen

Und am 4. Februar ermächtigt Goethe noch einmal ausdrücklich Coret, seinem Freunde Töpffer Grüße auszurichten und die anerkennende Besprechung seiner Arbeiten zu übermitteln:

»Vermelden Sie, mein theuerster Herr und Freund, mit den besten Grüßen an Herrn Töpfer das Wenige, was ich zu Gunsten seiner schätzbaren Arbeiten sagen konnte. Es hätte viel mehr seyn sollen und können, aber auch in meiner stillen Einsamkeit wogt es von Stund zu Stunde so hin und wider, daß ich mich selten in dem ruhigen Zustand einer behaglichen Beschaulichkeit finde.

Während Goethe und die ihm nahestehenden Weimarer Kunstfreunde sich an der zweiten Sendung Töpfferscher Zeichnungsbücher ergötzen, veröffentlichte der vielseitige Genfer Künstler im Januar 1832 in der Bibliothèque universelle — zunächst anonym — eine kurze Novelle unter dem Titel La Bibliothèque de mon oncle. Im richtigen Gefühl für den literarischen Wert dieses Kabinettstückes, das wohl als das Beste angesehen werden kann, was Töpffer auf poetischem Gebiete vollbracht hat, erlab er es aus, um Goethen dadurch seine Huldi-gung und den Dank für das seinen Arbeiten bekundete Interesse darzubringen. Doch mochte er sich für diesen Zweck nicht allein mit dem Text begnügen, sondern die Gabe sollte auch in der Kunstsprache zu dem verehrten Gönner reden, die bisher bei ihm am meisten Anklang von Töpffers Seite gefunden hatte. Zu dem Zweck ließ er einen Sonderabdruck in Buchform herstellen, mit außergewöhnlich breitem Rand am Fuße einer jeden Seite, und illustrierte auf diesen Flächen die Novelle mit einer Fülle feinsten, sehr flott hingestrichener Federzeichnungen.



Im 6. Bande von »Kunst und Altertum«, der 1832 aus Goethes Nachlaß von Weimarer Kunstfreunden herausgegeben wurde, lesen wir in einem von Soret und Edermann gemeinsam verfaßten Aufsatz »Über die Federzeichnungen von Töpffer: »Herr Töpfer, über eine solche Anerkennung glücklich, hatte sich vorgesetzt, solch köstliche Verhältnisse mit Sorgfalt zu erhalten, und um eine Probe seiner Dankbarkeit zu geben, hatte er alle Seiten eines Exemplars seiner Novelle mit allerliebsten Vignetten geschmückt. Unglücklicherweise aber verzögerte sich die Arbeit dieser Federzeichnungen durch dunkle Wintertage, Berufsgeschäfte und Augenschwäche des Herrn Töpfer bis tief in den Februar, und als das kostbare Geschenk nach Weimar abging, hatte Goethe zu leben aufgehört. Der Verfasser, der uns einige Exemplare seiner Novelle für hiesige Freunde zugesandt hatte, ermächtigt uns nun, den für Goethe bestimmt gewesenen, so höchst geschmackvoll verzierten Abdruck bei uns zu verwahren. Wir dagegen möchten ihn lebhaft ersuchen, eine zweite Edition seiner Novelle mit diesen Vignetten verziert herauszugeben und sie den Manen desjenigen zu widmen, der sie am besten zu schätzen gewußt hätte.«

In schlichtem dunkelgrünem Einband mit dem goldenen Aufdruck Bibliothèque de mon oncle und verwahrt in einem eben solchen Futteral traf das Büchlein in Weimar ein. Auf seinem ersten Blatt trug es die Widmung:



à Monsieur de Goethe
de la part de
Son très humble Serviteur
R. Töpffer.

Und als Geleit enthielt es den Brief:

Monsieur!

L'indulgence avec laquelle vous avez accueilli les cahiers que mon ami Soret a bien voulu mettre sous vos yeux me fait prendre la liberté de vous adresser ce petit ouvrage. Sentant comme il est peu digne de vous être offert, j'ai tâché d'en déguiser la médiocrité par les petites vignettes, que j'ai dessinées au bas des pages où les scènes du texte se trouvent traduites dans une manière peut-être moins froide. Je m'estimerai heureux et honoré si vous voulez bien accepter cet hommage du plus sincère des vos admirateurs, et agréer l'expression du respect avec lequel j'ai l'honneur d'être, Monsieur,

Votre très humble et très obéissant
Serviteur
R. Töpffer.

Dieses Begleitschreiben ist nachträglich vorn in das Bändchen eingeklebt worden.

Auf seiner Rückseite trägt es außerdem noch zwei Bemerkungen von Sorets Hand, die erste klar und leserlich in seiner allerdings immer sehr kitzeligen Schrift, die zweite — eineinhalb Jahre vor seinem Tode geschrieben — zitterig und nur schwer zu entziffern:





Le précieux souvenir m'est parvenu la veille de la mort de Goethe ou le jour même, trop tard pour le remettre: je l'ai rendu à Töpffer qui me l'a donné.
Fr. Soret.

Offert à Monsieur le baron Walther Goethe en mémoire des heureuses journées que j'ai passées sous le toit de son illustre grand père et comme un témoignage de bonne amitié.

Juillet 1864.

Es ist wohl ebenso sehr zu bedauern, daß Goethen nicht mehr der Genuß dieser reizenden Verehrungsgabe vergönnt war, als daß Töpffern, der sich so zaghaft bescheiden auch als parnassischer Genosse vorstellen wollte, der Dank des Altmeisters und seine gütige Ermunterung zum weiteren Bebauen seines dichterischen Gartens versagt bleiben mußte. Nichtsdestoweniger hat er noch manche schöne Früchte daraus gezogen.

Von de Maistre und Sainte-Beuve empfohlen, haben seine Novellen und Romane schneller Aufnahme bei der französischen Lesewelt selbst in Frankreich gefunden, als dies im allgemeinen schweizerischen Schriftstellern beschrieben ist. Auch in Deutschland



sind sie bekannt und beliebt geworden durch die Übersetzungen von Schotte sowie im Originaltext. In beiden Ländern aber benutzt man einige davon ihrer moralisierenden und erzieherischen Tendenzen wegen gern als Schullektüre.

In dem Sammelband der Nouvelles Genèveises erschien später La Bibliothèque de mon oncle als Mittelstück von drei in losem Zusammenhang stehenden novelistischen Erzählungen. Mit großer psychologischer Feinheit schildert Töpffer in Les deux prisonniers das erste Aufkeimen knabenhafter Liebessehnsucht, die sich in La Bibliothèque zur Blüte einer zaghaften Jugendschwärmerei entwickelt und nach Überwindung des hierbei erlittenen Schmerzes in Henriette zur Frucht eines beglückenden Lebensbundes auf der Grundlage des geliebten Malerberufs heranreift.

Alle drei Erzählungen sind nicht nur in



autobiographisches Gewand gekleidet, sondern enthalten auch tatsächlich viele Erinnerungen, Beobachtungen und Stimmungen aus der Entwicklungszeit des Künstlers. Daher zeigen die Ortlichkeits schilderungen — der Hauptschauplatz ist Töpffers Kindheitsheim, das Haus der alten »Französischen Börse« in Genf — in ihrer liebevollen Kleinmalerei so ganz das Gepräge von Erinnerungsbildern aus der frühesten Jugend.

In der für Goethe illustrierten Erzählung finden wir den 18jährigen Jules in seinem Dachstübchen mit alten Rechts-Rodizes beschäftigt, deren Studium ihm sein gelehrter Onkel Tom empfohlen hat. Bald aber ergibt er sich träumerisch-beschaulichem Nichtstun, das er als Flänerie halb mit Selbstironie, halb aus ehrlicher Überzeugung schildert als einen notwendigen und wohlthätigen Übergangszustand aus der geistigen Gebundenheit des Schullebens zu freier und



selbständig-zielbewußter intellektueller Tätigkeit (Abbild. S. 150). Ein solcher Hang zur flüchtigen Emsigkeit ist im Wechsel mit seiner vielseitigen Emsigkeit ein wesentlicher Zug in Töpffers eigner Charakter. Als deren höchste Rechtfertigung weist er auf das Beispiel Newtons hin, der durch das mühsame Betrachten des fallenden Apfels zur Entwicklung der Gravitationslehre angeregt wurde (Abbild. S. 150).

Jules findet schließlich den Blick aus dem Fenster am ergiebigsten für seine beschauliche Stimmung und verfolgt alle Vorgänge auf der Straße und in der Nachbarschaft mit eingehendem Interesse (Abbild. S. 150).

Der Verkehr und das Leben in dem gegenüberliegenden Hospital und die Art, wie der Portier desselben sich zu den verschiedenartigen Aus- und Eingehenden je nach Rang und Aussehen verhält, fesselt ihn besonders (Abbild. S. 151).

Weiter bieten sich eine Kirche und ein vielbesuchter Brunnen, die Nachbardächer und der ewig wechselnde Himmel seiner Betrachtung dar. Auch bei Regentwetter gewährt die Straße einen unterhaltenden und oft erheiternden Anblick (Abbild. S. 151).

Jules' Aufmerksamkeit und Träumerei wird schließlich von allen andern Gegenständen abgelenkt und vornehmlich gefesselt von einem jungen, anmutigen Frauenzimmer, das täglich gegen 3 Uhr nachmittags unter seinem Fenster

vorbeigeht. Eines Tags jedoch kommt sie auf sein Haus zu, tritt ein, und er hört sie durch die Decke mit dem Onkel sprechen. Sie verläßt das Haus wieder mit einem in Pergament gebundenen Buch unterm Arm und geht hinüber ins Hospital (Abbild. S. 152).

Jules' Neugierde treibt ihn hinab zum Onkel, der ihm mit Entzücken erzählt, daß seine Besucherin Hebräisch verstehe, daß sie Jüdin sei. Sie habe eine hebräische Bibel von ihm ge-

borgt, um einem sterbenden Glaubensgenossen daraus vorzulesen. Sie wolle das Buch morgen vormittag zurückbringen (Abbildung S. 152).

Auf sein Stübchen zurückgekehrt, türmt Jules dann Tisch und Stuhl und seine Folianten übereinander, um von dieser Höhe den Gegenstand seiner scheuen, aber heißen Verehrung im Hospital bei der Verrichtung ihres Liebeswerkes beobachten zu können (Abbild. S. 153).

Er stürzt dabei, und das Gepolter führt den erschrockenen Onkel herauf (Abbildung S. 153).

Jules' verwirrte Erklärungsversuche des Unfalles bestürzen den Onkel noch mehr, so daß er das Herannahen einer ernststen Krankheit vermutet. Er heißt den Nefen sich zu Bett legen und untersucht ihn aufs eingehendste. Nach sorgfältigem Studium des Hippokrates stellt er dann eine höchst verzwickte Diagnose des Krankheitsfalles, während der Patient von einem Zusammentref-





fen mit seinem Idol in einem stillen Hain träumt (Abbild. S. 154).

Später beschäftigt er sich aber leidenschaftlich mit dem Gedanken an ihren für den kommenden Morgen angekündigten Besuch und wie er ihr dabei begegnen, wie er sie anreden und ihr seine Gefühle mitteilen könne. Mit Abscheu bemerkt er inmitten seiner Defflamationen, daß die Wärme, die er dabei am Herzen spürt, von einem Pflaster ausgeht, das ihm der Onkel gelegt hat (Abbildung S. 154).

Doch muß er sich wieder zu Bett legen und erhält einen beruhigenden Heiltrank, der ihn genau bis 20 Minuten vor 10 Uhr in heilsamen Schlaf versenken soll.

Gegen 10 Uhr des nächsten Vormittags will der Onkel wieder nach seinem Patienten sehen und setzt sich im verdunkelten Zimmer vor das Bett, wo Jules an seiner Statt eine zurechtgemachte Puppe hinterlassen hat. Er selbst hat sich in die Bibliothek gestohlen, um die Jüdin dort zu erwarten, ist aber, als sie kommt, nur imstande, wenige nichtsagende Worte zu stammeln an Stelle der feurigen Erklärung, die er sich ausgedacht hatte (Abbild. S. 154).

Sie geht wieder fort, trifft aber auf der Treppe mit dem Onkel zusammen und kehrt mit ihm zurück, während sich Jules schleunigst verkriecht.

Der Onkel kann nicht begreifen, wie seine Besucherin den Neffen, den sie vom Sehen am Fenster her zu kennen zugibt, in der Bibliothek getroffen haben will, da er doch soeben von seinem Krankenbett komme. Während er dann an Stelle des zurückerhaltenen Pergamentbandes ein andres Buch in einem Nebenraum sucht, beobachtet Jules

seine Angebetete, wie sie nachdenklich am Studiertisch Platz nimmt und erst gleichgültig, dann aber beifällig lächelnd und errötend eine Stelle in dem vor ihr aufgeschlagenen Folianten liest (Abbild. S. 155).

Der Onkel kommt mit einer zierlicheren Ausgabe der hebräischen Bibel zurück, um sie der Jüdin zu dauerndem Gebrauch zu verehren, worauf sie sich mit herzlichem Dank empfiehlt. Während der Onkel sie zum Ausgang begleitet, bringt Jules schnell den Folianten vom Studiertisch in Sicherheit, ohne jedoch Zeit zu haben, sich die aufgeschlagene Seite zu merken, schlüpft auf der Hintertreppe nach seinem Stübchen hinauf und steckt die Puppe schnell unter das Bett.

Der Onkel, erfreut, seinen Patienten munter und wohl auf zu finden, ist befriedigt von dem Erfolg seiner hippokratischen Kur (Abbildung S. 155).

Raum ist er fort, so stürzt sich Jules über den 2000 Seiten haltenden Folianten, um die Stelle zu suchen, die den Beifall der Jüdin gefunden hatte.

Es war eine bunte Sammlung mittelalterlicher Chroniken, Erzählungen und Urkunden, worin der Onkel, der verzweifelt nach dem verschwundenen Folianten sucht, gerade eine hochwichtige Stelle in der Bulle Unigenitus entdeckt hatte. Diese Mitteilung gibt dem jungen Forscher einen schwachen Fingerzeig; er findet die Bulle, aber zugleich vor dem Anfang des lateinischen Dokumentes auf derselben Seite in einer alten französischen Familienchronik die Schilderung, wie ein junger Edelknappe in gleich sprachloser Scheu und Verwirrung der Dame seines Herzens gegenübersteht, als er sie vor kurzem selbst der Jüdin gegenüber an den Tag gelegt hatte (Abbildung S. 156). Er schließt daraus, das seine Scheue Verehrung wohl verstanden



und gewürdigt sei, und schwelgt nun in den glückverheißendsten Zukunftsträumen.

Vergebens späht er aber in den folgenden Tagen zur gewohnten Stunde nach der Geliebten aus. Er erfährt, daß der Patient, den sie tröstete, gestorben ist. Schließlich erhält der Onkel das Gebetbüchlein zurück, das er der Töbin geschenkt hatte, mit dem darin niedergeschriebenen Wunsch, es im Falle ihres Todes seinem Nefsen zur Erinnerung an ihre Begegnung in der Bibliothek zu überlassen.

Bestürzt wollen Onkel und Nefse die Absenderin auffuchen, treffen sie aber bereits auf dem Weg zur letzten Ruhestätte. Die Blättern hatten die junge Samariterin hingerafft (Abbild. S. 156).

Jules versinkt nach diesem Schlag wieder in Flänerie, aber sie ist nicht mehr ein Zustand wohliger Entspannung für ihn, sondern voll bitter-schmerzlicher Ode und gramvoller Betrachtungen. Sein einziger Trost ist das Büchlein mit der kurzen Widmungszeile und die rührende Liebe seines alten gütigen Onkels (Abbild. S. 157).

«J'avais enterré la ma jeunesse.» —

Das wiederholte Lob von Goethes Mund und Hand trug wesentlich zu Töpffers Entschluß bei, dem Drängen seiner Freunde nachzugeben und sowohl die Karikaturen-Albums als später auch die illustrierten Reisebeschreibungen, diese unter dem Titel *Voyages en Zig-Zag*, zu veröffentlichen. Er bediente sich dabei — zum erstenmal für künstlerische Vervielfältigung — des autographischen Verfahrens, welches jedoch zur Voraussetzung hat, daß die Vorlagen noch einmal auf die zum Abdruck dienende Platte gezeichnet werden. Obgleich dies nun von Töpffers eigener Hand sowie später nochmals von seinem Sohn und dem Zeichner Bode geschah, so büßten die Karikaturen doch wohl



an originaler Frische der ersten Improvisation — die für dieses Genre ja von höchster Bedeutung ist — etwas ein. Uns sind aber heutzutage meist nur abermalige französische und deutsche Nachbildungen nach jenen ersten Kunststrichen zugänglich. Einigen davon hat

Töpffer Anerkennung gezollt, andre jedoch bezeichnet er als getreu und billig, aber geistlos. Sie wirken auf uns in erster Linie »fragenhaft«, wie es Goethe in einer seiner ersten darauf bezüglichen Tagebuchnotizen ausbrückt, und es fällt uns schwer, ihnen gegenüber den Enthusiasmus nachzuempfinden, den die Originalzeichnungen bei Goethe auslösten.

Gingegen aber bleibt es bewundernswert, wo Töpffer mit dem autographischen Verfahren bei der Illustration seiner Reiseberichte geleistet hat. Die landschaftlichen Effekte seiner Zeichnungen halten hier recht wohl stand gegenüber den Beiträgen, die sein berühmter Landsmann und Freund, der Maler Calame, zu den *Voyages en Zig-Zag* geliefert hat.

Auch die reizenden Handzeichnungen der *Bibliothèque de mon oncle* haben schon einmal als Vorlage für eine illustrierte Ausgabe der Novelle (bei J. J. Dubochet & Co., später bei Garnier frères, Paris) gedient. Doch sagt Coret, der die Originale zur Verfügung gestellt hatte, daß die nach ihnen angefertigten Holzschnitte keine ausreichende Vorstellung von ihrem geistvollen Charakter zu geben vermögen.

Um so mehr verlohnt es sich, Proben dieser reizenden Zeichnungsfolge, wiedergegeben mit allen Hilfsmitteln moderner Vervielfältigungskunst, den deutschen Kunstfreunden vorzuführen, und es wird ihnen eine wehmütige Freude bereiten, das noch zu genießen, woran sich Goethes brechendes Auge nicht mehr erfreuen konnte.



Der Acker

Und er sprach: „So wenig wie über den Acker dort
Der Pflug gehn wird, kann ich dir verzeihn!
Leb' in meinem Haus! Ich schick' dich nicht fort
Um des Kindes willen. Doch zwischen mein und dein
Steh' eine Wand wie aus Glas. Wir werden uns sehn,
Ich dich, du mich — und doch bleibt jeder allein.
Und keiner wird das Rufen des andern verstehn.“
Bleich wurde ihr Antlitz, ihr Hertz schwer wie Stein.

Scheu senkte sie das blonde Haupt,
Trat ein und nahm das Kreuz auf sich.
Jahr um Jahr ging. Bäume wurden kahl und belaubt.
Jeder karge Ackerstrich
Trug Saat und Frucht. Nur das steinige Land,
Das tote Land vorm Haus blieb unbebaut.
Und zwischen ihnen beiden die gläserne Wand
Blieb auch. Keiner hätte sich getraut,

Sie einzuschlagen und Hand in Hand
Zu legen. Da kam ein Donnern und Mehn!
Ein Prasseln und Lodern! Krieg war im Land!
Auch er mußte durch Feuer und Gase gehn,
Frühling um Frühling und Herbst um Herbst.
Manchmal sprach er, war er allein:
„Sommer, wenn du bunt die Fluren färbst,
Wenn das Korn wogt, möcht' ich einmal zu Hause sein!“ —

Im dritten Herbst kam er heim. Am Kreuzweg stand
Er mit jagenden Pulsen. Bald sah er sein Weib ...
Und doch — blieb die böse gläserne Wand
Nicht auch jetzt zwischen Seele und Seele und Leib und Leib?
Und weiter ging er und riß im Gehn
Blätter ab von den Hecken. Sein Hertzschlag schlug
So stoßend. Da sah er sein Haus vor sich stehn
Und davor den Acker und im Acker den Pflug.

Und am Pflug eine Frau. Der Pflug ging schwer
Und grub sich ein, wo Stein um Stein
Gelegen. Die Frau ging daneben her,
Um sie des Morgens Frühlichtschein.
Sie schaute auf, ihr Blick war blau
Und frei und stolz, gar nicht mehr schuldvoll gesenkt.
Das war seine Frau und doch eine andere Frau.
Die hatte zer schlagen, was sie beengt ...

„Durch den toten Acker läßt du den Pflug
Gehn, Marie?“ — „Ja, Mann, es ist viel Not,
Viel Hunger im Land: der niemals trug,
Muß tragen jetzt. Wir brauchen Brot!“
Da riß er sie in seinen Arm —
Ihr Antlitz wurde glühend rot —:
„Gesegnet,“ er sprach es wie nie so warm,
„Soll sein, du Tapfre, dein wachsendes Brot!“

Grete Mäße

Der Ruckuck

Zur Rechtfertigung eines Vielgeschmähten

Von Dr. Ch. Zell

Während die meisten Vogeleltern mit vorbildlicher Aufopferung ihre Jungen großziehen, legt der Ruckuck seine Eier in die Nester kleiner Vögel und überläßt ihnen die Sorge, den jungen Nimmerlätz zu füttern. Daß hierbei die eigne Brut der Pflegeeltern zugrunde geht, macht das Bild noch abstoßender.

Bereits im Altertum war diese auffallende Erscheinung bekannt und gab Veranlassung, sich mit dem festsamen Vogel eingehender zu beschäftigen. So ist es, bis auf den heutigen Tag geblieben. Allzu nahe sind wir aber der Lösung des Problems noch nicht gerückt. Der neueste Brehm, die kürzlich erschienene vierte Auflage, kommt zu dem Ergebnis, daß man einen Grund für den Brutparasitismus noch nicht sicher hat angeben können.

Der Vogel, der so große Geister wie Aristoteles und Goethe beschäftigt hat, hat nur die bescheidene Größe einer kleinen Taube. Das Männchen ist auf der Oberseite, an den Wangen und an der Kehle bis zur Brust herab aschgrau gefärbt; die Unterseite ist grauweiß, die Flügel erscheinen bleischwarz, die Steuerfedern schwarz mit weißen Flecken. Iris und Füße sind gelb, der Schnabel schwarz mit gelber Wurzel. Das um zwei bis drei Zentimeter kürzere und schmalere Weibchen hat am Hinterhals und an den Seiten des Unterhalses wenig bemerkbare rötliche Binden. Der Unterleib ähnelt in seiner Färbung der des Sperbers, und dem kleineren Sperbermännchen kommt er auch in der Größe gleich. Das hat schon im Altertum zu der Fabel Anlaß gegeben, der Ruckuck verwandle sich im Winter in einen Sperber. Auch heute wird das von der Landbevölkerung vielfach noch geglaubt. Und weshalb? Der Sperber entfernt sich im Sommer regelmäßig von den Ortschaften, während er im Herbst zurückkehrt; in seiner Abwesenheit aber macht sich der Ruckuck sehr bemerkbar, um im September geheimnisvoll zu verschwinden. Er gehört nämlich zu den Zugvögeln, die in Mitteldeutschland gewöhnlich Mitte April eintreffen. Im Volksmunde heißt es: Am 18. April kommt er, am 19. muß er kommen. Im kalten Frühjahr 1917 habe ich seinen Ruf zuerst am 2. Mai gehört. In Südeuropa ist er seltener als bei uns, in Nordeuropa häufiger. Als Brutvogel kommt er ferner im Norden Asiens, in Sibirien, vor. Mit Eintritt der kühlen Jahreszeit wandert er nach Süden, von Europa aus nach Afrika. Die Gebirge besucht er bis zur Schneegrenze. Obwohl er von Hause aus ein Baumvogel ist, begegnet er uns

selbst auf baumlosen Inseln wie Spitz und Bornholm. Voraussetzung ist für ihn in erster Linie, daß sich in der Gegend reichlich Singvögel befinden, die er als Ernährer seines Nachwuchses in Anspruch nehmen kann. Nach den Beobachtungen des berühmten Ornithologen Naumann soll er ein Alter von dreißig Jahren erreichen. Sein Flug ist leicht und zierlich, sonst aber ist er ein läppischer Geselle.

Die Anzahl der Vögel, denen er sein Ei übergibt, ist außerordentlich groß. In Europa allein hat man 162 Ruckucks-Pflegeeltern festgestellt. Fast ausschließlich aber kommen Insektenfresser in Betracht. Die Eier sind im Verhältnis zur Größe des Vogels außerordentlich klein, nämlich kaum größer als die des Hausperlings. Jedes Weibchen legt nur ein Ei in ein Nest, und zwar regelmäßig nur dann, wenn sich bereits Eier darin befinden. Der Grund dafür ist einleuchtend. Die Pflegeeltern haben Mühe, auch nur einen einzigen Ruckuck großzuziehen. Außerdem verlassen sie ein Nest nicht gern, wenn sie bereits eigne Eier besitzen. Das Weibchen entwirft eine außerordentliche Geschicklichkeit im Aufspüren von passenden Nestern. Es bemüht sich, sein Danaergeschenk in Abwesenheit der zukünftigen Stiefeltern einzuschmuggeln. Zur Erreichung dieses Zieles legt es seine sonstige Scheu ab und nähert sich bewohnten Gebäuden, die es sonst meidet. Die kleinen Vögel sind durchaus nicht von diesem Zuwachs erbaut, wie wohl früher vielfach angenommen wurde, wo man glaubte, daß sie von der Ehre, das Junge eines so großen Vogels aufzuziehen, tief gerührt wären. Davon kann keine Rede sein. Streitbare Vögel, wie Würger, würden ihm übel mitspielen, wenn er nicht sofort flüchtete. Die andern kleinen Vögel stoßen auf ihn und zwingen ihn, seinen Standort zu verlassen. Alle Nestbesitzer sind ungemein aufgeregt, sobald sich ein Ruckuck in der Nähe zeigt. Die Besorgnis um ihre Brut zeigt sich durch ihr Benehmen unzweideutig an. Damit steht allerdings im Widerspruch, daß die meisten von ihnen, sobald der Ruckuck das Ei hineingeschmuggelt hat, sich mit der Tatsache abfinden und im Brüten fortfahren. Ja, der junge Ruckuck oder Gauch wird von ihnen sogar mit rührender Sorgfalt gefüttert. Da er schneller heranwächst als seine Stiefgeschwister, so findet die eigne Brut der Singvögel regelmäßig ihren Untergang. Auch nach dem Ausfliegen wird der junge Ruckuck von seinen treuen Pflegeeltern noch weiter mit Nahrung versehen. Es hindert sie auch nicht, daß

er ihrer Führung nicht folgt, sondern nach Belieben umherfliegt. Sie ordnen sich ihm darin unter. Da, es sind Fälle beobachtet worden, wo der junge Kuckuck wegen seiner Größe ein enges Nest nicht verlassen konnte und trotzdem von seinen Zieheltern weiter gepflegt wurde. Selbst die Zeit zum Ausbruch nach dem Sünden hält sie von ihrer aufopfernden Tätigkeit nicht ab, obwohl ihre Artgenossen längst verschwunden sind.

Früher nahm man allgemein an, daß der Kuckuck im Jahre nur vier bis sechs Eier lege, und zwar in Zwischenräumen von acht Tagen. Hierin sah man den Grund für sein Nichtbrüten. Ein Naturforscher schrieb diese unbewiesene Behauptung gläubig von dem andern ab. Erst im Jahre 1892 wurde diesem Märchen durch den vortrefflichen Vogelforscher Dr. Repp ein Ende bereitet. Durch Beobachtungen im Freien und durch anatomische Untersuchungen stellte er mit Sicherheit fest, daß das Weibchen jeden zweiten Tag ein Ei legt, im ganzen mindestens 20 bis 22 im Jahre. Repp hat auch entdeckt, daß die Eier jedes Weibchens einen bestimmten individuellen Charakter tragen.

Aber die Stellung des Kuckucks im System der Vögel hat schon Edermann in einem Gespräch mit Goethe seine Glossen gemacht. Damals rechnete man ihn zu den Klettervögeln; heute steht er im neuesten Brehm, der dem System von Gadow folgt, unter den Kuckucksvögeln, von denen die Kuckucke die erste Unterordnung, die Papageien die zweite bilden.

Wie die meisten Vögel, die man eher hört als sieht, hat der Kuckuck seinen Namen von seinem Ruf, genau so wie der Pirol. In Gegenden, wo man zur Sommerzeit fortwährend den Ruf des Kuckucks und des Pirols hörte, haben mir Bauern versichert, daß sie noch niemals einen Kuckuck oder Pirol zu Gesicht bekommen hätten.

Ziel schwieriger als über diese heute allgemein feststehenden Tatsachen ist es, über die Streitfragen und Erläuterungsversuche einen richtigen Überblick zu geben. Auch ist es sehr schwierig, dabei die persönliche Stellungnahme zu unterdrücken.

So soll nach der noch heute herrschenden Ansicht ein Brüten des Kuckucks vollkommen ausgeschlossen sein. Schon Altfeld Müller hat jedoch einen solchen Fall beobachtet und eingehend geschildert, auch erfahrene Vogelfsteller, die das Leben und Treiben der Vögel oft besser kennen als die Gelehrten, haben mir übereinstimmend versichert, daß solche Ausnahmefälle vorkommen. Ebenso hält Darwin den Fall für glaubwürdig.

Zu den Streitfragen gehört ferner die Frage, ob der Kuckuck in Einehe lebt oder nicht. Während manche Naturforscher in dem Weibchen einen Ausbund von Lieberlichkeit sehen, das

mehrere Reviere durchfliegt, die von den Männchen als ihnen eigentümliche Bezirke festgehalten werden, glauben andre an ein Eheleben. So nimmt zum Beispiel Balmamus an, daß das Männchen sich an dem Aufsuchen der Nester beteilige, sich dabei aber so weit entfernt halte, daß man es nicht sehe.

Auch vom Weibchen ist es zweifelhaft, ob es sich überhaupt um seine Nachkommenschaft nach der Ablage des Eies noch kümmert. Balmamus berichtet von mehreren Fällen, die unzweifelhaft hierfür sprechen. Hiergegen hat man geltend gemacht, daß das Weibchen sein Ei oft in Nester lege, die gar nicht zum Brüten bestimmt oder bereits verlassen worden sind. Es wäre aber möglich, daß sich Balmamus trotzdem im Rechte befände, indem die Eier von dem Weibchen aus Legenot nur vorläufig untergebracht worden sind, jedoch durch den plötzlich eingetretenen Tod des Weibchens — Erbeutung durch einen Raubvogel oder dergleichen — liegengeblieben sind.

Ungeklärt ist ferner, ob der Kuckuck zu den Nesterplünderern und Eierfressern gehört. In Jagdzeitungen werden immer wieder Fälle mitgeteilt, wonach glaubwürdige Jäger den Kuckuck bei solchen Schandtaten beobachtet haben wollen. Ein Teil der Naturforscher bestreitet es und nimmt an, daß die gegenteiligen Behauptungen auf ungenauen Beobachtungen beruhen, wenn es auch häufiger vorkommen möge, daß das Kuckuckweibchen Eier und Junge der rechtmäßigen Besitzer beim Einschmuggeln seines Eies beschädige.

Streitfrage ist ferner, ob das Ei des Kuckucks den Eiern des bedachten Nestes gleiche. Der eben erwähnte Kuckucksforscher Balmamus nimmt zum Beispiel diese Gleichheit als erwiesene Tatsache an und findet hierin den Ausfluß einer höheren Weisheit, da dem Kuckuck so der Schmuggel erleichtert werde. Die Gegner behaupten, daß die vermeintlichen Kuckuckseier in Wirklichkeit gar keine gewesen wären, sondern Doppel Eier des rechtmäßigen Eigentümers.

Ferner ist heute noch bestritten, daß der junge Kuckuck die Stiefgeschwister absichtlich über den Rand des Nestes werfe. Friedrich bejaht die Frage, weil er sich durch Versuche mit eingesetzten jungen Kanarienvögeln und mit Einlegen zusammengeknitterter Papierfugeln davon überzeugte, wie geschickt der junge Kuckuck sie über Bord zu werfen vermag. Dagegen behauptet Repp das Gegenteil. Bei seinen Versuchen flogen zwar auch die eingesetzten Vögel über den Nestrand, aber nur, weil sie sich den fütternden Eltern gegenüber vordrängten und hierbei von dem ungestüm arbeitenden jungen Kuckuck zur Seite gestoßen wurden. Eine Absichtlichkeit vermag Repp hierin nicht zu erblicken. Die Tatsache, daß die Stiefgeschwister aus dem Nest gedrängt werden, bleibt jedoch unbestritten.

Während ferner Bechstein behauptet, daß der junge Kudud, sobald er ausgeflogen sei, von einer Unmenge Eingvögel gefüttert werde, bestreitet es Christian Ludwig Brehm ganz entschieden. Genau das gleiche, was Bechstein berichtet, hat auch Edermann als eigne Beobachtungen unserm Goethe geschildert, wie man in den Gesprächen nachlesen kann.

Da Edermann ein vortrefflicher Vogelfenner war und dem von ihm so sehr verehrten Dichter sicherlich nichts Unwahres erzählt hat, so habe ich immer nach einer Gelegenheit gefahndet, mir durch einen eignen Versuch ein Urteil über die Streitfrage zu bilden. Aber erst im Sommer 1915 konnte ich mich in der Sommerfrische an der Aufzucht eines jungen Kududs beteiligen, der einem benachbarten Ehepaar gehörte. Leider waren beim Aussetzen des jungen Tieres die Eigentümer nicht zu bewegen, in genügender Entfernung zu bleiben. Immerhin konnte ich beobachten, daß Kotschwänzchen und Bachstelzen sehr aufgeregt waren, als sie den Ruf des Gauchs hörten. Die Bachstelzen setzten sich sogar auf die Äste der nächsten Bäume, was Bachstelzen sonst niemals tun. Die Behauptung Ch. L. Brehms, daß sich die Eingvögel um einen jungen Kudud gar nicht kümmern, kann ich also nach meinen Beobachtungen nicht unterschreiben. Es wäre wünschenswert, daß die Streitfrage durch weitere Versuche geklärt würde.

Am meisten hat man sich den Kopf darüber zerbrochen, weshalb der Kudud nicht selbst brütet. Aristoteles sieht den Grund in seiner Feigheit. Es sei sehr klug vom Kudud, meint er, nicht selbst zu brüten, da er nicht einmal imstande sei, sich gegen kleine Eingvögel zu verteidigen. Der bekannte Naturforscher Lenz erblüht den Grund darin, daß der Kudud zum Brüten keine Lust habe. Lange Zeit fand die Theorie großen Anklang, daß der Kudud in früheren Zeiten Weidvieh begleitet hätte und durch das Wandern der Herden am Brüten verhindert worden sei. Hiergegen sprechen folgende Umstände:

1. Bachstelzen und Stare, die bei uns die Herden begleiten, brüten selbst.

2. Der Kudud ist nicht imstande, auf einen Tierkörper zu klettern. Daher kümmern sich die Kudude des Berliner Tiergartens niemals um die Rinder- und Büffelarten des Zoologischen Gartens, obwohl sie sich vor ihren Augen befinden. Der Hinweis auf die amerikanischen Kuhvögel ist nicht beweisend. Denn die afrikanischen Madenhäcker, die im Gegensatz zu unsern Staren und Bachstelzen stets bei Pflanzensressern leben, brüten trotzdem selbst.

Die Hypothese Darwins wird kaum seine Anhänger überzeugen. Hiernach sind Instinkte vererbte Gewohnheiten. Ein Kudud hat damit be-

gonnen, seine Eier in ein fremdes Nest zu legen. Hat er oder sein Junges Vorteil davon gehabt, so wird sich diese Gewohnheit verbreitet und vererbt haben. Diese Theorie übersieht, wieso die Pflegeeltern dazu kamen, die ihnen aufgebürdete Last zu übernehmen. War wirklich ein Pärchen so töricht, es zu tun, so konnte sich doch seine Dummheit nicht vererben, da die Nachkommenschaft zugrunde ging. Noch heute werfen Vögel, die nicht zu den Pflegeeltern des Kududs gehören, jedes Kududsei aus dem Neste, zum Beispiel Goldhammern und Schwalben. Die Theorie Darwins läßt uns also hier gänzlich im Stich.

Ich würde es nicht wagen, in so schwierigen Fragen mit meiner eignen Ansicht über den Kudud an die Öffentlichkeit zu treten, wenn ich nicht bereits auf dem Gebiete des Tierlebens eine ganze Reihe von Erfolgen zu verzeichnen hätte. So ist meine Unterscheidung zwischen Augen- und Nasentieren zunächst heftig bekämpft, jetzt aber im neuesten Brehm von Professor Hed übernommen worden.

Als ein großes Glück betrachte ich es, daß mir durch die Liebenswürdigkeit von Jagdsfreunden Fochsitz und Krähenhütten zur Verfügung gestellt worden sind. Meine Beobachtungen auf Fochsitz zur Nachtzeit haben mir über verschiedene Punkte Aufklärung verschafft. Ebenso ist die Krähenhütte zu allerlei Einbliden in die Tierwelt vortrefflich geeignet.

Wie bereits der Name Krähenhütte sagt, will man durch die halb in die Erde gebaute Hütte den der Jagd so schädlichen Krähen an den Leib. Um sie anzulocken, bedient man sich eines Abus, der wie alle Eulen von den Krähen tödlich gehaßt wird. Sind aber erst einige geschossen, so verliert der Abus viel von seiner Anziehungskraft. Man sitzt stundenlang vergeblich in der Hütte. Zum Zeitvertreib wird dann durch das kleine Schußloch der Hütte die Tierwelt der Umgebung beobachtet. Im Sommer habe ich stets den rührenden Fleiß der Vogeleltern bewundert, die damit beschäftigt waren, ihre Jungen zu füttern. Ein besonderes Lob verdienen die Bachstelzen. Bei einem Paar, das mir durch seine Unermüdblichkeit auffiel, suchte ich das Nest und fand zu meinem Erstaunen einen jungen Kudud darin. Ich behielt die Pflegeeltern im Auge und kam zu dem Ergebnis: Wenn zwei geschickte und gewandte Bachstelzen erforderlich sind, um einen einzigen Kudud zu füttern, so kann der Kudud nicht selbst brüten. Um seine Art zu erhalten, müßte er, wie Krähen, Pirole usw., wenigstens vier Eier legen. Er kann aber gemeinschaftlich nicht einmal ein Junges großziehen, geschweige denn vier. Denn es darf nicht vergessen werden, daß der Kudud zwar ein gewandter Flieger, aber sonst auffallend ungeschickt ist. Sehr richtig heißt

es bei Brehm: »Übrigens ist der Kudud nur im Fliegen geschickt, in allem übrigen läppisch. Im Klettern vermager nichts zu leisten, ist aber auch im Gehen ein Stümper sondergleichen.« Dieses Urteil wiegt um so schwerer, als Brehm eine ausgesprochene Vorliebe für den Kudud hat. Den Kudud als »Klettervogel« zu bezeichnen, ist also genau ebenso richtig wie die Bezeichnung des Säuglings als aufrechtgehendes Geschöpf.

Wie kann ein so läppisches Geschöpf sich im Kampfe ums Dasein ernähren? fragte ich mich. Denn damals stand ich noch ganz unter dem Banne der Auslesetheorie Darwins.

Die Antwort kann nur die sein, daß der Kudud haarige und andre Raupen frißt, die von den übrigen Vögeln unberührt gelassen werden. Diese Antwort enthält zwei Rätsel. Warum haben die Raupen nicht ganz allgemein Gift-haare im Kampfe ums Dasein erworben, da sie doch dann nur den Kudud als Feind haben würden? Ferner, warum haben die andern Vögel sich den Kudud nicht als Vorbild gewählt und im Kampfe ums Dasein das Verzehren haariger Raupen nachgemacht? Erst später sah ich ein, daß die Auslesetheorie Darwins unhaltbar ist, da sie mit zahllosen Tatsachen unvereinbar ist. Ich habe an andern Stellen meine Ansicht ausführlich begründet. Hier will ich mich darauf beschränken, zwei Beispiele anzuführen.

Wenn ein Geschöpf viele Feinde hat, so ist es der Faase. Es gibt sogar ein Gedicht, das eine Zusammenstellung all der Tiere enthält, die gern Fasanbraten essen. Ihnen schließt sich der Mensch an. Im Kampfe ums Dasein müßte der Fase also besonders scharfe Sinne erworben haben. In Wirklichkeit läuft er manchmal gerade auf den Jäger zu, weil sein blödes Auge ihn im Stich läßt. Wo ist hier etwas von der vielgerühmten Auslese?

Noch augenscheinlicher wird die Auslesetheorie bei den Motten widerlegt. Wäre Darwin Jungeselle gewesen und hätte seine Wollfächer auf Motten untersuchen müssen, so hätte er seine Theorie niemals aufgestellt. Jetzt im Kriege, wo man jedes Stück Wolle mit der größten Sorgfalt behandeln muß, damit die Motten es nicht zerstören, muß ich stets daran denken, daß es doch ein großes Glück für uns Menschen ist, daß die Auslesetheorie auf so schwachen Füßen steht. Wodurch finde ich die Motte? Weil sie hell ist, ebenso die Stellen, wo sie ihre Eier abgelegt hat. Wäre das nicht der Fall, dann wehe uns! Alle vierzehn Tage muß man im Sommer seine Wollfächer darauf ansehen, ob sich irgendwo Motten niedergelassen haben. Dazu braucht man bei einiger Übung eine gute halbe Stunde, und Erfolg hat man bei diesem Geschäft nur,

weil die hellen Tiere und die hellen Eierablagen sofort auffallen. Würde die Kleidermotte durch das Leben auf den dunklen Stoffen dunkel werden, so brauchte ich, um ein einziges Kleidungsstück genau abzusuchen, allein eine halbe Stunde. Nach der Darwinschen Lehre müßte diese Gleichmäßigkeit der Farbe aber längst eingetreten sein. Unter den Millionen von Nachkommen hätte sich eine dunkle Kleidermotte befinden müssen. Diese wäre den Gefahren leichter als ihre Artgenossen entgangen, hätte sich fortgepflanzt und ihre dunkle Farbe auf die Nachkommen vererbt. Da, weshalb ist das nicht geschehen? Ein Lebensalter bei den Motten währt doch nur etwa ein Jahr im Gegensatz zu dem viel längeren bei den meisten Tieren.

Die Auslesetheorie ist eben ein Irrtum. Zu verstehen sind die verschiedenen Tiergestalten vielmehr nur von dem Gesichtspunkte einer großartig durchdachten Nahrungsmittelverteilung.

Nehmen wir einmal an, daß alle Tiere ähnlich gebaut wären und gleichen Geschmack besäßen. Was wäre die Folge davon? Alle würden sich auf die gleichen Gegenstände stürzen, und hierüber würde ein wüthender Kampf entbrennen, weil es sich um Sein und Nichtsein handelte. Um diesen Kampf unter den Pflanzenfressern zu verhindern, sind sie verschieden gebaut und haben verschiedene Fähigkeiten erhalten. Früchte auf dem Baume können nur Klettertiere erreichen, also Affen, Eichhörnchen usw. Erst die abgefallenen reifen Früchte werden von den Nichtkletterern, den Wildschweinen, Firschen usw. verzehrt. Um Blätter und Zweige von Bäumen fressen zu können, muß man sehr groß sein, wie Giraffen, Elefanten, Kamele, Esche, allenfalls auch Einhufer. Um Wurzeln fressen zu können, muß man Körperwerkzeuge zum Graben haben. Der Affe macht es mit den Händen, der Elefant mit den Stoßzähnen, das Wildschwein mit dem Rüssel, der Firsch mit den Füßen usw. Die Beine sind fast immer für eine gewisse Bodenbeschaffenheit gebaut, so die des Kamels für die Wüste. Dadurch sind Pflanzen, die im Moore wachsen, vor dem Kamel geschützt, da es sich auf solchem Boden nicht bewegen kann. Die größte Verschiedenheit beruht selbstverständlich im Bau des Gebisses, weshalb wir die Tiere hiernach einteilen.

Nur von dem Gesichtspunkte der Nahrungsverteilung kann man auch zwei Erscheinungen begreifen, die sonst ganz rätselhaft sind. Einmal das Flohmaul der Wiederkäuer, zum Beispiel bei der Kuh. Eine junge oder weisse Brennessel mag die Kuh allenfalls fressen, sonst meidet sie diese Pflanze mit Rücksicht auf ihr empfindliches Flohmaul. Das Flohmaul ist also das Gegenteil von Auslese und Anpassung, denn es hindert den Träger, sich von stehenden oder brennenden Pflanzen zu nähren. Der Esel da-

gegen oder das Kamel, die kein Floßmaul besitzen, fressen mit Vorliebe die stacheligsten Gewächse.

Sodann ist nur von diesem Gesichtspunkt aus zu verstehen, weshalb dieselbe Nahrung einem Tiere bekömmlich, für ein anderes giftig ist. Kaninchen fressen ohne Nachteil Tollkirschen, Wachsteln Stechapfel, Ziegen Schierling. Buchedern sind für Hühner und Schweine ein treffliches Mastmittel, für Pferde sind sie tödlich. Der Grund ist ganz einleuchtend. Das Pferd als Steppentier hat ursprünglich im Walde nichts zu suchen und soll den Waldtieren, also zum Beispiel den Hühnern und Schweinen, nicht das Futter fortfressen. Gifte sind also Naturdrahtzäune, die unberufene Besucher von einer Nahrung fernhalten sollen.

Nein, die jetzt lebenden Geschöpfe sind nicht durch die Auslesetheorie zu erklären, sondern als Ergebnisse einer wunderbaren Nahrungsmittelverteilung. Dem Kudud ist hierbei das Gebiet der haarigen Raupen überwiesen.

Insofern befinde ich mich in Abereinstimmung mit Gloger und Altum. Beide betonten die außerordentliche Nützlichkeit der Kudude für die Wälder durch Vertilgung der haarigen Schusale. Altum rechnet ihn zum »forstlichen Polizeikorps«. Wo irgendwo eine Raupenplage ausbricht, muß er sofort zur Stelle sein. Damit er das kann, darf er auch nicht durch das Brüten an einem Plage festgebannet sein. In dieser Weise will Altum das Nichtbrüten des Kududs erklären.

Dieser Beweisführung kann ich mich nicht anschließen. Der Kudud brütet vielmehr nur darum nicht, wie wir schon sahen, weil er die Jungen nicht großziehen kann. Und zwar aus zwei Gründen nicht:

1. weil das für die erwachsenen Kudude übliche Futter für die Jungen nicht geeignet ist,
2. weil das für die Jungen geeignete Futter nicht in solchen Mengen vorkommt, daß der täppische Kudud es beschaffen kann.

Weil Adolf Müller von dem brütenden Kudud anführt, daß damals eine Raupenplage herrschte, indem überall Eichenwickler zu sehen waren, deshalb ist für mich der Fall überzeugend. Der Kudud hatte für ein Junges ausnahmsweise hinreichendes Futter. Deshalb brütete er. In Amerika scheinen die Verhältnisse häufig derartig zu liegen, daß das Brüten einzelner Kududarten die Regel ist. Außerdem scheint die Lösung des Problems dadurch erleichtert zu sein, daß diese Kudude ausgewachsene Junge, ausgefrochene Junge und Eier in denselben Nester haben. Hierdurch wird erreicht, daß der täppische Kudud nur immer ein bis zwei Junge zu füttern hat.

Wegen Altum, der die Bevorzugung des

Kududs wegen des Verzehrns haariger Raupen gerechtfertigt findet, hat man geltend gemacht, daß auch andre Tiere, zum Beispiel Meisen, solche Raupen fressen. Sehr belehrend war in dieser Hinsicht der Raupenstraß im Sommer 1917 im Berliner Tiergarten. Die haarigen Raupen saßen so dicht an den Stämmen, daß man von weitem glaubte, es wäre ein Pelz aufgehängt. Die Singvögel kümmerten sich keine Spur um die unzähligen Raupen, die dort monatelang ihr Wesen trieben, auch die Meisen nicht. Weil mich die Sache lebhaft interessierte, habe ich fast täglich stundenlange Spaziergänge deswegen gemacht.

Ich gehe noch weiter als Gloger und Altum und stelle mich auf folgenden Standpunkt:

Um den Kudud zu verstehen, muß man Umschau in der gesamten Tierwelt halten und ähnliche täppische Gefellen ausfindig zu machen suchen. Da fallen uns auf: die Kröte, der Igel, der Iltis, der Dachs. Wovon leben diese langsame Geschöpfe? Die Kröte frisst Bienen, ohne sich um ihr Stechen zu kümmern, Igel, Iltis und Dachs sind giftfest und überwältigen die Kreuzotter trotz ihrem Gift. Da andre Schlangenfresser, zum Beispiel der Mungo, ebenfalls sehr ungelent sind, so muß doch unzweifelhaft ein Zusammenhang bestehen zwischen Ungeschicklichkeit und Giftfestigkeit. Und er besteht auch. Deshalb, weil der Kudud gegen die Gifthaare der Raupen gefeit ist, ist er täppisch.

Giftige Schlangen und Gewürm müssen doch ebenfalls Feinde haben, sonst würden sie in kurzer Zeit die Erde bevölkern. Bei der Verteilung der Nahrungsmittel sind sie den ungelenten Geschöpfen überlassen worden. Die schnellen Raubtiere, also Wölfe, Füchse, Marber, machen einen Bogen um die giftige Kreuzotter, weil sie nicht giftfest sind. Sie würden den Igel und Iltissen die Nahrung fortnehmen, falls sie nicht nur schnelle Tiere erbeuten, sondern außerdem noch Giftschlangen fressen könnten. Hierzu kommt, daß die Giftschlangen auch in nicht giftigsten Vögeln Feinde haben, so in Raubvögeln, Störchen usw. Diese bieten ihnen im Kampfe keine verwundbaren Stellen. Würden Igel, Iltis und Dachs nicht täppisch sein, so würden sie sich andre Beute suchen. Auch die Hyäne würde nicht Aasfresserin sein, wenn sie Windhundschnelligkeit besäße. Ebenso würden die Geier den eigentlichen Raubvögeln ins Handwerk pfuschen.

Der Kudud muß also täppisch sein, um bei den haarigen Raupen zu bleiben. Während aber die schwerfälligen Eäugetiere ihre Jungen trotzdem großziehen können, vermag es der Kudud nicht. Die Geier können es im Gegensatz zum Kudud, da die jungen Geier kleine Fleischstücke fressen. Aber haarige Raupen sind keine Nahrung für Nestvögel.

So blieb der Natur nur der Ausweg, den Kudud nicht brüten zu lassen und das Ausbrüten durch Insektenfresser zu besorgen.

Man hat dagegen geltend gemacht, daß von einem solchen Walten der Natur in vielen Fällen nichts zu merken sei. Wie sei es hiermit zum Beispiel vereinbar, daß ganze Tierarten, wie die Dronte, die Etellersche Seeluh u. a., ausgestorben sind? Hierauf ist folgendes zu antworten: Der Naturmensch ist nicht imstande gewesen, eine Tierart völlig auszurotten. Das wird erst dem Kulturmenschen durch die Anfertigung sinnreicher Waffen möglich. Dann erwacht aber auch bei ihm das Einsehen, daß er sich durch die Ausrottung selbst den größten Schaden zufügt. Dronte, Seeluh usw. sind nicht umsonst geopfert worden. Jetzt sorgen zahlreiche Gesehe für den Schutz der Tiere, auch gibt es seitdem Naturschutzparke.

Damit die andern Insektenfresser die Aufzucht des jungen Kududs übernahmen, mußte ihnen ein nachteiliger Instinkt eingepflanzt werden. Diese Erscheinung ist durchaus nicht vereinzelt. Die Ameisen pflegen Parasiten, die sich von ihrer Brut nähren. Zahllose Insekten fliegen in das brennende Licht. Ganz im Gegensatz zur Auslesetheorie erhält jedes Geschöpf Gaben, die ihm im höchsten Grade nachteilig sind. Wer naturwissenschaftliche Probleme bespricht, muß manchmal Dinge berühren, die man sonst nicht erwähnt. So auch in unserm Falle. Jeder weiß, daß Strümpfe, die man lange getragen hat, nicht nach Rosen duften. Vergeblich habe ich in naturwissenschaftlichen Werken nachgeforscht, weshalb der Mensch an den Füßen mit diesen dufterzeugenden Organen versehen ist. Unzählige Wanderer sind von Wölfen und andern Raftentieren zerrissen worden, weil ihre Fährte durch die Ausdünstung leicht zu verfolgen war. Selbstverständlich wird es dadurch den Hunden ebenfalls erleichtert, die Fährte ihres Herrn zu halten. Aber der Mensch hat doch lange Zeiten ohne Hunde gelebt. Auch gibt es noch heute Völkerschaften, die davon gar keinen Vorteil haben. Bei andern Geschöpfen können wir genau die gleichen Nachteile feststellen. Bei der Hühnerjagd sehen wir, daß das Rebhuhn eine starke Ausdünstung haben muß, von der es selbst nur Nachteile hat. Der Strauß hat in

den Spänenbunden sehr gefährliche Feinde, die seiner Fährte folgen können, da er ja nicht zu fliegen vermag.

Diese Nachteile lassen sich nur von dem Standpunkte aus begreifen, daß die Interessen der Allgemeinheit höher stehen als die Sonderinteressen. Die Interessen der Allgemeinheit fordern aber: Auch das Raubtier soll leben. Der selbstmörderische Instinkt der Singvögel, einen jungen Kudud auf Kosten ihrer eignen Nachkommenschaft großzuziehen, ist also nichts Unbegreifliches. Auch hier stehen die Interessen der Allgemeinheit höher als die Sonderinteressen.

Wir gelangen also zu folgendem Ergebnis: Der Kudud muß als giftfestes Geschöpf, wie Igel, Kröte usw., täppisch sein. Als ungelientes Tier ist er nicht imstande, die eignen Jungen großzuziehen, da bei uns für die Jungen geeignetes Futter, das er selbst beschaffen kann, nur ausnahmsweise vorkommt. Tritt diese Ausnahme ein, dann brütet er auch selbst.

Das Ausbrüten muß also für gewöhnlich durch andre Vögel geschehen, denen ein selbstmörderischer Instinkt zu diesem Zwecke eingepflanzt wurde. Das steht durchaus im Einklange mit ähnlichen Erscheinungen.

Die Brutpflege durch andre Singvögel ist ein gefährliches Geschäft. Statt der üblichen Anzahl von vier Eiern muß der Kudud mehr als zwanzig legen. Diese ungewöhnliche Anzahl macht ein andauerndes Liebesleben erforderlich. Nach der Volksanschauung ist der Kudud zu tadeln, weil er die Grundsätze der Lebensmänner befolgt: »Uns das Vergnügen, andern die Arbeit!« In Wirklichkeit ist, wie wir sehen, der Vorwurf ganz unbegründet. Der Kudud würde gern brüten, wenn er es nur könnte. Jedenfalls würde er es viel lieber tun, als Nester auszulundschaften, um ein Ei hineinzu schmuggeln. Die Lebensweise des Kududs ist also nur aus dem höheren Walten in der Natur verständlich. Sie bedingt, daß er seine Eier unterschleibt, und ebenso, daß er sich einem auffallenden Liebestreiben hingibt.

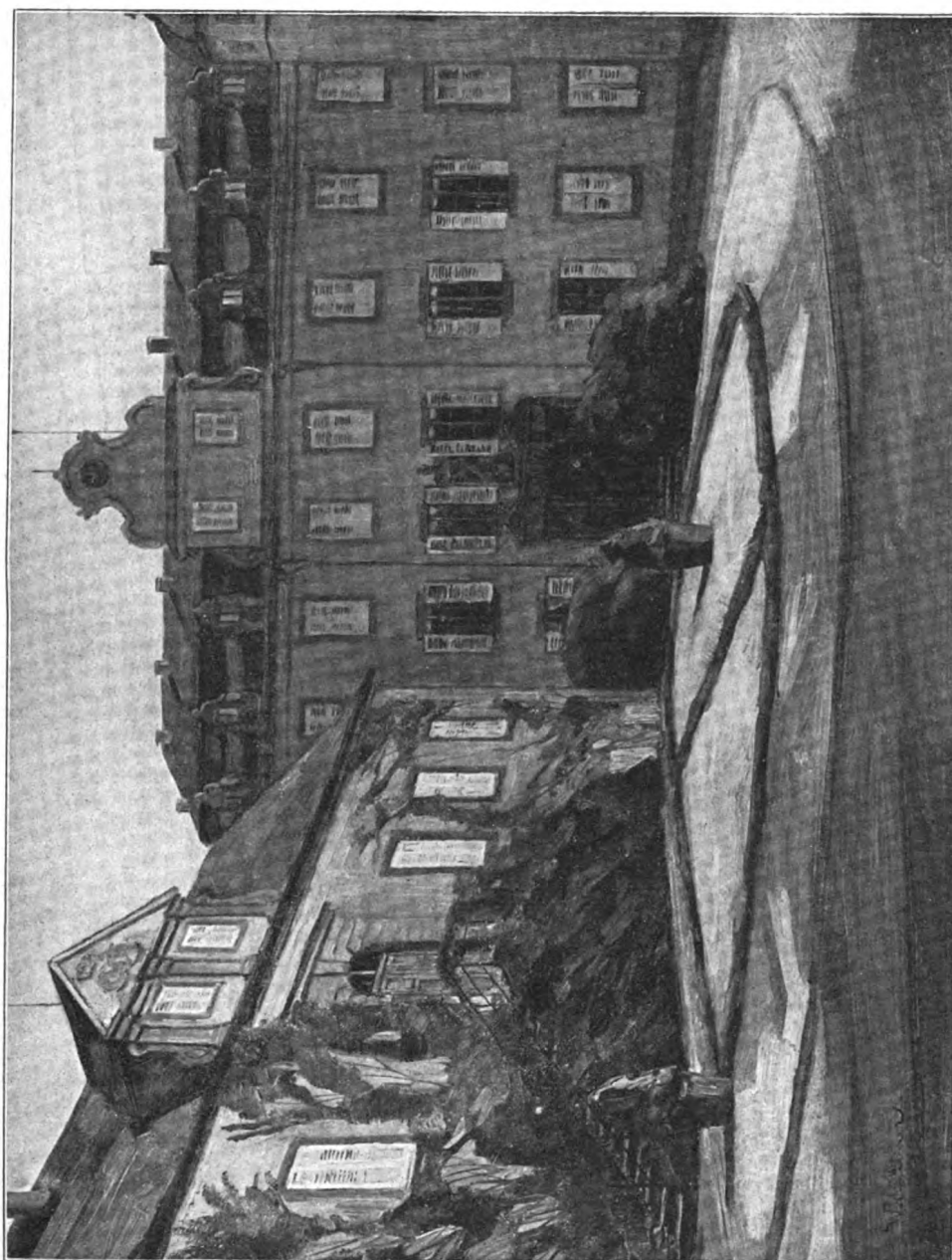
Man sieht: auch in der Naturforschung ist es Pflicht der Gerechtigkeit, sich durch den äußeren Schein nicht täuschen zu lassen.

Du

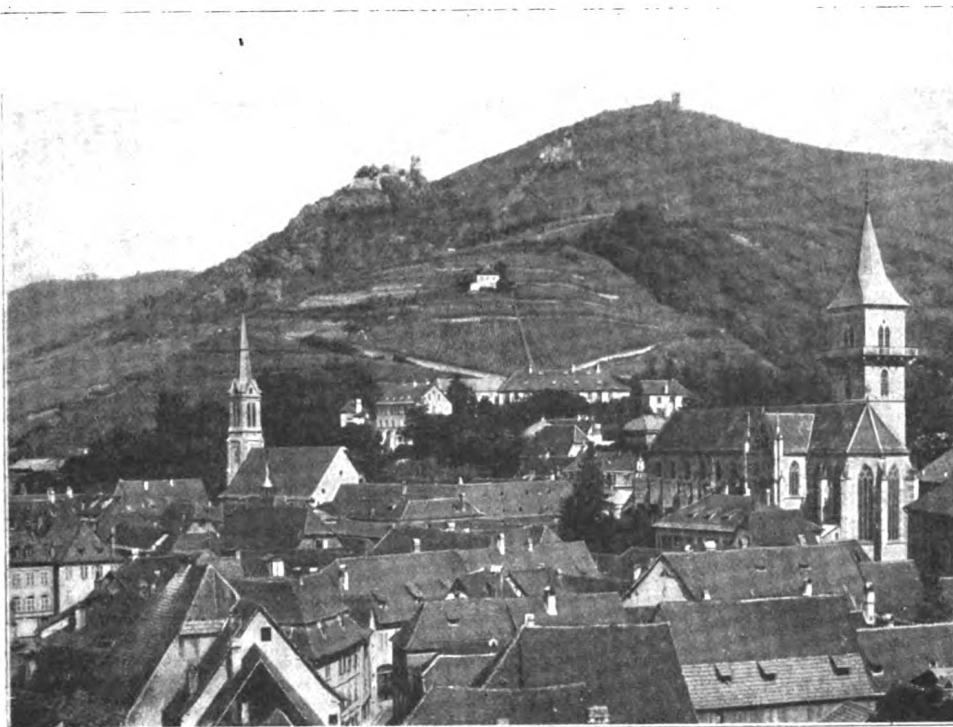
Das bringt mir immer tiefen Frieden mit,
Daß ganz von selbst, sooft ich an dich denke,
Sooft ich mich in dich versenke,
Das Wöitlein gut auf meine Lippen tritt.
»Du Gute, du!« klingt es aus mir heraus.

So war es einst, als noch die Mutter lebte.
Dacht' ich an sie. so wußt' ich mich zu Haus,
Ob auch mein Fuß in fremde Fernen strebte.
Von ihr kam Friede, Trost und süße Ruh',
Mut, Kraft und Glüd. — Nun aber bist es du.

Adolf Hedel



Wilhelm Trübner: Schloßhof Baden-Baden
Aus dem Besitz der Gemäldegalerie von Karl Faberstock in Berlin



Rappoltsweiler und seine drei Schlösser

Rappoltsweiler

Ein elsässisches Städtebild von August Trinius

Mit 9 Aufnahmen von Albert Lutz in Rappoltsweiler

Der heimatstolze Spruch des alten Chronisten Balthasar Han ist bis heute sinnbildlich für das reiche Elßaß geblieben:

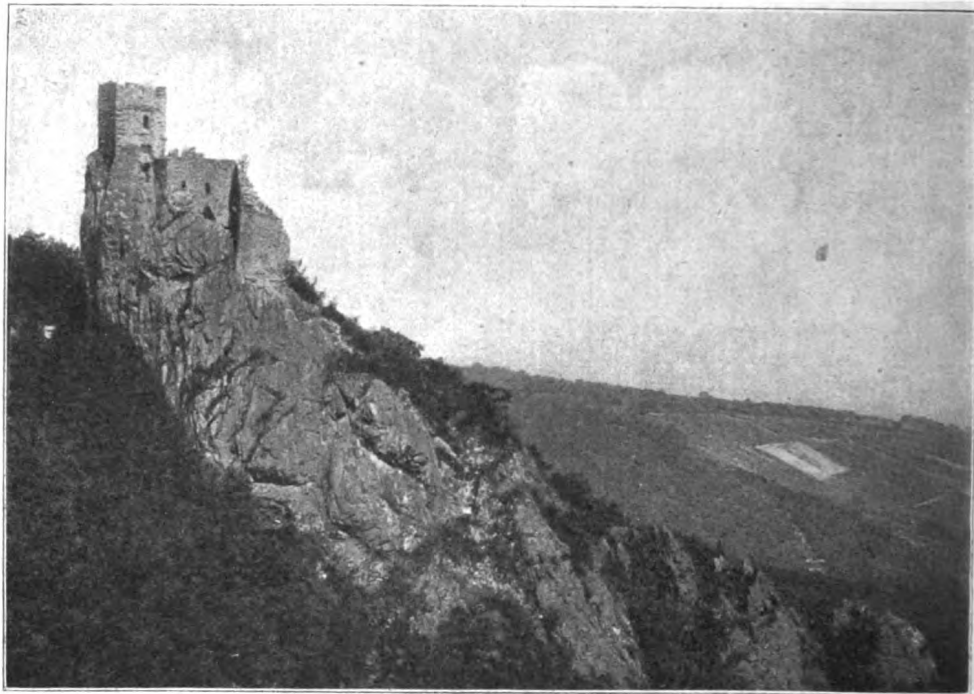
Drey Schlösser auf einem Berge,
Drey Kirchen auf einem Kirchhofe,
Drey Städt in einem Thal,
Drey Offen in einem Sahl —
Ist das ganz Elßaß überall.

Der Überreichtum des Landes, dem einst auch das lebensfrohe Volk in Haus und Lebensführung, in seinen herrlichen Profangebauten so wirksamen Ausdruck ließ, er soll sich in diesen schlichten Worten kennzeichnen. Dazu die Großartigkeit der Natur, die erhabene Wald- und Felsenpracht, wie solche kein andres mitteldeutsches Gebirge aufweist, dies alles eint sich im Wasgau, dem sich hoffentlich nach dem Weltringen die Herzen Alldeutschlands noch kräftiger zuwenden, als es bisher geschah.

Wer vom Main her am linken Ufer des Rheins gen Basel rollt, den begleiten zur Rechten von der Pfalz bis zum Sundgau eng aneinander gedrängt Burgen schier ohne

Zahl; der schaut auch am Ausgang des Strengbachtales die »Drei Schlösser«, die sich über der Dächerschar von Rappoltsweiler so malerisch aufbauen. Dreimal bin ich einst über diese Höhen des Wasgaus bis zur Schweiz gewandert, ehe ich daranging, mein umfangreiches Werk über den Wasgau zu schreiben. Auch dem unvergeßlichen Generalpostmeister Heinrich Stephan war es in die Hände geraten, und die nächsten Ferien sahen ihn als Gast für lange Wochen in Rappoltsweiler. Dort im Gasthaus »Zwei Schlüssel« ist noch sein Bild zu sehen. Hingerissen von der Schönheit der Umgebung, ward er zum Dichter, der unter dem Namen Kurt Rappolt ein Bändchen Lyrik schuf, das er dann für seine Freunde drucken ließ. Mit einem gütigen Schreiben sandte er damals auch mir ein Exemplar. Es wurde der Ausgangspunkt zu einer Verbindung, die bis zu seinem so schmerzhaften Hinscheiden währte. —

Ribeauville einst geheißen, doch im Volksmunde allzeit nur »Rappschwihl« genannt, bleibt das altertümlich-liebenswürdige Städt-



Ruine Giersberg bei Rappoltsweiler

lein (nur 5900 Seelen) eine Perle des gesegneten Landes. Seine Geschichte, die Romantik seiner Umgebung, die Erinnerung an seinen »Pfeifertag« und nicht zuletzt sein Wein, alles dies macht es zu einem Magnet für jeden Wasgaufahrer. Der »Zahnader«, der an den Hängen unterhalb der Ruine Rappoltsstein gedeiht, zählt zu den besten Sorgenbrechern. Und daß man hierorts fröhlich des Becherschwungs sich erfreut, das erzählen uns auf Schritt und Tritt die lodenden Aushängeschilder der »Weinsticher«. Wie anheimelnd wirkt ein Gang durch das Städtlein, das ehemals nicht nur von einer turmbewehrten Ringmauer umzogen war, sondern innerhalb wieder durch Mauern und Türme in vier Teile geschieden war!

Von diesen Innentoren ist besonders der mit herbbumoristischen Steinfiguren geschmückte Metzgerturnturm neben dem Tor zu nennen. Interessant ist das Rathaus mit seiner wertvollen Sammlung von Altertümern. In seiner Front erhebt sich aus der Renaissancezeit ein reizvoller Brunnen. Auf dem Sockel wurde der alte Brunnen 1862 durch einen schmucken neuen ersetzt, der eine allegorische Figur der Stadt zeigt. Eine ehemalige Kapelle umschließt das Städtische

Museum. Das dem 15. Jahrhundert entstammende Schloß der Rappoltssteiner wandelte sich in eine Schule. Manch ehrwürdiges Bürgergelaß läßt uns stillstehen, wenn wir über Markt und Gassen schreiten. Die Poesie des Mittelalters umweht uns immer wieder, so eindringlich auch die neue Zeit auf ihre Rechte pochte. Stolz auch sind die Bürger auf ihr neues Postgebäude, das ein Medaillon des hochverdienten Physikers Steinheil zeigt, der hier 1801 das Licht der Welt erblickte. Ein anderer berühmter Sohn der Stadt war Philipp Jakob Spener, der als späterer Propst in Berlin 1705 starb. Auch der unerschrockene Mittkämpfer Zwingli, Leo Judaus, war hier geboren. Vom Mittelalter an ist Rappoltsweiler immer wieder gefeiert und besungen worden. Besonders wegen seines »Pfeifertages«. Ihm gilt auch die gleichnamige Oper von Max Schillings.

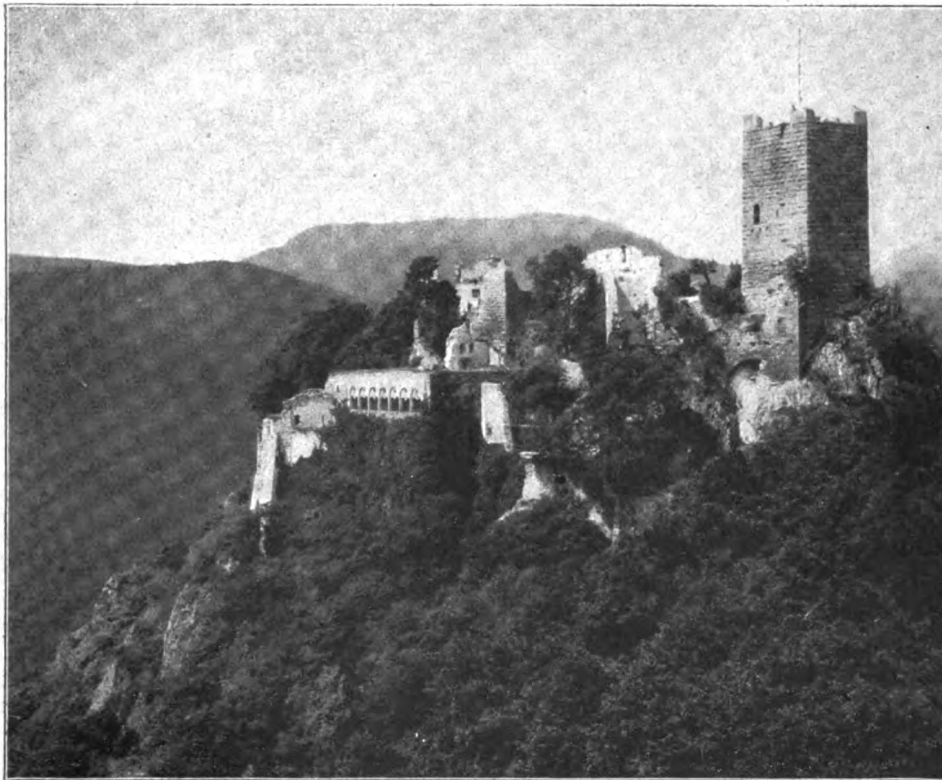
Und wahrlich, auch wer nicht in der bunten farbigen Stadtkrone blättert, die Zeugen früherer Baukunst auf sich einwirken läßt: Rappoltsweiler muß sich ihm ins Herz einschmeicheln. Es liegt etwas von Duft und Glanz über ihm. Ringsum staffeln sich die Waldberge höher bis zum Grenzkamm, der

Deutschland von dem lüsteren herüberschielen- den Franzmann trennt. Von diesen fels- durchwirthten Höhen schweift an klaren Aben- den das Auge bis hinüber zu den in ewiger Schönheit leuchtenden Firnen und Glet- schern des Berner Oberlandes, und jenseit der gesegneten Rheinebene blaut der lang- hinwallende Schwarzwald auf. Dicht über der trauten Stadt grüßen oberhalb der Reb- hänge, von wallendem Grün umrahmt, die drei Burgen, der Stolz der Rappoltsweiler.

Wendet man sich talauf, so gelangt man, sobald Walbesfrieden uns wieder umrauscht, zu der Dusenbachkapelle. Als Egenolph von Rappoltstein 1219 aus dem Gelobten Lande heimkehrte, brachte er ein wundertätiges Muttergottesbild mit, für dessen Aufnahme er die erste Kapelle erbaute. Da der Zu- lauf der Gläubigen sich mehrte, wurde eine zweite Kapelle angefügt. Endlich erstand noch ein dritter Bau, der Sage nach als Dank für die Errettung aus Todesgefahr. Anselm II. von Rappoltstein war ihr Stif- ter. Nach und nach zerfielen die heiligen Stätten. Das wundertätige Gnadenbild

aber wanderte hinab in die Stadt zur Kirche. Waren es einst fromme Gemüther, die die Wallfahrt zu den Kapellen nahmen, so pil- gerten seit dem vorigen Jahrhundert Maler und Wanderpoeten hinan, an der traumver- lorenen Stätte sich des tiefen Stimmungs- zaubers zu erfreuen. Dieser ist nun ver- nichtet. 1894 wurden die Ruinen wieder ausgebaut und das Gnadenbild wieder an heiliger Stelle aufgestellt. Ein Kapuziner hält jetzt droben Wacht. Doch die Ro- mantik ging der malerischen Stätte verloren.

Die Geschichte der Stadt Rappoltsweiler muß sich hier mit einigen flüchtigen Streif- lichtern begnügen. Uralt ist die Stadt. Be- reits 768 wird ihrer urkundlich gedacht. Im 11. Jahrhundert tritt sie als Hausgut der salischen Kaiser auf, wird dann von Hein- rich IV. dem Bistum Basel für dessen Treue geschenkt, das 1173 den Grafen von Urselin- gen damit belehnt. Seitdem hat ihn die Geschichtschreibung als den Stammvater der Rappoltsteiner bezeichnet. Darum schmückt auch sein Denkmal den malerischen Brunnen auf dem Einnplaz. Mit der Besitzergrei-



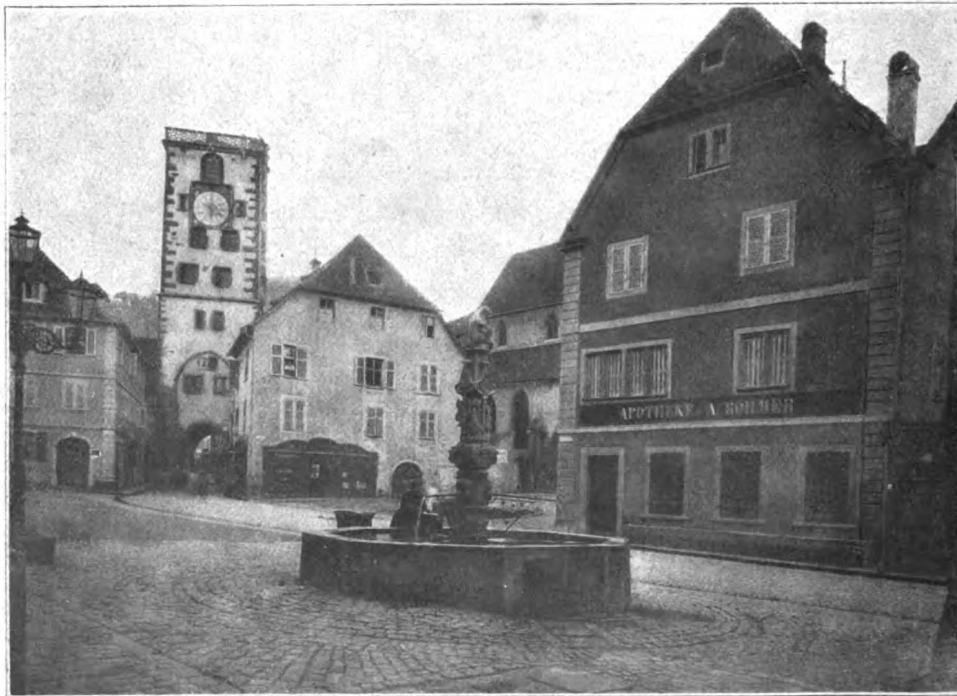
Ruine St. Ulrich bei Rappoltsweiler

fung durch die Rappoltsteiner beginnt sich über der bisher nur bescheidenen Siedlung ein wachsender Glanz zu verbreiten.

Anselm von Rappoltstein zeigte sich dem Orte besonders zugetan. Er erwirkte für Rappoltweiler Stadtrechte. Mauern und Türme wuchsen empor. Frisch pulsendes Leben zog in das fröhlich aufstrebende Gemeinwesen ein. Die Herren aber, die auf den weit Aussicht haltenden Burgen saßen, mehrten dauernd Ruhm und Ansehen, glänzten durch Tapferkeit und hohe Stellungen im Deutschen Reiche, so daß sie nach und nach zu dem angesehensten Geschlecht des gesamten Elsaß emporrückten. Einflußreiche Heiraten förderten außerdem ihre Macht und stärkten ihren Einfluß. So ging aus der weiblichen Linie das Königshaus Bayern hervor, und ebenso ist das Haus Hohenzollern mit den Rappoltsteinern verwandt. Die Großmutter Kaiser Wilhelms I., die Gemahlin Friedrich Wilhelms II., entstammte dem Hause der Rappoltsteiner.

Beinahe 500 Jahre hat das Geschlecht der Rappoltsteiner in Würde und zum Segen seiner Untertanen geherrscht, als es endlich zum Sterben ging. Mit Johann Jakob erlosch am 28. Juli 1673 das wahrhaft

edle Geschlecht in seinem Mannesstamme. In den nicht ausbleibenden Prozessen um die wertvolle Erbschaft blieb endlich Christian II., Pfalzgraf bei Rhein und Birkenfeld, Sieger. Er hatte als sein Eheweib Katharina Agathe, eine der beiden Töchter des letzten Rappoltsteiners, heimgeführt. Die letzte Entscheidung in dem Kampfe um das Erbe hatte König Ludwig XIV. von Frankreich herbeigeführt, um dem Kommandanten seines Regiments Royal Alsace zu Straßburg Ehre und Vorteil nicht entgehen zu lassen. Fortan nahmen die Pfalzgrafen auch den Titel der Rappoltsteiner an. Zu Birkenfeld wie auf Rappoltstein entfalteten sich jetzt glänzende Feste. Dann fiel auch noch Zweibrücken dem Hause zu. In der Revolution ging dem Pfalzgrafen aller Besitz verloren. Er starb in Straßburg 1795. Sein Bruder Maximilian Joseph lebte als Herr von Rappoltstein und Oberst des genannten Regiments ebenfalls in Straßburg. Bekannt und beliebt, wie er war, genoß er als der »bide Max« eine besondere Volkstümlichkeit. Seine Soldaten schwärmten geradezu für ihn. Als ihm ein Sohn geboren wurde, ließen sich nach geheimer Abstimmung sämtliche Grenadiere ihre Voll-



Marktplatz



Mergerturm

bärte abschneiden, um das Rissen damit zu füllen, auf dem der Neugeborene ihres Kommandanten zur Taufe getragen wurde. Der »bide Max« erbt später noch die pfalz-baprischen Lande und bestieg, wohl zur eignen Überraschung, 1806 den Königsthron der Wittelsbacher. Sein Sohn war König Ludwig I. Ihm verdankt die Hauptstadt an der grünen Isar den Ruhm einer Heimstätte aller bildenden Künste, deren Glanz über ganz Europa leuchten sollte.

Als das Verlangen nach bequemeren Herrensitzen immer mehr um sich griff, der Geschmack an den trugigen Felsenburgen schwand, der Hauch einer neuen Zeit stärker wehte, da hatten auch die Rappoltsteiner sich branten in der Stadt ein Schloß errichtet. Damit begann die Vernachlässigung ihrer bis dahin innegehabten Bergsitze. Aber noch in den Trümmern erzählen sie uns heute von der Pracht und dem Stolz, der sie durch Jahrhunderte umfing, auf wieviel bunte Schauspiele ihre Mauern und Türme blicken durften, welch ritterliches Gepränge hier einst entfaltet wurde. Wer durch die Gassen des Städtleins finnend gewandelt

ist, den lockt es dann magnetisch hinan, dem Wahrzeichen des Elsaß seine Huldigung darzubringen und von der burgengekrönten, waldbumrauschten Höhe das herrliche Elsaß mit stiller Wonne zu betrachten.

Von allen drei Schlössern war Giersberg das kleinste, aber auch das am schwersten zugängliche. Hebt man die Blide an der jach niederstürzenden Felswand empor, so staunt man vor dem Wagemute des Erbauers. Rappoltsteiner hatten das Felsen-nest errichten lassen. 1316 ging es an die Eblen von Giersberg über. Doch noch einmal sollte es in den alten Besitz gelangen. Ein tragisches Geschick war damit verknüpft. Giersberger und Rappoltsteiner waren in Fehde geraten. Da verbanden sich die Rappoltsteiner mit dem Grafen von Lupfen und rückten zum Sturme auf Giersberg vor. An der Spitze hielt, da es zum Angriff ging, der tapfere Giersberg. Unter den Schwertstreichen seiner Gegner sank er tödlich getroffen zu Boden. Das war 1422. Die Burg fiel an das Haus Rappoltstein zurück. Als die Besitzer jedoch im 16. Jahrhundert den Sitz aufgaben, verfiel sie.



Turm mit Storchnest

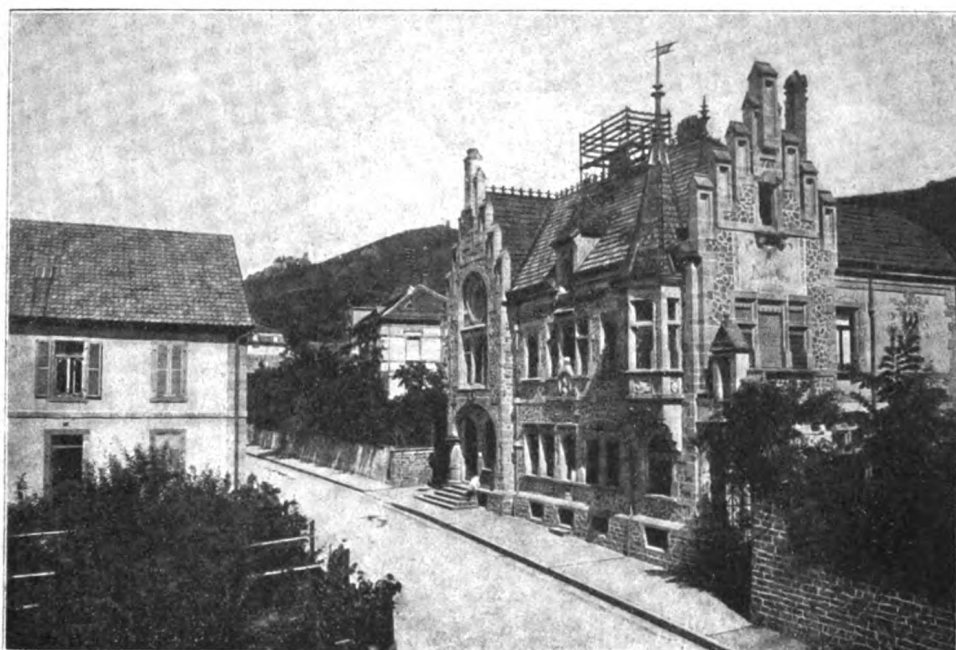
Die schönste und umfangreichste der drei Burgen war St. Ulrich, das man noch heute in seinen herrlichen Überresten wohl als ein Schloß ansprechen darf. Wer da hinaufklimmt, der tritt in ein dicht überwuchertes, romantisches Gewirr von Ruinen ein, einen wahren Märchensitz voll Träumereien und heimlicher Poesie. Türme, Ritteraal, Kapelle und Wohnräume durchwandern wir und freuen uns des besonderen Reizes, den die Reihe rundbogiger Arkadensfenster im oberen Ritteraal aufweist. St. Ulrich ist die älteste der drei Burgen und mutmaßlich auf römischen Fundamenten im 11. Jahrhundert vom Bischof Basel in ihren ersten Anlagen hergestellt. Sie ist als der eigentliche Stammsitz des edlen Geschlechts der Rappoltsteiner anzusehen. Unter Maximin I. von Rappoltstein sollte sie die Wandlung im 14. Jahrhundert erfahren, die uns noch in dem bis heute Erhaltenen mit Bewunderung erfüllt. 1435 wurde die kostbare Kapelle durch den Bischof von Augsburg dem heiligen Ulrich geweiht. Nach diesem ist dann auch das Schloß benannt worden. Es war so weit ausgebaut worden, daß gleichzeitig 200 Personen droben hausen konnten. Auch ein Schatten fällt auf diesen sonnübergluteten Herrensitz. Denn hier im Verlies saß bis zu ihrem Tode die ob ihrer Schönheit berühmte Kunigunde von Gleisberg, die

harte Schuld zu tilgen, daß sie ihren Gemahl, Wilhelm von Hunderstein, hatte ermorden lassen. Als nach dem Dreißigjährigen Kriege das Herrengeschlecht hinab in die Stadt zog, verfiel allmählich der herrliche Sitz.

Mit köstlichen Niederbliden in das Tal des Strengbaches erreicht man auf waldumsäumtem Pfade Hoh-Rappoltstein, das höchstgelegene der drei Schlösser. Freilich empfängt uns hier nur noch ein wüster Steinhaufen, über dessen Wirnis der starke Bergfried einsam ragt. Von seiner Plattform rollt sich in Tiefe und Ferne ein Landschaftsbild auf, dessen Schönheit tief ins Herz greift. Wie alt der Bau ist, läßt sich nicht mehr ergründen. Die noch erhaltenen Reste weisen in das 14. Jahrhundert hinüber. Urkundlich geschieht freilich seiner weit aus früher Erwähnung. Kaiser Rudolf von Habsburg fand hier droben mehrfach eine gastliche Stätte, auf der er, einmal auch mit seiner Gemahlin, tagelang mit Behagen gewohnt hat. Das hat den gerechten Herrscher aber doch nicht gehindert, mit einer Heerschar die Burg zu belagern, da sich Anselm von Rappoltstein weigerte, seinen Miterben ihr Gut auszuliefern. Zweimal jedoch wurde der Kaiser mit seinen Mannen von der einst gastlichen Pforte abgewiesen



Brunnen am Marktplatz



Das Postgebäude

und mußte unverrichteter Sache abziehen. Der Rappoltsteiner aber hat später gerechten Sinnes doch noch die richtige Verteilung vorgenommen. Im 16. Jahrhundert verfiel die stattliche Burg. Alle drei Schlösser befinden sich heute im Staatsbesitz.

Bietet nun auch die hier nur ange deutete Geschichte des stolzen Hauses der Rappoltsteiner ein farbenfrohes Bild, weit heller strahlt im Gemüt des Volkes auf und ab des Wasgaues die Erinnerung an das seltsame Pfeiferkönigtum der »varenden Lüte des Königreiches«, der einst so berühmte Pfeifertag. Immer wieder haben Dichter bis auf Wilhelm Jensen dieses Fest besungen. Dr. Ernst Jahn in Rappoltweiler schrieb 1890 sein volkstümliches Festspiel »Die Pfeifenbrüder«, das seitdem wiederholt unter dem Zustrom der Landesbewohner aufgeführt worden ist und als »Rappschwihrer Pfifferbai« zu den übermütigsten »Kilben« des gesamten Wasgaus zählt.

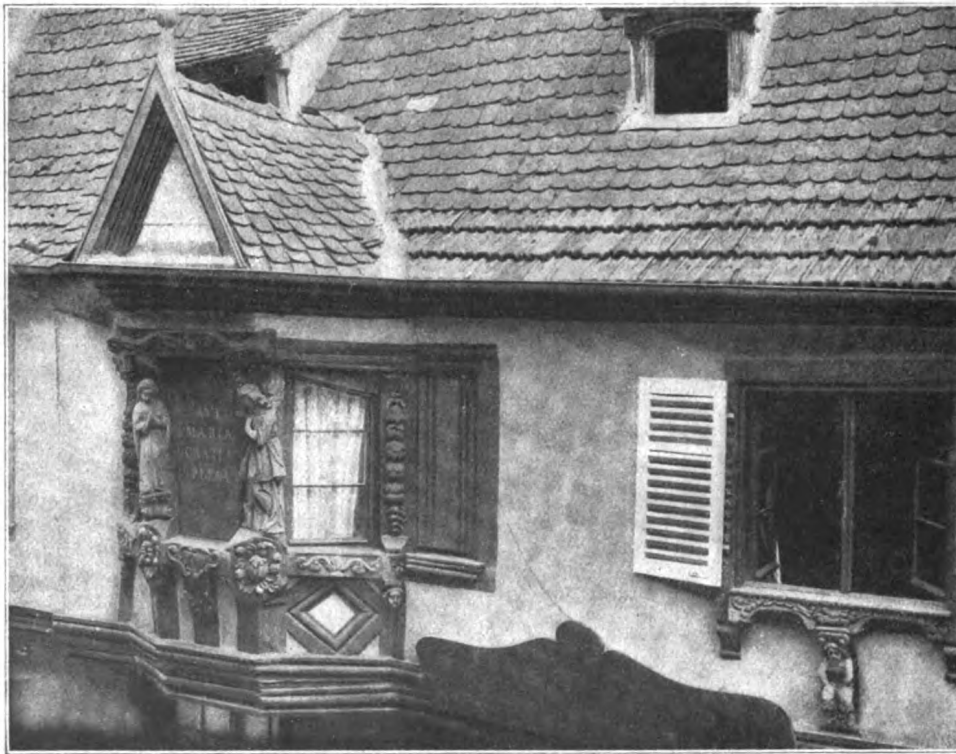
Die Kreuzzüge des Mittelalters hatten mit ihren Abenteuern und der nie zu stillenden Sehnsucht in die blaue Ferne ein loderes Gefolge von Musikanten, Gauklern und Sängern geschaffen. Aber die wachsende Zahl dieser »onechten Lüte«, die wohl auf stillen Burghöfen, auf den Tanzböden vom schaulustigen Bürgervolk gern gesehen war,

erwies sich doch mehr und mehr als eine Landplage, so daß die Regierungen auf Abhilfe sann. Zu Ausgang des 14. Jahrhunderts hatten sich die Heimatlosen zu einer Pfeifenbrüderschaft zusammengetan. Obwohl selbst Kaiser und Fürsten Behagen an den Leuten fanden, fühlten diese sich doch verachtet und rechtlos. Freilich, ihre Sitten waren ja auch nicht fein, ihr Lebenswandel setzte sich über gut bürgerliche Geseze lachend hinweg. Wie im Mittelalter so vieles sich zu einem Lehen wandelte, so suchten nun auch die Enterbten nach Schutz und Recht. Und die Kaiser übernahmen Jurisdiktion und Schutzherrschaft über die loderen Zeisige. So wandten sich die Spielleute an den Grafen von Rappoltstein und baten um gnädige Annahme der Königswürde, die ihnen auch gewährt wurde. Als ihre Schutzpatronin hatten sie sich die heilige Maria der Dusenbachkapelle erwählt. Die Rappoltsteiner hatten zugebilligt. 1461 ward urkundlich in Rappoltweiler der erste Pfeifertag abgehalten. Bis auf 700 Mitglieder war die Vereinigung gestiegen. Ein Ehrenedenkmal bleibt die Urkunde des Grafen Wilhelm I. von Rappoltstein an den Bischof von Basel, in der er bittet, nach zwanzigjährigem Glehen nun endlich den Pfeifern den Genuß des Abendmahls nicht länger zu verweigern.

Leider ermöglicht es hier der Raum nicht, einen Überblick über die Statuten der Bruderschaft zu geben. Am 8. September jedes Jahres versammelte man sich im »Stern«, später in der »Sonne« (das als »Pfeiserhaus« bezeichnete Haus war nie der Ort der Zusammenkünfte!). Es wurde Recht gesprochen, allerlei Angelegenheiten fanden ihre Erledigung, die Abgaben wurden dem Pfeiserkönig überwiesen, der von den Grafen als ihr Stellvertreter ernannt wurde. Ein Huhn und Haser bildeten den Königszins. In feierlicher Prozession ging es unter dem Geläut aller Glocken in die Kirche. Der König mit der Goldblechkrone voran. Ihm folgte in geziemender Ehrfurcht der Weibel. Endlich Paar hinter Paar die Schar der Pfeifer. Jeder spielte sein Instrument, unbekümmert um Harmonie und Takt. Das Bild der heiligen Frau von Dusenbach schmückte jeden Teilnehmer. Alle Fenster, Balkone und Dächer waren von der schaulustigen Bürgerschaft besetzt, und es regnete Blumen und Gewinde auf das stolz-lustige Völkchen der Landstraße nieder. Nach dem Gottesdienst ging es zur Residenz der Rap-

poltsteiner, wo man dem eigentlichen König ehrerbietigste Huldigungen darbrachte. Gräflische Diener reichten Wein herum. Ein hallender Trinkspruch schloß die Feier. Dann ging's zurück in die Stadt zum Festmahl. Und endlich wurde das Pfeisergericht abgehalten. Wer Strafe erlitt, mußte der Schutzpatronin zu Dusenbach ein Pfund Wachs opfern. Unter Teilnahme der gesamten Bürgerschaft fand dann die laute Lustbarkeit mit Spiel und Tanz ihr Ende.

Im Wandel der Jahrhunderte verblaßte mehr und mehr der romantische Reiz der Bruderschaft, trotzdem einst Frankreichs Sonnenkönig, Ludwig XIV., es nicht verächtelt hatte, zu seinen vielen Titeln auch noch den eines »Roi des joueurs de violon« sich zuzulegen. Das Jahrhundert des Reifrodes und des Haarbeutels hatte den Sinn für echte Poesie und Natur verloren. So sang denn die Marseillaise auch dem Pfeiserkönigtum das Grablied. Nur das Erinnern blieb, bis das Festspiel Dr. Jahns den Schatten wieder Blut und Leben lieh, zugleich als ein tapferes Bekenntnis deutscher Stammeszugehörigkeit zum alten Reiche.



Das irrtümlich als »Pfeiserhaus« bezeichnete Gasthaus



Edward Cucuel:

'Der schwarze Pelz'

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1917

Aufn. von Quidde & Müller in Berlin

Das Reich der Frau

XLIII

Kleinkunst der Mode

Von Emma Stropp

Mit 11 Aufnahmen von Alice Mahdorst in Berlin und 2 Aufnahmen von Becker & Maas in Berlin

Wir dürfen heute sagen: Der Grund zu deutschem, selbstschöpferischem, von Paris möglichst unabhängigem Modeschaffen ist gelegt, die Heranbildung der dafür notwendigen nach Technik und Geschmack geschulten Kräfte in die Wege geleitet und der Wille zur deutschen Ware bei Herstellern und Käufern geweckt. Damit sind die Wurzeln einer selbstbewußten, sich von ausländischer Vorherrschaft lösenden deutschen Modenkunst in ausnahmefähigen Boden gesenkt. Die Früchte zeigten sich bereits in verschiedenen erfolgreichen Ausstellungen, trotzdem die wirtschaftlichen Begleitererscheinungen des Krieges Hemmungen eingreifendster Art schufen.

Neben diesen, zielsichere Fortschritte verheißenden ersten Blüten unsrer jungen Modebewegung hat gleichzeitig die Modelleinkunst, die Erfindung und Ausgestaltung jener vielen Einzelheiten der Frauenkleidung, die mit feinen Linien deren jeweilige Formen unterstreichen oder dämpfen und dem Modebilde charakteristische Lichter aufsetzen, eine fast überraschende Entwicklung zu verzeichnen. Die Gründe hierfür sind mannigfaltig.

Als im August 1914 die starken Bestrebungen zur Schaffung einer »deutschen Mode« — eine in der ersten Begeisterung nicht ganz zutreffend gewählte Bezeichnung — einsetzten, erfaßte diese Strömung naturgemäß auch die kunstgewerblich tätigen Frauen und trieb sie zu neuen Leistungen, zur Erweiterung ihrer bisher oft nur »so nebenher« geübten Betätigung im Dienste der Mode oder der Frauenkleidung an.

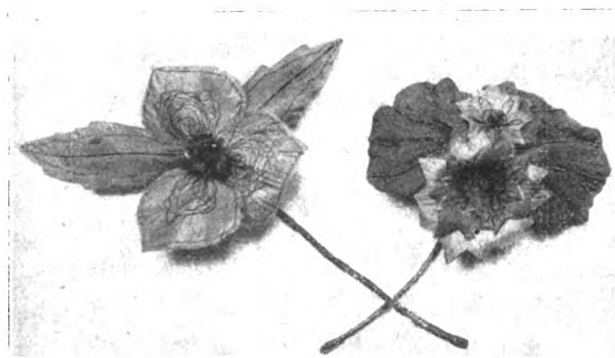
Ihre Arbeiten fanden Berücksichtigung bei den deutschen Modellhäusern. Denn diese hielten aus dem gleichen Grunde Umschau nach technisch gut vorgebildeten Künstlerinnen, die befähigt waren, ihren Schöpfungen Besonderheit des Auspuges zu verleihen.

Gleichzeitig entwickelte sich bei den Käuferinnen, hervorgerufen durch die Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen, ein lebhafteres Interesse für die Einzelheiten der Mode, eine höhere Wertung der künstlerisch-handwerklichen Arbeit und ein kritischeres Urteil, das den Wunsch weckte, dem persönlichen Geschmacksempfinden durch Verwendung schmückender Einzelheiten von gewisser Eigenart Ausdruck zu geben. Von praktischen und ideellen Beweggründen hervorgerufen, setzte damit ein Aufschwung der Modelleinkunst ein, der sich frei, oder doch wenigstens in geringerem Maße durch

die Rohstoffknappheit gehemmt, entwickeln konnte. Denn ein großer Teil der hübschen Dinge, die in diesen Begriff zusammenzufassen sind, werden so ziemlich aus dem Nichts hervorgezaubert, nur eine Winzigkeit von Material ist in den meisten Fällen für ihre Herstellung erforderlich. Erfindungsgabe in bezug auf Technik und Stoff, Phantasie und Ausgestaltung der Formen, hochentwickeltes Farbengefühl und hervorragende Handgeschicklichkeit sind die Grundbedingungen ihrer Wirkung. Auf das »Wie« der Herstellung kommt es an, in weit geringerem Maße nur auf das »Was«, das zur Verarbeitung gelangt.

Darum kann die Modelleinkunst auch unbeschadet ihres Wertes »Erfassstoffe« der mannigfaltigsten Art verwenden, bei Blumen — um nur ein Beispiel zu geben — Webstoffe jeder Art, Garne und Wolle, die gehäkelt, gefnüpft oder gestrickt werden, aber auch Leder, Perlen, Stroh und Federn.

Das böse Wort »Erfass« ist gefallen. Es hat seine Gültigkeit auch bei den Ursachen, die zur gegenwärtigen Bevorzugung der Modelleinkunst führen. Auch sie ist in gewisser Beziehung »Erfass«. Man zieht sie aus dem Schatten, in dem sie bisher vielfach stand, hervor, weil die Verhältnisse es zur Zeit verbieten, größere Stoffmengen zum Auspuß zu verwenden und auch um an Stelle fehlender oder doch ungeheuer im Preise gestiegener, fabrikmäßig hergestellter Materialien verarbeitet zu werden. Aus diesem Grunde sehen wir, erfreuten Auges, jetzt Handstickereien nicht nur an den Luxusmodellen, sondern auch an Kleidern, die für Käuferinnen mit bescheideneren Börßen bestimmt sind. Da die Schmudfedern zur Zeit knapp und besonders teuer sind, werden die Hüte jetzt mit Bändern gepußt, die man, um ihre Wirkung zu erhöhen, mehr oder weniger reich bestickt; um für den abgelieferten Goldschmuck Ersatz zu schaffen, greift man zu Halsbändern aus Glas- oder Metallperlen, zu Schmudgegenständen aus Elfenbein, Horn oder Halbedelsteinen, deren Wert auf ihrer künstlerischen Gestaltung beruht. Dies nur einige Beispiele. Man macht eben aus der Not eine Tugend — ein Vorgehen, das, in diesem Falle und vom künstlerischen Gesichtspunkt betrachtet, freudig begrüßt werden muß. Denn wir müssen uns darüber klar werden, daß, wenn es gelingen soll, den Weltkleiderformen, deren Gestaltung in absehbarer Zeit Paris noch



Kunstblumen von Margarete von Liebenau in Dresden: Phantasieblüte, königsblau mit schwarzgoldenen Säden benäht; Pelargonie, ziegelrot und violett; Blätter blaugrün, Seide mit olivfarbenem Abfloss überlegt, Rippen aus Goldschnur

vorbehalten bleiben wird, außer den für unsere Raffineigentümlichkeiten notwendigen Abwandlungen, deutsche Eigenart zu verleihen, dies allein unter Mitwirkung unsers Frankreich weit voranschreitenden Kunstgewerbes geschehen kann, das, bewußt in den Dienst der Mode gestellt, sich ihr in diesem Falle unterzuordnen oder sagen wir besser einzuordnen hat.

Ansätze hierzu sind vorhanden. Ich erinnere an die Modelfklassen, die an Kunstgewerbeschulen und -museen errichtet worden sind, und an die Sonderabteilungen für Mode, die führenden Kunstgewerbehäusern, wie dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin, den »Wiener Werkstätten« und andern angegliedert sind. Die Angebote dieser Anstalten bewegen sich allerdings vielfach noch in rein kunstgewerblichen Bahnen und wenden sich an Käuferkreise, die sich eine besonders gewählte und eigenartige Kleidung in mehr als einem Sinne zu leisten vermögen. Trotzdem ist ein bewußt erstrebtes Hinübergreifen von der rein kunstgewerblichen über der Mode stehenden, gewissermaßen abstrakten Auffassung der Kleiderkunst zu einer den konkreten Verhältnissen Rechnung tragenden Befriedigung der schnell wechselnden Tagesmode zu beobachten. Es stellt dies die logische und zeitgemäße Erweiterung und Ausgestaltung der Gedankengänge dar, die von der »Reformtracht« zur »individuellen Kleidung« und dem »Künstlerkleid« führten und seinerzeit von Poiret so erfolgreich aufgenommen wurden, daß sie von diesem Reklamekünstler als »seine« Mode ihren Siegeszug durch die Welt antreten konnten.

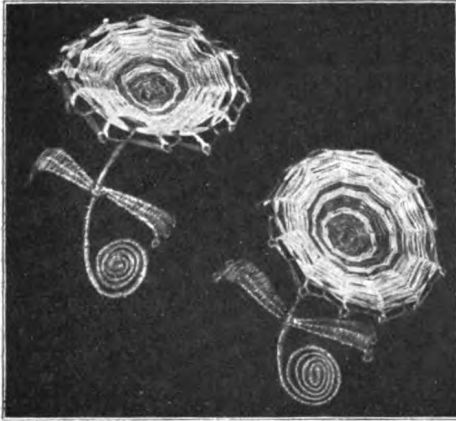
Bei all diesen Schöpfungen spielten und spielt noch heute die Kleinkunst der Mode eine überaus wichtige Rolle. Von dem Grundsatz der Echtheit des Materials ausgehend, schmückten bereits um die Jahrhundertwende die Vertreterinnen einer verbesserten Frauenkleidung ihre anfänglich

in den Formen wenig ansprechenden Kleider mit Handstickereien, bunten Häfelchen, Perlen-schnüren usw. Diese Neuerung wurde vorbildlich für diejenigen, die diesen Anregungen folgten, und gewinnt jetzt andauernd weitere Kreise. Damit wird die Wertschätzung der Modelleinkunst, die bisher nur in künstlerisch besonders fein empfindenden Gesellschaftsschichten vorhanden war, zum Allgemeingut, und zwar nicht nur aus einer Not, die zu unfreiwilliger Tugend zwingt, sondern weil die Geschmacksbildung, auch des weiteren Käuferkreises, sich in den letzten Jahren, dank dem erzieherischen Einfluß der die

Modenkultur fördernden Kreise und auch hervorgerufen durch den Nachahmungstrieb der breiten Massen, sich außerordentlich gehoben hat. Zum Teil mag wohl auch, besonders in den snobistischen Gesellschaftsschichten, eine gewisse Modeströmung dazu beitragen, daß die Nachfrage der zierlichen, willkürlich gestalteten oder streng stilgerechten Einzelheiten einer verfeinerten Kleiderkunst steigt. Sei es drum! Wir wollen uns gern gefallen lassen, daß auch diese Damen oder »Damen« sich einmal »individuell« kleiden, sich als »Persönlichkeiten« fühlen. Auch bei ihnen, die als besonders zahlungsfähige und



Kunstblume von Agnes Albrecht in Darmstadt: A sternartige Phantasieblume



Strohblumen Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin

einen großen Verbrauch befriedigende Käuferinnen einen bedeutsamen Faktor für die wirtschaftliche Festigung unsrer Modebestrebungen darstellen, wird damit der Grund zu selbständigem Urteil in Kleiderfragen gelegt, der Keim dafür, daß sie Paris nicht mehr als alleinigmachend auffassen und daher nicht blindlings zu ihm zurückkehren werden, wenn der erste Modeeinkäufer, mit Schätzen reich beladen, die deutsche Grenze wieder überschreitet.

Die vornehme und geschmackfichere Frau aber unterstützt die jetzt überaus reiche und farbenprächtige Blüten treibende Kleinkunst der Mode aus der Erfahrung heraus, daß sie vor allem es ermöglicht, der Gesamterscheinung innerhalb der jeweils gültigen Weltmodeformen deutsche Besonderheit und den Reiz des Einzigartigen zu verleihen, aber auch jene Harmonie von Persönlichkeit und Gewandung hervorzuheben, die das Endziel richtig erfähter Bekleidungskunst darstellt.

Diese Übereinstimmung von körperlicher und geistiger Besonderheit, von Wuchs, Haar- und Hautfarbe, Gesichtsausdruck und Temperament mit Form, Farbe und Schmuck der Kleidung hervorzuheben, wird aber durch fabrikmäßig hergestellte, notwendigerweise schablonenartige Modeerzeugnisse nur bei besonders geschickter und vorsichtiger und vom Zufall begünstigter Auswahl möglich sein.

Man wird vielleicht einwenden, daß zur Betätigung der Kleiderkultur, wie sie hier in ihren Grundzügen umrissen, neben dem geschulten Geschmack auch beträchtliche Mittel vonnöten sind. Das ist ein Irrtum. Auch mit engbegrenztem Kleidergeld ist das Innehalten ihrer Richtlinien möglich, wenn die eigne geschickte Hand sich in der Kleinkunst der Mode übt, um auch Gegenständen aus Durchschnittsware jene »persönliche Note« zu geben, die keineswegs in Extravaganzen zu suchen ist, sondern in dem

Bemühen, Schale und Kern, Kleid und Mensch als untrennbares Ganzes erscheinen zu lassen.

Wo aber, wie bei berufstätigen Frauen, die Zeit dafür fehlt oder — bei begüterten — wirtschaftliche Rücksichten nicht mitzusprechen haben, wird sich durch dieses Streben eine Fühlungnahme von Auftraggeberin und Kunstgewerblerin oder Kunsthandwerkerin, zu denen auch die Schneiderinnen zu zählen sind, entwickeln, jenes Miteinanderarbeiten verständnisvoller, kenntnisreicher Laien, schöpferischer Künstler und des ausführenden Handwerkers, das die Voraussetzung allen bodenständigen künstlerischen und kunstgewerblichen Schaffens ist. Die Bekleidungskunst würde damit auch bei uns zur Volkskunst erhoben, wie sie es in Paris geworden ist, wo Bürgerfrau und Arbeiterin sich mit sehr geringen Mitteln nicht nur »modern«, sondern auch ihren persönlichen Eigenschaften entsprechend anziehen wissen, die »großen Damen« aber, um Reize hervorzuheben, Mängel zu verbeden, sich besondere Eigentümlichkeiten ihrer Kleidung erdenken und ausführen lassen, die dann meist zur allgemeinen Annahme gelangen, zur »Mode« werden. Diese Damen von Welt oder auch von Halbwelt stellen die willkommenen Mitarbeiterinnen der großen Pariser Modenschöpfer dar.

Zu diesem »Mitspielen ohne Gage« ist in Deutschland bis jetzt nur ein engerer Kreis von Frauen befähigt und geneigt. Manche von ihnen haben, allerdings meist auf dem Ge-



Naturblumen als Huttschmuck von Franziska Bruck in Berlin



Kun. Beder & Maack, Berlin

Umhang aus mattgelber Seide mit farbiger Netz-
spitze auf orangefarbenem Grund von Elsbeth
Wanda Cohn in Charlottenburg

biet der Eigenkleidung, sehr Wertvolles geleistet, andre, die die Veranlagung wohl besitzen, üben diese nicht aus, weil die deutsche Frau der höheren Stände vielfach noch die eingehende Beschäftigung mit Kleiderfragen als etwas unter ihrer Pflicht und ihrer Würde Stehendes betrachtet. Bei den meisten beruht allerdings der Hauptgrund ihrer — sagen wir Zurückhaltung auf Bequemlichkeit. Es ist allerdings sehr viel müheloser, sich anziehen zu lassen, Objekt zu sein, als tätig mitwirkende Persönlichkeit. Auch diese Eigenschaft hat demnach ihre Schattenseite, zum mindesten das Streben, als Eigenmensch gelten zu wollen. Auf dem Gebiet der Kleinkunst der Mode scheint es aber, als sei der Weg hierfür leichter zu beschreiten; sie ist die Vorstufe zu eigenem Urteil in den großen Fragen der deutschen Bekleidungskunst und Bahnbrecherin ihres Kulturaufstiegs. Damit fällt ihr eine bedeutsame Aufgabe in dem Aufbau unsers vom Ausland unabhängigen Modeschaffens zu.

Daß wir unter unsern Kunstgewerblerinnen die Kräfte besitzen, die sowohl in handwerklicher als in schöpferischer Beziehung den erweiterten Aufgaben, die unsre Modebewegung ihnen stellt, gewachsen sind, beweisen die Proben ihres Schaffens, von denen wir eine kleine Auswahl im Bilde zeigen. Sie gewährt gleichzeitig einen Überblick über die mannigfachen Zweige der Modekleinkunst, den in ihr zum

Ausdruck gelangenden Reichtum an Phantasie und technischer Geschicklichkeit.

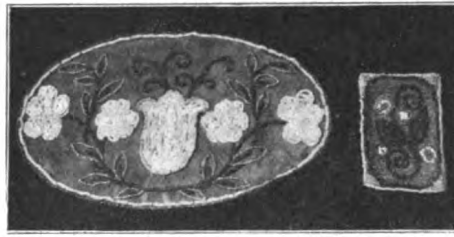
Die Blumenkunst ist bei dieser Zusammenstellung in mehrfacher Weise vertreten, da gerade in ihr ein besonders hoher Zustrom neuer Kräfte festzustellen ist. Die kunstreichen Arbeiten von Margarete von Liebenau (Dresden) zeigen eine durchaus freie Behandlung der Naturform und ganz hervorragendes handwerkliches Können, das sich die Künstlerin durch eine langjährige Ausbildungszeit in Blumenfabriken erworben hat. Die Eigenart ihrer Blumen besteht in dem Übereinanderlegen von Stoffteilen, die in den Farben oft durchaus willkürlich und voneinander abstechend gewählt scheinen, in ihrer Gesamtheit aber doch harmonisch wirken. Eingemalte Blatttrippen, Goldfäden beleben die größeren Flächen, während Perlen oder Seidenknötchen als Kelche dienen. Agnes Albrecht (Darmstadt) dagegen umrandet die aus Schleierstoffen, Samt, Seide, Goldbrokat oder



Kun. Beder & Maack, Berlin

Schwarzer Seidenumhang mit schwarzweißer Netz-
spitze von Elsbeth Wanda Cohn in Charlottenburg

Spitzen geschnittenen Blatt- und Blütenformen mit spinnwebfeinem Draht, den sie mit unendlich feinen und dichten Stichen unsichtbar einfügt. Er erlaubt es ihr, die einzelnen Blumenteilchen in die gewünschte Form zu biegen und dem kleinen Kunstwerk lebendige Naturtreue zu verleihen. Bei andern Arbeiten stilisiert auch sie in bewußter Weise, so daß nur der Grundcharakter der Blumen gewahrt bleibt. Eine besondere Vorliebe für golddurchwirkte Stoffe,



Einzelteile für Kleid- und Hutschmuck von Elsbeth Wanda Cohn in Charlottenburg



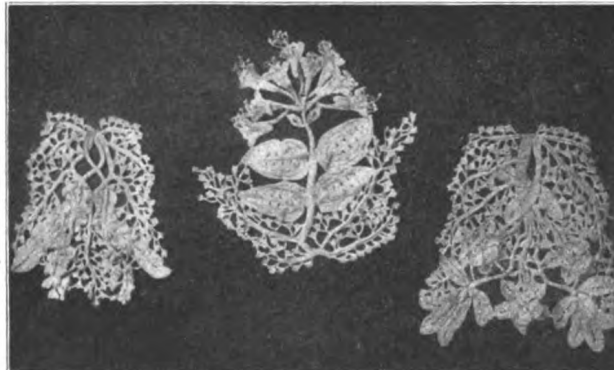
Gestickte Huthänder von Elsbeth Wanda Cohn in Charlottenburg

deren Glanz durch Schleiergewebe gedämpft wird, gibt ihren Blumen festliche Wirkung. Agnes Albrecht hat bis zum Kriegsausbruch in Paris gelebt und in dieser in Modebingen stets nach dem »Allerlehten« haschenden Stadt mit ihren eigenartigen Blumen besondere Aufmerksamkeit erregt. Ihre schöpferische Befähigung wird nunmehr ganz der deutschen Modekunst dienen.

Aus feinem, farbig getöntem Strohgeflecht sind die eigenartigen Blumen gefertigt, die der Modeabteilung des Hohenzollern-Kunstgewerbehause in Berlin entstammen. Sind bei ihnen Stoffe verwendet, die abseits des in der

Blumenherstellung üblichen liegen, so greift Franziska Brud in das bunte Füllhorn der Flora selbst. Durch ein besonderes, von ihr erdachtes Verfahren wandelt sie, ohne Form und Farbe wesentlich zu beeinträchtigen, die schnelle Vergänglichkeit der lieblichen Wald- und Feldblüten, stolzer Rosen und zitternder Gräser in den Schein des Lebens. Besonders hierfür geeignete Blumenarten bleiben sogar in täuschender Frische erhalten. Als Hut- und Kleiderschmuck sowie, in Schalen oder Gläser geordnet, als Zier der Wohnräume erfreuen sie sich mit Recht besonderer Beliebtheit, können sich unsere jungen Frauen und Mädchen doch mit ihnen im wahrsten Sinne des Wortes mit Blüten kränzen, die unter lachender Sonne erblüht und trotzdem feinste Gebilde der Modekunst darstellen.

Einem andern Zweige der Kleinkunst der Mode hat sich Elsbeth Wanda Cohn zugewendet. Sie ist die Herstellerin schöner buntfarbiger Netzspitzen, die sowohl als Tischbehang und Flügeldecken, aber auch in Gestalt von Tragen und eleganten Umgebunden zum Kleiderschmuck dienen. Auf großmaschigem Seidennetz sind die klaren Ornamente in fein gewählten Farben und Metallfäden eingearbeitet, schwere handgeknüpfte Fransen geben den Tüchern vervollständigung und dem Faltenwurf klassische Linie. Der Tagesmode sich unterordnend, hat



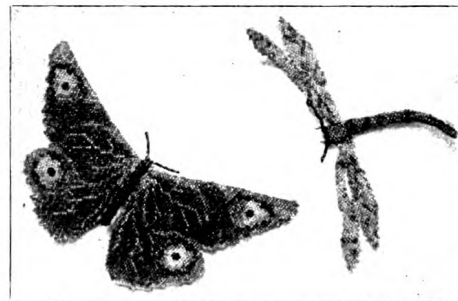
Einzelteile für Kleider- und Blusenschmuck aus Brandenburgischer Häkelspitze. Aus den Werkstätten der »Cecilienhilfe«



Überziehhäkelchen in neuartiger bunter Wollhäkelerei
Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin

die feinsinnige Künstlerin neuerdings auch Hutbänder gearbeitet, die die Freude aller modeverständigen Frauen sind. Auf Samt, einsfarbigen, bunten oder goldschillernden Bändern malt ihre Nadel Blüten und Ornamente in Seide, Perlen, Woll- und Metallfäden in Farbtönen, wie sie die Gesichtsfarbe der Trägerin oder der Anzug, zu dem der mit dem Bande zu schmückende Hut bestimmt ist, verlangen. Auch einzelne Schmuckteile für Nieder und Gürtel zeigen ihre Anpassungsfähigkeit an die Erfordernisse der jeweiligen Miederichtung.

Diese Einzelteile zu liefern, ist auch das Bemühen unsrer deutschen Spitzenkunst, deren Bedeutung hier erst kürzlich von sachverständigster Seite besprochen worden ist. Die gehäkelte



Schmetter'ing und Libelle aus Perlen als Kleid- oder Hutmuck von Marie von Zwickliß in Berlin

brandenburgische Spitze mit ihren zarten Blumenmotiven (auch einzelne Röschen oder Veilchen in dieser Art gearbeitet und als »Streublümchen« auf Tüllkleider verteilt) darf zur Kleinkunst der Mode gezählt werden, die jetzt alle Epochen und auch die Techniken ferner Naturvölker zu ihrer Bereicherung heranzieht. Dazu gehört auch die uralte japanische Batikunst, die seit ihrer Neubelebung ein Liebling der Mode geworden ist und ihr wie eine kluge Frau willig folgt, ohne doch sich selbst untreu zu werden. Auch an Bändern, Tragen, sogar Hüten findet man die Batiktechnik jetzt als Bestandteil neuartiger Modekunst. Von ihr zu den bunten gehäkelten Sternen, die das fesche Überziehhäkelchen bilden, ist ein weiter Weg, und doch beweist auch diese hübsche Arbeit weitausgreifende Phantasie, die Biedermeierüberlieferungen zu modernsten, nicht nur ansprechenden, nein auch praktischen Erzeugnissen wandelt.

Das Gebiet der Perlenkunst bearbeitet Marie von Zwickliß (Berlin) seit Jahren in vorbildlicher Weise. Ihre schönen Taschen sind wohl bekannt, weniger die farben glühenden Schmetterlinge, die feingliedrigen Libellen, die zum Schmuck von Gesellschaftskleidern bestimmt sind oder schönen Halsbändern eingefügt wer-



Sonnenschirm mit Handmalerei von Ina v. Kardorff
Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin

den, die nicht nur als »Golderfaß« sich Freunde gewannen, sondern bereits vor der Kriegszeit Bewunderung erregten.

Auch die edle Malkunst verschmäht es nicht mehr, in die Gefolgschaft von Frau Mode zu treten. Der Sonnenschirm von Ina von Kardorff legt Zeugnis davon ab, daß verfeinertes Modeempfinden danach strebt, auch die die Frauenkleidung ergänzenden Gegenstände mit der Trägerin in Übereinstimmung zu bringen. Schmücken rote Rosen den hier wiedergegebenen Schirm, so dürfte eine Bestellerin in reiferen Jahren vielleicht buntes Herbstlaub oder schöne Ornamente für dessen Bemalung wählen.

andre wieder werden ihre Lieblingsblume bevorzugen, so daß auch der sonst nur fabrikmäßig hergestellte Schirm zum Ausdruck von Charakter und Geschmacksrichtung zu werden vermag.

Zum Schluß sei noch die Handnähkunst erwähnt, deren Wiederbelebung in Deutschland während des Krieges aus mehrfachen Gründen ins Auge gefaßt worden ist. Durch sie will man der späteren Wiedereinfuhr französischer und belgischer handgenähter Luxuswäsche entgegenarbeiten, gleichzeitig aber auch geschickten Frauen einen Erwerbszweig erschließen. Die Kronprinzessin bringt diesen Bemühungen ihr tatkräftiges Interesse entgegen; sie war es auch, die in ihrem Palais die erste — inzwischen bei der zunehmenden Stoffknappheit leider wieder geschlossene — Ausbildungs- und Arbeitsstube für handgenähte Wäsche errichtete. Eine Ausstellung der »Cecilienhilfe« zeigte jedoch schon im Frühjahr 1916 die vorzüglichen Leistungen der in diesen Lehrcursen ausgebildeten Arbeiterinnen, die fast durchgehends den höheren Gesellschaftskreisen angehörten.

Und damit kommen wir zu der volkswirtschaftlichen und sozialen Seite, die mit der Entwicklung der deutschen Modekleinkunst verbunden ist. Auch sie trägt dazu bei, daß unser deutsches Geld künftig im Lande bleibt — wie notwendig das ist, braucht hier nicht bewiesen zu werden —; sie schafft aber gleichzeitig Erwerbsmöglichkeiten für die vielen Frauen des gebildeten Mittelstandes, die durch den Krieg in wirtschaftliche Bedrängnis geraten sind. Die entwerfenden und nur das Vorbild selbst arbeitenden oder auch nur die Technik andeutenden Kunstgewerblerinnen brauchen ausführende Hilfskräfte, und zwar solche, die vermöge ihrer Bildung den Absichten und Gedanken der Schöpferin Verständnis entgegenzubringen imstande sind. Damit erschließt sich den handgeschickten gebildeten Frauen eine Heimarbeit, die ihnen mit dem Verdienst auch Anregung und Freude bereitet. Die »Cecilienhilfe« hatte auch für diese Hilfsarbeiterinnen des Kunstgewerbes Lehrcurse eingerichtet, selbstlos unterstützt von bekannten Kunstgewerblerinnen. Sie mußten allerdings bei der gegenwärtigen starken Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt selbst nach ungelern-



Handgenähte Untertaille aus den Werkstätten der »Cecilienhilfe«

ten weiblichen Kräften und mit Rücksicht auf die Teuerung der benötigten Seiden und andern Materialien vorläufig geschlossen werden; ihre Wiedereröffnung ist jedoch in Aussicht genommen, sobald der erwartete Rückschlag des jetzigen Hochstandes der Frauenarbeit eintritt, der, wenn auch erst nach dem Friedensschluß, wohl zeitlich mit der Wiederaufnahme der gegenwärtig gehemmten deutschen Modebestrebungen zusammenfallen wird.

Das Kunsthandwerk der Mode wird dann eine wichtige Erwerbsquelle der gebildeten Frauen darstellen, um so mehr, als es in der eignen Häuslichkeit ausgeübt werden kann, also auch Frauen zugänglich ist, die vielleicht einen fränklichen Mann und heranwachsende Kinder zu betreuen haben, aber auf einen Nebenverdienst nicht verzichten können.

Diesem Ziel kann durch zweckbewußte Ausgestaltung der Kleinkunst der Mode entgegen gearbeitet werden, deren Förderung somit nicht nur von künstlerisch-kultureller Bedeutung ist, sondern auch hochwichtige volkswirtschaftliche, sozial-ethische und nationale Aufgaben ihrer Lösung näherzubringen vermag.

Auf der Höhe

Höher, höher will des Vogels Herz,
Will das unsre wolken-, himmelwärts.

Höher will es wohnen bei dem Licht;
Nach der Tiefe will die Seele nicht.

Jeden Hügel, jeden Berg hinauf
Nimmt sie fröhlich immer ihren Lauf.

Ihr geheimster, ältester Traum ist Flug,
Immer ist sie sich nicht leicht genug.

Sieh, wir stehn auf höchsten Berges Joch
Sage, Herz, was trägt dich höher noch?

Bis der Abendwolken Weg erreicht —
Liebe! Liebe macht dich federleicht!

Will Desper

Das Kunstjammeln

Von Lothar Brieger

Zu den größten Überraschungen, die uns der Weltkrieg an unsrer inneren deutschen Front gebracht hat, gehören das steigende Interesse für die bildende Kunst und der außerordentliche Aufschwung, den das Kunstjammeln genommen hat. Es handelt sich dabei keineswegs um eine internationale Erscheinung. In Amerika, dem Lande der scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten des Kunstjammelns, haben sich unverkennbare Ermüdungsercheinungen geltend gemacht, der englische Kunstmarkt ist starken Schwankungen unterworfen, ja, in Frankreich und Italien bestehen ersichtliche Neigungen, zugunsten der Valuta wesentlichen Kunstbesitz abzustößen. Nur die neutralen Staaten, wie die skandinavischen Länder, zeigen ein erhöhtes Interesse für die Werte der bildenden Kunst, das sich zum guten Teil aus ihren günstigen Geldverhältnissen herleitet, und die Mittelmächte haben in ihren Ländern eine Verallgemeinerung und Festigung des Kunstjammelns erlebt, die in den wenigen Jahren des Krieges so gut wie völlig den Vorsprung wieder wettmachten, den bis dahin die uns jetzt feindlichen Großstaaten hatten. Das Kunstjammeln verspricht von nun ab zu einem der festen und verlässlichen Faktoren unsrer deutschen Kultur zu werden, und damit ist die Wahrscheinlichkeit unsrer erhöhten Geltung auf dem internationalen Kunstmarkt nach Friedensschluß gegeben, eine Möglichkeit, die uns im allgemeinen wie unsrer nationalen Kunst in bezug auf ihre internationale Geltung im besonderen zugute kommt muß, wenn wir sie nur richtig zu benutzen und auszubauen verstehen. Vor allem Berlin ist zu einem Paris und London nicht unebenbürtigen Mittelpunkt des Kunstinteresses geworden — die bisher größte deutsche Kunstversteigerung, die der Sammlung H. v. Kauffmann bei Cassirer-Helbing im Dezember 1917, steht neben den größten Londoner und Pariser Versteigerungen als ebenbürtig da —, und München und Wien haben diese Entwicklung allmählich mitgemacht. Nicht nur die wenigen großen Kunstsammlungen, die wir ja immer hatten, sind der Beweis für diese dauernde Festigung unsers Kunstjammelns, sondern die zahllosen kleinen Sammlungen, die mit der Tendenz zu ständigem Wachstum gerade in den Kriegsjahren bei uns entstanden sind.

Die Entwicklung hat uns selbst überrascht. Bis zum Ende des ersten Kriegsjahres lagen die bedeutenden Kunsthandlungen brach, und selbst die Fachzeitschriften meinten voraussagen zu können, daß der Krieg für die Kunst in

Deutschland eine schwere Leidenszeit bedeuten würde. Im Herbst 1915 trat dann, zum Teil wohl als Folgeerscheinung unsrer wachsenden Gewißheit des schließlichen Kriegserfolges, der Aufschwung ein, um in ständiger und sicherer Steigerung anzuhalten.

Nach der ersten Überraschung vermag man sich über die sachlichen Gründe klarzuwerden, die solche Entwicklung als zukunftsreich über das Zufällige hinausheben. Aufschwung und Festigung des Kunstjammelns im Weltkriege sind nichts anderes als Teilerscheinungen des materiellen deutschen Selbstbewußtseins im Kriege überhaupt. Hier wie überall sind wir, im Gegensatz zu jener auch von unsern Gegnern mit in Rechnung gezogenen Neigung zur Überschätzung fremder Werte oder doch der Anlehnung an fremde Werte, zum ersten Male auf die Probe gestellt worden, wie weit wir auf eignen Füßen zu gehen vermögen, und wir haben diese Probe über alles feindliche und freundliche Erwarten bestanden. Die Verallgemeinerung des Kunstjammelns bedeutet nicht weniger als die Verallgemeinerung sinnemäßiger Weltanschauung in Deutschland. Wir waren das Volk der Literatur und Musik, weil wir das Volk abstrakten Denkens waren, im Kriege sind wir uns auch zum erstenmal als Volk sinnlicher Anschauung unser selbst bewußt geworden. Der bildenden Kunst ist mit Theorien, so schön und richtig sie sein mögen, nicht nahe gekommen; sie will gesehen werden. Der Aufschwung unsers Interesses für die bildenden Künste ist nur der Ausdruck dafür, daß wir unsre Augen gebrauchen lernten.

Die Geschichte des Kunstjammelns in Deutschland ist ohne Gegenbeispiele. Das Altertum kennt ja ein Kunstjammeln im modernen Sinne überhaupt nicht: Die Griechen waren keine Kunstjammeler; für sie bedeutete die Kunst, was zugleich ihre unnachahmliche Eigenart ist, nur einen Teil ihrer allgemeinen Lebenskraft; die Römer waren ausschließlich verschwenderische Luxusjammeler; das Kunstjammeln in der Renaissance war nur ein produktives Wiederanknüpfen und Weiterbauen. Erst mit König Franz I. von Frankreich, Leonardo da Vincis Gönner, beginnt ein bewußtes Kunstjammeln im modernen Sinne, ein Kunstjammeln rein aus der Freude an der schönen Erscheinung und dem schönen Gegenstand, und von da an bis ins 19. Jahrhundert blieb Frankreich unbestritten das klassische Land des Kunstjammelns. Die Franzosen haben hier durch das ausgespro-



Ferd. Max Bredt:

Vorfrühling

Aus der Ausstellung der Münchner Sezession im Glaspalast vom Sommer 1917

Aufn. von J. Bruckmann A.-G. in München

den Sinnenmäßige ihrer Natur, das ihnen auf andern Gebieten in gleichem Grade hemmend war, einen außerordentlichen Vorsprung gehabt und lange behalten. Als England und schließlich Amerika ihnen den Rang abzulaufen suchten und sie in gewissem Maße schlugen, waren das die Anstrengungen an sich kunstärmer und kunstfremder Länder, durch das Geld wettzumachen, was ihnen von Natur versagt blieb. Ganz anders liegt der Fall für Deutschland. In ihm konnte sich das Kunstammeln natürlich auch aus der materiellen Erstarkung weiterentwickeln, die ausschlaggebenden Faktoren konnten hier aber nie zu suchen sein.

Mit dem Aufschwung seines Kunstammelns bestätigt sich der Weltkriegdeutsche seine große und sichere Zukunft. Noch im 19. Jahrhundert der abstrakte Mensch, zu dem uns unsre Feinde jetzt wieder gerne machen möchten, ist er im letzten Viertel dieses Jahrhunderts vielleicht allzu konkret, das heißt rein materiell aufbauend gewesen. Nun beweist er, daß er auch darüber hinaus gelangt ist, er hat den Ausgleich zwischen seinem abstrakten und seinem sinnlichen Menschen gefunden, der seine Zukunft verbürgt. Nichts Geringeres beweist für den, der die Erscheinungen nicht nur von ihrem Zufälligen her deutet, das deutsche Kunstammeln.

Diese unsre Überlegenheit zeigt sich auch darin, daß wir im Kriege uns als die einzigen internationalen Sammler der Welt erweisen. Wenn uns auch unsre ganze Natur besonders der altniederländischen, uns verwandten Malerei geneigt macht, so hindert uns das nicht, die Kunst der uns feindlichen Völker nach Gebühr zu schätzen. Das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum hat im Kriege für teures Geld Giotto und Tizian erworben, der Wiener Rothschild hat einen durchaus nicht erstklassigen Bellini mit einer Viertelmillion Mark bezahlt, und wir bleiben dabei ruhig, während es in Paris oder Rom wahrscheinlich einen Volksaufstand geben würde, wenn die Museen und Sammler jetzt gleiche Summen für einen Dürer oder Holbein anlegen würden. Das wird auch nach dem Kriege so bleiben, wenn auch dann hoffentlich der berechtigte Widerwille gegen das moderne Italien nicht verstummen wird. Ja, über die dem Streit und Haß des Tages entrückte alte Kunst hinaus macht unsre unparteiische Kunstliebe vor der modernen Kunst nicht halt. Unsre Kriegsversteigerungen haben, wie z. B. die Versteigerungen Stern, Schmeil u. a., erwiesen, daß wir den großen französischen Impressionisten mit unverminderter, ja eher mit steigender Liebe gegenüberstehen. Das kann sich nur ein sehr starkes und seiner Stärke sehr bewußtes Volk ohne Gefahr leisten; wir möchten wohl sehen, wie eine Auktion von Menzels, Leibls, Liebermanns, Trübners zurzeit in Paris oder Lon-

don aufgenommen würde! Die große italienische Keramik hat auf der Auktion Bederath leidenschaftliche Kämpfe entfacht, italienische und französische Möbel, die Emails von Limoges steigen bei uns ständig im Preis; wir stehen sogar erst am Anfang unsrer Schätzung der englischen Porzellane. Das alles hat nichts mit dem uns früher oft vorgeworfenen hingebenden Internationalismus zu tun, von dem wir gründlich geheilt sind. Denn wir können auf die andern Zahlen hinweisen, die am allererfreulichsten sind, da sie unsrer zunehmendes Verständnis und unsre ständig steigende Wertung der nationalen Kunst beweisen, von unsrer größten Liebe, der alten deutschen Holzplastik, über unsre alten Möbel und unsre Porzellan, über unsre Bauernkeramik, unsre Metallarbeiten, unser Glas hinweg bis zu den Meisterwerken unsrer zeitgenössischen Malerei. Wir sind endlich gegen alles gerecht, weil wir gegen uns selbst gerecht, nicht mehr wie früher, weil wir gegen uns selbst ungerecht sind. Unser starkes Kunstammeln ist nicht, wie in England und Amerika, ein Ausdruck eigner künstlerischer Armut, nein, es ist ein Ausdruck des dem Verständnis entspringenden Selbstgefühls. Dafür verdient unsre Kunstwissenschaft besonderen Dank, sie, die uns im Laufe der letzten Jahrzehnte durch unermüdbliche Arbeit dahin erzogen hat.

Freilich sieht der neue deutsche Kunstsammler auch mit unbeschreiblicher Trauer, wieviel verloren ist, und ein gut Teil unsrer deutschen neuen Leidenschaftlichkeit im Kunstammeln, die zu nicht immer gerechten Preissteigerungen geführt hat, läßt sich darauf zurückführen. Die Zeit wird ja hier manchen Ausgleich bringen. Wir sind so spät gekommen, daß manches Ereignis unsers Kunstammelns in andern Ländern kaum möglich wäre. Wenn Dürer nach unserm Volksgefühl unser größter Meister ist, so muß auch daran erinnert werden, daß mit der heiligen Familie, die Herr v. Schwabach für $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Million Mark erwarb, das — erste Werk Dürers in eine deutsche Privatgalerie gelangt ist. Unersehbliche Meisterwerke unsrer großen Holzplastik sind früher in die Pariser und Londoner Museen und Sammlungen für geradezu lächerliche Preise gelangt, das schönste deutsche Porzellan befindet sich nicht in deutschem, sondern in französischem und englischem Privatbesitz. Gleichfalls in London ist ein Schatz von dem zusammengefloßt, was die großen deutschen Gold- und Silberschmiede des Mittelalters schufen. Ja, selbst unser Steinzeug haben wir uns in den letzten Jahrzehnten erst mühsam und teuer aus dem Ausland zurückholen müssen; die maßgebliche Krugsammlung Albert v. Oppenheims wurde nur durch regelmäßigen Besuch der Amsterdamer Versteigerungen möglich.

So steht denn der neue deutsche Kunstsam-

ler, der endlich die Resonanz in seinem Volle sowohl wie das nötige Geld und Verständnis für unsre Kunst hat, im Vaterlande einer verhältnismäßigen Armut an dieser Kunst gegenüber. Wir werden sicher nach dem Kriege gefürchtete Bieter auf den ausländischen Kunstmärkten sein und zum Ausgleich versuchen müssen, sie unsererseits wieder für das zu erobern, was wir ihnen zu bieten haben. Der Erkenntnis vom Werte unsrer nationalen Kunst wird eine entsprechende systematische Auslandspropaganda für sie folgen müssen und folgen.

Kunst sammeln ist für uns, das jüngste Volk der Kunstsammler, im wahren Sinne des Wortes zu einer Kunst geworden, innerlich, aber auch äußerlich. Die Zeiten der alten Allesammler sind endgültig vorüber. Die kleine und erlesene Sammlergeneration, die jetzt bei uns im Aussterben begriffen ist, sammelte alles, was künstlerische Bedeutung hatte; es war noch genügend auf dem Markt, und die Preise gestatteten das. Heute ist das Angebot so gering und die Preissteigerung so gewaltig, daß auch ein beträchtliches Vermögen eine alles umfassende Sammlung kaum mehr zustande bringen kann. Wir gelangen dahin, wohin die Franzosen schon seit langem gelangt sind: Sonder Sammler zu werden. Alte oder moderne Gemälde, Metallarbeiten, Porzellane, Glas, Keramik, Gewebe, Plastik, Graphit: jeder Sammler wird irgendeins dieser Gebiete vorzüglich pflegen müssen, wenn er überhaupt Aussicht haben will, eine Sammlung von Bedeutung und Übersicht zusammenzubringen. Das wird keine Einseitigkeit zur Folge haben. Denn die schönen Werke der Kunst verlangen eine ihnen entsprechende Um-

gebung, und wer auf einem Gebiete Belangreiches zusammenbringt, wird auch auf allen andern Gebieten das eine oder andre schöne Stück nicht übergehen können — nur daß alle diese nur immer gewissermaßen Afforde zu der einen angeschlagenen und bewußt durchgeführten Hauptmelodie sein werden.

Das Verständnis hat sich ungemein verbreitert und erweitert. Was uns noch vor wenigen Jahren ein Buch mit sieben Siegeln war, die Schönheit unsrer Volkskeramik oder unsrer Eisenkunst, das spricht heute bereits deutlich zu uns. Es sind wohl auch neben der Graphit die Gebiete, auf denen unsre mittleren und kleinen Sammler Kulturarbeit, deutsche Pionierarbeit leisten werden. Noch ist hier Gutes verhältnismäßig leicht und billig zu erwerben, niemand kann wissen, wie lange noch.

So schließt denn der Kreislauf dieser Betrachtungen damit, daß unser Sammeln alter Kunst bereits heute in ungeahntem Maße der lebenden Kunst zugute kommt und bald noch mehr zugute kommen wird: Vollständigkeit des Kunst sammelns bedeutet allgemeine Erziehung des Auges zur Erkenntnis der schönen Arbeit und der schönen Form, ein kunst sammelndes Volk ist vor der schlimmen Zeit unsrer neunziger Jahre, der allgemeinen Geschmadslosigkeit, für immer gesichert. Es stellt höhere Anforderungen an seine Künstler und Kunstgewerber, aber es schätzt sie auch entsprechend höher. Und so dürfen wir ohne übertriebenen Optimismus hoffen, daß, abseits von allen gewiß nicht zu leugnenden Auswüchsen, unser neues Kunst sammeln auch einen neuen Kulturaufschwung Deutschlands bedeuten wird.

Auferstehung

Kommt die dunkle Erde wieder
Braun hervor, die langverschneite,
Und nur weiße Kränze liegen
Noch an Weg- und Waldesträndern.

Bergwald ist noch grau verschlafen.
Doch aus ihren Erdverstecken
Fahren überall die Wasser,
Rauschen munter und erstaunen

Warten wieder Pfad und Straßen
Auf den Wandrer allerenden,
Den sie in die Ferne führen,
Durch Gebirg und Tal gewunden.

Plötzlich vor dem eignen Rauschen,
Daß so unterirdisch murmelt.
Über schreite nur die Straße!
Von dem Wander Schritte hallen

Alle Berge schluchten wider,
Und die Rabenschwärme fliegen
Von der Nebelburg des Todes,
Wo der letzte Schnee zerschmilzt.

Leo Sternberg

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düssel

»Seeschlacht«, Tragödie von Richard Goering — »Die Flotte«, Tragödie von Hermann Reich — Wildenbruchs »König Ermanarich« —
Lofstofs »Macht der Finsternis« — »Hannelles Himmelfahrt« von Gerhart Hauptmann — »Fröhliche Weihnacht« oder »Der schwarze
Hans Schub« von August Strindberg — »Die Cante aus Sparta« von Johannes Wiegand — Das Jahr der Bühne

Die Russen haben ein Sprichwort, das den mit dem Verlust eines Auges bedroht, der »an die Vergangenheit erinnert«. Auf die deutsche Dichtung, insbesondere die deutsche Dramatik von heute angewendet, brauchte es statt »Vergangenheit« nur — Gegenwart zu heißen, und die slawische Weisheit hätte auch uns etwas zu sagen. Niemals ist das Schlagwort von der »Aktualität« der Dichtkunst so in Verruf gewesen wie im vierten Kriegsjahre; niemals seit den Tagen Walthers von der Vogelweide hat man es in deutschen Landen einem Sänger mehr verargt als heute, wenn er sich einfallen läßt, die Saiten nationaler Gegenwartspoësie auf seine Harfe zu spannen. Wer heute vom Kriege singt, gerät bei einem gewissen Teil der öffentlichen Kritik ohne weiteres in den Verdacht der Kulturlosigkeit, und Reides »Blutopfer« hätte künstlerisch so vollendet sein können, wie es mittelmäßig war, es wäre doch mit der Rute der Verachtung gestäupft worden, nur weil es so undorftig war, ein Kriegsthema zu wählen. Mag solche Abwehr nach gewissen Erfahrungen, die wir mit der »Kriegsdramatik« gemacht haben, im einzelnen noch so berechtigt erscheinen, zum Grundsatz und zur Regel erhoben, läßt sich diese Angst vor dem Eindringen brennender Gegenwartsorgen und flammender Gegenwartshoffnungen in das Herz der Dichtung nicht anders als feige nennen. Drama und Theater insbesondere, vor allen andern Organen der Kunst zur Glode der mit uns lebenden Zeit berufen, würden sich selbst in ihrer Macht und ihrem Wert herabsetzen, wenn sie sich diesem Mißmut der Stunde in resigniertem Schweigen ergeben wollten.

Zum Glück gibt es auch hier Umwege, wenn der gerade Weg zum Ziel durch das Drahtverhau der Vorurteile oder durch Steine des Anstoßes versperrt ist. Und solche Umwege führen manchmal sicherer und tiefer in den Kern der Dinge als die geebnete Landstraße. Da ist unsre Stillschnsucht, unsre Stilverlangen, nirgend so ausgeprägt wie im Drama — wäre das nicht eine treffliche Maske, die überempfindlichen Nerven der Angstmeier zu täuschen? Man verlegt die Handlung in ein Nirgendwo, gibt den handelnden Personen allgemeine oder sinnbildliche Namen, läßt sie in einer vom Wirklichkeitsboden gelösten, wurzellos dahinschwebenden Sprache sprechen: vielleicht daß sich da der Vorwurf aktueller Effekthascherei nicht aus dem Neste wagt! Oder man kleidet Bewegungen und Er-

eignisse gegenwärtiger Tage in das historische Gewand ferner und fremder Zeiten, sagt für Deutschland Athen, nennt Tirpitz Themistokles und Lloyd George Kerges: vielleicht daß da aus alter uns Deutschen angeborener Ehrfurcht vor dem Klassischen die Furcht vor allzu großer Nähe des Geschehens verstummt!

Mit dem Mittel solch künstlicher Entfernung durch den Stil und die Symbolik hat es ein junger, bisher noch unbekannter Dichter versucht, ein Marinedrama der Gegenwart zu schreiben, das Drama von Skagerrak. Richard Goerings »Seeschlacht« (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) hat als Handelnde sieben namenlose, äußerlich allein durch die Zahl unterschiedene Matrosen, die im Panzerturm eines Kriegsschiffes in die Schlacht fahren. Sieben dem sicheren Tode geweihte Menschen, von denen zunächst kaum einer neben dem rein und allein Menschlichen das Gesicht eines besonderen Standes, Berufs oder Handwerks zeigt, durchleben ihre letzte Stunde. Stählern wie ihre Behausung umflammt sie das unentrinnbare Schicksal. Daß es keine Rettung für sie gibt, ist eine feste Annahme des Dichters, gegen die es bei den Handelnden selbst keine Zweifel gibt. Aber noch eins haben sie alle gemeinsam: die Furcht vor dem Tode ist ihnen eine Sage geworden, das Leben liegt hinter ihnen, ist mit allem Süßen, Freundschaftlichen und Verwegenen, was es ihnen gegeben hat, nur noch Erinnerung. Langsam nur und widerstrebend sondern sich aus der geballten Schicksalsgemeinschaft dieser sieben die einzelnen bis zuletzt nur mühsam zu unterscheidenden Eigenwesen. Wir erkennen den Ahnungsblinden, den Geduldbigen und Gelassenen, den Tat- und Entscheidungsbefähigten, den nüchternen Verstandes- und Tatsachemenschen, den Fatalisten, den still Gehorsamen, den Gottwilligen, und aus ihnen heraus redt sich einer, dem aus Gram über das vom Krieg gerissene Band der Menschenliebe und -freundschaft der Entschluß zur Auflehnung reist: aller Krieg ist ihm Wahnsinn und Verbrechen, weil es »Dinge gibt zwischen Mensch und Mensch, die zu erfüllen heiligere Pflicht ist als jeder andre Kampf«. Doch sie alle bindet ein gemeinsames »unnennbares Geschick der Seele«. Wenn es ans Tun geht, ist einer wie der andre. Als die Schlacht losbricht, steht der Meuterer so gut am Geschütz wie die andern und schießt und schießt bis zuletzt. »Warum steht die Schlacht?« fragt er, als eine Pause eintritt. »Auf, laßt sie entbrennen! In ihrer ganzen Größe und Furcht-

barkeit. Meine Brust füllt sich mit ihrem Atem, meine Pulse singen Schlacht, Schlacht über uns! ... Was angefangen ist, soll fertig werden! Seid keine Lämmer beim Morden! Seid Tiger an euch selbst! ... Reißt die Sterne, wenn sie nicht wollen!« Die Schlacht geht weiter. Trommel und Hörner ertönen, Klingelzeichen geben die Kommandos, Explosionen erschüttern den Raum, Granaten zersplittern das Eisen, eine furchtbare Erschütterung wirft alle wie tot um und läßt die meisten doch wieder aufstehen. Der Turm füllt sich mit Rauch, Gasmasken werden verteilt — am Rohr steht der fünfte Matrose, er, der da meutern wollte, und schießt. Der Wahnsinn, der Todesdurst, die noch einmal erwachende Lebenssehnsucht packt die andern — er steht, mit der Gasmaske vor dem Gesicht, am Rohr festgekrallt und schießt: »Kommt mit, Kinder, kommt mit bis ans Ende. Wer bis an das Ende beharrt — ich sage nicht, daß der selig wird, aber man muß es tun.« Die Schlacht geht weiter. Ringsumher Sterben. »Leben! Leben!« kommt es noch einmal von den Lippen der andern. Und sie beten, sie ergeben sich in den höheren Willen, befehlen sich einer höheren Macht, nehmen die Schuld, die sie zuvor andern zuschieben wollten, auf sich. Was Schuld! »Wir taten es und taten es noch einmal!« Und dann der Ruf zum Vaterland, nicht um Leben mehr — um Tod. Die Schlacht geht weiter. Der Fünfte steht noch immer am Rohr. Nein, jetzt liegt auch er mit abgerissener Gasmaske sterbend am Boden. Seine letzten Worte sind: »Ich habe gut geschossen, wie? Ich hätte auch gut gemeutert, wie? Aber Schießen lag uns wohl näher, wie? Muß uns wohl näher gelegen haben« ...

Was liegt hier in der Stunde der Entscheidung? Nicht Heimats- oder Vaterlandsliebe, nicht Ruhmsucht, nicht Pflichtgefühl, nicht Manneszucht, nicht Verstand, nicht Herz, nicht Überzeugung — sondern das unwiderstehliche Gebot des Blutes, die heilige Notwendigkeit, der eberne Zwang der Tätigkeit und des Seins, die menschliche Verbundenheit mit den Kameraden und Schicksalsgenossen. Insofern gestaltet sich hier wirklich etwas von der Tragik derer, die diesen Krieg mit dem Verstande und auch wohl mit dem Herzen verneinten und doch in der Stunde, da die Minen aufflogen und das Schicksalschwert sich auf unser Haupt herabsenkte, mit einem Schrei — wie dieses Drama — in den Kampf stürzten. Doch inmitten dieses Dramas selbst spielt sich noch eine zweite Tragik ab. Der Kampf zwischen gepanzerter Pflichterfüllung und nackter Menschlichkeit innerhalb des Soldatentums. Seine Spuren finden wir schon im »Prinzen von Homburg«, wo der preußische Offizier um sein bißchen Leben bittet, und noch vor dem Kriege hat uns Fritz von Unruh,

wie Kleist selbst ein preußischer Offizier, in einem Kolonialdrama mit mutiger Seele, wenn auch unzulänglichen Kräften den Konflikt aufs neue, diesmal schon weit rücksichtsloser enthüllt. Was diesem neuen Drama von Goering, abermals weit darüber hinaus, die seelische Wucht gibt, ist die Loslösung von allem historischen Geschehen — denn der Name Skagerrak und die Datierung »letzter Maitag« zählen kaum —, ist die Verklärung des Wirklichen zum Symbolischen, die Verpflanzung der Tragik in die ungebundene, unbedingte Menschlichkeit. Tiefer als alle absichtlich »patriotischen« Studie gräbt dieses das Selbennütige der Mannesseele aus dem Wurzelboden des Menschlichen. Sein Hilfsmittel dabei ist eine rhythmisch und gefühlsmächtig gehobene Sprache voller Strenge und Größe, wenn auch nicht frei von Dunkelheiten und manchmal so spröde, daß man fürchten muß, sie werde im Munde der Schauspieler von heute, die ihrer noch ungewohnt, zerspringen.

Die erste Probe auf die Bühnenmöglichkeit und -wirksamkeit dieser dramatischen Ballade ist in einer Aufführung des Dresdner Hoftheaters gemacht worden, die für den geschlossenen Kreis der dortigen literarischen Gesellschaft veranstaltet war. Der Versuch ist nicht ohne leidenschaftlichen Widerspruch geblieben. Ein Dresdner Kritiker warf dem künstlerischen Leiter des königlichen Schauspielhauses (Dr. Wolff) Mangel an Takt vor, weil er »die Aufführung eines so kritischen Stückes in gegenwärtiger Zeit in der Öffentlichkeit für möglich hielt«. (Die Aufführung war ursprünglich in der Tat öffentlich geplant.) Man sollte doch in einer Zeit wie dieser politische Gesichtspunkte über rein ästhetische stellen. Graf Seebach, der Generalintendant der königlichen Hoftheater, legte dagegen Verwahrung ein. Pflicht jedes Theaterleiters sei es, meinte er, Werke, in denen das innerste Ringen der Zeit einen starken und über die bloße Gestaltung vergänglicher Einzelschicksale hinausragenden Ausdruck gefunden hat, dem Publikum zugänglich zu machen, das dann als eine Gesamtheit reifer Menschen selbst entscheiden könnte, ob es das Werk ablehnt oder ein innerlich Verwandtes und Erhebendes darin erkennt. Durchdrungen von der künstlerischen und ethischen Größe des Werkes, fügte er hinzu, habe er die Aufführung des Stückes beschlossen, freilich erst nachdem er es dem ihm befreundeten kommandierenden General zur Einsicht übersandt, mit der Bitte, ihm seine Meinung über die voraussetzliche Wirkung zu sagen. Dieser habe ihm erklärt, daß sich vor einer öffentlichen Aufführung die im kleineren Kreise empfehle, ein Rat, den man dann durch die Aufführung in der literarischen Gesellschaft befolgt habe.

Nach dieser Erfahrung möchte man fast glauben, daß die Dresdner Aufführung unzulänglich

gewesen sei oder gar den Sinn des dramatischen Gedichtes irgendwie entstellt habe. Bei der Berliner Aufführung, der zweiten Vorstellung des »Jungen Deutschland«, konnte ein Bedenken, wie es der Dresdner Kritiker geäußert hat, gar nicht aufkommen. Hier zeigte sich einmal wieder, daß Reinhardts Spielleitung nicht nötig hat, sich an Außerlichkeiten anzuklammern, daß seine szenische Ausdrucksfähigkeit alsbald in den Kern auch der neuartigsten und eigenwilligsten Dichterabsichten eindringt. Wohl empfangen wir Zuschauer so überzeugend den Eindruck eines feuer-speienden Panzerturmes und der dagegen anwütenden Seeschlacht, daß wir mit unwiderstehlicher Gewalt in den Aufruhr der Elemente hineingerissen wurden, als gelte es unser eignes Blut und Leben, doch hoch darüber stand die Kunst, uns das innere Drama der sieben Todgeweihten bis in den innersten Nerv miterleben zu lassen und doch am Ende, wenn das große Schweigen sich auf die Sterbenden herabsenkt, mit der menschlichen Wahrheit auch die religiöse Weihe und mannhaftige Kraft dieses Sterbens festzuhalten. Die Zensur tat wohl daran, sich von dem vereinzelt Dresdner Widerspruch nicht zu einem Verbot des Stüdes verleiten zu lassen. Auch vor der Öffentlichkeit würde dieses Werk eines echten und starken Dichters alles andre eher bewirken als eine Zermürbung unsers Kampf- und Siegeswillens, vorausgesetzt daß ihm überall so ernste Menschen darsteller zur Gestaltung verhelfen, wie es die Kräfte des Deutschen Theaters taten: Paul Wegener, der pflichtstarke Held wider Willen, Werner Krauß, der straffe, phrasenlose Vorseher, Emil Jannings, der vollstättige, kampfsbrünstige Latenmannsch, Hermann Thimig, der baseinsfrohe, lebenswütige Draufgänger, und nicht zuletzt Konrad Veidt, der von ahnungsvollen Gesichtern halb schon in eine andre Welt Entrückte. Sie alle dürfen sich rühmen, mit ihrem Meister Reinhardt einer neuen zukunftsreichen Dichtung das Tor der Zeit aufgesprengt zu haben.

Grundverschieden von der Stimmung, Einleitung und Form, mehr noch von der Tendenz dieser »Seeschlacht«-Tragödie ist ein zweites Flottendrama, das um die Wende dieses Jahres erschienen, aber bisher auf das Buchbassein beschränkt geblieben ist. Ich meine Hermann Reichs vieraktige Tragödie »Die Flotte« (München, Bed). Ihr Gegenwartszweck liegt freilich genau so deutlich zutage wie der bei Goering. Kein Zweifel, daß sich in den Schicksalen Athens um die Zeit der Perserkriege die Lage Deutschlands in diesem Weltkampf darstellen und daß jene Heldenzeit wie ein Flammenzeichen zu uns herüberleuchten soll, an dem unsre Hoffnung entfacht, unser Mut gestählt, unser Wille zur Einigkeit und Schicksalsgröße geschweift werde. Aber Würbelosigkeit und

Kleinmut, wie sie bei der Nachricht vom Anzuge der gewaltigen Perserheere durch das athenische Volk schleichen, siegt die mutige kriegs- und staatskluge Entschlossenheit des Themistokles, und sicher führt seine geniale, allen Wechselfällen des ungleichen Kampfes gewachsene Überlegenheit, die freilich der List gegen sein Volk nicht entraten kann, das Vaterland durch alle Strudel und Klippen zum Triumph von Salamis. Doch gemeine Verdächtigung, Neid und Unbarm sind sein Lohn. Er wird des Hochverrats angeklagt und verbannt. Von Abmet, dem Tyrannen von Epirus, flieht er in seiner Not zum Perserkönig und schwört ihm Treue und Gefolgschaft, solange er lebe. Er wird in Ehren aufgenommen und mit fürstlichem Glanz ausgestattet. Aber sein stolzes Griechenherz fühlt sich im goldenen Käfig von Babylon nicht wohl, und als er die nach seinem Plan gebaute neue Flotte der Perser gegen seine Heimat führen soll, da gibt er sich, zusammen mit seiner treuen Gattin Milto, mit dem Schwert von Salamis den Tod, auf daß ihre befreiten Seelen aus aller irdischen Wirrniss Hellas' heimatlichen Göttern zufliehen können. Dieser Ausgang wirft alle Pläne des Großkönigs in den Staub. Er fügt sich dem Willen der Aberirdischen und rüstet, nun ihr großer Admiral tot ist, die Flotte ab. Vor dem Heros aber, der so noch im Tode ihn besiegt hat, läßt er die Fahnen senken ... Es ist ein historisch-pathetisches Drama der alten Schule, das uns hier begegnet, ausgerüstet mit dem ganzen Apparat gelehrten Wissens, aber auch politischer Einsicht, Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, wohlverstanden mit allen Waffen der Dialektik und funkelnd im Schmud einer bilderreichen, rhythmisch bewegten Sprache, in der man auf den Höhepunkten der inneren Handlung nicht selten den Taktschlag heimlicher Jamben spürt. Auch an dramatischem Temperament und bewußter Bühnenkunst fehlt es dem Stüde nicht; die Hauptscenen, zumal die von Themistokles und Xerxes beherrschten, dürfen ihrer Wirkung sicher sein. Das Wesentlichste und Wertvollste dieses vom gegenwärtigen Kriege aus dem Leibe der Geschichte erzeugten Wertes läßt sich allerdings auch aus dem Buche genießen: es ist das Gleichnis unsrer Zeit, aufgetragen in einem zweitausend Jahre zurückliegenden Weltgeschehen, das von dem Erlebnis unsrer Tage an äußerem Maß weit übertroffen wird, das ihm aber verwandt ist in den menschlichen und national-sittlichen Mächten, und das deshalb würdig und berufen erscheint, auch uns noch Kopf und Herz zu bewegen.

Das um so mehr, als unsre Bühnen schon wieder drauf und dran sind, dem alten Laster ihrer Fremdtümelei zu frönen, anstatt nach ungehobenen Schätzen einheimischer Dramatik zu suchen, die dem Sorgen und Sehnen dieser bis

ins tiefste ausgewählten Zeit Deutung und Entlastung geben könnten. Da liegt — um nur an eine dieser Unterlassungssünden zu rühren — Ernst von Wildenbruchs nachgelassene Tragödie »Ermanarich, der König« (Berlin, Grote), und keines Bühnenleiters Hand rührt sich, dies aus den tiefsten seelischen Erfahrungen seines Schöpfers geborene Werk zur Aufführung zu bringen, was wir doch dem Gedächtnis seines Dichters ebenso gut schuldig wären wie unsrer eignen Zeit, die uns für dieses Drama der Königsforge und Königsnot, dieses prophetische Lied von Kampf und Sieg erst recht das innere Ohr erschlossen hat. Statt dessen wendet das Deutsche Theater alle Kunst der Darstellung und alle Überkünste der Ausstattung an eine Wiedererweckung von Leo Tolstois »Macht der Finsternis«, eine für das Aufstumpfen, zum Teil nur für das Aufstumpfen gedachte und gemachte Moraltragödie des von Aberglauben und dumpfen Trieben belasteten Gewissens, von der sich die einzig seelische, in höherem menschlichem Sinne wertvolle Szene, die des Bekenntnisses und der Buße Nikitas im letzten Aufzuge, erst durch Überwin-



Kunst. Fritz Richard, Deutsches Theater, Berlin

Max Pallenberg als Akim in Tolstois »Macht der Finsternis«



Kunst. Fritz Richard, Deutsches Theater, Berlin

Lucie Höflich als Anisja in Tolstois »Macht der Finsternis«

nung wahrer Alpdrücke von Verworfenheit, Gemeinheit, Niedertracht und Kleingeisterei erkaufen läßt. Wenn freilich die Schauspielkunst imstande wäre, eine solche breitspurige Studie der Völker- und Sittenkunde, in der Ibsen mit Recht mehr eine dialogische Erzählung als ein Drama sehen wollte, in diesen Tagen auf unsrer Bühne zu rechtfertigen, so wäre es hier geschehen: Moissis Nikita, Lucie Höflichs Anisja und Pallenbergs Onkel Akim sind Muster einer in fremden Geist eindringenden Seelenkunst, wie nur wir sie aufbringen, selbst zu einer Zeit, wo wir ein gutes Recht dazu hätten, allein bei uns einzuführen.

Gleichsam eine Sühne für diese übertriebene Hingebung an fremde Gemüts- und Geisteswelten war die neue Aufführung von »Hanneles Himelfahrt« im Volkstheater am Bülowplatz. Das Werk ist gewiß nicht Hauptmanns dichterisch stärkstes, und auch den Anforderungen der Bühne werden andre unter seinen 25 Theaterstücken gerechter, aber es ist die innigste aller seiner Dichtungen und deshalb auch seine widerstandsfähigste. Drei Geschlechter haben sich nun schon von zehn zu zehn Jahren eine neue Empfänglichkeit für solche Gemütsdichtung-

gen gelten läßt, und vor wie grundverschiedene Hörerkreise ist sie hingetreten: zu Anfang der neunziger Jahre vor die wohlgesinnte, aber auch etwas satte Bürgerlichkeit des königlichen Schauspielhauses, zu Anfang des neuen Jahrhunderts vor das literarische Publikum des Brahmschen Deutschen Theaters, jetzt vor die Siebzigtausend der Volksbühnen — immer und überall hat ihre aus Märchen, Volks- und Kirchenlied, Traumphantasie und sozialem Mitleid gewobene Poesie über allen Widerstand der Zeit und des Ortes den Sieg davongetragen. Welch langer Weg auch für unsre Geschmacks- und Gefühlsbildung von den Tagen, da der Titel aus Rücksicht auf gewisse kirchliche Kreise nur »Hannele«, nicht »Hanneles Himmelfahrt« heißen durfte, der Hofprediger Emil Frommel ins Schauspielhaus geschickt wurde, um festzustellen, ob nicht etwa durch die Traumerscheinung des Heilands auf der Bühne fromme Gemüter Schaden an ihrer Seele erleiden könnten, und der Rationalismus einer Berliner Madam sich darüber beklagte, daß dieser Hauptmann ihre fortgeschrittene Aufgeklärtheit ins tiefste Mittelalter zurückführen wollte — bis heute, wo Reinhardts Regie- und Ausstattungskünste, die hier übel am Plage sind, das zarte Seelchen zu einem *spectaculum mundi* zu machen drohen. Nein, diese neueste Aufführung ist nicht die beste. Helene Thimig ist für die vierzehnjährige Hannele Mattern, in der sich erste jungfräuliche Liebesgefühle in seli-



Hahn, Fritz Richard, Deutsches Theater, Berlin

Werner Krauß als Konservator in Strindbergs
»Schwarzem Handschuh«



Gertrud Eygoldt als Weihnachtstroll in Strindbergs
»Schwarzem Handschuh«

ger Dumpfheit mit Katechismus- und Gesangbucherinnerungen mischen, nicht mehr kindlich genug, und die Traumsphäre spottet aller Scheinwerfer- und Elektrizitätseffekte. Bleiben einige vortreffliche Nebenrollen, wie Jannings' durch Trunk vertierter Maurer Mattern, bleibt Alexander Moissis Lehrer Gottwald, der sich in Hanneles Traumgesicht zum lieben Heiland wandelt. Moissi hat aus seiner Kriegsgefangenschaft die menschliche Milde mitgebracht, die diese halb überirdische Gestalt braucht, und weiß den unsterblich schönen Versen von der »Seligkeit, der wunderschönen Stadt, wo Friede und Freude kein Ende mehr hat«, die Musik des Wortes und der Seele zu geben, die das Ganze trotz allen Bleigewichten von Nüchternheit und Bilderprunk am Ende doch von der Erde gen Himmel schweben läßt.

Noch wunderlicher als dieser Ausflug Hauptmanns in die Traumwelt eines einfältigen Kindes wird es dem oberflächlichen Kenner Strindbergs erscheinen, wenn aus der Passionskette seiner Befenner- und Gewissensdramen plötzlich ein so friedliches Weihnachtsstück für artige und unartige Kinder auftaucht, wie es uns um Aschermittwoch die Kammerspiele mit dem »Schwarzen Handschuh« bescherten.

Geht man freilich das dramatische Gesamtwerk des Schweden durch, so findet man auch dafür getreue Nachbarschaft. Zwischen 1900 und 1910 kehrt Strindberg mehrmals bei Sage und Märchen ein. Damals ist »Schwanenweiß« und nicht lange hernach diese »Fröhliche Weihnacht« — so heißt das Stück eigentlich — entstanden. Es muß doch wohl auch diesem im Feuer Gehärteten ein erwünschtes Labfal gewesen sein, sich einmal holden Märchen und Täuschungen hinzugeben. Was er da zustande gebracht hat, ist freilich in jeder Beziehung höchst bescheiden und erinnert an mehr als einer Stelle bedenklich an die moralischen Weihnachtszuckerbäckereien, mit denen geschäftskundige Theaterleiter in den Adventswochen die Kindlein loden. Eine schöne, junge, aber in Härtherzigkeit und Bosheit versteinerte Frau verliert eines Tags mit dem Handschuh auch einen kostbaren Ring und beschuldigt nun ihr williges und gutmütiges Dienstmädchen des Diebstahls. Dafür soll sie gestraft werden, und zwar müssen Weihnachtsengel und Weihnachtstroll in höchst eigener Person dies Straf- und Besserungsamt übernehmen, indem sie für eine Weile das Kindchen der bösen Frau verschwinden lassen. Erst als sie sich vor der zu Unrecht verdächtigten armen Magd gedemütigt und »Nicht wieder tun!« gesagt hat, bekommt sie's zurück und mit ihm, als Zugabe sozusagen, gleich auch die Botschaft, daß der alte Gelehrte, der einsam und unbekannt seine letzten Tage mit ihr unter einem Dache gelebt hat, ihr Vater war, dem sie nun wenigstens noch die Augen zum letzten Schlummer zudrücken darf. Nun erst mag auch sie fröhliche Weihnacht feiern. Könnte diese Handlung mit allem Drum und Dran allenfalls auch von dem Weihnachtstüdfabrikanten Görner sein, so blüht uns wenigstens aus den von bitteren Enttäuschungen und schwerer Weisheit verschleierte Augen des Achtzigjährigen, der früh Haus und Garten, Weib und Kind verlassen hat, um den Rätseln des Lebens nachzuspüren, ein Stück Strindberg an, und wenn sich der Troll, der gute Haus- und Naturgeist, nachdem er ihm die Brille der Weitsichtigkeit geschenkt hat, an das letzte Lager dieses Einsamen setzt und ihn über sein Ignorabimus mit schlichten Sprüchen des Lebens tröstet, so muß uns diese Faustszene in Westentaschengröße für manche Platttheit des Gedankens und manche Holprigkeit der Verse entschädigen.

Die geistige Genügsamkeit dieses Stückes noch zu überbieten, konnte nur einem Gast des königlichen Schauspielhauses gelingen. Johannes Wiegand heißt der Glücklichste und ist Leiter des Bremer Schauspielhauses. Seine »Tante aus Sparta«, so genannt, weil sie ganz im Gegensatz zu den Verschwendungsgewohnheiten ihres fürstlichen Hauses einen Sparspennig auf

den andern häuft, ist reiche Erbtante und gütige Heiratsstifterin in einer Person, und der Verfasser meint es so gut mit ihr, daß er ihr an ihrem einsamen Lebensabend vergönnt, just an dem Töchterchen ihres einst aus Standesrücksichten schmählich im Stich gelassenen Jugendgeliebten, der Braut ihres armen prinzlichen Neffen, mit Geld und Liebe all das zu süßen, was sie an seinem Herzen verbrochen hat. Wo mag das Fürstentum liegen, in dem es so kreuzbrave Prinzen und so menschenfreundliche Prinzessinnen-Tanten gibt? Nach der Landschaft zu urteilen, in Hessen; nach den mundartlichen Broden, die die — sonst keineswegs lakonische — Tante in ihre schwarze Suppe streut, in Pommeren oder Mecklenburg; nach allem andern, was vorgeht, im Monde oder in der Gartenlaube. Gegen dieses Tantenstück gehalten ist Otto Franz Gensichens »Märchentante«, die Tante Schauspielhaus neulich zum 70. Geburtstage des Dichters wieder aus dem Schlummer erweckte, ein in Jugendanmut erstrahendes Klassikerstück, eine Märchen nichte sozusagen.

Währlich vor Frühlings Anfang, manchmal wenn die erste Schnepfe streicht, manchmal, wenn die erste Amsel pfeift, kommt ein neuer Band von Siegfried Jacobsohns Berliner Theaterkritiken, die er mit einer dem Berliner angeborenen Verallgemeinerungslust nach wie vor »Das Jahr der Bühne« nennt, heuer schon der sechste Band (1916—1917; Berlin, Vesterheib & Ko.). Wir dürfen uns dieser weder durch Krieg noch Friedensgeschehnisse unterbrochenen Folge freuen, denn sie ist — auch nach Alfred Kerrs Rundgebungen seines kritischen Jchs — jetzt die einzige Sammlung der einst so üppig gedeihenden Berliner Kritikerbücher, die das Recht ihres Daseins auf die Kraft ihrer kritischen Sachlichkeit stützen kann. Es hieße Eulen in die Scheubühne tragen, wollte ich hier zum sechsten Male ihre treu und tapfer bewahrten Vorzüge rühmen: die unermüdete Begeisterungsfähigkeit für ihren Gegenstand, die Beweglichkeit des Geistes bei unentwegten künstlerischen Grundanschauungen, die federnde Spannkraft der Dialektik, den geistig belebten, scharf geschliffenen, immer durchsichtigen Stil, der es verschmähen darf, die eiteln Spielereien gewisser »Neutöner« der Sprache mitzumachen, und neuerdings auch eine sachlich der Sache zugewendete menschliche Reife der Betrachtungs- und Ausdrucksart. Was ich nach wie vor vermisse, ist der Versuch, die Kulturzusammenhänge zu entdecken und festzustellen, ist der Ehrgeiz, die im Grunde doch nur bescheidene Welt des Theaters in den Reigen der kleinen und großen Gestirne einzuordnen und so das Chaos zum Kosmos zu zwingen.



Wilhelm Trübner:

Raufende Jungen

Aus dem Besitz der Gemäldegalerie von Karl Haberstock in Berlin übergegangen in den Besitz des Kestner-Museums in Hannover

Von Kunst und Künstlern

Wilhelm Trübner † — Winter- und Frühlingsbilder: Edward Cucuel: Der schwarze Pelz; Ferd. Max Bredt: Vorfrühling; Gertrud Korn: Birken und Baumbäume; Alexander Drendel: Walther von der Vogelweide; Cornelia Paczka: Vom ungarischen Land — Ernst Eimer: Aus dem Darmstädter Kriegs lazarett

Als die Nachricht von Wilhelm Trübners plötzlichem Tode kam, hatten wir, sein Andenken zu ehren, gerade nur ein Bild aus seiner früheren Schaffenszeit zur Hand, das Prometheusbild, das im Februarheft erschienen ist. Für unsere älteren Leser konnten wir uns dabei allerdings auf den großen umfassenden Aufsatz berufen, den wir vor nicht langer Zeit über Trübners Kunst gebracht haben, doch blieb es eine Halbheit, gerade bei seinem Scheiden nur das Gedächtnis einer Nebenprovinz seines Kunstschaffens zu erneuern, die er freilich nie verleugnet hat, die uns aber doch nicht den Trübner vergegenwärtigen konnte, an den wir heute zunächst und hauptsächlich denken, wenn sein Name genannt wird. Das ist der deutsche Landschaftler, der Bildnis- und der Genremaler, der Strebengenosse Leibls und Schuchs. Diesen drei Seiten seiner künstlerischen Persönlichkeit, einer der selbständigsten, einfachsten, natürlichsten und stärksten, die uns das 19. Jahrhundert geschenkt hat, möchten wir in diesem Heft gerecht werden, indem wir, außer einem weniger bekannten Selbstbildnis, Trübners »Raufende Jungen« und als

Einschaltbild den Schloßhof von Baden-Baden zeigen. Die Bildnismalerei hat Trübner einmal den »Parademarsch der Malerei« genannt. Das könnte irreführen, insofern man darunter etwas von gesuchter Bravour verstünde; auch seine Bildnisse haben die wahrhaftige, gediegene Sachlichkeit, die all seine Malereien auszeichnet, und den kostbar emaillehaften Schmelz des Farbauftrags. Dieser »Sinn, für Struktur« bleibt auch seinen Landschaften und Architekturbildern treu, die zu Anfang des neuen Jahrhunderts zur Höhe streben. Der Schloßhof in Baden-Baden ist eins der jüngsten (1915), die »Raufenden Jungen« (auch »Prügelei« genannt) sind eins seiner frühesten Bilder (1872), von hohem malerischem Reiz in dem Bildnishaften und der Tonigkeit der Farbe und schon bezeichnend für die Lichtverbreitung auf so vielfigurigen Bildern. Hier haben wir nun wirklich drei kennzeichnende, den wahren Trübner vertretende Bilder. Wer aber sein künstlerisches Gesamtchaffen überblicken will, dem kann nichts Besseres empfohlen werden, als den Trübner-Band der »Klassiker der Kunst« (Deutsche Verlagsanstalt) zur Hand zu nehmen.



Wilhelm Trübner: Selbstbildnis
Aus dem Besitz der Gemäldegalerie von Karl Haberstock in Berlin

Die Landschaftsbilder dieses Heftes geleiten uns, der Jahreszeit getreu, aus dem schneidenden Winter hinüber in den Frühling oder doch in den Vorfrühling. Edward Cucuels Bild »Der schwarze Pelz« steht noch tief im Schnee und Eis des Winters. Schwer zu sagen, was hier den Maler zuerst und vor allem gereizt hat: die Figur, die sich mit ihren vollen, runden Formen so scharf und bestimmt auf dem weißen Hintergrund abzeichnet, oder die winterliche Berglandschaft, die dem Gesicht die frischen Farben, der ganzen Erscheinung die straffe, klingende Gesundheit gibt. Man sieht es dem Bilde wohl an, daß es unmittelbar vor der Natur, im Winterschnee der Berge gemalt worden ist. Nur so ließ sich der Schneereflex unter dem schwarzen Schleier und der Kontrast zwischen dem schwarzen Kleid und dem Weiß im Waldschatten finden und halten. Die Kraft, die das Bild hat, kommt nicht zuletzt daher, daß es fast durchweg mit dem Spachtel gemalt ist. Cucuel hat — und das verbirgt sich auch in diesem Bilde nicht — seine grundlegende Ausbildung in Paris erfahren, ehe er sich 1906 als Dreißigjähriger in München niederließ und sich dort nach weit ausgebreiteten Studienreisen an der Seite seines Freundes Leo Putz dem Studium der Natur widmete. Noch jetzt bringt der Künstler den größeren Teil des Jahres, Frühling, Sommer und Frühwinter, mit seinen Modellen auf dem Lande zu, in innigem Verkehr mit der Natur, teils am Chiemsee, teils am Ammersee, wo er einen herrlichen Park mit Seeufer und Booten als Malplatz hat. Menschen in der freien Natur gesehen, in Sonne,

Wind, Regen und flirrender Kälte, das ist das Lieblingsthema seiner Kunst, und wenn man, wie neulich bei Schulte in Berlin, eine größere Anzahl seiner Bilder beisammen sieht, hat man seine Freude an der Lebenslust, die er da in den mannigfachen Szenen zu erwecken weiß.

Wie der in San Franzisko geborene Cucuel, hat sich auch Ferd. Max Bredt aus fremden, fernliegenden Stoffen in die deutsche Heimat und ihr Naturleben zurückgefunden. Es gab eine Zeit, da malte der aus Leipzig stammende Künstler (geb. 1860) mit Vorliebe orientalische Genreszenen aus der Türkei oder dem afrikanischen Küstenland, die Bahnfahrt einer vornehmen Araberin, ein maurisches Bad, einen öffentlichen Brieffschreiber in Tunis, einen Haremschef oder einen Schleiertanz, heute, zumal seit er in Rübolding sein Landhaus und seine Werkstatt hat, zieht er es vor, sich an das zu halten, was ihm die Natur der bayerischen Vorberge im Wechsel der Jahreszeiten nahebringt, im Garten, im Park, im Hause, nur von dem Wunsch erfüllt, das zu paden, was ihm so ein scheinbar alltägliches Erlebnis an seelischer und malerischer Stimmung schenkt. Da ist sein Bild »Vorfrühling«. Welch simpler Stoff! Des Künstlers Frau sitzend auf einem kleinen Brüdchen über einem Quellwasser, das in einem entfernten Winkel des Parkes entspringt, vor sich die noch verschneiten Berge — nichts weiter. Und doch, wie deutlich fühlen wir hier den zwischen Härte und Weiche kämpfenden Atem der ersten Vorfrühlingstage, die noch nicht recht wissen, ob sie dem alten Winter noch weiter die Treue halten, oder ob sie sich dem stürmischen jungen Freier in die Arme werfen sollen. Da ist nichts Kleines, nichts Angstliches mehr, weder in der Komposition noch in der Technik; alles ist auf Farbe und Ton gestimmt.

Storch und Schwalbe können sich in ihrem Prophetenamt irren, die Birke nicht: wenn sie blüht, ist es Frühling. Diese Volksweisheit ist so alt wie die Vorstellung, daß die Birke — Fräulein Birke, sagt der Dichter — ein Baum der Freude, der Liebe und der glücklichen Erinnerung sei. »Die Birken wissen's noch. Wenn wir zusammenkamen, da ward gewiß geküßt, bis daß wir Abschied nahmen.« »Birken« und »Baumbüte«: das gibt darum einen guten, hoffnungsvollen Frühlingsklang. Die Weimarer Graphikerin Gertrud Korn tut gut daran, beiden ihre künstlerische Liebe zu schenken. Sie stammt vom Lande, und eine glückliche, ungebundene Kindheit auf dem thüringischen Gut ihrer Eltern hat ihr erlaubt, sich nach Herzens- und Augenlust in Feld und Wald zu tummeln, bevor sie sich dort für ihren Zeichenstift die Motive suchte: ein Getreidefeld, einen schönen Baum, ein altes Bauernhaus. Als sie sich dann zum regelrechten Kunststudium ent-

schloß und in die Stadt übersiedelte, erbten diese Liebe die alten Stadtwinkel Weimars. Graphikerin ist sie geblieben, aus alter Neigung und aus freiem Entschluß. Und sie kam rasch vorwärts auf diesem Wege: schon eine ihrer ersten Radierungen wurde für die Mappe des altberühmten Weimarer Radiervereins erworben, in der sie nun hinfort jährlich mit einem neuen Blatt erscheinen durfte. An neuen Aufgaben in ihrem selbstgewählten Bezirk hat es ihr nie gefehlt. Die Techniken der Graphik sind so vielseitig, daß die Ausdrucksmittel sich nie erschöpfen, daß damit jede Stimmung in der Natur festgehalten werden kann. Schon die Arbeit an so einer Druckplatte, zumal wenn es eine farbige ist, bedeutet ein Vergnügen, ein fortwährend anregendes Suchen und Finden neuer Möglichkeiten. Die *Baumblüte* ist in vier Platten geschnitten. Hier reizte es die Künstlerin, mit den einfachen Mitteln, die der Holzschnitt seiner Natur nach fordert, das Wunder des Blühens zum Ausbruch zu bringen, das Erlebnis dieser strahlenden Verjüngung aus der Seele heraus neu zu gestalten. Die Radierung *»Birken«* ist ein Naturausschnitt aus der Umgebung Weimars, ein Stück vom »Horn«, der über dem Park, im Rücken von Goethes Gartenhaus, sich erhebenden Landschaft. Sie ist in Strichätzung ausgeführt, die Gertrud Korn auch sonst für ihre Radierungen bevorzugt. —

Wol dir, meie, wie du scheidest
alles ane hag!
Wie wol du die boume kleidest,
und die heide hag!
»Du bist kurzer, ich bin langer,«
Also stritens uf dem anger,
bluomen unde fle ...

Der so und mit noch viel andern schönen Versen Winters Abschied und Lenzes Kommen besang, war Herr Walther von der Vogelweide, dessen Wesen selber silbern hell und durchsichtig war wie der erste siegreiche Frühlingstag. Die Mönchsminiaturen der mittelalterlichen Handschriften stellten ihn dar, wie er »saß auf einem Steine und deckte Wein mit Beine«, und betonten damit seine politische Lyrik — der Maler von heute sieht ihn als fahrenden Sängers durch die Lande ziehen, den Klepper zwischen den Beinen, das Schwert zur Seite, die Fiedel im Arme, über sich den hellblauen Frühlingshimmel, unter sich die frisch ergrünende Erde, neben sich sprossende Bäume und singende Vögel. Um die liebe Einfalt, die in dieser Vorstellung ruht, auch äußerlich zu bekunden, hat Alexander Brendel für sein Blatt den farbigen Holzschnitt gewählt, den er seit 1910 mit Vorliebe pflegt. Für gewöhnlich ist es sein Ehrgeiz, in solchen Blättern, die ach!

so viel Mühe, Geduld und Sorgfalt forbern, mehr das Malerische, oft bis zum zartesten Schmelz eines Aquarells, als das Zeichnerische zu suchen; hier aber bescheidet er sich darin zu Ruß und Frommen einer schlichten Geradheit und Treuherzigkeit, wie sie dem Stoff angemessen erscheint. Brendel ist ein Sohn des berühmten Tiermalers Albert Brendel, in Weimar 1877 geboren, wo sein Vater damals Leiter der Kunstschule war. Auch seine Schulung hat er zum guten Teil in Weimar bei Theop. Sartorio und Frithjof Smith genossen, bevor er sich in Berlin bei Max Koch, Paul Meyerheim und Albert Hertel in der dekorativen und besonders in der Tier- und Figurenmalerei ausbildete. 1910 nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Buschmühle bei Frankfurt a. d. O., wo er Wald, Wiese und Feld aus nächster Hand hat und um immer neue Motive für seine farbigen Holzschnitte nicht zu sorgen braucht. Er hat viele Töne auf seinem geschmeidigen Instrument, am schönsten aber und reinsten klingen von seinen Saiten die zärtlichen Weisen jugendlicher Empfindung und holber Anschuld, die bei all ihrer Weichheit doch kerndeutsch sind.

Auf *Cornelia Paczka's* Bild ist es schon Sommer, Hochsommer sogar. Daß wir es in diesem Vorfrühlingsheft bringen, hat seinen besonderen Grund: es soll sich an den Auftrag von Sosnosky über Österreich und Ungarn anlehnen und dem Leser eine lebendige Vorstellung von ungarischer Landschaft geben. Denn wie fast alle Landschaftsbilder dieser Künstlerin, einer Tochter des jüngst verstorbenen Nationalökonomen Adolf Wagner, so ist auch dieses in Ungarn unmittelbar vor der Natur entstanden, belebt mit ein paar der heimischen Volkstypen, die sie so gut beherrscht. Während man sonst ungarische Bilder, schon der bunten Trachten wegen, nicht gern anders wiedergeben mag als mehrfarbig, kommen auf diesem die künstlerischen Werte (Komposition, Licht- und Schattenverteilung) auch in der einfarbigen Wiedergabe gut zur Geltung.

Mit dem Darmstädter Ernst Eimer und seiner Malerei hat uns vor nicht langer Zeit ein eigner illustrierter Aufsatz bekannt gemacht (Dezemberheft 1916). Dort trat er uns hauptsächlich als Landschaftler mit einem ausgesprochenen Zuge zum häuerlichen Leben entgegen, freilich auch als phantasiereicher Märchenmaler, der sich namentlich in der drolligen Kleinwelt der Gnomen und Kobolde heimisch gemacht hat. Diesmal wählt er eine Szene aus dem Darmstädter Kriegslazarett, das jahrelang seiner Werkstatt eng benachbart war. Der Betrachter möge selbst beurteilen, ob es ihm mit der flächenhaften Technik gelungen ist, die frische Unmittelbarkeit seiner Auffassung auch auf diesen neuen Stoff zu übertragen. F. D.

Christian Wagner,

der Bauer und Dichter zu Warmbronn,

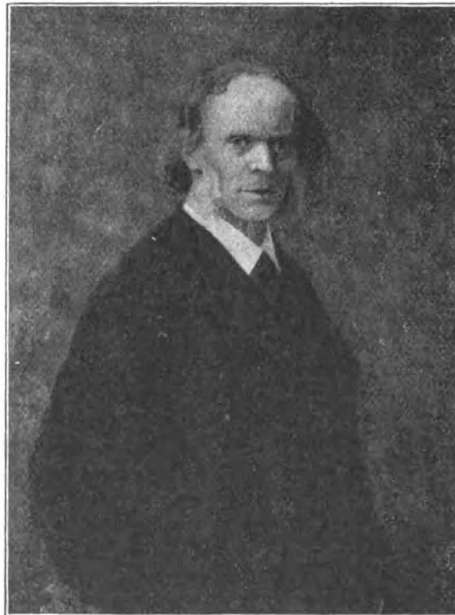
geb. 5. August 1835, gest. 15. Februar 1918

Sewisse bäuerliche Gestalten Auerbachs und Anzengrubers haben öfters den Vorwurf über sich ergehen lassen müssen, sie seien zu schwer mit Grübeleien und Weisheit beladen, als daß man diesen mit Herz und Hirn ihres Dichters genährten Menschen noch das Heimatrecht auf ihrem ländlichen Boden und in ihrer geistig beengten Umgebung zugestehen könnte. Da hat man denn wohl an den oberösterreichischen Bauernphilosophen Konrad Deubler erinnert, der mit wissenschaftlichen Größen, wie Ludwig Feuerbach und Dav. Friedr. Strauß, einen angeregten Briefwechsel unterhielt, oder hat auf die ostpreussische Bauerndichterin Johanna Ambrosius hingewiesen, in der Herman Grimm nicht nur eine feine Lyrikerin, sondern auch eine eigentümliche Denkerin entdeckt zu haben meinte. Ungleich beweiskräftiger für das Vorkommen einer ursprünglichen Dichter- und Denkerbegabung in bäuerlichem Lebenskreise wäre der Hinweis auf einen bis vor kurzem rüstig und gedankenfrisch unter uns lebenden Schwaben gewesen, den Warmbronner Bauer und Dichter Christian Wagner, dem schon vor zwanzig Jahren der Schillergelehrte Richard Weltrich ein tiefgründiges Buch vom Umfange einer Klassikerbiographie gewidmet hat (Stuttgart, Stredler & Moser). Man erschrickt wohl zunächst ein wenig vor dem wissenschaftlichen Ernst dieser ästhetisch-kritischen und sozialethischen Studie und fragt sich, ob bei den philosophischen Zusammenhängen, die sich da ergeben, nicht etwa die Naturwüchsigkeit, Frische und Echtheit solcher bodenständigen Begabung in die Brüche gehen müsse. Aber bald fühlt man sich darüber beruhigt: mag Weltrichs Gelehrsamkeit und Scharfsinn an einigen Stellen zu weit aussholen, wenn es gilt, die merkwürdige Erscheinung dieses bäuerlichen Dichters und Denkers in die Entwicklung der religiösen und philosophischen Weltanschauung, der Humanitäts- und Sittlichkeitsideen einzureihen, im Grunde verträgt seine Persönlichkeit solche Belastungsprobe durchaus, und sie steht in ihrer vollen Kraft,

Rundung und Geschlossenheit erst vor uns, wenn wir sie so von allen Seiten her beleuchtet sehen. Denn während Deubler im wesentlichen nur ein Empfänger, nicht ein Schöpfer von Gedanken war und sich an der Ambrosius bald das Angelesene ihrer Bildung und Dichtung offenbarte, erscheint uns der Schwabe als ein Mann von eigenem Wuchs und schöpferischem Gehalt, dessen Wert und Bedeutung sich auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Vorgänger und Ideengenossen nur erhöht.

Sein Leben und Dichten zeigt keinen Riß. Wohl ging der Bauern- und Dorfschreinersohn, der seiner körperlichen Schwächlichkeit wegen anfänglich zum Volksschullehrer bestimmt war, dann aber durch häusliche Schwierigkeiten bald wieder zu Pflug und Rechen zurückgerufen wurde, durch eine einsame Jugend, da den Träumer und Sinnier, der hinter den Büchern saß oder auf weiten Spaziergängen dem Leben der Natur nachspürte, daheim niemand verstand. Aber er selbst hat den Zufall seiner bäuerlichen Geburt nicht als Fluch empfunden, vielmehr früh gelernt, Honig aus den Disteln zu saugen. Zweimal war er verheiratet, beide Male mit einer Landtochter, bebaute mit Weib und Kindern getreulich die angestammte und erweiterte Scholle, umfaßte Feld und Wald, Hof und Stall mit Liebe und lehrte von den Reisen, die ihm seine Gönner und Freunde gewährten, mit erfrischten Sinnen, doch ohne Mißmut in die Enge seiner

Dorfheimat zurück. Eng und leer freilich war ihm diese kleine Welt längst nicht mehr. Er hatte sie sich aus eigener Kraft bevölkert mit den tausend und aber tausend Geschöpfen der Natur, mit Tieren und Pflanzen, denen er Freund und Bruder war; er hatte sie ausgedehnt zu einem weiten, fruchtbaren Garten voll beglückender Gedanken und hoher Ziele. Und was ihm die unmittelbare Dorfgemeinschaft nicht geben konnte: Verständnis, Beifall, Ermunterung und Lohn für sein Denken und Dichten, das kam, noch ehe das Alter ihn besattete, aus Nähe und Ferne zu ihm, aus



Christian Wagner †
Nach dem Gemälde von Emilie Weiser

Stuttgart, aus dem Schwabenlande überhaupt, aus München, von der Deutschen Schillerstiftung, von seinem König, schließlich sogar, seit Hermann Hesse eine glückliche Auswahl aus seinen Dichtungen herausgegeben hatte, aus ganz Deutschland.

Christian Wagner hat früh, aber zunächst schwächern und tastend, angefangen zu dichten. Seine poetischen Versuche reichen in die Junglingsjahre zurück. 1860 schrieb er seine erste kleine Erzählung »Schloß Glemsed, eine romantische Sage«, als deren Vorbild sich unschwer Hauffs »Lichtenstein« erkennen läßt; fünf Jahre später entstand unter Schillers Einfluß das ungedruckt gebliebene biblische Drama »Abimelech«, eine schwache Arbeit, aber für seinen Gedankenkreis schon insofern wichtig, als sie die Rache, die sich an Bluttaten und Grausamkeiten knüpft, zum Motiv der Handlung macht. Auch was dann zunächst folgte, die »Epischen Bilder aus Hadrian«, ein in das Leben des »Schönheitsfreudigen Imperators« gekleideter Protest gegen Weltflucht, Grömmerei und Lichtscheu, setzt noch unter dem Zwang einer fremden Form; sei n e n Ton fand er erst in den lyrischen Einzelgedichten und den kleinen Erzählungen, in denen er den Gefühlen und Gedanken des Augenblicks unmittelbaren Ausdruck geben konnte. Denn wie die Grundstimmung seiner Seele, so war auch der Grundton seiner Poesie lyrisch, und selbst wenn er erzählte, löste sich das epische Gewebe immer bald wieder in das seine flatternde Gespinnst der Lyrik auf. Der Schmerz über den Verlust der Eltern (1866 und 1867) rang nach Gestaltung, und so formten sich, zum Teil schon als kunstvolle Sonette, die ihrem Gedächtnis geweihten »Lieder des Leids«. Erst mit dem Jahre 1885 setzen diese lyrischen Sammlungen ein: Märchen, Balladen, Lieder, Idyllen, Mythen, Epigramme, Gedankendichtungen, Stimmungsbildchen, Natur- und Liebesgedichte — Geschenke der flüchtigen Stunde, in der künstlerischen Form tastend, ungleich und selten vollendet, aber alle erfüllt von einer einheitlichen charaktervollen Weltanschauung und einem reichen Persönlichkeitsleben.

Der Grundzug darin ist eine tiefe, innige Religiosität, die sich freilich vom geläufigen Kirchenglauben weit entfernt, um der Einsalt des kindlichen Herzens desto näher zu bleiben. Mehr noch als im Christentum hat sie ihre Wurzeln im Buddhismus und in der indischen Philosophie: die Gedanken der Seelenwanderung, der Tierfesselung, des Mitteils, der Milde, des Erbarmens mit aller Kreatur sind die sittlichen Vorstellungen, die in diesen dichterischen Bekenntnissen auf und nieder wogen. Und alle gipfeln sie in der Forderung der Humanität, die von Gewalt nichts wissen will, die sich das Heil der Welt vielmehr von den stillen und sanften Mächten der Seele, des Gemüts und des Her-

zens erwartet. Auch wenn dem Achtzigjährigen beim Ausbruch des Weltkrieges der einst so liebreiche Mund nicht schon verstummt gewesen wäre, würde er schwerlich noch ein Verhältnis zu dieser waffentirrenden, auf Blut und Eisen gegründeten Zeit gefunden haben. Sein dichterisches und sittliches Wesen weist darüber hinaus in friedliche Tage der Sinnesmilberung, der Duldsamkeit, der allgemeinen Menschenliebe, die wir uns alle einmal als Saat aus diesem Riesenkampfe der Völker versprechen, die er aber in Gedanken schon am Busen hielt. Sein Herz war weit und offen genug, um in diesen Friedensbund der Zukunft zu den Menschen auch Tier und Pflanze aufzunehmen. Vor allem seine geliebten Blumen in Wald und Flur wird er nicht müde zu besingen. Und zwar ist es ein ganz eignes Verhältnis, das seine Poesie zu ihnen hat. Sie als Sinnbilder menschlicher Eigenschaften und Gefühle zu benutzen, genügt ihm nicht; er begnabet sie mit eigem Bewußtsein, eigem Leben, eigem Schicksal, eigem Empfinden, man möchte sagen: mit eigem Gewissen und Verantwortungsgefühl. Ein so bis ins tiefste befeelter Naturkultus findet sich kaum bei einem zweiten deutschen Dichter. Damit verbindet sich aufs engste seine Vorstellung von der Seelenwanderung, der Seelenwiederkehr in Pflanze und Tier. Eins der schönsten Beispiele dieser Poesie der Naturbeseelung und -umbeutung, selbst eine Blume von lieblichster Zartheit und Schlichtheit, ist ein D s t e r g e d i c h t in den »Sonntagsgängen«, wohl der bedeutendsten Sammlung Wagnerscher Lyrik:

Wie die Frauen

Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammenstanden,
Worte nicht mehr, nur noch Tränen fanden;

So noch heute

Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen:

Vom Gewimmel

Dichter Floden ist er trüb, der Himmel,
Traurig stehen sie, die Köpfchen hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend.

Also einsam

Zehn und zwölf hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Ode,
Weiße Tüchlein umgebunden jede.

Also trauernd,

Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Bildnis.

Schon hier zeigt sich, daß die Bezeichnung »Naturdichter« für Christian Wagner so wenig ausreicht wie der Name »Bauerndichter«. So lyrisch meistens die Stimmung, so melodisch oft der Ton seiner Gedichte ist, schließlich münden sie doch fast alle in eine religiös-ethische Gedanken-

poesie, die in die Geheimnisse des Seins einzubringen und die in ihm wohnenden ewigen Ideen zu gestalten sucht. Sein Gottesbegriff ist freilich von Schwankungen und Widersprüchen nicht frei, zwischen theistischen und pantheistischen Vorstellungen hat auch er die Brücke nicht zu schlagen vermocht, und sein einfach frommer Gottesglaube widerstreitet oft den kühnen naturphilosophischen, ja mystischen Elementen seiner Dichtung, aber eine starke geistige Kraft tritt uns auch in diesen Epelulationen entgegen, und irgendwie und -wo dienen sie alle wieder seinem schöpferisch aufbauenden Humanitätsideal.

Dies Wort ist eigentlich wieder zu eng. Denn Tier und Pflanze gehören bei ihm durchaus zur höheren »Menschlichkeit«. Möglichste Schonung alles Lebendigen, Anerkennung und Achtung ihrer Rechte — das ist's, was er vom Menschen als dem vollendetsten Gliede in der Kette der Lebendigen fordert. »Ich möchte«, heißt es in dem Vorwort eines seiner Gedichtbücher, »eine Gemeinde gründen, deren Äder und Wiesen Domänen des Zukunftsreiches wären, wie es meine wenigen wirklich schon sind. Eine Freistätte der Vertriebenen und Geächteten, einen Nährort der Armen und Verlassenen, wo weder Hölle noch Feuerrohr, weder Gift noch Schlinge etwaige kleine Rächer bedroht, sondern nur Friede ist und Erquickung. Wo das Gnadenbrot äßen im Hause bis an ihr Ende die Gespielen deiner Kinder, das Käbchen und der Hund sowie die treue Nährmutter derselben, die milchgebende Kuh und die Eierlegende Henne. Wo der Markstein stände gegen die Härte, den Unban und den Eigennuß der Menschen.« Als eine seiner höchsten Pflichten hat er es erachtet, den Irrtum zu bekämpfen, als sei die Tierwelt bloß um der Menschen willen da und dürfe folglich rücksichtslos verbraucht werden. Jedes Wesen sei vor allem dazu da, sich seines Lebens zu freuen, wie der Daseinsgenuß der Pflanze die Blüte sei. Mit hochauflammendem Grimm, mit nie ermüdendem Eifer hat Wagner gegen die Verwüstung der Wälder gepredigt, und unerschöpflich ist er in der Erfindung von göttlichen und elementaren Strafgerichten, die über den Frevler hereinbrechen werden, während der Friebsame gegen Haß und Unglück, vielleicht sogar gegen den Tod gefeit sei. Wie Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, so ist auch ihm die Vorstellung eines der Tier- und Pflanzenwelt, ja der ganzen Natur zur Erlösung verhelfenden Heilandes lieb und geläufig. Dann erst wäre das Friedensreich auf Erden vollkommen, von dem er so gerne träumt und das nur als eine natürliche Frucht seiner Glückseligkeitslehre erscheint. In einem Kultus der Freude, der Liebe und der Schönheit gipfelt seine Lebensweisheit, seine praktische Religion und seine Morallehre.

Die Vorbilder und Lehrer dieser Ideen ließen sich mit Leichtigkeit nachweisen, aber bei allen Anklängen und Abhängigkeiten bleibt die Eigenartigkeit der Naturanschauung, die Selbständigkeit des Denkens und die Ursprünglichkeit der Phantasie bei Wagner doch unantastbar. Mit Recht fordert Weltrich selbst von dem, der die künstlerische und dichterische Bedeutung dieses Eigenwüchsigen leugnet, Achtung und Bewunderung noch für den Förderer der Humanität und den Vorkämpfer der Zivilisation. Solange freilich noch das Recht des Stärkeren, die brutale Macht, der strupellose Erfolg, mit einem Wort die »Realpolitik« die Herrschaft auf Erden hat, werden seine Ideen mehr oder weniger Utopien bleiben, deren Reich hinter den Wolken liegt. Aber wie Tolstoj, der Apostel der Menschenliebe und Widersacher aller Gewalt, aller Ehr- und Machtgier, in seiner Bedeutung durch die gegenwärtigen Zeitaläufe wohl verdunkelt, nicht aber ausgelöscht werden kann, so wird auch einmal ein Geschlecht kommen, das den Bauer von Warmbronn als einen Seher und Gewissensfindiger, einen Glaubensboten menschlicher Gesinnung und Gesittung und einen Hohenprieester des Schönen grüßen wird. »Und Königen und Fürsten steh' ich gleich.« hat er einmal von sich gesungen, »doch in der Zukunft schlummert noch mein Reich.« Am besten und erschöpfendsten faßt alles, was ihn erfüllte und bewegte, das Gedicht »Der deutsche Waldkönig« zusammen, das in seiner letzten Sammlung »Späte Garben« (München, G. Müller, 1909) die Abteilung »Schicksalswalten« einleitet:

Und brauchest du Helfer, Retter
aus innerer, äußerer Not,
o Heimat, dann seien es Götter,
die nimmer von Blute rot!
Im Walde müßten sie wohnen,
im uralten heiligen Forst,
da müßte als Adler thronen
der König ob seinem Forst:

Zur Abwehr alles des Bösen,
das dämmernde Zeit gebracht,
unfreie Menschen zu lösen
aus Dunkel und Geistesnacht,
zu ächten alle die Werber
für gleißenden Goldes Schein,
zu hegen die Baumverderber
aus seinem heiligen Pain.

Er müßte herniedersteigen
verwandelt als Volkessind,
mitsfreuen sich, müßte zeigen
den Niedern sich wohlgesinnt;
es müßten dem frommen Reden
vom stolzen Germanenland
die Hirsche selbst freudig leden
die Hände und das Gewand ... R. D.

Literarische Rundschau

Rlar Ded überall! Deutsch-Seemännisches von Gustav Goebel, Kaiserlich Geheimem Konsistorialrat, Marine-Oberpfarrer a. D. (Hamburg, Quicksborn-Verlag).

Noch immer kann man der Meinung begegnen, unsre Seemannsprache sei ein Abkömmling des Englischen, ihm für das meiste und beste verpflichtet. Goebel macht diesem tief eingewurzelten Vorurteil den Garaus. Nicht englisch, sondern deutsch, zumeist niederdeutsch, ist die Sprache unsrer deutschen Flotte. Die eigentliche deutsche Seemannsprache ist der englischen nichts schuldig, sie ist die Mutter, nicht die Tochter der englischen. Das weist der Verfasser mit den Mitteln gründlicher Gelehrsamkeit, aber niemals langweilig-schulmeisterlich, immer an lebendigen Beispielen und mit berebten Belegen im einzelnen nach. Die ganze Küste von Pommern bis Glandern hat zu der Eigenart unsrer Seemannsprache beigetragen. Da ist »Lotse«, ein Wort, bei dessen fremdem Klang man zunächst an wer weiß welche ferne orientalische Herkunft denken möchte. Und doch liegt sein Ursprung so nahe: »Lodsmann« sagt man im alten Niederdeutsch, und »lob« heißt Weg; »Mann« aber hat sich, wie das öfters vorkommt, zu einem einfachen e abgeschliffen. »Lotse« ist also nichts anderes als Wegmann, Wegweiser. So gibt es in der heute befehlsmäßig hochdeutschen Seemannsprache noch viele, viele Ausdrücke von niederdeutscher Herkunft. Und selbst wenn einer so fremdländisch vom Scheitel bis zur Sohle aussieht wie Dütbalben, soll man auf der Hut sein. Dütbalben nennt der Seemann die zu dreien miteinander verbundenen Pfähle in einem Hafen oder Fahrwasser zum Festmachen von Schiffen. Der Herzog von Alba hieß in den Niederlanden, die so grausam seine blutige Faust zu schmeden befehlten, Duc d'Albe, im Munde des Volkes Ductalf. Also, hat man gefolgert, dieser Mann so üblen Andenkens hat wenigstens etwas Gutes geschaffen und in dem Dütbalben seinen Namen auf die dankbare Nachwelt gebracht. Fehlgeschossen! Das Wort ist niederdeutschen Ursprungs: dall bedeutet Baumstamm = Balken = Pfahl, und dülen lautet im Niederdeutschen bueden = sich beugen, neigen: Dütbalben also: »gegeneinander sich bückende (neigende) Dallen«. Man sieht, die Seemannsprache hat uns Wörter aufbewahrt, wichtige und wertvolle Wörter, die sonst verlorengegangen wären, die das Hochdeutsche schon lange nicht mehr gebraucht, weil es sie nicht mehr kennt. Und nun das Englische! Eine gewichtige Persönlichkeit an Bord ist der Maat oder gar der Herr Obermaat. Ah, denkt da mancher »Nägentlaufe« (Neunmalkfluge), der etwas Englisch gelernt hat: uns von jenseit des Kanals

mitteidig als Almojen hingeworfen. O nein! Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Wir haben es ihnen geschenkt. Das Wort hängt mit dem deutschen »maz« = Speise zusammen und bedeutet ursprünglich Speise-, Tischgenosse, dann Gefelle, Helfer, Gehilfe. Aber Steward ist doch englisch! Wieder eine Enttäuschung, wenn wir weit genug zurück und der Sache auf den Grund gehen. Denn Steward setzt sich zusammen aus dem altdeutschen Wort »stiga« (Stall, Schweinestall, Schafstall) und »wart« (Wärter), heißt also eigentlich Viehwärter, Stallknecht, wie Marschall Pferdsknecht. Das ist nur ein Beispiel für hunderte. Daß auch das »bißchen Französisch« zahlreiche »mit der Stange im Nebel herumfahrende« Erklärer auf falsche Fährte lockt, ist nicht weiter verwunderlich. Aber unsre gallischen Nachbarn selbst haben Anleihen bei uns gemacht und sich manches sehr ganz französisch klingende Wort aus der niederdeutschen Waterlantensprache geholt (Boulevard = Bollwerk, hisser = hissen; bosseman = Bootsmann usw.). Ganz frei von Lehnwörtern ist die deutsche Seemannsprache freilich auch nicht. Segel, Riem, Anker, Kabel, Korvette stammen aus dem Lateinischen, Admiral sogar aus dem Arabischen (amir = Befehlshaber). Aber was wollen solche Anleihen bedeuten gegen den ursprünglichen, erd- und seewüchsigen Reichtum, dessen sich unsre Seemannsprache erfreut! G. D.

Wer war Rochus von Liliencron?
Wenn wir antworten: der Sammler und Herausgeber der »Historischen Volkslieder der Deutschen« sowie der »Denkmäler deutscher Tonkunst«, der Organisator und Leiter der »Allgemeinen Deutschen Biographie«, dieser klassischen Sammlung deutscher Lebensbilder, so haben wir, selbst wenn wir uns den rechten Begriff von dieser Riesenarbeit, dieser lebendig fortwirkenden Tätigkeit machen, nur ein bescheidenes Gebiet des Liliencronschen Wirkens und Schaffens umschrieben. Der eigentliche Wert dieses Mannes liegt in der Kraft, Fülle, Geschlossenheit und Harmonie seiner Gesamtpersönlichkeit. Er war Gelehrter und Staatsmann, Einsiedler und Hofmann, Universitätslehrer und Klosterpropst; über all diesen Betätigungen aber stand der Mensch, mit seiner Liebe und seiner Seelenkraft weit aufgetan nach allen Seiten unsers Kulturlebens. Keine leichte Aufgabe, ein solches Leben zu schildern, jedem einzelnen seiner Zweige gerecht zu werden und doch immer das Wachstum des Stammes im Auge zu behalten. Anton Bettelheim, in der biographischen Kunst mannigfach erprobt, hat sie in seinem »Leben und Wirken des Freiherrn Rochus von Liliencron« ergriffen (mit einem Bild-

nis; Berlin, Georg Reimer; geb. 8 M.). Einige Kapitel dieses weit über das biblische Alter hinaus gebiethenen Lebens (1820—1912), so die des Staats- und Hofdienstes, mögen zu kurz gekommen sein; dafür stehen die musikhistorischen Forschungen und namentlich die gewaltige Arbeit des Auf- und Ausbaues der »Allgemeinen Deutschen Biographie« in vollendeter Klarheit, Anschaulichkeit und kulturgeschichtlicher Vertiefung da, ohne doch jemals den Menschen, die scharf und stolz geprägte Persönlichkeit zu überschatten. Liliencron — das lehrt uns dieses schöne, erhebende und geistig stählende Buch — war in der Vereinigung von Gelehrsamkeit, Charakter und Seelengröße eine jener vorbildlichen Erscheinungen des Deutschtums, die, wie vor, so auch nach dem Kriege, den deutschen Gedanken vor der Welt zu verkörpern berufen sind.

*

Um gewisse Schriftsteller, zumal solche, die in ihrem Denken und Schaffen eng mit ihrer Zeit verbunden sind, dauernd lebendig zu erhalten, wenigstens mit ihrem Besten und Dauernben, gibt es nur ein Mittel: eine gute Auswahl aus ihren Werken. Das trifft vornehmlich auf so fruchtbare Geister zu, wie Wilhelm von Humboldt einer war. Die von der Preussischen Akademie der Wissenschaften veranstaltete Gesamtausgabe seiner Schriften, mit emsigem Fleiß und gründlichstem Wissen von Professor Albert Leihmann in Jena veranstaltet, umfaßt 16 starke Bände, ein stolzes Monumentalwerk deutscher Geisteskraft und Gelehrsamkeit, aber für die Allgemeinheit der Gebildeten doch kaum nutzbar zu machen. Da bedeutet es denn ein nicht geringes Verdienst, daß uns Theodor Kappstein eine Auswahl aus diesem Aberreichtum gibt. Das geschieht in zwei starken, aber nicht unhandlichen Bänden, die bei Wilh. Borngräber in Berlin erscheinen. Der erste, der jetzt schon vorliegt, bietet ausgewählte Stücke aus allen Gruppen der Humboldtschen Schriften, den ästhetischen wie den politischen. Die politischen und geschichtlichen Arbeiten überwiegen, denn mehr als je haben wir heute Veranlassung, uns des Wortes von Voedch zu erinnern, Wilhelm von Humboldt sei ein Staatsmann von perilleicher Höheit des Sinnes gewesen, dessen Gedanken über die Grenzen der Zeit hinausgreifen in die Regionen der ewig gültigen Ideen. Der zweite Band soll aus dem so äußerst fruchtbaren brieflichen Verkehr Humboldts mit seinen Freunden schöpfen, verehren wir in ihm doch einen der größten Meister eines nicht bloß anmutig-stimmungsvollen und gemütreichen, nein auch erzieherischen Gedankenaustausches.

*

Was ist eigentlich Kraft? Die Begriffe davon wandeln sich mit unsern Lebensanschau-

ungen und Kulturmaßstäben. Gerade die letzten Jahrzehnte weisen darin bedeutsame Unterschiede auf. Vor dem Kriege galt als vornehm die große Geste, das fürstliche Trinkgeld, das Sichverschwenken und -verschwenken, die bis zur Reize austrostenbe Genußgier; der Krieg mit seinem Ernst und seiner Not hat diese Außerlichkeiten ins Sittliche gewendet: der aufbringlichen Kraft von ehedem gebietet die Liebe, die Glaubenskraft, die Standhaftigkeit, die Treue, die Pflicht, die Hingebung Schweigen, um zugleich der Gewalt der Waffen ein geistiges und seelisches Gegengewicht zu schaffen. Mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigt sich das ernste und nachdenkliche Bekenntnisbuch einer Frau, die ihre weibliche Art, Welt und Menschen zu sehen, nicht verleugnet, sondern im Gegenteil daraus ihre »Kraft« zieht: Hedwig von Sonters spricht in diesem Buche »Kraft«. (München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte) von der Kraft des Mannes und der Kraft der Frau, der Genialität und der Spezialität, dem Mischelium und der Fremdsucht, der Kraft zum Nützlichen und der Kraft zum Schönen, von der Einsamkeit und dem Beieinander der Menschen — alles kommt quellstief aus einer tapferen, lebensmutigen Seele, die von ihrem Reichtum abgeben möchte, und an deren ernsthaftem Ringen sich der Leser in der Tat bereichern kann, auch da, wo er selbst ihr einstweilen noch erst helfen muß, die Gedanken zu ihrer letzten Klarheit und Kraft zu bringen.

*

Ein gebiegener Arzt, der plaudern, ein sachwissenschaftlicher Mediziner, der Fragen seines Berufes fesselnd und allgemeinverständlich darstellen kann, ist in der Literatur so selten wie in der Gesellschaft häufig. Prof. Dr. Karl Ludwig Schleich hat die Gabe. Seine Plaudereien über Gesundheit und Krankheit, die er wie kleine gefiederter Pfeile »Auskastepios' Werkstatt« in die Öffentlichkeit entsendet (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 3 M.), halten sich von Seichtheit ebenso fern wie von jener eingeschworenen Gelehrsamkeit, die es gerade nur über sich bringt, ein Spältchen in der Tür der Geheimnisse zu öffnen. Was er erörtert, sind grundlegende Allgemeinbegriffe der neueren Heilkunst (»Was ist Krankheit?« — »Was ist Neurasthenie?« u. a.) und merkwürdige Einzelfragen, wie Schlaflosigkeit, Gesundheitspflege auf Reisen, Snabendtod usw. Er tut es immer mit bemerkenswerter Darstellungskunst und nie, ohne die tieferen Zusammenhänge mit den großen Fragen dieses Daseins zu berühren. Diesem Buch der Aufklärung hat der Berliner Gelehrte ein Gegenstück gegeben in einem Bande des Trostes und der Zuversicht, indem er aus seiner Lazarettätigkeit Zwei Jahre kriegschirurgischer Erfab-



Ernst Eimer:

Im Darmstädter Kriegs lazarett

Aus der Hessischen Kunstausstellung in Darmstadt vom Sommer 1917

Aufn. Fr. van der Smitten in Darmstadt

rungen schildert (ebenba; geb. 1 M.). Wenn uns etwas zu trösten und zu beruhigen imstande ist über die furchtbaren Erfindungen der Vernichtung und Zerstörung, die dieser Krieg wie ein Vulkan an die Oberfläche gespien hat, so sind es die Fortschritte praktischer Heilkunde, die zumal unsre Chirurgie vor und während der Kriegszeit gemacht hat.

Ludwig Richters Zeichnungen. Mit Einleitung von Willibald Franke (Leipzig, Grethlein & Co.; geb. 3,60 M.).

Was wir bisher von Richters Kunst kannten, waren eigentlich nur die Holzschnitte nach seinen Zeichnungen, also Nachbildungen von fremder Hand, bei denen viel von der Eigenart des Erfinders und Schöpfers verloren ging. Richter selbst hat sein Leben lang darüber Klage geführt: manchmal erschienen ihm, sagte er wohl, seine Werke in diesem Spiegel wie Wechselbälge. Hier nun genießen wir in photochemischen, fast originalgetreuen Nachbildungen, ohne Übersetzung also, etwa 90 Handzeichnungen des Meisters, 40 aus seiner Jugendzeit in Rom, wo er voll Begeisterung und Schönheitsrausch an die Natur herantrat, die übrigen aus den Jahrzehnten seiner reifen Manneskraft, aber auch diese sämtlich von unbekannten Helfern und Seitenwegen seiner Kunst. Franke hat eine gute, vollstümliche Einleitung dazu geschrieben — gut, weil sie mit Verzicht auf alle wissenschaftlichen Absichten und allen fachgelehrten Wortschwall allein den jedem zugänglichen Gemüts- und Schönheitswert der Arbeiten ins Licht stellt. Hier spricht zum ungelehrten Schönheitsfuchser ein Kunstfreund, der selbst reichen Gewinn für sein Leben aus der Kunst Richters gezogen hat, und der nun möglichst viele daran teilnehmen lassen möchte.

Im vorliegenden Heft stellt Sosnosty die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn dar. Auch wir Reichsdeutsche werden uns in Zukunft mehr um diese Dinge kümmern müssen: der Weltkrieg hat bewiesen, daß darin eine Angel wichtiger Entscheidungen für die Zukunft liegen kann. Aber auch das haben wir gelernt: Ungarn ist eine staatliche Größe, mit der die Welt und insbesondere wir mehr rechnen müssen als bisher. Wer sich unter diesen Gesichtspunkten genauer über den Staat Ungarn unterrichten will, nehme die Geschichtsstudie von J. Szekfü, Privatdozenten der Universität Budapest, zur Hand (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 4,80 M.). Szekfü geht auf die ersten Anfänge der ungarischen Geschichte zurück, bekennt sich doch dort schon eine ausgeprägte Eigentümlichkeit des Volkscharakters und ein fest bestimmter

Staatswille, und verfolgt dann den oft höchst dramatisch bewegten Lebenslauf des ungarischen Staates bis zur Gegenwart. Als besonders anziehend sei aus diesem nationalen Durchdringen das Erwachen des literarisch-geistigen Ungarns hervorgehoben, das sich in Persönlichkeiten wie Franz Rácz und Stefan Széchenyi verbildete, Männern, die in ihrer Selbstlosigkeit und Großzügigkeit an die edelsten Vorkämpfer der ungarischen Unabhängigkeit, Deák und Andrássy, erinnern.

Im Februarheft haben die Leser hier einen Gelbbrief von Dr. Anton Dörner veröffentlicht gefunden, dessen frischer Ton und lebhaftes Farben ihnen gewiß noch in Erinnerung sein werden. Wer mehr der Art von ihm lesen möchte, ebenso anschauliche und herzhaftes Schilderungen aus dem kistenländisch-tirolerischen Stellungskrieg von 1915/16, laufe sich das hübsch ausgestattete Bändchen 31 von Hausens Bucherei (herausgegeben von Joh. Mumbauer; Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft; geb. 80 J.). Reichsdeutsche insbesondere sollten sich dieses Büchlein nicht entgehen lassen, denn es hat den echt österreichischen Lokalkolorit, jene eigentümliche Atmosphäre, die dem verbündeten Heere infolge des bunten nationalen Gemisches seiner Zusammensetzung anhaftet und zu einer ganz eigenartigen Gemütslage führt. Diesen seelischen Dunstkreis aber trifft Dörner deshalb so gut, weil er sich an das rein Menschliche hält und persönliche, manchmal sogar absonderliche Eigentümlichkeiten des tirolerischen Wesens deutlich auch durch die Uniform hindurchscheinen läßt.

Artur Brausewitters Roman »Don Juans Erlösung«, eine der selbständigsten, gedankenreichsten und sittlich ernstesten Fortführungen, die der seit drei Jahrhunderten durch die Weltliteratur wandernde Stoff erfahren hat, ist jetzt in zweiter Auflage erschienen (Braunschweig, Westermann; geb. 6 M.). Das zeugt für die Beachtung und Liebe, die sich dieses Buch mit seiner glücklichen Verbindung von Unterhaltung und Erbauung auch außerhalb der Leservelt der »Monatshefte«, vor die es ja zuerst hingetreten ist, erworben hat.

Eine kurze Einführung in die Theorie und Praxis des Kunstsammlens gibt Lothar Brieger in einem handlichen, flott geschriebenen Büchlein, das der Delphinverlag in München mit 16 Abbildungen geschmückt und erläutert hat. Gerade jetzt, wo an Kunstgegenständen so viel wahl- und kenntnislos gekauft wird, hat ein solcher Leitfaden einen wichtigen Beruf zu erfüllen.

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Sießen)

XLIII

Die russischen Kriegspläne und die Gegenwart — Erfolge der Vester Verhandlungen — Neuer Feldzug und Friede im Osten — Der Oberbefehl in der Entente

Je tiefer der Forscher allmählich in das verschlungene diplomatische Gespinnst vor dem Kriege hineindringt, desto deutlicher wird ihm die ungeheure Gefahr, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohte. Vor allem erscheint bei näherem Zusehen der Angriffs- und Abwehrpläne Russlands immer stärker und seine Politik mit dem Bestehen der beiden mitteleuropäischen Großstaaten schlechterdings unvereinbar. Vier Punkte namentlich waren für die russischen Absichten kennzeichnend. Das Zarenreich wollte durch Eroberung weiter türkischer Länder den Mittelmächten den Verkehr mit dem Orient, der ihnen zum wirtschaftlichen Gedeihen unentbehrlich ist, verwehren; es wollte das ukrainische Ostgalizien, vielleicht gar das ganze Kronland an sich bringen und Serbien, Montenegro und Rumänien mit ungarischen Landesteilen ausstatten; es wollte von dem völlig geknebelten und russifizierten Sinnland aus zugleich die Ostsee zu einem russischen Seemachen und sich einen militärischen und wirtschaftlichen Weg über Skandinavien zur Nordsee eröffnen; es wollte endlich Millionen seiner seit der Revolution und der Stolypinschen Agrarreform unruhig und landhungrig gewordenen Bauern auf nichtrussischem Boden in Livland, Litauen und Polen sowie in zu erobernden deutschen Landschaften ansiedeln, um sie an die Fahne des imperialistischen Zarentums zu fesseln. Österreich-Ungarn fast verschwunden, Deutschland verkleinert und in seiner wirtschaftlichen und geistigen Kraft geknickt, Rußland weit nach Westen vorgeschoben und der eigentliche Herr des europäischen Festlandes: das war das Ziel der Petersburger Machthaber. Auf diesem Hintergrunde muß man die jüngsten Vorgänge im Osten betrachten, um ihre Größe zu verstehen.

Wenn für die Leistungen der obersten Heeresleitung, die jene Pläne ausführen gemacht hat, kein Lob zu hoch ist, so dürfen wir auch auf die Führung unserer politischen Geschäfte mit Genugtuung und Vertrauen blicken. Vortrefflich haben Kühlmann und Czernin verstanden, dem Gegner nicht nur alle Vorteile abzugewinnen, sondern ihn auch vor aller Welt ins Unrecht zu setzen, nicht nur die Tatsache, sondern auch den für die

Welt so wichtigen Schein unsers guten Rechtes zu wahren. Ihrem offenen Bekenntnis zum Selbstbestimmungsrecht der besetzten Gebiete und ihrem ehrlichen Streben nach einem dauernden Frieden setzte Trotski im revolutionären Phrasenschwall eine Politik der Hinterhältigkeit entgegen, die darauf ausging, grundsätzlich alles zuzugestehen, tatsächlich aber die Verhandlungen hinzuziehen, um unterdessen durch geheime und laute Agitation die Disziplin der siegreichen Truppen zu untergraben und in beiden Mittelmächten Revolutionen hervorzurufen. Aber die Untreue ist in diesem Kriege stets ein schlechter Ratgeber gewesen. Während die erwarteten Revolutionen bis auf unbedeutende Zukunftsversprechungen ausblieben, trennte sich zuerst die Ukraine endgültig von den Großrussen und machte ihren Frieden mit den Mittelmächten (9. Februar), der diesen eine beträchtliche Armee freigab und außer den großen künftigen politischen baldige wirtschaftliche Vorteile versprach. Eine sofortige Nachahmung des ukrainischen Beispiels hätte den Maximalisten wenigstens die Möglichkeit offen gelassen, das noch nicht besetzte Livland und Weißrußland durch Volksabstimmungen für den bisherigen Staatenverband zu retten, in Rußland mit Erfüllung der Friedenswünsche ihre Autorität zu kräftigen und die Errichtung eines geordneten Regiments zu erleichtern. Indessen die Lenin und Trotski waren in ihrer Art nicht weniger imperialistisch als die Nikolaus und Sazonow: an der Wiederherstellung der Ordnung lag ihnen nichts, ihnen schwebte die Eroberung ganz Europas für ihre revolutionären Ideen vor. Durch seine schlaue Erklärung vom 10. Februar, daß seine Partei den Frieden mit den Mittelmächten ablehne, aber den Kriegszustand für beendet ansehe, hoffte Trotski die unterirdische Zerstörungsarbeit fortsetzen und steigern, die militärische Kraft Deutschlands und Österreichs binden und die freigewordenen Grenztruppen zur Niederschlagung aller inneren Gegner sowie der Ukraine und Sinnlands benutzen zu können. Denn das Selbstbestimmungsrecht der Völker ersloß für ihn, sobald es sich nicht in maximalistischer Richtung entwickelte. Daß sich eine heftige Opposition der Polen gegen die Anerkennung und

Abgrenzung der Ukraine erhob, mag ihn in seiner Hoffnung, ungestört zu bleiben, bestärkt haben. Die österreichisch-ungarische Regierung sagte in der Tat, vielleicht aus Rücksicht auf die Polen, anfangs den Entschluß, die russischen Dinge, insbesondere die Auseinandersetzung mit der Ukraine, sich einstweilen selbst zu überlassen. Deutschland gegenüber versagte dagegen die diplomatische Pflichtigkeit des Revolutionärs von vorn herein.

Die deutsche Regierung stellte sogleich in einer Beratung der obersten politischen und militärischen Führer fest (13. Februar), daß die russische Regierung mit ihrer Erklärung den Waffenstillstand, der ausdrücklich zur Herbeiführung eines Friedens geschlossen sei, faktisch gelündigt habe, und daß nun zur Erzwingung des Friedens allein die Gewalt übrigbleibe. Es ergab sich von selbst, daß zur Gewinnung und Sicherung des Friedens Livland, Estland, Finnland und die Ukraine vor den Bolschewiki geschützt werden mußten. Sogleich wurde daher die Vierbunds-Kommission, die in Petersburg über die Zurückführung der Zivilgefangenen und andre Fragen verhandelte und ebenfalls auf Verschleppungstaktik gestoßen war, aberufen, und pünktlich am siebten Tage nach jener russischen Erklärung setzte der Vormarsch ein (18. Februar mittags). In zwei Gruppen ging es vorwärts. Zwischen der See und den Pripjetsümpfen stieß die Heeresgruppe Eichhorn auf Reval, Wolmar-Walk-Dorpat, Rheschiza-Pleskau und Minsk-Borissow vor; in den Sümpfen und südlich davon marschierte Linington den Pripjet hinab und über Luga, Rowno und Dubno auf Schitomir-Kiew. Nirgend gab es ernstlichen Widerstand. Festungen wie Rowno und Reval wurden von Vortruppen ohne Artillerie genommen; binnen zwei Wochen wurde ganz Livland und Estland besetzt, die Beresina erreicht, Wolhynien durchzogen und Kiew genommen. Reiche Beute an Gefangenen, Geschützen, Maschinengewehren, Eisenbahnzügen und ähnlichem Gerät belohnte die Sieger für die Anstrengungen, die die Gewaltmärsche in der Winterkälte auf schlechten Wegen von ihnen verlangten.

Einen unschätzbaren Dienst hat somit die russische Regierung der deutschen geleistet. Sie hat ihr Gelegenheit gegeben, in dem von den Maximalisten zerrwühlten Gebiet als

Retter vor der anarchistischen Tyrannei aufzutreten und sich den Dank der Bevölkerung zu verdienen, haben sich doch die meisten estländischen Truppen sogleich den Deutschen angeschlossen und viele Städte beim Einzug unsrer Soldaten Flaggenhissung angelegt. Vor allem konnte Deutschland der Ukraine, die sich mit ihren von den Großrussen früher absichtlich zerstreuten Truppen der maximalistischen Banden nicht erwehren konnte, zu Hilfe kommen, und auch Österreich-Ungarn schloß sich auf einen erneuten Hilferuf an (1. März). Gleich zu Beginn ihrer staatlichen Laufbahn hat so die Ukraine erkannt, wer die Freunde ihrer Unabhängigkeit sind: der Vierbund ist tatsächlich zum Fünfbund erweitert worden. Noch können wir uns nicht schmeicheln, alle Irrungen und Wirrungen der diplomatischen Geschichte der letzten Monate klar zu überschauen, aber wir dürfen darauf verweisen, daß die Brest-Litowsker Verhandlungen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Vorgängen des Jahres 1864 zeigen. Wie damals Bismarck fest auf die Halsstarrigkeit der dänischen Regierung rechnete, so mag auch in den Erwägungen und Entschlüssen der Diplomaten des Vierbundes die eigenartige Geistesbeschaffenheit der Maximalisten eine beträchtliche Rolle gespielt haben.

Die Folgen der deutschen Energie blieben nicht aus. Schon am 24. Februar erklärten sich die Petersburger zum Frieden bereit. Die Antwort — sofortige Räumung Livlands, Estlands, Finnlands und der Ukraine — entsprach ebenso der militärischen Lage wie den Interessen Deutschlands und seiner Verbündeten; die kurzen Fristen, die zur Unterzeichnung der Bedingungen und zur Ratifikation gestellt wurden, rechtfertigten sich durch die Brest-Litowsker Erfahrungen ebenso wie die einstweilige Fortsetzung der Operationen. Jetzt war keine Verschleppung mehr möglich: am 3. März stand die russische Unterschrift unter dem Vertrag. Durch diese Bedingungen ist Rußlands Angriffskraft nach menschlichem Ermessen gelähmt, die westliche fremdstämmige Bevölkerung des ehemaligen Zarenreiches vor Verrufung geschützt und Europa vor der Beherrschung durch das barbarische Moskowitertum bewahrt worden. Die Befreiung Finnlands bedeutet zugleich einen schweren Schlag gegen England: die Wiederherstellung einer englisch-russischen Entente wird durch die Herausreißung dieses Binde-

gliebes außerordentlich erschwert, und Finnland wird nicht geneigt sein, seine junge Freiheit einer erneuten englisch-russischen Freundschaft zum Opfer zu bringen. Das letzte Wort über die Einrichtung der von Moskowien losgerissenen Landschaften ist noch lange nicht gesprochen, aber das ist eine Frage zweiter Ordnung. Mögen sich insbesondere die Bewohner Livlands, Estlands und Kurlands für den Anschluß an Deutschland oder für Selbständigkeit entscheiden, gern werden sie im engen Einvernehmen mit Deutschland leben und deutschen Ansiedlern Raum gewähren, da hierdurch ihre Sicherheit gegen Rußland erhöht wird. Daß zu solchen Ansiedlungen die deutschen Kolonisten aus Innerrußland zur Verfügung stehen, ist oft betont worden. Die mit der Befreiung Polens eröffnete Politik ist somit gekrönt worden. Daß sich daraus neue Aufgaben und Schwierigkeiten, wie der notwendige Ausgleich zwischen den nationalen Forderungen der Polen und Ukrainer ergeben, ist nach dem früher hier Gesagten nicht überraschend, aber diese Schwierigkeiten bedeuten nichts gegenüber dem früheren Zustand an Deutschlands Ostgrenze. Und vollends darf uns nicht die Behauptung schrecken, daß man durch die Losreißung jener Länder einen Antrieb zur Revanche in Rußland schaffe. Die Angriffslust bestand ja längst und kann nur durch eine solche Schwächung Rußlands unschädlich gemacht werden. Überdies verliert ja Rußland nicht zum nationalen Leben notwendiges Gebiet seines eignen Körpers, sondern Annerionsgebiete, die nur durch beständige Vergewaltigung ihrer Eigenart beim russischen Reiche festgehalten wurden und sich längst nach Vereinigung mit der westlichen Kultur sehnten.

Neben diesen Ereignissen im Osten, die sicherlich durch den Frieden mit Rumänien bald ergänzt werden, treten die sonstigen Kriegsvorgänge an Bedeutung weit zurück. Der französische und der italienische Kriegsschauplatz zeigten

daselbe Bild wie in den früheren Wochen, und die Betrachtungen der Zeitungen hüben und drüben über eine bevorstehende Offensive gehen weiter. Mancherlei Verschiebungen haben mittlerweile die Feinde vorgenommen; die Engländer haben ihre Front verlängert, einige amerikanische Divisionen sind eingerückt, so daß die Franzosen entlastet wurden und eine größere strategische Reserve schaffen konnten. Viel Staub hat in der Entente der Streit über die Einrichtung des Oberbefehls aufgewirbelt. Es scheint, daß Lloyd George die Absicht hegte, einen neuen großen Angriff gegen die Türkei zu unternehmen und gleichzeitig zur Verstärkung der französisch-italienischen Front einen gemeinsamen Oberbefehl herzustellen. Die englische Heeresleitung lehnte die Entsendung neuer Streitkräfte übers Meer angesichts der deutschen Angriffsvorbereitungen ab und wollte auch von einem gemeinsamen Oberkommando, in dem die Minister der Ententestaaten ein entscheidendes Wort zu sprechen hätten, nichts hören. Auf seinen Kriegsplan mußte der englische Premier in der Tat verzichten, aber in der Kommandofrage hat er offenbar manches erreicht: ein oberster Kriegsrat, besetzt von dem französischen General Foch, hat die strategische Oberleitung erhalten, und der widerstrebende Generalstabschef des Marshalls Haig, Robertson, hat den Abschied nehmen müssen. Welche Früchte die äußerlich verstärkte Einheit bei dem offenkundigen Widerwillen vieler britischer Offiziere tragen wird, muß die Zukunft lehren.

Glänzende Taten hat wiederum die Marine aufzuweisen. Ein neuer Vorstoß von Torpedobooten in den Kanal hat den Engländern zahlreiche Bewachungsfahrzeuge und einige hundert Seeleute gekostet, und die Rückkehr des Hilfskreuzers »Wolf«, der auf einer 15monatigen Kreuzerfahrt den Feinden über 200 000 Tonnen versenkt und beträchtliche Beute heimgebracht hat, hat abermals bewiesen, wie unvollkommen die englische Seeherrschaft ist.

Abgeschlossen am 5. März 1918

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9
Vertretung der Schriftleitung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Spitzergasse 2. In Österreich-Ungarn für die Herausgabe verantwortlich: Robert Rohrer in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einblendungen an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 66, Lützowstraße 84. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeschäfts dafür besteht.



Paul Hoeniger:

Alter Hof in Lübeck

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1917

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düfel

Band 124. I **Mai 1918**

Der Zwillingenbruder

Legende von Isolde Kurz

Im die Zeit, wo die schöne Steiermark noch unter ihren eignen Grafen stand, lebte auf dem stattlichen Pächthof von Disensaß ein Pächter namens Andres. Dieser war ein hochfahrender und querköpfiger Mann, der von klein auf über seinen Stand hinausgewollt hatte. Er bildete sich ein, daß in seinen Adern Ritterblut rolle, weil seine Mutter als junge Ehefrau dem damaligen Herrn von Disensaß, als er bei einem Jagdausflug auf dem Pächthof weilte, in die Augen gestochen haben sollte. Aus Hochmut hatte er in jungen Jahren der Scholle, auf der seine Vorfahren als Erbpächter saßen, den Rücken gewandt und war eine Zeitlang erst als Kriegsknecht, dann als Vagant im Lande umhergezogen; da er aber weder mit dem Schwert noch mit dem Mundwert das erhoffte Glück erlangen mochte, sondern nur Plagen aller Art erlitt, besann er sich beizeiten und kehrte zum väterlichen Pfluge zurück. Dann nahm er in vorgerückten Jahren noch eine junge, sehr sanfte und fromme Frau, die aus Dankbarkeit, daß er auch ihre alte Mutter mitempfindete, sich allerwege in seine gewalttätigen Launen schickte. Als er zum ersten Male Vaterfreuden entgegen sah, stellte er sogleich fest, daß das Kind ein Knabe und ein Ausbund von Schönheit, Verstand und Tugen-

den aller Art wie sein Vater, ja sogar noch vollkommener werden müsse. Und da er auf seinen Kreuz- und Quersfahrten gesehen hatte, daß beim Kriegshandwerk doch nur die vom Adel Reichtum und Ehren erlangten, daß dagegen durch die Wissenschaft schon mancher Niedriggeborene zu hohem Ansehen und zur Gemeinschaft mit Rittern und Herren aufgestiegen war, beschloß er im voraus, seinen Sohn den Studien zu widmen und ihn all die Gelahrtheit erwerben zu lassen, die ihm selber entgangen war. Zeitig ging er mit dem Kalender zu Rate, wie sein Bub heißen solle, und entschied sich für den lateinischen Namen Donatus, der ihm für einen künftigen Magister besser zu passen schien als irgendein Michel oder Jost.

Als er die Erfüllung seines Wunsches schon ganz nahe sah, brachen in einer Nacht die schlecht gedämmten Gebirgswasser aus, daß die ganze Gegend überschwemmt ward und das höhergelegene Pächterhaus wie eine Insel aus dem tosenden Schwall ragte. Der größte Teil der Ernte, der noch draußen lag, wurde weggeschwemmt, und die bestmehlende Kuh, die nicht schnell genug hatte herausgeschafft werden können, ertrank im Stall. Während Andres, der die Rettungsarbeiten leitete, durch sein Toben und Wettern das Gebrüll der Wasser übertönte, und die Knechte zu dem heiligen Christophorus als

dem Helfer in Wassersnot schrien, empfahl die fromme Pächterin sich zusamt der Frucht in ihrem Leibe und ihre alte Mutter der allereligsten Jungfrau. Da wallten die Glutten, die schon gegen das Bohnhaus Sturm liefen, zurück, verteilten sich und verebbten allmählich. Aber das arme Weib hatte vor Schred ihr Kind zu früh zur Welt gebracht, ein elendes Würmlein, dessen Geburt der Mutter das Leben kosten sollte. Als der Pächter beim Morgengrauen ganz durchnäht und zerzaust und noch wild über den Verlust der Ruh in die Kammer trat, lag sein Weib in den letzten Zügen. Ihr Gesicht war lang und verzogen, kalter Schweiß verklebte ihr Stirnhaar. Der unvernünftige Mann, der nie gelernt hatte, sich Gewalt anzutun, kam wie von Sinnen. Er haberte laut mit dem Himmel, daß er ihm auf einen Tag all seine beste Habe nehme, die Ernte, die Ruh und gar noch sein Weib, und er drang in die Sterbende, doch ein Einsehen zu haben und ihn nicht gerade jetzt in seiner Not zu verlassen, als ob sie mit Willen von ihm ginge.

»Andres,« sagte das Weib schwach, »ich bin dir immer gehorsam gewesen, aber jetzt muß ich einem Höheren folgen. Es zieht mich wie mit Striden an einen andern Ort. Also halte mich nicht und mach' mir das Gehen nicht noch schwerer. Das Kind, das uns Gott geschenkt hat, sollst du lieben und es nie entgelten lassen, daß uns Menschen unsre Wünsche nicht immer geraten können.«

Andres konnte es nicht fassen, daß seine sanfte, geduldige, allzeit nachgiebige Frau auf einmal einen andern Willen über sich erkennen sollte als den seinigen. »Gerade des Kindes wegen,« sagte er, »mußt du doch begreifen, daß ich dich nicht fortlaffen kann. Soll vielleicht ich es nähren, wickeln und baden? Ist das ein Geschäft für ein Mannsleut? Manche gute Zeit hast du in meinem Hause gehabt, und jetzt willst du gehen, wo du siehst, daß ich mir ohne dich nicht helfen kann!«

»Das Kind hat eine Ahne,« antwortete die Sterbende mit verlöschender Stimme, »und ich will die schmerzreiche Mutter droben bitten, daß sie sich seiner erbarmt und ihm aus den himmlischen Heerscharen einen Helfer sendet, der es behütet.«

Während der Pächter noch auf sein Weib einredete, als ob er sie festhalten könne, war die tobberete Seele schon entglitten.

Der Mann stand wie versteinert, als er sein Anglück und die Nutzlosigkeit seines Widerstandes erkannte. Erst als die anwesenden Frauen das wimmernde Menschenklümpchen vorsichtig von der erkaltenden Seite der Toten lösten, sagte er sich und verlangte seinen Sohn auf den Arm zu nehmen. Aber die Ahne kam ihm rasch zuvor, schlug ihre Schürze um das Kind und brückte es an die Brust, indem sie sagte: »Was Gott gegeben hat, soll man dankbar annehmen. Es ist kein Donatus, es ist eine Donata.«

Da warf Andres einen einzigen Blick auf das verhüllte Kind und ging taumelnd aus dem Zimmer.

Die Türme und Zinnen des himmlischen Zion standen glanzumflossen, und durch das immerwährende erste Maiengrün des Gartens Eden ging soeben der Festreigen der seligen Geister, als die fromme Seele der Pächterin oben anlangte und sich gleich aus Demut und Verschüchterung in das einsamste Buschwerk vertrieb. In tausend lieblichen Windungen und Verschlingungen band und löste und verschlang sich aufs neue der Tanz. Ganz innen hielten sich die Kleinsten bei den Händen und bildeten vorwärts- und rückwärtschwebend den regamen Kern, den die Größeren und Größten in stets erweiterten Ketten umzogen. Farbgleuchtende, durchsichtige Gewänder umgaben die beweglichen, gleichfalls durchscheinenden Leiber, und alle trugen sie, groß und klein, Blumenkränze um ihre Stirnen, nicht raschwellende Blumen wie die irdischen, sondern Paradiesblumen, an denen jedes Blättchen lebte und von einem zitternden Liebesatem beseelt war. Die wunderbare Musik, die alle diese Gestalten in ihrem Takte schwang und hielt, rührte nicht von Musikanten und ihren Instrumenten her. Es waren die junggrünen und die dunklen, saftstrogenden Blätter der Bäume von Eden selbst, die, von den Lüften wie von unsichtbaren Fingern und Mündern berührt, ein jedes seine hohe oder tiefe Note sang. Den göttlichen Zusammenklang aber beherrschte von der Zinne des Turmes der Seraph, der gerade Dienst hatte, und der durch Heben und Senken ober Ausbreiten der Schwingen sein grünes Orchester leitete. Diese Musik machte, daß jeder der seligen Geister, der im Reigen die Hand des andern

erfaßte, ihm damit sein ganzes eigenstes Selbst übergeben mußte, von dem der andre sich für die Länge eines Herzschlages durchbeben ließ, ohne doch sein eignes, das er dafür weggab, zu verlieren. Und so immer neu durchbohrt vom Stachel einer heiligen Entzündung, schwebten sie zu immer neuem Geben und Nehmen weiter, die Reihenfolge der ganzen Geisterwelt durchlaufend. Nur wenn zwei Seelen von ihrer Schönheit gegenseitig so trunken waren, daß sie von keinem Wechsel mehr wissen wollten, glitten sie Hand in Hand aus dem Reigen heraus, der sich gleich wieder schloß, und schwebten ungehindert seitwärts, doch immer von der Musik gehalten, daß sie sich nicht ganz hinwegverlieren konnten. Sooft der Reigen dem Buschwerk nahelam, in das die fromme Seele sich verkrochen hatte, streckten sich zärtliche Hände nach ihr aus, um sie mitzuziehen, aber sie verbarg sich tiefer in das tönende Gesträuch, denn sie hielt sich nicht würdig, an dieser unermesslichen Seligkeit teilzuhaben.

Jetzt aber kam durch all den Glanz die Mutter der Gnaden heran, von leichtem Jephth getragen und in solcher Schönheit, daß kein irdisches Auge es ausgehalten hätte. Von ihrem Haupte, das ein Diadem von farbenwechselnden Sternen trug, flossen silberne Schleier nieder, die das himmelblaue Gewand zur Hälfte bedeckten. Sie brückte ihr strahlendes Kindlein an den Busen, in anbetendes Staunen versunken, daß dieses Kindlein zugleich als höchster Himmelsheer alles Erschaffene und auch sie selbst zusamt dem Paradies und den Engelscharen in seinen mächtigen Händen hielt.

Da troch ein ganz kleines demütiges Seelchen, das sich noch kleiner machte als es war, heran und legte sich zu ihren Füßen.

»Heilige Gnadenmutter,« sagte das Seelchen, »erbarme dich meines verlassenen Kindleins. Es hat zum Vater einen Mann mit krausem Hirn und eine Ahne, die schon matt ist von Jahren, sonst niemand auf der Welt. Schick' ihm aus den Scharen deiner Engel einen Beschützer hinunter.«

»Du fromme Seele,« antwortete die Himmelskönigin, »gern möchte ich deinem Wunsche willfahren. Aber ich darf nicht meine Engel um der Menschentinder willen in den irdischen Jammer hinabsenden. Nur wenn einer von den Kleinen Strafe verdiente, daß er ungehorsam gewesen wäre

oder sich über die Geschwister erhoben hätte, der mag dann hinuntergehen und mit deinem Kindlein in der Wiege liegen, daß er um ihrerwillen ein Erbschicksal erleide.«

Seit dem Tode der frommen Pächterin gab sich der Pächter wie ein Mann, dem eine schwere Beleidigung widerfahren ist, und er ließ Knechte und Mägde sein Mißgeschick büßen. An dem dürftigen kleinen Würmchen schämte er sich so, daß er verbot, es in die Sonne zu tragen, denn niemand sollte sehen, wie tief sein Vaterstolz gedemütigt war. Es gab auch freilich an dem Kinde nichts Schönes zu sehen: das kleine Ding hatte ein runzliges Gesicht wie ein verhugelter Apfel mit zwei Unmutsfalten auf der Stirn und ein Körperchen, das eher einem abgezogenen mageren Häslein als einem kleinen Menschlein glich; dazu war es ohne Haare und Nägel zur Welt gekommen. Da es ausah, als ob es gleich der Mutter nachfolgen wollte, hatte man sich mit der Taufe sehr beeilen müssen. Nun war aber bei der sicheren Erwartung eines Sohnes für einen Mädchennamen gar nicht vorgesorgt, und Andres hatte auch keine Lust, sich über einen solchen den Kopf zu zerbrechen; so blieb es bei dem Namen Donate, der dem Kind von der Ahne in seiner ersten Lebensstunde ohne Überlegung gegeben worden war. Aus einer entfernten Ortschaft wurde eine kräftige Amme gebunden. Als aber dieser das eigne schöne und gesunde Söhnlein daheim an ungenügender Pflege starb, ward sie dem fremden Säugling gram, und der Kummer verschlug ihr die Milch, daß dem Würmlein auch die Nahrung knapp wurde und es sich oft vor Hunger blau schrie. Dann stampfte der Vater wütend auf den Boden oder ging stumm und verbissen aus dem Hause.

An einem sonnigen Frühlingstag, als die Amseln sangen und die weißen und roten Blüten von den Bäumen fielen, war der Pächter wegen eines Viehhandels über Land gegangen. Die alte Frau nahm diese Gelegenheit wahr und setzte sich mit dem Kinde auf die Bank unter dem blühenden Apfelbaum. Während sie stridte und dazu das Kind leise in Schlaf sumnte, kam es ihr vor, als ob sich hinter dem Baum etwas regte. Sie bückte sich und sah einen bildschönen Knaben im Grase sitzen, der sich wie

Die Amme, ein derbes bäurisches Weib, faltete beim Anblick des Findlings die Hände und sagte feierlich, indem ihr die Tränen übers Gesicht liefen: »Das ist mein Sepp!«

Der Vater stand und staunte. Auch ihm
beugte es jetzt, als ob die Kinder sich äh-
nlich sähen, nur daß das Mädchen viel kleiner
und zarter war. Ihre Haare hatten die
gleiche Farbe, freilich sproßten die Donatens

erst spärlich, die Köpfe hatten die gleiche Form, die roten Mündchen lächelten auf die gleiche Weise, die Händchen, die auf der Decke zusammenlagen, hätte man verwechseln können, so ähnlich bewegten sich die kleinen Fingerchen.

»Soll ich denken, daß mein Weib mir Zwillinge geboren hat, und daß wir bis heute nichts davon gewußt haben?«

»Wir wollen gar nichts denken, Pächter. Wir wollen den Fund als unser ansehen und warten, bis wir ein Zeichen erhalten, wer er ist. Ich habe ihm sein Hemblein ausgezogen und es schön gefaltet in die Lade verschlossen. Es ist von einem Linnen so fein, wie hierzulande keins gesponnen wird, und rings um den Saum mit Goldfäden gestickt. Wer weiß, es kann ihm einmal zum Erkennungszeichen werden.«

Der Pächter verlangte das Hemblein zu sehen. Sie händigte ihm den künstlichen Schlüssel ein, aber als er aufschloß, war die Lade leer. Die Ahne fürchtete, es sei ein Dieb im Hause, aber Andres sagte: »Laßt's gut sein, Mutter, ich hab' es nicht anders erwartet. Die ihn brachten, werden wissen, wohin das Hemblein gekommen ist. Die schlüpfen durch, wo sie niemand sieht, und vom Öffnen künstlicher Schlösser verstehen sie was, das schlägt in ihr Handwerk.« —

Die beiden Kinder blieben beisammen, und ein Segen ruhte sichtbar auf ihnen. Alle Pflege, die dem Findling zuteil wurde, schlug dem kleinen verkümmerten Mädchen an, daß es täglich schöner aufblühte. Andres söhnte sich gänzlich mit Donate aus und dachte nicht mehr daran, sie in den Wald zu tragen. In Donatus aber — so mußte natürlich der Knabe heißen — sah er die späte Erfüllung und Krönung seines Lebens. Daß die beiden Kinder Zwillinge seien, von seiner Frau in ihrer Sterbenacht geboren und nur eine Zeitlang durch eine rätselhafte Nacht voneinander getrennt, ließ er sich nicht mehr nehmen, nachdem er es einmal ausgesprochen; und niemand, der die Kinder sah, hätte es zu bestreiten gewagt. Er war jetzt ebenso stolz auf seine Vaterschaft, wie er sich ihrer zuvor geschämt hatte, und ließ, wo er nur konnte, die Schönheit seiner Zwillinge bewundern. Donatus lernte ganz von selber gehen und lief bald durch das ganze Haus. Donate rutschte ihm zuerst auf dem Boden sitzend nach und lernte dann von ihm die

ersten Schrittlein. Das gab einen neuen Jubel im Hause, und alles, was die Kinder taten oder sagten, war für den Vater ein Anlaß unaufhörlichen Rühmens und Pochens. Auf der Straße blieben die Leute stehen, um die schönen Kinder anzustarren, wenn sie draußen spielten. Welche Mutter aber ihr Kindlein verloren hatte, die meinte es in dem kleinen Knaben wiederzusehen und ging getröstet weiter, wenn sie ihn nur einmal hatte auf den Arm nehmen und küssen dürfen.

Als sie heranwuchsen, blieb der Knabe der Führer und Beschützer des jüngeren Schwesterleins, und es bedurfte gar keiner weiteren Aufsicht für die beiden. In der schönen Jahreszeit gingen sie Tag für Tag zusammen in den Bergwald, nachdem sie zuvor ihre Schüssel süßen Brei gegessen hatten; die Ahne steckte noch jedem ein mächtiges Stück Brot in die Tasche, das teilten sie mit allerlei Getier des Forstes und kamen am Abend satt und glücklich nach Hause. Nie verlegte sich eins der Geschwister, die wildesten Hunde ließen sich von ihnen anfassen, keine Gans in den Dorfgassen wagte gegen sie zu schnattern, ja, es gab trotz allem Klettern und Springen nicht einmal zerrissene Röcklein.

Einmal wurde die Ahne neugierig, was denn eigentlich die Kinder im Walde trieben. Sie hörte ein wunderbares Tönen, dem schlich sie nach und sah die Geschwister inmitten einer Lichtung auf dem Rasen sitzen; das Brüderlein hatte ein Baumblatt vor dem Mund, dem es so eigne, herzbewegende Weisen entlockte, daß die alte Frau, die nie etwas so Schönes gehört hatte, vor Wonne und Weh vergehen wollte. Sie schlich still davon, wie sie gekommen war, aber am Abend fragte sie die Kinder, von wem sie diese Kunst gelernt hätten. Donatus antwortete verwundert, die Weisen wären ja in dem Blatt, er brauche es nur an den Mund zu nehmen, so kämen sie von selbst heraus. Auch das Mädchen blätzelte und blies mit aufmerksamem Gehör dem Bruder nach, aber so schön wie er konnte sie es nicht, denn wenn er so recht inniglich anhub, begannen alle, die es hörten, vor unbeschreiblichem Heimweh und seliger Wehmut zu weinen. Nur der Pächter Andres behielt trockene Augen, denn er hatte für die Musik kein Ohr, aber er war sehr stolz auf die Ehre, die sein Sohn einlegte, und nötigte ihn oft-

mals gegen seinen Willen, sich hören zu lassen, wenn Fremde auf dem Pächterhofe vorsprachen. Bald begnügte der Knabe sich nicht mehr mit dem Baumbblatt, er schnitzte Röhren, die er kunstreich zu Doppelflöten verband, über zusammengenagelte Bretter zog er Darmsaiten und spielte darauf, und es war um das Pächterhaus her ein beständiges Singen und Klingen wie im Paradiese. An diesem Konzert nahmen auch die Vögel teil, die ihn, wo er ging und stand, umhüpften und sein Spiel mit Trillern und Schmetterten begleiteten. Denn er liebte alles Getier in Wald und Flur, brachte ihnen die übrigen Broden vom Tisch und litt nicht, daß eins verlegt oder getödtet wurde.

Eines Tags wollte ein roher Knecht ein neugekauftes Pferd, das er nicht zu behandeln verstand, züchtigen. Donatus sprang scheltend dazwischen. Da sagte der Grobian: »Von dir laß' ich mir nit befehlen, du bist ein G'fundener. Ich weiß noch recht gut, wie das Lumpenvolk dich dem Pächter vor die Tür g'legt hat.«

Die Ahne, die eben dazukam, hieß den angetrunkenen Knecht seinen ungewaschenen Mund halten. Aber Donatus sagte: »Verwehrt ihm das Reden nicht, Ahne, denn er sagt die Wahrheit. Ich weiß es ja selber noch, wie ich Euch zum ersten Male sah, als Ihr auf der Bank saßet und das schlafende Schwesterchen auf dem Schoße hattet.«

»Das müssen dir die Mägde verraten haben!«

»Niemand hat mir das verraten. Und damit Ihr mir glaubt, will ich Euch etwas erzählen, was keine der Mägde von Euch gehört hat, weil es zu unwichtig war. Als Ihr, auf jedem Arm ein Kind, ins Haus gingt, da stecktet Ihr zwar zuvor das Stridzeug in die Tasche, aber der Garnknäuel fiel zu Boden und rannte in langen Sprüngen hinter Euch her. Das sah so närrisch aus, daß ich lachen mußte. Entsinnt Ihr euch?«

Die Frau verwunderte sich, daß eines Kindes Gedächtnis so weit zurückreichen sollte. »Wenn du von der Bank und dem Garnknäuel weißt, mußt du auch wissen, was zuvor mit dir gewesen ist.«

»Nein, das weiß ich nicht. Die Bank und Ihr und Donatus, das ist das Letzte; worauf ich mich besinnen kann. Nur zuweilen träumt mir's, als wäre ich plötzlich wieder

zu Hause, dann finde ich mich auf der allergünstigen Wiese, die ganz mit Blumen bedeckt ist — so grün und blumig habt Ihr nie eine gesehen —, und da spiele ich selig mit hundert Geschwistern, die alle so schön und noch schöner sind als mein Schwesterlein. Sie tragen Kränze um die Stirnen und tanzen und singen, wie ich's Euch nicht beschreiben kann.«

»Hundert Geschwister! Da lügst du ja, Donatus.«

»Ich sage nicht, daß es Wahrheit sei. Ahne, es ist geträumt. Eine wunderschöne Frau geht in herrlichen Gewändern, eine Krone auf dem Haupt, vorüber. Wenn ich sie sehe, weiß ich auf einmal, daß ich wieder im Vaterhause bin. Und beim Erwachen tönt mir jedesmal ein Ruf in die Ohren: Hüte dich vor Ungehorsam!«

»Jetzt sehe ich wohl, daß du uns verlassen willst und dein Vaterhaus suchen, sobald du vollends erwachsen bist,« sagte die Ahne betrübt.

»Wenn mein Schwesterlein bei mir bleibt, so bleibe ich bei ihr,« antwortete der Knabe. »Sobald wir groß sind, muß uns der Vater zwei Kläusen bauen, hoch oben im Walde. Da wollen wir nebeneinander hausen als Einsiedel und Einsiedelin und wollen den ganzen Tag singen und musizieren und mit den Waldbögeln den Schöpfer lobpreisen.«

Als der eitle Pächter diese Zukunftswünsche seines Sohnes vernahm, lachte er und sagte: »Meine Tochter muß einen Grafen heiraten, denn eine Schönerer wird es im ganzen Land nicht geben. Und der Bub muß ein großer Gelehrter werden, wie ich einer geworden wäre, hätte ich nicht schaffen müssen für's liebe Brot. Oder meinetwegen ein großer Geigenspieler, der vor Königen und Kaisern spielt und von ihnen Seide und Edelsteine zur Verehrung erhält.«

Darum gab er auch gern seine Erlaubnis, als der Sohn ihn bat, das Orgelspiel erlernen zu dürfen. Der Organist aber wußte nicht, wie ihm geschah, als der Knabe, den er unterweisen sollte, sich an die Orgel setzte, die Pedale trat und die Register zog, als ob er niemals etwas andres getan hätte. Er spielte ganze Choräle auswendig, wie der arme Organist nie hatte spielen hören, und es schien dem dörrlichen Musikus, als vernähme er Musik aus andern Welten. Von da an mußte bei jedem feierlichen Anlaß

Donatus die Orgel spielen, und von weit und breit kamen die Leute in das Kirchlein von Dissen, um ihn zu hören. Viele Leichtsinrige und Lasterhafte ließen sich durch sein Orgelspiel befehren, daß sie in sich gingen und ein besseres Leben führten.

Donate war jetzt schon zur Jungfrau erwachsen und, wie ihr Vater vorhergesagt hatte, die Schönste landauf, landab. Sie blühte wie eine junge Rose. Donatus dagegen war schmal und blaß geblieben, als ob seine Natur nicht so viel vom Erdenstoff an sich zu ziehen vermöchte wie die übrigen.

Eines Abends waren sie wieder wie in der Kinderzeit auf der Waldblöße beisammen. Donatus hielt eine selbstverfertigte Zither in der Hand, fuhr durch die Saiten und sang:

Weiß nicht, woher ich kommen bin,
Weiß nicht, wohin ich geh'.
Nach dem blauen Himmelsaale
Tut mir das Herz so weh.
Wenn ich ein kleiner Vogel wär',
Flög' ich auf und hätte Ruh.
Ich wünschte mir zwei Flügel,
Schwester, was du?

Das Mädchen aber sang ihm entgegen:

Ein paar rote, rote Schuh
Mit seidenen Franzen
Und ein Schappel dazu,
Mit dem schönsten Ritter zu tanzen.

Da ließ Donatus vor Schred die Zither fallen und sagte: »So hast du mich nicht mehr lieb, daß du an einen Ritter denkst und an seidene Zotteln und Troddeln und an lauter Dinge, die dir nicht anstehen.«

»Wohl habe ich dich lieb, Donatus,« antwortete die Schwester, »aber wie mir ist, das kann ich dir nicht sagen, denn du verstehst es nicht. Ich habe eine Unrast in mir, daß ich nirgend froh werde. Meine Füße zuden und möchten tanzen, meine Arme strecken sich von selber aus, ich weiß nicht, nach was, und das Herz tut mir weh, so weh wie dir, aber nicht nach dem blauen Himmelsaal mit allen seinen Wolken und Engeln, sondern nach etwas, das man fassen und halten und an sich brüden kann.«

»Schwesterlein,« bat der Knabe dringlich, »zieh mit mir hinauf in die Klause, die ich dir und mir hoch oben im Walde bauen will. Sieh, ich hab' auch eine Geige und einen Bogen dazu, und ich weiß dir schöne Tänze zu spielen, nach denen du tanzen kannst, daß es die Engel freut.«

Aber das Mädchen sagte: »Du verstehst mich nicht,« stand plötzlich auf und ging weinend hinweg.

Donatus suchte die Ahne auf und sagte zürnend: »Was habt Ihr mit meiner Schwester gemacht, daß sie ihr Herz von mir abgelehrt hat, während ich auf des Vaters Befehl über den Büchern saß oder die Orgel spielte, um die Menschen zu trösten?«

»Lieber Donatus,« sagte die Ahne, »was mit deiner Schwester vorgeht, das ist von Gott geordnet; niemand kann dazu. Seiht es nicht: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen? Sie ist jetzt in die Jahre gekommen, wo sich das erfüllen muß, und darum kann sie nun an euren Kinderspielen keine Freude mehr haben, sondern wie die Tierlein im Wald, wenn das Frühjahr kommt, so möchte auch sie sich ihr Nest bauen.«

»Nun saget mir, Ahne, ist schon ein Freier um sie gekommen, und hat man sie ihm zugesagt?«

»Es ist schon mancher gekommen, doch war noch keiner deinem Vater gut genug. Jetzt aber will er, daß sie zum Tanz unter die Linde gehen soll mit seidenen Schuhen und goldenem Halskettlein, damit es alle sehen, daß sie die Schönste ist landauf, landab. Dann werde sich, sagt er, der rechte Freierrmann zeigen.«

Donatus betrubte sich schwer, daß die jungen Bursche sein Schwesterlein bei der Hand fassen und im Kreise drehen sollten, die doch zuvor nur mit ihm die himmlischen Wiesen-tänze getanzt hatte, und wenn er sich vorstellte, daß sie einem als Ehefrau folgen sollte, so riß es ihm das Herz in Stücke.

Die alte Ahne suchte ihn zu trösten, indem sie sagte, daß bald auch für ihn die Zeit des Nestbauens kommen werde, daß er darum über seine Schwester sich nicht grämen dürfe, weil die Mädchen zur Liebe früher reif würden als die Knaben.

»Oh, Ahne, was redest Ihr?« antwortete Donatus. »Wie könnte ich eine andre an meiner Seite haben als meine Schwester? Mit ihr bin ich gewesen seit meinen ersten Schrittlein, an sie habe ich einzig gedacht alle Tage meines Lebens und werde auch ferner nur ganz allein an sie denken.«

Die Alte hielt ihm entgegen, daß es Sünde sei, mit solchem Übermaß von Liebe an der eignen Schwester zu hängen.

»Ihr könnt ja nimmermehr Mann und Frau werden,« sagte sie. »Denn wenn man auch nicht weiß, woher du gekommen bist, so seid ihr doch in derselben Wiege gelegen, habt von einer Amme getrunken und seid aufgewachsen wie Zwillinge.«

»Nie ist es mir in den Sinn gekommen, daß wir Mann und Frau werden könnten! Aber als Einsiedel und Einsiedelin droben im Walde zu leben und gemeinsam Gott zu dienen, das denke ich mir so schön, daß ich gar nichts Schöneres auf Erden wüßte.«

»Sieh, es wäre eine große Sünde,« sagte die Alte, »wollte Donat Gott dienen mit irdischen Gedanken im Herzen, und leicht möchte sie darüber in die Fallstricke des Satans verwickelt werden, ohne daß du sie retten könntest. Laß du sie ihre Wege gehen, und gehe du die deinigen.«

Darüber geriet der Knabe in immer größere Bestürzung und wußte nicht mehr, wo aus noch ein. Am meisten peinigte es ihn, daß seine große Liebe zu der Schwester, die doch bis jetzt etwas Heiliges gewesen und sein ganzes Herz erfüllt hatte, nun auf einmal eine Sünde sein sollte. Er suchte seine Gedanken ganz von der irdischen Schwester ab und zu seinen himmlischen Geschwistern im Wolkenaal hinzuwenden, aber es ging ihm wie einem in der Schlinge verfangenen Tier, dem, je mehr es sich loszureißen strebt, der Strid sich nur desto fester zuzieht. Am Ende suchte er seinen Beichtvater auf und sagte ihm alles, was ihn bedrängte.

Der Priester aber war so sehr an die menschliche Gebrechlichkeit gewöhnt, daß er des Knaben reines Herz nicht erkannte, sondern ihm mächtig ins Gewissen redete, weil sündhafte Liebe zur eignen Schwester eine der allerschwersten Vergehungen sei. Er legte ihm gar harte Bußübungen und Fasten auf, um sich des Versuchers zu erwehren.

Da erbaute sich Donatus eine einsame Klause im Waldgebirg und nahm nichts mit als seine Geige. Dem Vater, der ihn zurückholen wollte, sagte er, daß ihm dieses auferlegt sei, und die Schwester ließ er gar nicht zu sich. Die Speisen, die man ihm hinaufschickte, verteilte er unter das Waldgetier, das beständig um seine Klause her war. Er selber nährte sich nur sparsam von Wurzeln, die er ausjog und wegwarf. Wie er nun sein Leibliches mehr und mehr schwinden

fühlte, wurde seine Pein geringer, ohne daß seine Kräfte nachließen, denn er konnte halbe Tage lang mit sicherer Hand zu Gottes Ehre den Fiedelbogen führen. Einmal aber, als er über Tag am Boden liegend eingeschlafen war, schien es ihm, als ob eine schöne, von Licht umflossene Frau über seine Schwelle träte und mit leisem Vorwurf, aber doch ganz demütig zu ihm spräche: »Donatus, willst du jetzt nur noch an dein eignes Heil gebenden und derweil deine Taube in den Krallen des Geiers lassen?«

Da erschrak er, raffte sich auf, nahm seine Fiedel und verließ die Klause.

Unter dessen war ein vornehmer Gast in seinem Vaterhause eingefeiert: ein junger Ritter, der mit einer Gesandtschaft des Kaisers nach Welschland gezogen und dort von der Nachricht überrascht worden war, sein Vater, der alte Graf von Strieted, habe das Zeitliche gesegnet und ihn als einzigen Erben seine Güter und Würden hinterlassen. Jetzt befand sich der junge Graf auf dem Heimweg, um in seine Rechte einzutreten. Vom Dorfe, wo er nächtigen wollte, hatte man ihn nach dem wohlhabenden Pächterhause gewiesen, da die dörfliche Herberge höchstens für seine Pferde, Hunde und Knechte gut genug sei. Der Pächter Andres hatte den Herrn mit Freuden aufgenommen und ihm durch sein Töchterlein die schönste Kammer des Hauses bereiten lassen. Raum daß der Ritter dieser engelgleichen Schönheit anständig geworden, die alles überstrahlte, was er in Welschland an schönen Frauen und Mägdelein gesehen hatte, so stand er auch schon in lichten Flammen, von denen der Funke alsbald in das unbewachte Blut Donatusens übersprang. Es hätte nicht einmal der schmeichelhaften und verführerischen Reden bedurft, mit denen er das unwissende Landkind betörte; seine schöne Gestalt und Haltung, worin sich die Kühnheit des Kriegsmannes mit dem vornehmen Anstand des Hofherrn paarte, genügte schon, ihre Sinne ganz und gar zu verstricken. Der Pächter schwamm auf den höchsten Wogen geschmeichelter Eitelkeit, das vermeintliche Ritterblut regte sich wieder in ihm und veranlaßte ihn zu einem geschraubten Betragen und erhöhter Redeweise, die der Gast aus Höflichkeit für voll gelten ließ und im stillen belachte. Andres aber, der wohl den Faden



Ludwig Göbel:

Gitarrespieler

Aus der Hessischen Kunstausstellung in Darmstadt vom Sommer 1917

Aufn. von Fr. van der Smitten in Darmstadt

bemerkte, der zwischen seiner Tochter und dem Fremden angespannen war, fühlte sich schon als Schwiegervater eines großen Herrn und genoß im voraus die Entzückung, sagen zu können: Meine Tochter, die Gräfin Strieted. Er leistete den zwei Verliebten im stillen jeden Vorschub, denn seit dem ersten Eintritt des Grafen in sein Haus erwartete er steif und fest, daß dieser um die Hand Donatens anhalten werde. Der Graf aber dachte nichts dergleichen. Sein Vater hatte ihm ein Edelräulein aus der Verwandtschaft ausgesucht, die zwar keine so große Schönheit wie Donata, aber eine wohlgestaltete Jungfrau und eines Marshalls Tochter war, und die beabsichtigte er nach seiner Rückkehr heimzuführen. Von dem schönen Pächterstind aber erhoffte er einen süßen Minnelohn im Vorübergehen, wie der Wandersmann sich einen frischen Zweig auf den Reisehut steckt, mit dem er sich eine Zeitlang in der Sonnenglut die Stirne kühlt, bis er ihn wieder wegwirft. Er wußte es einzurichten, daß seine Knechte ihm meldeten, die Pferde seien übermüdet und das Leibroß habe einen Sattelbruch, der ein mehrtägiges Verweilen nötig mache, worüber der Pächter eine lebhafteste Freude bezeugte. Und auch Donata, obgleich sie die Augen niederschlug, verriet durch Erröten und Erblassen, was bei diesem Aufschub in ihr vorging. Der junge Graf stellte sich, als ob er die Gastfreundschaft zu mißbrauchen fürchtete, ließ sich aber nach einigen Umständen durch den Pächter nötigen. Nur die alte Ahne witterte Unheil und suchte, da sie dem heftigen Schwiegerjohn nicht geradehin widersprechen mochte, ihn durch allerlei sprichwörtliche Anspielungen und goldene Regeln zur Besinnung zu bringen. Aber sie erreichte bloß, daß er die Geduld verlor und sich jeden Zweifel an des Gastes redlichen Absichten als Beleidigung gegen sich selbst verbat.

Im Dorfe rüsteten sie zu einem Tanz unter der Linde, um die Anwesenheit des Grafen zu feiern. Es versteht sich, daß dieser den Reigen mit der schönen Pächtertochter führen sollte, und er war auch von Herzen dazu willig, obgleich die frische Trauer um seinen Vater ihm die laute Lustbarkeit hätte verbieten müssen. Donata fühlte zwar wohl, daß er damit wenig Herz verriet, weil es aber um ihretwillen geschah, fand sie den Mangel an Eohnesliebe verzeiðlich und zit-

terte dem Augenblick entgegen, wo des Ritters Arm sie umfassen sollte. Sie besaß Gewänder wie ein Edelräulein, auch die seidnen Schuhe, die sie sich wünschte, waren ihr vom Vater längst beschafft worden. Das Schappel, das sie ohne bergenden Schleier auf ihr geringeltes Goldhaar setzen sollte, hatte ihr der Ritter selber überreicht, nachdem er zuvor einen von Diamanten umgebenen Rubin von hohem Werte zwischen den Blumen befestigt hatte, womit er sich gleichsam im voraus von seinen Verpflichtungen loszukaufen gedachte.

Donata hatte dabei kein Arges; sie glühte vor Lust, als sie an seiner Hand zum Tanze antrat. Ihr Angesicht war unter dem Schappel so strahlend schön, daß den Grafen nun doch eine Art von Ehrfurcht überschlich, und er dachte: Wie schade, daß sie kein Edelräulein ist, sie wäre wirklich wert, Gräfin von Strieted zu werden. Er führte sie auch, obwohl jeder Blutstropfen in ihm sich entzündete, so zart und sittig daher und drehte sie mit so feinem Anstand, als ob sie die Tochter des Kaisers wäre, indessen die Bauern um ihn her johlten und ihre berben Tänzerinnen umschwenkten, daß die Röcke flogen.

Als die Lust am wildesten war, erschien Donatus. Der Anblick seiner herrlichen Schwester an der Hand des Versuchers verursachte ihm einen solchen Riß im Herzen, daß er auf der Stelle zu sterben meinte. Er hätte ihr am liebsten das Schappel mit dem blutroten Rubin abgerissen und es dem Grafen an den Kopf geschlagen, aber er besann sich eines Besseren, denn es ging ihm mit einem Male auf, wozu er die Geige mitgenommen hatte.

Er trat zu den erhitzten Bläsern und Trommlern, die einen gar unheiligen Lärm vollführten, und sagte: »Ihr waderen Musikanten seid gewiß müde und durstig geworden. Geht jetzt und leget eure Röhren, während ich euren Platz einnehme. Ich bin ganz allein genug, diesen Tänzern und schönen Tänzerinnen aufzuspielen.«

Die Musikanten ließen sich's gesagt sein, stellten ihre Instrumente ab und mischten sich unter die zechenden Bauern. Donatus legte seine Fiedel gegen die Wange und probierte die Saiten, während sich neue Paare aufstellten. Dann spielte er einen munteren, doch nicht ausgelassenen Tanz, danach

alle sich in ehrbarer Fröhlichkeit drehen. Bald aber verlangsamte er sein Tempo, daß die rohen Gesellen abfielen und nur noch die gesitteten Paare sich dem gemessenen Takte anzupassen wußten. Der Graf und Donate meinten sich auf Cherubsittichen zu wiegen, ein so flügelleichtes Schweben, eine so himmlische Süße brachte der Geiger in die neue Tanzweise. Er stand und führte unermüßlich den Bogen; in dem langen faltigen Gewande glückte er einer der geigenenden Engelsgestalten, die man auf alten Bildern sieht. Immer schmelzender, herzbewegender wurden die Töne, durch seine langgezogenen Weisen klang es wie sehnüchter Nachtigallenschlag, und der Ritter fühlte beseligt, wie sein brennendes Verlangen in zarte, aber unbezwingliche Sehnsucht überging, und wie die Liebe, die nur in seinem Blut getobt hatte, sich jetzt seines Herzens und all seines Denkens und Wollens bemächtigte.

»Wolltet Ihr mein Weib sein, aller schönste Jungfrau?« fragte er.

Sie brühte stumm seine Fingerspitzen, die in den ihrigen lagen. Da trat er mit ihr aus den Reihen der Tänzer, führte sie vor ihren Vater und bat den hochbeglückten, aber leimeswegs erstaunten Pächter in aller Form um ihre Hand.

»Werdet Ihr sie immer halten, wie es meiner Tochter und Eurer Gemahlin zukommt?« fragte dieser mit Würde.

Der verliebte Graf beteuerte mit seinem Ritterwort, daß er sie stets als seine Gemahlin ehren werde; sie solle wie sein Augapfel behütet sein, und kein raues Lüftchen werde sie je mit seinem Willen berühren.

Da wurde mit Schall die Verlobung verkündigt, und der unglückliche Donatus erkannte mit zerbrochenem Herzen, daß er seine Schwester zwar gerettet hatte, aber nicht so, wie er hoffte. Er hatte der irdischen Liebe mit seiner Musik die höchste Weihe gegeben; sie in himmlische zu wandeln, hatte er nicht vermocht.

Da der Ritter seine Weiterreise nicht verzögern durfte und keine Trennung von dem Gegenstand seiner glühenden Sehnsucht ertrug, wurde ihm das Pächterskind unverzüglich in der Dorfkirche angetraut. Erst beim Abschied sahen sich die Zwillinge wieder, und in all ihrem Glück ward es der Neuvermählten nun doch schwer ums Herz, daß sie sich von dem Bruder trennen sollte,

der von Kindesbeinen an wie ein Stüd von ihr selber gewesen war. Sie weinten beide und wollten sich nicht aus den Armen lassen, bis der Graf dazwischentrat, um sein junges Weib aufs Pferd zu heben. Donatus stand noch und sah dem gewappneten Zuge nach, als er längst in der Ferne verschwunden war.

Auch die Ahne konnte den Abschied von ihrem Lieblingskinde nicht verwinden und verging nach Donatens Auszug wie ein Lichtlein im letzten Glimmen. Der Zwilling sah mit blassem, immer schmaler werdendem Gesicht an ihrem Lager, und sie redeten viel zusammen, feierliche Dinge, die sie noch nie gesprochen hatten. Er vertraute ihr an, daß ihm jetzt seine verlorene Heimat immer deutlicher werde, und daß er sich entsinne, wegen eines Fehls verstoßen worden zu sein. Ein hoher silberweißer Mann habe ihn an der Hand hinausgeführt und ihm gesagt: Gehorche denen, die dir zu befehlen haben, und sei treu bis in den Tod, dann kannst du wieder nach Hause kehren. Und nun wisse er, daß sein Weg ein Bußweg sei, und daß er nur durch Unterwerfung unter fremden Willen wieder werden könne, was er gewesen.

Die Ahne nickte nur und sagte: »Wohin du gehst, vergiß deine Schwester nicht. Diese Heirat ist nicht ihr Glück; sie wird dich noch sehr nötig haben.«

Den Pächter Andres aber ritt der Hochmutsteufel mehr denn je, seit er sich Schwiegervater eines Grafen nennen durfte. Er ließ sich kostbare Edelmannskleider machen, auf denen sein grober Bauernschädel wie ein unförmlicher Kürbis saß, nahm eine neuartige Sprechweise an und wollte seinen Umgang mehr mit seinesgleichen. Da ihm jedoch das Alleinsein nicht schmeckte, beschloß er, zum zweitenmal zu freien, aber kein Bauernmensch, wie er sagte, sondern etwas Feines, Städtisches. Er fand auch bald ein zierliches Fräulein von der Art, die man die »Leichten« nannte, das bereit war, die Einkünfte seines Pachthofes mit ihm zu verzehren. Nur daß er sich scheute, die Buntschillernde zu der sterbenden Ahne ins Haus zu führen, und auch vor den stillen Augen seines Sohnes war ihm bei der Sache nicht geheuer. Aber es fiel ihm schwer und setzte ihn in böse Laune, dem späten Johannistrieb Zügel anlegen zu sollen. Da bot ihm ein fahrender Schüler, der ihn eines Tags um

Zehrung ansprach, willkommene Ablenkung. Er nahm den Fremden im Hause auf, um sich an der Erzählung seiner Abenteuer zu ergötzen und dabei mit Behagen seiner eignen Vagantenzeit zu gedenken. Der Fahrende aber, der ein ganz Verliebener war, merkte gleich, was für ein Vogel in diesem prächtigen Gefieder steckte. Er gab sich gar fromm und demütig, wies alle die Schmachhaften und reichlichen Bissen, die ihm vorgesetzt wurden, dazu auch des Pächters gute Weine ab und begehrte nichts als ein tüchtiges Stück Schwarzbrot, zu dem er sich einen Becher Wasser am Brunnen schöpfte. Um den Grund solcher Kasteiung befragt, gestand er mit vielem Seufzen und kummervollem Augenaufschlag, daß er als junges Blut in den Hörselberg geraten sei und daselbst viele Jahre mit Frau Venus, der allerschönsten Teufelin, in immerwährendem Schwelgen und Praffen verbracht, auch viele verbotene Zaubereien von ihr gelernt habe. Als ihm endlich Ubersättigung, Reue und Heimweh die Mittel zur Flucht eingegeben hätten, da sei er gleich nach Rom gepilgert, um sich dem Papst zu Füßen zu werfen. Von dem heiligen Vater, der, seitdem es ihm mit dem Stabe des Ritters Tannhäuser so mißlich ergangen, sich gegen die Gäste des Venusberges einer ganz besonderen Milde und Nachsicht befleißige, sei ihm auch gleich die Absolution erteilt worden, jedoch mit dem Gebot, fünf Jahre lang bei Wasser und Brot zu fasten. Diese Zeit wäre ja nun seit geraumer Frist verstrichen, er habe aber der Buße aus freien Stücken weitere fünf Jahre zugelegt, um nicht nur das Vergangene gutzumachen, sondern sich auch darüber hinaus ein Verdienst im Himmel zu erwerben.

Der Pächter Andres war abergläubisch und zugleich mißtrauisch wie ein richtiger Bauer. Da er des Schülers glattes Gesicht und sein glänzend schwarzes Haar nicht mit seiner Lebensgeschichte reimen konnte, erkundigte er sich, wie alt sein Gast denn eigentlich wäre.

»Das ist leicht auszurechnen,« antwortete dieser. »Ich war ein Tüngelchen von siebzehn Jahren, als ich mich von der Sinnenlust umstriden ließ und in den Hörselberg ging. Dort schwanden mir fünfzig Jahre wie ebensoviel Tage, und ich kam als derselbe Flaumbart wieder heraus, während meine

Altersgenossen unterdessen eisgraue Großväter geworden waren. Wenn ich jetzt noch die ersten fünf Bußjahre und die drei weiteren, die unterdessen verflossen sind, dazu zähle, so schätze ich meine gelebten Jahre nach gewöhnlicher Berechnung auf fünfundsiebenzig. Weil aber die Zeit im Hörselberg mir durch Gottes besondere Gnade abgezogen und als nicht gelebt betrachtet ist, so habe ich, wie Ihr mich hier sehet, in Wahrheit nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre auf dem Rücken.«

Die Rechnung leuchtete dem Andres ein, und da er nun etwas Festes hatte, woran er sich halten konnte, glaubte er auch alles, was der Schüler fernerhin vorbrachte.

»Den schönen Ring an Eurem Finger habt Ihr wohl aus dem Venusberg mitgebracht?« fragte er.

Der Fahrende betrachtete mit Andacht den kunstvollen Ring, den er einst in Welschland einer allzugläubigen Wittib abgenommen hatte, und antwortete: »Nein, Herr, ich habe keines der unheiligen Kleinodien aus dem Venusberg heraufgebracht, solche wären ja auch gleich am Sonnenlicht zergangen. Diesen Ring gab mir Unwürdigen unser allernädigster Herr und Kaiser selbst, als ich in Mailand die große Gnade hatte, ihm meine krause Lebensgeschichte zu erzählen. Der Ring aber war die Belohnung für einen wichtigen Dienst, den ich ihm kraft der im Venusberg erlernten Magie — gelobet sei unser Herr Jesus Christ!« unterbrach er sich und schlug ein Kreuz — »erweisen konnte. Ansas paransas. Babula Babulorum.«

Die Magie des Gastes begann nun gewaltig im Hirn des Pächters zu rumoren, und er hätte ihm gern etwelche Zauberformeln zur Erlangung von Geld und Ansehen abgefragt, allein der Schüler verriet nichts weiter und sagte nur, Magie sei eine schwere Sache und ihre Ausübung nur für höhere Zwecke, nicht für eignen Vorteil erlaubt. Und wieder schloß er seinen Satz mit sonderbaren, feierlich klingenden Worten, so daß Andres vor des Gastes Gelahrtheit und Frömmigkeit allmählich ganz verzagt wurde.

Aber in seiner Seele erwachte jetzt der brennende Wunsch, seinen Sohn derselben Wissenschaften und Künste teilhaft zu sehen, und er dachte sich den Knaben schon als tai-

ferlichen Rat im schwarzsamtenen Talar mit einem güldenem Kettlein auf der Brust. Er meinte, wenn er nur den Schüler überreden könnte, Donatus mit sich zu nehmen und zu unterrichten, so hätte er seinem Sohne den Weg zu den höchsten Ehren eröffnet.

Der Gast hatte seit seinem Eintritt ins Haus nichts andres im Auge gehabt, als wie er des Donatus habhaft werden könne, von dessen wundersamem Geigenspiel er sich großen Gewinn versprach. Er nannte sich einen »Beanus«, das bedeutet einen älteren fahrenden Schüler, der die jüngeren Schüler zu unterrichten und für den Besuch der hohen Schule vorzubereiten hatte. In Wirklichkeit war er einer von den landstreichenden falschen Klerikern, die, selbst zu früh der Schule entlaufen, auf den Gang von jungen Knaben ausgingen, anscheinend, um sie zu Schülern auszubilden, tatsächlich, um sie zum Betteln, wenn nicht zu Schlimmerem zu verwenden und sich durch sie verhalten zu lassen. Als er sein Ziel so unerwartet nahegerückt sah, stellte sich der Schalk bedenklich, sprach von der großen Verantwortung, die man vor Gott und Menschen trage, wenn man sich zum Führer und Erzieher einer jungen Menschenseele mache, durch welche Gewissenhaftigkeit er den Pächter nur noch mehr überzeugte, vor die rechte Schmiede gekommen zu sein.

Sie wurden am Ende einig: der Pächter zahlte dem Fahrenden zu dessen stillem Frohlocken das Lehr- und Zehrgeld für zwei Jahre im voraus, und jener übernahm es dagegen, den Knaben in allem, was er selber wisse, treulich zu unterrichten und ihn auf die hohe Schule nach Wien zu bringen, daß er daselbst den Magister- und später den Doktorgrad erlange. Der Pächter ließ dagegen seinen Sohn in die Hand geloben, dem Beanus in allen Dingen zu gehorchen, als ob er sein Vater wäre, auch wenn er Dinge sähe, die er nicht verstünde, sich mit keinem Worte zu beschweren noch aufzulehnen.

Und eines Morgens zog Donatus an der Seite des Fahrenden aus, seine Geige wohl eingehüllt im Arm, sein kleines Bündel auf den Rücken geschnürt und die gleichfalls leichte Habe des Beanus, die ihm dieser aufgeladen hatte, in der Rechten tragend. Der guten Ahne hatte er zuvor die Augen zugebrüht.

Solange man sich noch in der Nähe von

Disenatz befand, hielt der falsche Beanus sich ernst und ehrbar, je mehr aber die Entfernung wuchs, desto weniger Zwang legte er sich auf, und als sie die schöne Stadt Graz erreichten, da hielt es das Geld des Pächters im Beutel des Fahrenden nicht länger aus. Er spürte ordentlich, wie es in seiner Tasche hüpfte, um wieder heraus und unter die Leute zu kommen. Beschloß also, ihm seinen Willen zu tun, und ließ sich mit seinem jugendlichen Begleiter im Gasthaus »Zum goldenen Engel« nieder, um nach der ausgestandenen Kasteiung seinen Leib zu pflegen. Für Donatus sorgte er nur soweit, daß er ihn in der Kammer eingeschlossen hielt und ihm eine lärgliche Kost reichen ließ. Der aber fragte wenig nach leiblicher Nahrung, er holte die Geige hervor und ließ sie leise, leise von seiner goldblodigen Schwester erzählen, daß immer der eine oder der andre von den Gästen des Hauses verzüdt am Schlüsselloch stand, um hineinzuhorchen, und in der ganzen Stadt ging die Rede, im »Goldenen Engel« sei ein wirklicher Engel abgestiegen.

Der Fahrende aber konnte es in der Herberge nicht lange treiben. Das Gold, das er springen ließ, zog ihm Gesellen zu, die ihn zum Würfelspiel verleiteten, und darunter befand sich einer von seiner eignen Gilde, der ihm in Künsten überlegen war und sich bald im Besitz des für Donatus empfangenen Zehrgeldes befand. Als der betrogene Betrüger nichts mehr hatte, sah er sich samt seinem schönen Schützling vor die Tür gesetzt. Für diesen begann jetzt eine Zeit des tiefsten Elends. Der Gaukler schleppte ihn kreuz und quer durchs Land und zwang ihn, vor den Türen der Stäbter wie in den Dorfschenken und Bauerngehöften mit der Geige um Speise und Trank zu betteln. Die Spenden, die er erhielt, nahm ihm unverzüglich sein gaunerischer Beschützer ab, der ihm von allem nur den Abfall überließ. Mit Bedacht entfernte sich der falsche Beanus immer weiter von der Heimat seines Zöglings, damit dieser keine Gelegenheit fände, seinem Vater Botschaft zu senden. Ebenso trug er Sorge, sich von den Grenzen des Strieteders fernzuhalten. Er glaubte zwar nicht, daß die Pächterstochter Gräfin von Strieted geworden sei, wie ihr Vater ihm ruhmredig erzählt hatte, wohl aber, daß die schmutze Dirne von dem Gra-

fen als sein Liebchen hinweggeführt worden, und dies schien ihm Grund genug zur Vorsicht. Er hütete sein Opfer wie eine Henne ihr Küchlein und kündigte ihm hundertmal unter den gräßlichsten Schwüren an, daß er ihm beim ersten Fluchtversuch alle Knochen zermalmen wolle. Dieser Drohungen bedurfte es gar nicht, denn Donatus hätte sich gescheut, sein Gelöbniß zu brechen, wäre auch unter dem Habit des Fahrenden ein Pferdefuß zum Vorschein gekommen. Die mich auf diesen Bußweg gesandt haben, sagte er sich, werden auch wissen, wann es an der Zeit ist, meine Leiden zu endigen. Nur von seinem Schwesterlein sprach er fortan nicht mehr mit der Geige, denn er schämte sich, in seiner Entwürdigung an die schöne Jugendzeit zurückzudenken.

Dem Fahrenden lag aber die Gaukelei dermaßen im Blute, daß er es bald satt hatte, dem frommen Geigenspiel seines Opfers allein den Unterhalt zu verdanken. Sobald irgendwo ein Jahrmarkt abgehalten wurde, zog er schleunigst mit Donatus hin, kündigte sich mit großem Trara als Zauberkünstler an, verkaufte das Lebenselixier und den Stein der Weisen und versprach den unwissenden Landleuten, für sie die Zukunft zu erforschen oder gestohlene Gegenstände wieder ausfindig zu machen. Wenn er einen Gimpel fand, der ihm glaubte, so zeichnete er mit Kohle einen magischen Kreis auf den Boden, stellte sich mitten hinein, fuhr mit den Armen durch die Luft und sprach mit unsichtbaren Geistern in einer unverständlichen Sprache. Der unglückliche Donatus mußte danebenstehen und das schöne Gaukelwerk mit der echten Wunderkraft seines Spiels begleiten. Der Jüngling hatte, seit er mit dem Beanus umherzog, den Mund nicht mehr zum Sprechen geöffnet, was jenem sehr erwünscht war, denn er gab ihn für einen Stummen aus und hielt ihn dadurch von jeder Berührung fern. Der Gequälte stand mit geneigten Schultern und geschlossenen Augen, die Wangen so fest an seine Fiedel gepreßt, als möchte er sich vor Scham in ihrem Gehäuse verkriechen, und sandte seine schmerzvolle, zitternde Klage zum Himmel, die allen Hörern das Herz ergriff, daß sie nur um so williger in das Netz des Betrügers liefen.

So trieb er es wohl ein halbes Jahr und länger, und die Kunde von dem Zauberkünst-

ler und seinem himmelschönen geigenspielen- den Begleiter flog über alle Lande. Sie flog auch auf die Burg Strieted, wo der kurze Glückstraum des Pächterkindes schon zu Ende geträumt war. Die schöne Gräfin von Strieted ging zwar noch in Gold und Perlen, aber das Herz ihres Gemahls war ihr bereits entglitten. Noch in der Zeit des ersten Wonnetaumels, ja schon auf der Reise selbst, stieß den Grafen zuweilen ein plötzliches Besinnen an, wie es denn eigentlich bei seiner raschen Heirat zugegangen sei, denn er wußte ja recht wohl, daß er noch im Augenblick, wo er mit Donate in den Reigen trat, nicht daran gedacht hatte, eine unehebürige Gemahlin nach Hause zu bringen. Er wußte auch, daß die Wandlung erst in ihm stattgefunden hatte, als ihr Bruder mit seiner Geige auf den Plan trat. Und oft versank er in Grübeln, was wohl in dieser Geige für ein Zauber gestedt habe. Doch drängte damals noch das Liebesfieber solche Grillen rasch wieder zurück. Er sah ja wohl, daß er sich seiner jungen Gattin nicht zu schämen hatte. Das Gesinde staunte ihre Schönheit an, als käme sie aus einer andern Welt. Die Gäste, mit denen er sich zu umgeben liebte, huldigten alle der schönen Schloßherrin, die Männer in aufrichtiger Bewunderung, die Frauen mit lauter Schmeichelei und mit heimlichem Neid. Wer sich am eifrigsten um Donatens Freundschaft bewarb, das war Sindgund, jenes Mühmchen, das ihm einst als Braut zugebacht war, und den Grafen rührte ein so großer Beweis von Anhänglichkeit und selbstloser Güte. Ihre Mutter aber, die verwitwete Marschallin, die lange an dem Heiratsplan gearbeitet hatte, gab ihr Spiel auch jetzt noch nicht verloren. Sie lobte und pries dem jungen Ehemann seine Wahl aufs überschwenglichste, bis sie ihn von ihrer neidlosen Freundschaft für seine Gattin vollauf überzeugt hatte. Dann begann sie leise zu schwenken und in ihr Lob einen Ausdruck von nachsichtiger Duldbung zu mischen. Zwar bedurfte die junge Frau einer solchen nicht, denn sie bewegte sich mit dem Anstand einer geborenen Gräfin, hatte auch bald gelernt, ihr Köchlein mit Anmut zu regieren und den Falken zierlich steigen zu lassen, und gar im Gesang und Saitenspiel, das sie von ihrem Bruder gelernt hatte, kam ihr keine gleich. Aber die wohlberechneten Worte der Mar-

schallin ließen doch einen Stachel in des Grafen Seele. Er beobachtete nun seine Gattin, ob sie nichts tue oder sage, was an ihre Herkunft erinnern könnte, und darüber wurde sie unsicher und ließ sich wirklich zuweilen einen Mißgriff zuschulden kommen. Dies warf er ihr dann mit einer Schärfe vor, in der bald wenig mehr von der ersten Liebesentzündung zu spüren war. Und kein Kind wollte kommen, den übereilten Bund fester zu knüpfen.

Die Marschallin hatte dem Vertrauenden längst schon in wohlwollender Weise die näheren Umstände seiner Heirat abgefragt. Was er von des Zwillingbruders wunderbarem Geigenspiel und von der Liebe der beiden Geschwister erzählte, schien sie besonders gern zu hören, denn sie kam immer aufs neue und mit einem eigentümlichen Nachdruck darauf zurück, der dem Grafen zu denken gab. So brachte das ränkevolle Weib den gewaltthätigen, aber unbeständigen Mann ganz leise und allmählich in ihre Gewalt und zwang, ohne daß es den Anschein hatte, seine Gedanken in die Richtung, die sie ihnen geben wollte. Die Vorzüge Sindgunds, deren Besitz er verschert hatte, traten nun in seinen Augen immer leuchtender hervor, während seine Gemahlin ihm nichts mehr rechtmachen konnte.

Immer stärker regte sich in ihm der Verdacht, daß er einem verstedten Zauberwerk erlegen sei, das mit ihres Bruders Geigenspiel zusammenhänge. Wenn er auch noch diese Stimme in seinem Inneren zu unterdrücken suchte, so sammelte sich doch ein stummer Groll gegen die unglückliche Frau in seinem Herzen an. Und gerade um diese Zeit geschah es, daß durch Gäste die Kunde von dem Gaukler, der in Gesellschaft eines schönen Geigenspielers umherziehe und das Landvolk betrüge, nach Strieted gebracht wurde. Donate hörte ganz entgeistert zu, denn sie erlärnte an der Schilderung augenblicklich ihren Bruder, wenn sie sich auch im entferntesten nicht vorstellen konnte, wie er in eine solche Gesellschaft kam. Aber auch der Graf zweifelte keinen Augenblick, wer der Geigenspieler sei, so unzweideutig waren die angegebenen Zeichen. Er warf seiner Gemahlin einen Blick zu, von dem alle Farbe aus ihren Wangen wich, daß sie fortan marmoreiweiß blieben.

Am Abend, als sie allein waren, fragte

er die ganz zu Eis Gewordene hart und höhnisch: »Nun bekennst mir einmal, schöne Frau, was es mit diesem Bruder für eine Bewandnis hat, und durch welche Macht Ihr Gräfin von Strieted geworden seid.«

Donate warf sich zu seinen Füßen und schwor bei dem Teuersten, was sie habe, bei seinem eignen Haupt, daß sie von Zauberei nichts wisse, und daß auch ihr Bruder unschuldig sei, wenn seine Musik den Menschen zu Herzen gehe, er habe das von klein auf an sich gehabt. Etwas Schlechtes könne sie auch jetzt nicht von ihm glauben, wie sehr der Schein gegen ihn spreche.

Der Graf wandte sich finster ab, ohne sie vom Boden zu erheben. Und noch in derselben Nacht zog ein Abgesandter von ihm hinaus, um die Spur des Fahrenden und seines seltsamen Begleiters zu finden und sie auf Strietedsches Gebiet zu loden. Da wollte der Graf den Geiger unerachtet der Schwärgerchaft festnehmen, um ihn öffentlich seiner Gemahlin gegenüberzustellen, und es dann dem Gottesgericht überlassen, ob ein höherer Arm ihn, ohne daß er seine Eide zu brechen brauchte, von der lästig gewordenen Ehefessel befreie.

Als aber der Vertraute des Grafen die Spur des Beanus fand, hatte die Laufbahn des Gauklers soeben ein jähes Ende gefunden. Er war auf seinen Kreuz- und Querzügen am Ende in die stolze Reichsstadt Augsburg gekommen und hatte seinen Gefährten bei einem der reichsten Kaufherren spielen lassen. Da war die jungvermählte Hausfrau so von des Jünglings Spiel bewegt worden, daß sie in Tränen schmolz und die Blide nicht von dem jungen Geiger wenden konnte. Als er geendet hatte, trat sie aus dem Kreis der Frauen heraus und reichte ihm mit eigener Hand einen Labetrunk. Diesen Augenblick benutzte der Gaukler, um mit behendem Griff ein kostbares Geschmeide, das zu den Erbkleinodien des Hauses gehörte, von ihrem Hals zu lösen. Das Verschwinden des Kleinods wurde jedoch bemerkt, noch ehe die Fahrenden das Haus verließen. Da wußte sich der Dieb nicht anders zu helfen, als indem er das Juwel in die Tasche des nichtsahnenden Donatus schob, der wie immer still in sich gekehrt stand. Als der Schmud aus seinem Gewande hervorgeholt wurde, schlug die Neuvermählte vor Scham und Jammer die

Hände vors Gesicht und verließ den Saal. Den Kaufherrn aber hatte zuvor schon das Wohlgefallen seiner Gemahlin an dem fremden Jüngling und jetzt noch mehr ihre Erschütterung beim Anblick seiner Schmach so erbittert, daß er diesen unverzüglich dem Gericht überantwortete, obwohl alle Gäste, von der ruhigen Würde seiner Haltung betroffen, für ihn baten. Auch die Richter fühlten Mitleid; da er aber weder durch Wort noch Zeichen seine Unschuld beteuerte, sondern alles unbewegt über sich ergehen ließ, sprach ihn das Gesetz als überführten Dieb des Todes durch den Strid schuldig. Der Beanus sollte, als der Mitschuld verdächtig und wegen anderer Gaunerstreiche, gestäupt, an den Pranger gestellt und dann der Stadt für immer verwiesen werden. Donatus zeigte ein freudiges Gesicht bei der Verurteilung, denn er sehnte sich recht von Herzen, zu sterben, um endlich von dem Elend seiner Knechtschaft erlöst zu sein.

Am Tag, da der Wahrspruch vollzogen werden sollte, lagerte eine drückende Schwüle über der Stadt, die männiglich den Atem beklemmte. Gleichwohl war die ganze Bürgerschaft auf den Beinen, denn alle hatten von der wunderbaren Schönheit des stummen Weigenpielers gehört und wollten ihn auf seinem letzten Gange sehen, und wo er vorüberkam, wurden Rufe des Bedauerns laut. Er aber schritt vor sich hin, ohne umzusehen, als ginge ihn die Erde schon nichts mehr an. Auf dem Richtplatz gab es die Gottesmutter dem Anwalt des Donatus ins Herz, noch eine Bitte für ihn an die anwesenden Magistratspersonen zu richten. Die Bitte gestatte dem Verurteilten, sagte er, vor seinem Ende noch ein Wörtlein zu sprechen, sein Klient aber sei stumm und könne nur durch die Töne seines Instrumentes reden; man möge ihm also die Geige zurückgeben, damit er noch einmal darauf spiele. Die Bitte wurde gewährt, und die Geige kam zur Stelle. Mit stummem Dank empfing sie der Jüngling und brückte sie ans Herz. Dann legte er sie unverzüglich an die Wange und begann ein Alde der schönen, falschen Welt zu spielen. Die holdesten Blumen der Erde blühten in seinen Tönen auf, und kristallene Quellen sprubelten darin, dazwischen durch aber schluchzte alle Bitternis des Menschenleids. Dann hielt er mit einer jähen Dissonanz inne und begann danach aufs

neue. Jetzt war man hoch über der Erde in einem seligen Raum, wo andre, tausendmal schönere Blumen standen, und wo befreite Geister sich in seligem Reigen ineinander schlangen. Die Gnade im Sternengewand schwebte mitteninne, und das sehnsuchtsvolle Gebet schmiegte sich beschwichtigt zu ihren Füßen. Als er geendet hatte, küßte er die Geige, legte sie sacht zu Boden und den Bogen darauf. Dann trat er zu dem Nachrichten, um ihm den schönen schlanken Hals darzubieten.

Dem aber zitterten die Hände, und alle Glieder waren ihm eiskalt und wie gelähmt. Ebenso ging es den Knechten, daß keiner imstande gewesen wäre, sich zu rühren. Alles Volk stand mit verhaltenem Atem, und Stille legte sich über den Raum.

Nur der Beanus, der gefesselt zugegen war, denn das Urteil sollte an beiden zugleich vollstreckt werden, schrie in seinen Striden: »Henket ihn, henket ihn auf der Stelle! Sonst geigt er euch das Herz aus dem Leib und euer Geld aus der Tasche. In dem Schüler wohnt der Böse.«

Indessen raunte es schon lauter und lauter im Volk: Der Gaukler lügt, er ist selber der Dieb und will sich durch den Tod des stummen Knaben retten. Seht ihr die schweren Wolken, die sich am Himmel sammeln? Dort oben bereitet sich Gottes Gericht.

Doch der Frevler sah Gottes Gericht fern und den Galgen nahe, darum schrie er: »Ich lüge nicht, so wahr Gott mir helfe! Wenn ich lüge, so möge das Feuer vom Himmel fallen und mich verzehren!«

Raum hatte er ausgesprochen, so barst die Himmelsbede, und mit schmetterndem Krachen fuhr ein Wetterstrahl nieder, der alle betäubte. Als sie wieder zu sich kamen, lag der Fahrende tot zu Boden gestreckt mit schwarzem, unkenntlichem Gesicht und zerbrochenen Gliedern. Nach diesem Gottesurteil bedurfte es keines weiteren Beweises für Donatus' Unschuld, an die männiglich mit Freuden glaubte. Man wollte ihn mit Ehren in die Stadt zurückführen, um ihn als Gast zu pflegen, aber er öffnete zu aller Erstaunen den Mund und sagte: »Ich war niemals stumm, ihr Herren, ich hatte nur meinem Nährvater und Erzieher, dem ich Gehorsam schulde, das Gelöbniß getan, mit diesem Bösewicht, der sich einen Beanus nannte, der aber nichts war als ein Betrüger und

Landstreicher, zu ziehen, wohin er mich führe, und nie ein Wort wider ihn zu reden. Das konnte ich nur halten, indem ich niemals den Mund öffnete. Nun der Himmel gesprochen hat, ist auch von meiner Zunge das Band genommen. Der über mich gesetzt war, liegt tot, und ich habe meine Freiheit wieder. So entlastet mich nun, ihr Herren, denn wenn ich nach des Himmels Willen leben soll, so ist es, daß er mir noch ein Werk zu vollbringen auferlegt.»

Damit verabschiedete er sich und wanderte zur Stadt hinaus, indem er nichts mitnahm als seine Geige.

Um jene Zeit ließ der Graf von Strieted eine Jagd ansagen, zu der die vornehme Nachbarschaft geladen wurde. Er bestimmte, daß das feingeschulte Leibrößlein Donatens, sein erstes Geschenk an sie und ihr darum doppelt wert, von Sindgund geritten werde; seiner Gemahlin befahl er aber, der Jagd fernzubleiben und sich vor den Gästen mit einer Unpäßlichkeit zu entschuldigen. Diese Kränkung hatte er sich eigens ausgedacht, um seinen Unmut, daß er des Donatus nicht habhaft werden konnte, an ihr zu kühlen.

Als die Armste im Morgenrämen die fröhlichen Hornsignale vernahm und das Scharren ihres Rößleins, das statt ihrer die eindringende Nebenbuhlerin tragen sollte, da meinte sie, daß es Bittereres nun nicht mehr für sie geben könne, und sie wünschte sich von Herzen den Tod. Es litt sie nicht in der öden Stille, die auf den lärmenden Auszug folgte. Leise schlich sie sich aus dem Schloß, um den Spuren der Pferdehufe im Walde nachzugehen, wo sie leicht den Tritt ihres zierlichen Tieres herausfand und in der danebenlaufenden Spur das Jagdpferd des Grafen zu erkennen glaubte. Dann wandte sie sich einem Fußweg zu, der, fernab vom Getöse des Jagdgrundes, zuerst mit sanfter, dann mit steilerer Steigung nach dem einsamen Wallfahrtskirchlein Maria Trost führte.

In der Waldstille bei Vogelstimmen und huschenden Eichkäßen wurde ihr leichter, die Krallen, die ihr das Herz zerfleischt hatten, ließen ab von ihr. Sie ging dem Lauf eines wohlbekannten Bächleins entgegen, das hoch oben im Bergwald aus einer tiefen Schlucht hervorbrauste, um dann mit sanftem Gefäll talabwärts zu rinnen. Diesen Weg

war sie oft in den Tagen ihres Glüdes mit dem Grafen gegangen, der sich damals nichts Lieberes wußte, als im schattigen Waldeschweigen mit ihr ganz allein zu sein. Bis zu dem kleinen Gotteshaus waren sie niemals gestiegen, jetzt aber meinte sie dort oder nirgend den Trost finden zu können, den der Name des Kirchleins verhielt. Nach mehrstündigem Steigen über Geröll und Rasen hörte sie aus der Ferne ein seltsames Klingeln, das sich zuerst kaum von dem leisen Blätterrauschen des Waldes unterschied, aber beim Weitergehen vernehmlicher ward und sie mit unwiderstehlichem Zwang zu sich heranzog. Sie versank in Gedanken an ihre glückselige Kinderzeit, vergaß die werdende Stunde und den steinigen Pfad und stieg und stieg. —

Die Marschallin, die ihrer höheren Jahre wegen gleichfalls von der Jagd zurückgeblieben war, hatte das Weggehen der Gräfin wohl bemerkt und einen raschen Plan darauf gebaut. Sie besaß einen Knecht, dem sie einmal das durch einen Frevel verwirkte Leben gerettet hatte, und der ihr seitdem blindlings anhing. Diefem befahl sie jetzt, der jungen Gräfin heimlich nachzugehen, sie zu töten und ihr den Perlenfchmuck, den sie stets am Halse trug, zu entwenden, damit es den Anschein habe, als sei die Tat des Raubes wegen geschehen. Denn selbst in ihrem Herzeiweh konnte es Donate nicht lassen, sich zu schmücken und schön zu machen. Der Knecht, dem dieser Auftrag zuwider war, nahm, um Mut zu fassen, einen Spießgesellen mit, auf den er vertrauen konnte. Und die beiden Strolche stiegen der Gräfin nach.

Je näher Donate dem Ursprung der Töne kam, desto mächtiger sprachen sie zu ihrem Herzen. Sie hatte längst erkannt, daß es eine Geige war, was da oben in der tiefen Einsamkeit sang. Als auf einer Tannenlichtung das Kirchlein in Sicht kam und ihr von dorthier die Töne unbehindert entgegenbrangen, preßte sie in freudigem Schreck beide Hände an den Busen, denn solche herzensbange Klage und ahnungsvolle Erlösung wohnte in keiner andern Geige als in der ihres Zwillingsbruders. Im Fluge eilte sie die Höhe vollends hinan und stieß die Tür des Kirchleins auf.

Vor dem Altar stand mit dem Rücken gegen den Eingang gekehrt eine lange, sehr schmale Gestalt in dunklem Gewand, dar-

häuptig, den von goldgelbem Lodengerringel umwallten Kopf zu der thronenden Gottesmutter emporgerichtet, und strich in tiefer Andacht die Saiten. Sie rief: »Donatus!« Er wandte sich um, und sie sah in ein Gesicht, so abgezehrt und marmorblau wie das ihre. Die Geschwister flogen aufeinander zu, legten sich gegenseitig die Arme um den Hals, lehnten die Stirnen gegeneinander und weinten beide. Nun schien es Donate, als wäre ihr ganzes Leben zwischen dem letzten heiligen Kuß ihres Bruders und diesem Wiederfinden nur ein wilder, unheiliger, verworrener Traum gewesen.

Auf der untersten Stufe des Altars sitzend, erzählte ihr Donatus, was vor seinem Weggang zu Hause geschehen war, den Tod der Ahne und des Vaters Gedanken an eine zweite Ehe. Was er selber erlitten hatte, erzählte er nicht, und auch Donate sagte ihm kein Wort von ihrem Elend, dessen Spuren er doch auf ihrem Gesichte las.

Plötzlich stuchte Donatus, denn er hatte vor der Tür ein verdächtiges Geräusch vernommen. Da sein Gehör viel feiner war, als es sonst menschlichen Ohren gegeben ist, vernahm er auch das Gemisper der beiden Spießgesellen: »Sie betet in der Kapellen. Müßen zuwarten, bis sie aufklimmt; das Gotteshaus darf nit mit Blut verschandelt werden, das könnt' uns teuer zu stehen kommen.«

Donatens Ohren aber hörten nichts von dem Gespräch, sie vernahm nur das gleichmäßige Brausen des Wasserfalls, der sich weiter oben in die Schlucht stürzte.

Jetzt wußte Donatus, was ihn so mächtig gezogen hatte, daß er seit seiner Befreiung Tag und Nacht gewandert war, um gerade zu dieser Stunde an diesen ihm fremden Ort zu gelangen. Und er rief in stummem Gebet die Gottesmutter an, daß, nachdem sie ihn von schimpflichem Tode befreit, sie ihm nun auch beistehe, seine Schwester zu retten.

Du siehst es ja, Barmherzige, flehte er ohne Worte, daß ich allein bin gegen die zwei und keine Waffen habe als meinen Fiedelbogen. Die aber draußen lauern, sind zwei baumstarke Strolche mit scharfen Klängen bewaffnet. Wenn du nicht hilfst, so ist mein Schwesterlein verloren.

Doch ehe er noch sein Gebet vollendete, hatte ihm die Gottesmutter schon ins Herz gegeben, was er tun sollte.

»Schwesterlein,« sagte er, »wir haben uns so unerwartet wiedergefunden, nun tu mir eine Liebe, aber frage mich nicht um den Grund. Gib mir die Perlenkette, die du um den Hals trägst, und die Sammettschaube. Du selber nimm meinen Mantel und Hut und warte hier in der Kapelle, bis ich zurückkomme.«

Denn er gedachte seine Not ganz still zu erleiden, damit seine Schwester nichts vernehme und, seiner Rückkehr harrend, in dem schützenden Gotteshaus bleibe, bis man sie etwa vom Schlosse aus suchen werde. Er machte das Zeichen des Kreuzes über sie und sich, empfahl die Schwester in den Schutz der allernäbigen Jungfrau, sich selber aber in die Hände des barmherzigen Gottes.

Raum daß er ein paar Schritte außerhalb der Kapelle war, so traten die zwei Schächer hinter den Bäumen hervor und rissen ihm die Perlenkette vom Hals. Er gab keinen Laut von sich und hielt nur die Schaube fest über der Brust zusammen, daß sie den Irrtum nicht entbedten. Die beiden Missetäter sahen sich zweisehend an, sie wagten eine so engelgleiche Schönheit nicht mit Waffen zu verlegen, und da sie doch ihr Amt verrichten wollten, ergriffen sie die vermeintliche Gräfin, schleppten die zarte Gestalt, die keinen Widerstand leistete, nach dem Rande der schaurigen Schlucht und stießen sie hinunter.

In diesem letzten Augenblick seines Erdenlebens ging mit dem Jüngling eine seltsame Wandlung vor: ein Schleier zerriß vor seiner Stirn, daß er endlich sich selbst erkannte und ihm wieder klar bewußt wurde, woher er gekommen war und was er auf Erden gesollt hatte. Sein Leib löste sich in Äther, und während er noch an den Felsen zu zerschellen meinte, schwebte er schon frei über dem Abgrund, denn ein Schwingenpaar hatte sich aus der Umpuppung losgewunden. Der blaue Himmelsaal war aufgetan, er hörte die Seinen rufen. —

Als der Graf mit Gästen und Jagdgefolge spät zurückkehrte, berauscht von der neuen Liebe und vom Blutgeruch der erlegten Beute, erfuhr er, daß die Gräfin schon seit den Frühstunden aus dem Schloß verschwunden sei. Sein Kummer war klein bei dieser Nachricht, denn er ahnte irgendwie das Walten einer hilfreichen Hand. Doch mußte er sich vor Gästen und Gesinde den Anschein der Bestürzung geben und ging selbst mit

Knechten und Fadeln in den Wald, während im Schloß jeder Winkel durchsucht wurde. Natürlich fand sich von der Gräfin keine Spur. Des andern Tags erfuhr man, ein Röhler habe sie den Weg nach der Bergkapelle einschlagen sehen, und unverzüglich wurde dorthin aufgebrochen. Die Marschallin beteiligte sich eifrigst an den Nachforschungen. Im stillen war sie ihrer Sache sicher, denn der Knecht hatte die Nachricht zurückgebracht, die Gräfin Donate liege in einer Schlucht, wo sie selbst das Auge Gottes nicht mehr entdecken werde.

Als der Graf das Waldfkirchlein betrat, lag seine Gemahlin, von einem schwarzen, kuttentartigen Gewand umhüllt, zu Füßen des Marienbildes in tiefem Schlaf, der sie gleich nach ihres Bruders Weggang befallen und inzwischen Tag und Nacht fortgedauert hatte.

Ihr erstes Wort beim Erwachen war: »Donatus!« Hieraus erkannte der Graf, daß die Geschwister, die er durch Berg und Tal getrennt glaubte, hier oben ohne sein Wissen zusammengekommen waren, und sein Groll, der beim Anblick der blassen, schlummernden Frau schon einem milderen Gefühl Platz machen wollte, entbrannte aufs neue. Er fragte barsch, weshalb sie seinem Verbot entgegen das Haus verlassen habe. Sie schwieg, aber ihre Augen, die ängstlich umher nach dem Bruder suchten, verrieten ihm, daß auch in ihrem Herzen mit einem Male die eheliche Liebe erloschen und selbst der Schmerz um die erlittene Kränkung zurückgetreten war vor dem übermächtigen Verlangen nach dem Zwillingsbruder. Nun meinte er dem Eheband keinen Rest von Rücksicht mehr schuldig zu sein. Er ließ mit bösen Gedanken im Herzen die Diener auf Donatus fahnden, den er bestimmt in der Nähe glaubte, weil die Röhlerleute, die den Gang der Gräfin beobachtet hatten, eine ungewöhnte Musik von dem Waldfkirchlein her vernommen haben wollten. Donate wurde aufs Roß gesetzt, das ein Knecht am Zügel führte, der Graf ritt stumm voraus, die Lippe nagend und im Inneren selbst von allen bösen Geistern der Eifersucht, Rachsucht und gekränkten Stolzes zernagt.

Die Marschallin glaubte zuerst ein Gespenst zu sehen, als Donate im Schloßhof blaß und starr wie ein Marmorbild aus dem Sattel glitt, aber die Nachricht, daß der Zwillingsbruder mit seinem Geigenpiel um

den Weg gewesen, und sein Gewand auf dem Leibe der Schwester ließen ihren finsternen Geist schnell erkennen, was geschehen war, und daß sie ihr Werk von vorn beginnen mußte. Es galt, sich zu sputen, um eine Aussprache und mögliche Versöhnung zwischen den Gatten zu verhindern.

Donate war nicht in ihre Gemächer zurückgebracht worden, sondern in ein abgelegenes Turmzimmer, das nur durch eine steinerne Brücke mit dem Schloß in Verbindung stand. Es enthielt als einziges Gerät ein einfaches Ruhebett und einen Beschemel und war kein Gefängnis, sondern hatte früher solchen Schloßbewohnern zum Aufenthalt gebient, die eine Zeitlang abseits vom Lärm und Getriebe ihren geistlichen Bedürfnissen leben wollten. Denn trotz dem Grimm, der in ihm wühlte, schrak der Graf noch immer vor einem äußersten Schritt gegen seine Gemahlin zurück.

Die Marschallin aber sagte: »O weh, nun sehe ich wohl, daß sie mit Hilfe des verfluchten Zauberkünstlers ein neues Band um Eure Stirn geschmiebet hat. Wenn Ihr sie gefangenhaltet, was hilft Euch das? Ihr bleibt durch das Sakrament der Ehe an sie gebunden und auferstande, einen neuen, Euer würdigeren Bund zu schließen.«

Der Graf erwiderte finster: »Ich kann meine Hand nicht wider sie erheben, denn ich habe es ihrem Vater bei meinen Eltern im Paradiese und bei meiner eignen gräßlichen Ehre zugeschworen, daß ich sie hüten wolle wie meinen Augapfel, daß mit meinem Willen kein raues Lüftlein sie berühren dürfe, und daß ich ihr immerdar jede Ehre erweisen werde, die meiner Gemahlin zukommt.«

»Nun,« sagte die Marschallin boshaft, »den Schwur könnet Ihr halten und dennoch Eure Freiheit wiedergewinnen. Verschließet sie nur gut in ihrem Turm und hütet sie dort wie Euren Augapfel, zu dem Ihr ja auch nichts hereinlasset, weder Trank noch Speise, denn wie möchte einem Augapfel solches frommen? Dort wird kein raues Lüftlein sie berühren, und Ihr braucht ihr kein Pärlein krümmen zu lassen. Sollte es dann mit Gottes Willen geschehen, daß sie nach ein Tager acht oder zehn nicht mehr unter den Lebenden weilt, so könnt Ihr sie in der Gruft Eurer Ahnen bestatten und habt sie damit noch über ihre Lebenszeit und über Euer Versprechen hinaus geehrt. Ihr Tod

aber kann niemals über Euch kommen, weil sie ja doch der Zauberei hätte müssen angelagt werden und nicht minder der unerlaubten Liebe zu ihrem Zwillingenbruder, der sich durch sein Verschwinden der Verantwortung entzogen hat. Auf beiden Verbrechen steht, wie Ihr wohl wisset, der Tod. Retten könntet Ihr sie also auf keinen Fall, denn wenn Ihr ganz schwieget, so wäre ich durch mein Gewissen gezwungen, sie zu verklagen. Wolltet Ihr aber noch länger warten, so könnte sich's leicht erweisen, daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt. Des müßte man sie genesen lassen, ehe sie ihre Sünden büßt, und dann wäre Euer geistlicher Erbe der Sprößling einer Gerichteten.

Im Augenblick, wo der Sohn des Lichts, der auf Erden Donatus geheißt hatte, sich selber wiedererkannte, fühlte er sich von einem gewaltigen Zuge gefaßt, der ihn wie ein tief eingezogener Odem gleichsam einschürfte, daß er die Kraft seiner Tüchtigkeit gar nicht brauchte. Und auf einmal lag das himmlische Zion vor ihm, aus dem er vor-einst war ausgesandt worden, mit zinnen-gekrönten Mauern, so hoch — kein Gedanke kann sie überfliegen. Aber da öffnete sich auch schon das Tor, und die bekannte Gestalt des Pförtners erschien, ein einziger Silberglanz von langwallendem Bart und Haar und silberdurchwirkten weißen Gewändern.

»Tritt ein!« sagte er.

Als der lichte Geist die Schwelle betrat und die blumenbestückte Sonnenwiese mit dem Reigen der seligen Geschwister wieder sah, da schob sich ein ganz kleines demütiges Seelchen, das sich vor lauter Selbstunterschätzung noch kleiner machte, als es war, heran und sagte mit einem Stimmchen, das so zart und ängstlich war, daß es nur wie ein Zirpen klang: »Sohn des ewigen Glanzes, wo ist dein irdisches Schwesterlein?«

Mein Schwesterlein! dachte der Heimgekehrte und besann sich auf die Erde.

»Spüte dich und tritt ein, bevor das Tor sich schließt,« mahnte der im Silberhaar.

Der Engel aber dachte: Wie wird ihr drunten zumute sein ohne mich! und wich zurück von der Schwelle der Seligkeit.

»Zum letztenmal: tritt ein!« sagte der Pförtner. Aber eben jetzt schwebte ein unsäglich glanz her, ein lebendiges Gespinnst von Sonnenstrahlen; es öffnete sich

und wallte als langer Schleier vom Haupte der Gnadenmutter nieder, die in ihrem blauen Himmelsgehang mit der Sternenkronen daraus hervortrat. »Sei gesegnet, mein Sohn, du weißt das Bessere,« sagte sie, und in diesem Augenblick schloß sich das Tor von selber vor ihm zu.

Der Sohn des Lichts wandte sich ab und schoß mit breitgestellten, unbeweglichen Füßchen zur Erde nieder.

Donatus lag auf dem Ruhebett, aber ihre Gedanken fanden keine Rast, sie irrten angstvoll um den Bruder her, den sie so unerwartet gefunden und wieder verloren hatte. Warum war er so schnell von ihr gegangen und nicht zurückgekehrt? Und warum hatte er ihr zuvor den Perlenkranz und die Schärpe abverlangt? Wenn die Leute des Grafen ihn mit diesen Sachen fanden, was würde die Folge sein? Und all die andern Verdächtigungen, die gegen ihn erhoben waren? An ihr eignes bevorstehendes Schicksal dachte sie noch gar nicht, sie wunderte sich nur, wie sie die lange Zeit in der Kirche verschlafen hatte.

Außen auf der Brücke stand unterdessen ein Wächter, um zu verhindern, daß irgendeine erbarmende Seele sich der Eingeschlossenen mit leiblicher oder seelischer Labung näherte. Aber dessen war keine Not, es gab niemand in ihrer Umgebung, der es so gut mit ihr meinte. Den Hochgeborenen war sie doch immer ein geheimer Anstoß geblieben, und die ihres Standes waren, verziehen ihr nicht, so hoch über ihresgleichen hinaufgestiegen zu sein. Der Tag senkte sich, ohne daß sie einen Laut von der Außenwelt vernahm. Sie hatte ihn auf dem Betischmel kniend verbracht und nur, wenn es die Müdigkeit verlangte, sich auf ihr Ruhebett gestreckt. Es war ihr lieb, so allein mit dem Geblieben zu sein, bei dem sie einzig Trost und Hilfe suchen konnte. Sie hatte auch beschlossen, keine Nahrung zu sich zu nehmen, solange die Ungewißheit dauere. Aber am Abend ängstete sie sich doch, daß niemand gekommen war, ihr Speise und Trank zu bringen. Als auch am Morgen keine Seele sich zeigte, und es am zweiten Tage um sie her still blieb wie im Grab, da begann ihr zu grausen, und sie ahnte nun, welch ein Ende ihr bereitet war. Ein brennender Durst befiel sie, der viel peiniger war als der Hunger, der gleichfalls an ihr zehrte. Sie rief

in ihrer Qual zu Gott und Menschen, aber keine Antwort kam; es sank die Nacht, und der Morgen tagte, und nichts regte sich um sie her; sie war vergessen, schien es ihr, lebendig begraben. Dann zählte sie nicht mehr die Tage, die gingen und kamen; wenn sie noch etwas Kraft hatte, kniete sie auf dem Schemel, ihre Gedanken umnebelten sich, und endlich schwanden ihr die Sinne.

Da vernahm sie im Traum ein Singen und Klingen, und es schien ihr, als sei sie wieder ein Kind und läge im Grase ausgestreckt, und Donatus sitze neben ihr, auf seinem Blatte spielend. Als sie mit Mühe die Augen öffnete, lag sie auf ihrem Ruhebett im Turm. Aber die bekannten Töne gingen weiter. Da schloß sie die Augen aufs neue und fragte: »Bist du es, Donatus?«

»Ja, ich bin's, Donate.«

Sie wagte nicht mehr aufzublicken, aus Furcht, er könnte ihr entweichen, denn sie fühlte, wenn sie es auch nicht sah, daß er bei ihr saß und ihre Hand hielt. Und die Sinne vergingen ihr wieder.

Am andern Morgen erwachte sie erquicht, die Hungerqual hatte nachgelassen, und ihre Lippen waren frisch befeuchtet. Aber sie fürchtete, von ihrem Zwillingsbruder nur geträumt zu haben, und wagte lange nicht die Augen aufzuschlagen. Endlich, aus übergroßer Sehnsucht nach ihm, blinzelte sie ein klein wenig aus halbgeschlossenen Lidern.

Da saß er und lächelte sie an.

»Wirfst du mich nicht mehr verlassen, Donatus?«

»Niemals.«

»Warum führst du mich nicht aus dem Turm heraus?«

»Das kann ich nicht, Schwesterchen, du mußt noch leichter werden.«

Donate hob ihre weißen, abgezehrten

Ärme in die Höhe, von denen nun der Goldschmuck abgefallen war, und fragte lächelnd: »Bin ich noch nicht leicht genug?«

Er strich ihr mit der Hand über die Augen: »Schlafe, du Schelm!«

Nun begann ein verworrenes Spiel zwischen Schlafen und Wachen.

»Wann gehen wir, Donatus?«

»Morgen, Donate.«

Und wieder einmal, als sie die Augen aufschlug, sagte er: »Setz, Schwesterlein, ist es Zeit. Rüste dich zur Reise!«

Sie richtete sich auf: »Wohin führst du mich?«

»Nach Hause!«

Im gleichen Augenblick hatte der Wächter auf der Brücke einen tödlichen Schreden. Die festverschlossene Tür drehte sich in den Angeln, und heraus traten zwei weiße glänzende Gestalten Hand in Hand. Er wollte sie aufhalten, wie es seines Amtes war, aber er griff in leere Luft, und beide glitten unter dem dunklen Nachthimmel wie ein Lichtschein an ihm vorüber. Als er ihnen ins Gesicht blickte, fiel er vor Entsetzen ohnmächtig zu Boden, denn was er sah, war die Gräfin Donate in doppelter Gestalt.

Doch war der Wächter nicht der einzige, der solche Erscheinung hatte. Zu gleicher Zeit weckte den Grafen ein feines Klingen, und als er die Augen öffnete, schwebten die zwei völlig gleichen glänzenden Gestalten nahe an seinem Lager vorüber, die Augen auf ihn geheftet. Da erkannte er plötzlich, was es mit dem Zwillingsbruder und den wundersamen Begebenheiten, die sich an seinen Namen knüpften, für eine Bewandnis gehabt hatte. Er bestattete Donatens entseelten Leib in der Gruft seiner Väter und verließ dann im Pilgerkleide das Land, um an heiliger Stätte zu beten und zu büßen.

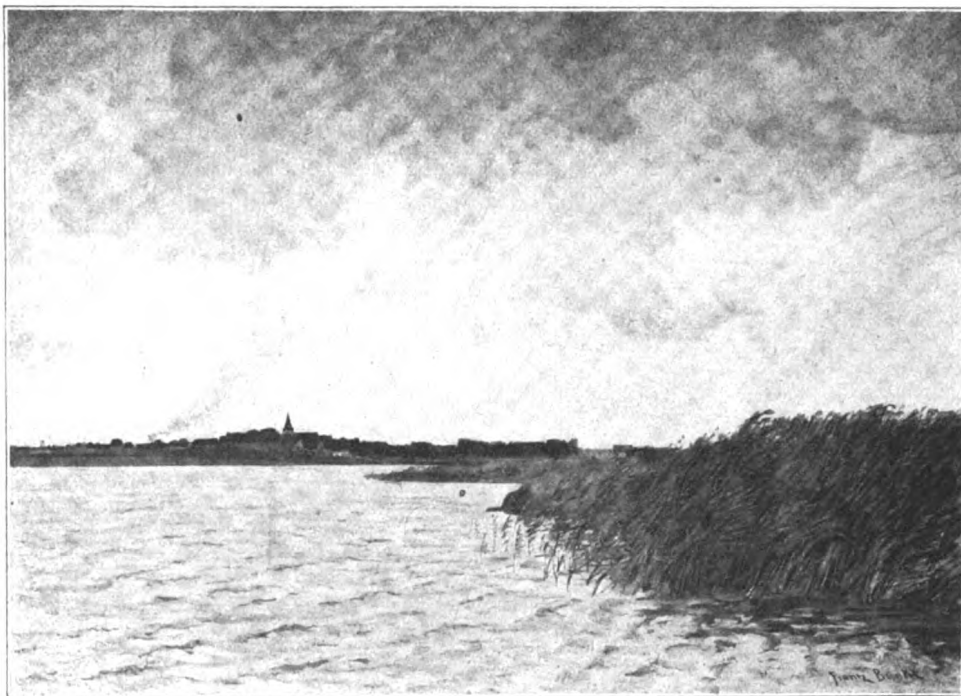
Die Geige

Ich spielte meine Geige,
Ach, sehnste mich so sehr, so sehr:
In seligem Einklang neige
Sich einmal deine ferne Seele her.

Du hast es nicht vernommen ...
Es ist verweht — wohin, wohin? ...
Ein Mädchen ist gekommen
Mit einem Strauß: ob ich der Geiger bin.

»Du Geige, ach, auch meine!
Voll Tränen! Alle hören sie
Und immer nur der eine,
Der sie vernehmen soll, vernimmt sie nie.«

Leo Sternberg



Ein frischer Morgen

Kunst. Photograph. Schuler, Weimar

Franz Bunke, ein deutscher Landschaftler Von Paul Hüttenrauch

„Weh, wohin entschwanden alle meine Jahr!
War nur ein Traum mein Leben, oder ist es
wahr?“

An diese Worte Walthers von der Vogelweide mußte ich denken, als ich, nach einer Winterwanderung von Reinharbtsbrunn zum Inselfsberg, in meinem lieben Spieghberg mit dem Freunde zusammen im gemütlich warmen Zimmer saß, Jugenderinnerungen austauschend. Warum kam ich auf Walther von der Vogelweide? Nun, weil er doch über alles die Natur seiner deutschen Heimat geliebt, weil keiner der Alten sie so innig besungen hat wie er, weil sie ihm mit ihrer Schönheit so ganz das Herz erfüllt hat:

Als der Sommer kommen war
Und die Blumen wunderbar
Aus dem Grase drangen,
Da bin ich hingegangen,
Wo auf einer langen Flur die Vöglein sangen,
Wo ein lauter Born entsprang;
Er floß den Wald entlang,
Wo die Nachtigall schön sang. —

Wie den von der Vogelweide der Sommer tag, so hatte uns beide, mich und den

Künstler, der Winter mit seiner Schönheit in seinen Bann getan. Leise brach die Dämmerung herein, als wir unter den hohen Bäumen des Thüringer Waldes dahinschritten, das Gebirge hinauf. Die untergehende Sonne ließ einzelne beschneite Berggipfel warm erglühen, und diese Glut strahlte auch uns ins Herz hinein: einer schaute dem andern auf den Grund der Seele. Vom Verdegang des Künstlers sprachen wir, von seinem.

Franz Bunke stammt aus dem kleinen anmutig gelegenen Städtchen Schwaan bei Rostock. Der Vater, ein Mühlenbauer, kam weither, aus Schlesien; die Mutter war ein Schwaaner Bürgermädchen. Dem glücklichen Ehepaare wurde im Jahre 1857 am 3. Dezember der Sohn Franz geboren. Der Mutter verdankt der Sohn, wie so viele Künstler, den Drang zur Poesie, zur Kunst überhaupt. Glücklich durfte sich der Meister preisen, daß ihm ein gütiges Geschick die treue Mutter, deren munteren Erzählungen der Knabe einst so gern und oft gelauscht hatte, so lange zur Seite ließ. Erst vor

Westermann's Monatshefte. Band 124. I. Heft 741

wenigen Jahren folgte sie dem längst verstorbenen Vatten nach, dem geliebten Sohne die einzige Schwester, die Hüterin des heimlichen Besitztums in Schwaan, hinterlassend. Franz Bunte besuchte die Schule in Schwaan, fing frühzeitig an zu zeichnen und zu malen und brachte Anfang der siebziger Jahre seine ersten Arbeiten dem Maler Paul Tischbein, der ihn als Schüler annahm.

Tischbein war der letzte jener alten Künstlerfamilie. Eifrig saß der 16jährige Schüler mit Stift und Pinsel zu Füßen des sonst wenig bekannten Malers; besonders aufmerksam wurde jedes Wort verfolgt, sobald Fritz Reuter seinen Freund Tischbein besuchte. Leider schied dieser schon 1874 aus dem Leben, und der junge Bunte stand allein da. In der Brust des Jünglings wohnte aber der Gedanke: Du mußt ein echter Künstler werden, also vorwärts! — wenn auch

mancherlei Sorgen zu überwinden waren. Der Weg ging durch die Gewerbeschule in Rostock zunächst auf die Berliner Kunstakademie. Dann führte den Jüngling ein günstiges Geschick nach Weimar: in dem vorzüglichen Landschaftsmaler Professor Theodor Hagen, der Weimar bis heute treu geblieben ist, fand der Lernbegierige einen ausgezeichneten Lehrer. Im Verein mit den strebsamen Jüngern der Kunst — ich nenne nur Paul Baum, Paul Tübbede, Franz

Hochmann —, in der Neigung und Bewunderung für den leider zu früh verstorbenen Karl Buchholz, vor allem aber im Verkehr mit Mutter Natur, die ihre lieblichen Reize dem Kunstjünger auch in Weimars Umgebung entfaltete, bildete sich hier Franz Bunkes Eigenart heraus, und in Weimar blieb er sitzen und sitzt da heut noch, zum Professor ernannt, wohnhaft in Oberweimar,

den alten herrlichen Park von seinem Atelier — ach, sagen wir lieber gut deutsch und ehrlich: vom Arbeitszimmer aus überblickend.

Trotzdem ist Bunte aber ein echtes Medlenburger Kind geblieben, ein Sohn des Landes nahe der See, wo jene Luft voll Feuchtigkeit weht, die die Schaulustigen zu Malern erzieht. Jedes Jahr wandert der Künstler während der Sommermonate in die alte Heimat, wo sich dem Auge die mächtigen horizontalen Linien, die großen und



Sommermorgen

Ausz. Franz Buntl. Weimar

Im Besitz des Herrn Kommerzienrats F. Opel in Kasselheim b. Frankfurt

weiten Ausblicke bieten mit Bergen von Wolken darüber. In diesen ausgedehnten Flächen ist jede Erhebung von eigenartigem Reiz; jeder Weidenbaum am Wasser, jede zierliche Birke tritt besonders hervor. Die kleine Gruppe von Eichen oder Buchen erscheint dem Beschauer viel größer als eine gleiche Gruppe den Bewohnern der gebirgigen Gegend.

Bunkes Heimat hat noch insofern einen besonderen Vorzug, als sich gleich hinter



Ein Morgen im Hochsommer

Kupf. Franz Sölll, Weimar
Im Besitz des Herrn Brauereibesizers R. Demhardt in Weimar

Schwaan der baltische Höhenrücken hinzieht, diese mit Kiefern bewachsene mäßige Erhebung im norddeutschen Tieflande, die dem Maler immerhin eine Berglandschaft im kleinen bietet. Wie nun die große Ebene den Blick für stille Größe, für leuchtende

Weite schuf, so führte sie unsern Künstler aber auch immer wieder hin auf die Erscheinungen der Nähe, und dadurch entstand die Freude an feiner, zarter Linienführung. Durch die herrlichen Werke, die Bunte dank der täglichen Anschauung seiner näheren Sei-



Novemberabend

Kupf. Franz Sölll, Weimar
Im Besitz des Herrn A. Lindig, Großherzogl. Sächs. Bezirksbaumeisters in Weimar



Im Spätherbst

Ausn. Franz Balth, Weimar
Im Besitz des Herrn Kommerzienrats E. Opel in Rüsselheim b. Frankfurt

mat erstehen ließ, ist er entschieden einer der echten Heimatkünstler Deutschlands geworden. Merkwürdigerweise hatten seine Landsleute eigentlich erst im Jahre 1914 Gelegenheit, ihn kennenzulernen. Der Kunstverein in Rostock hatte sich endlich dazu entschlossen, eine größere Ausstellung von Werken des im weiteren Vaterlande wie auch im Auslande so geschätzten Künstlers zu veranstalten. Schwerin war darin vorangegangen. Es bewahrheitete sich auch hier wieder einmal der Satz: Niemand gilt etwas in seinem Vaterlande. Mir selbst war es vergönnt, am Tage vor der Eröffnung mit Meister Bunte selbst die prächtige Sammlung anzusehen. Ungefähr zwanzig Bilder zeigten den Bewohnern Rostocks, daß sie schon seit langem den feinsten und besten Schilderer der sie umgebenden Landschaft den ihren nennen durften.

Was uns an Rembrandts, Ruysdaels, an Caspar David Friedrichs, an den Landschaften von Buchholz anzieht, das finden wir auch bei Franz Bunte. Wie weiß er uns, vorausgesetzt, daß man ihn »genießt«, das heißt seine Bilder nicht nur flüchtig beschaut, zu packen! Effekte allerdings wird der modern

gewöhnte Ausstellungsbesucher vergeblich suchen; denn nur die reine Freude, das Aufgehen in der Naturstimmung kennzeichnen Bunkes Werke. Albin Egger-Lienz, einer der bedeutendsten österreichischen Monumentalmaler, äußert sich in einer Abhandlung über Bunte: »Ich bin stundenlang vor diesen Bildern gesessen, die auf den ersten Blick so kunstlos wirken wie die Natur selber, die aber immer lebendiger ihre Schönheit erschließen, je mehr man sich darin vertieft. Was Bunte nicht in die Galerie der Ersten von heute eintreten läßt, ist sein großes, wahres Künstlertum — wäre er Experimentator und Modeblüffer, er stünde längst zuvorderst in den Listen des Tages.«

In einer Besprechung des Wiener Fremdenblattes anlässlich der Bunte-Ausstellung zu Anfang des Jahres 1914 heißt es: »Mag man auch dem Expressionismus und seinen Spielarten gewogen gegenüberstehen, weil nicht alles schlecht sein muß, was sich in einer Krise befindet; die Tatsache, daß die modernste Kunst in deutschen Landen undeutsch ist, ihre Gesetze sich von Frankreich und Asien diktieren ließ, hat mich immer verstimmt und den brennenden Wunsch nach

deutsch empfundener Kunst in mir entstehen lassen. Frantz Bunte ist eine restlose Erfüllung dieses Wunsches. Und vielleicht liegt gerade darin das Geheimnis der ungewöhnlich nachhaltigen Wirkung, die von den Landschaften Bunkes ausströmt. Wer sich in sie vertieft, wird befangen sein wie von einem Traum, den keine merkbare Grenze von der Wirklichkeit scheidet. Solche Landschaften habe ich wohl nicht selten gesehen, aber so gesehen habe ich sie noch nie.

Wie mag das kommen?

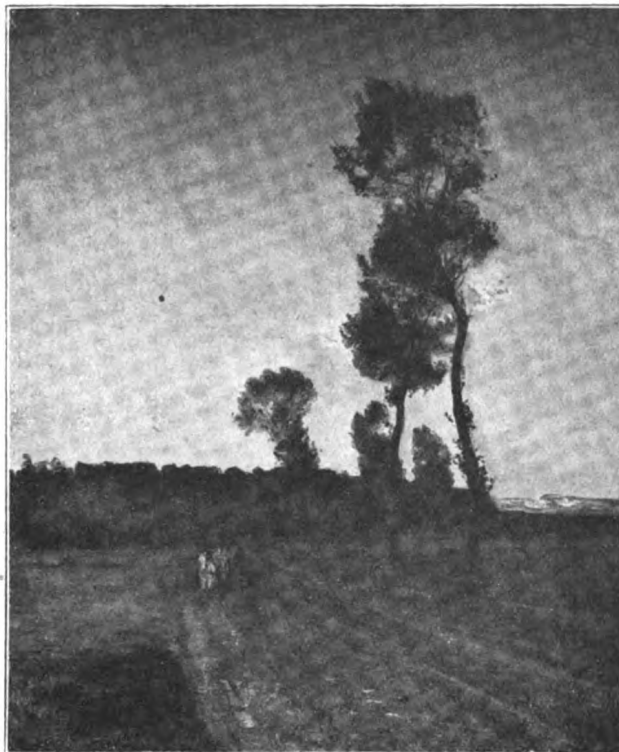
Auf Bunkes Bildern, besonders auf denen der späteren Zeit, erblickt man fast nie eine menschliche Gestalt. Der Blick wird nicht abgelenkt, nur die freie, weitatmige Landschaft in geheimnisvoller Einsamkeit, sie nimmt uns in ihren Bann, und ehrfurchtsvoll ahnen wir das Göttliche im unendlichen Raum. Ein Raumgefühl besitzt der Künstler, eine Gabe, das Dreidimensionale darzustellen, daß man oft erstaunt ist über die Größe des Bildes im kleinen Rahmen. Dieses Kennzeichen seiner künstlerischen Eigenart bedingt aber auch die Wahl seiner Stoffe, die Vorliebe für die Ebene mit dem weiten Blick. Darin ist er sich treu geblieben, der Heimatkünstler. Trotzdem Frantz Bunte auch die gewaltige Alpenwelt kennengelernt hat, trotzdem er auch von dort manche interessante Skizze mitgebracht hat, immer vertieft er sich wieder in die freien Weiten Mecklenburgs, in die Ebene mit dem reizvollen Wasser im Vordergrund, wodurch dieser eine besondere Bedeutung gewinnt. Dahinter die weite Ferne, der hohe Himmel darüber.

Der Wechsel der Erscheinungen in Luft, Ebene und Wasser ist entschieden die Hauptaufgabe seiner Darstellungen, und welche Mannigfaltigkeit wird darin dem Beschauer vorgeführt! Ich setze natürlich immer ein wirkliches Sichvertiefen in das Kunstwerk voraus.

Wie oft verführte — gerade in den letzten Jahr-

zehnten — die Sucht, den Beschauer und Käufer anzulocken, zu einer reklamehaften Wahl der Stoffe. Wie gern wählte man solche, die dem Allerweltsgeschmack zu schmeicheln verstanden. Nichts von alledem bei Bunte, dessen eigenste Empfindungen und Eindrücke sich in seinen Werken spiegeln. Es gehört allerdings ein starkes künstlerisches Gewissen dazu, bei diesem Wettlauf um die Gunst des Publikums nicht in gleicher Art mitzutun. Mancher der Jugendgenossen hat die Bahn verlassen, auf der Bunte unentwegt fortgeschritten ist. Diese Festigkeit, sein staunenswerter Fleiß und die ungemeine Liebe zur Natur haben den Künstler aber auch dahin gebracht, daß er heute zu den Klassikern der deutschen Landschaftsmalerei gehört, ein Maler, dessen Werke von Geschmackskundigen mehr und mehr gesucht werden.

Egger-Lienz, der Tiroler Maler, hat im Jahre 1914 in seiner »Einführung in Bunkes Werke« auf der schon erwähnten Wiener Ausstellung sehr richtig bemerkt: »Wenn Frantz Bunte mit diesem Vermögen



Kuhn. Photogr. Schieler, Weimar
Im Besitz des Herrn Prof. Arno Möller in Hannover

in solcher Ausdruckskraft und Klarheit heute unter den Landschaftsmalern fast allein steht, so daß seine Bilder überall auf den Ausstellungen aus der allgemeinen Abblende herausfallen, so rechtfertigt dies um so mehr mein Eintreten für ihn; denn er wird vor der Kunstgeschichte bleiben, wenn der ganze Schwarm optischer Schabloneure und Apparatsmenschen längst den Weg aller Tagesmoden gegangen ist. Es wird selten einen Landschaftler geben, der, ein so starker

ring, sicher auch in farbiger Behandlung kaum hätten überboten werden können.

Zeichnung und Malerei entwickelten sich bei Bunte in gleichem Verhältnis weiter. Die Maltechnik des Meisters ist die gediegene, wie wir sie bei unsern Großen finden, deren Bilder nach Jahrhunderten wie frisch gemalte aussehen. Auf dem weißen, fein abgeschliffenen Untergrunde entsteht in grauem leichtem Ton das Gesamtbild wie eine flächige Zeichnung. Die Komposition



Mecklenburgische Dorflandschaft

Kupf. Franz Seitz, Seimar

Techniker, doch ganz und gar nicht durch Technik wirkt.

Damit kommen wir auf die Art und das Wesen seiner Arbeit.

Schon die zahlreichen Bleistift- und Sepiazeichnungen Bunkes, die einen wahren Schatz bilden, zeigen den Künstler, mögen es handgroße oder in Großfolio angelegte Landschaften sein. Immer spricht sich darin die feinste Stimmung für die intime Landschaft aus. Unter den vielen, den Fleiß des Künstlers bezeichnenden Blättern sind solche, die mit den einfachsten und bescheidensten Mitteln geschaffen sind, die in ihrer Art geradezu als Meisterstücke gelten müssen, die an Stimmungsgehalt, an dichterischer Verklä-

ist völlig fertig. Über dieses, eigentlich in sich vollendete Bild werden dann die Farben gelegt. Wie wunderbar frisch erscheinen Bunkes Landschaften noch nach Jahrzehnten!

Bunte ist nie ein Ateliermaler gewesen. Zuerst kam bei ihm immer die Einker bei Mutter Natur. Wie der Sechzigjährige noch frisch und munter hinauszieht, so hat der Künstler es von Jugend an gehalten und getan. Mit offenen Augen, aber auch mit offenem Herzen hat er die Natur geschaut und erlebt. Und gerade das Naturerleben ist ja für den Künstler von höchster Bedeutung. In Bunkes Bildern reizt uns nicht die einfache Naturnachahmung, sondern die wunderbare Stimmung, die er hineinzug-

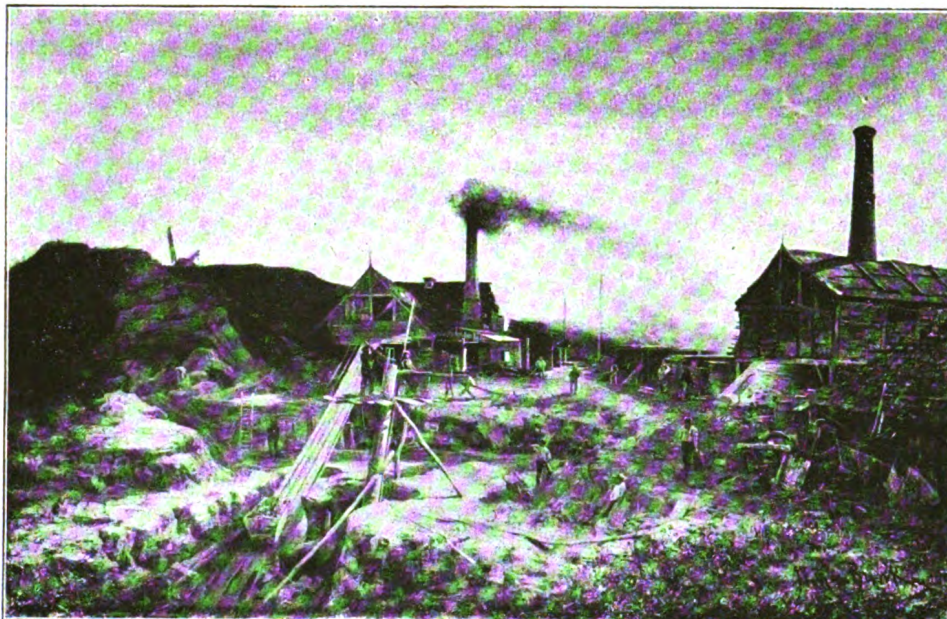


Wintertag

Auhn. Lued. Weimar
Im Besitz des Herrn Cronacher in Bamberg

legen versteht. Das ist eben wirkliches Erlebnis. Haben nicht unsre Romantiker Schwind und Richter die Märchenherrlichkeiten des deutschen Waldes so einzig schön geschildert? Unsern wunderbaren deutschen

Wald mit seinen rauschenden Laubkronen, in denen es widerhallt von tausend Vogelstimmen? Mußte man da erst wieder die Franzosen, die Meister von Barbizon, als die Erfinder der Stimmungslandschaft, des



Mecklenburgische Ziegelei

Auhn. Photogr. Schöner, Weimar



Nach dem Sturm

Mal. Franz Bunté, Weimar
Im Besitz des Herrn Bankdirektors R. Fricke in Weimar

paysage intime, hervorheben? Nein, Theodor Hagen, Karl Buchholz, Franz Bunte, Paul Tübbede und andre Weimarer haben diese Stimmungslandschaft ohne jene fremde Kunst als Vorbild gepflegt und weitergebildet.

Schauen wir eine Waldlandschaft von Bunte an, einen alten heiligen Hain des Nordens, wo einstmal die Helden ihre letzte Ruhestätte fanden. Da stehen die knorrigen Eichen und Buchen, schön belaubt, und die Sonne bricht durch die Zweige und läßt das Grün aufleuchten, über das sich quer die tiefen Schatten der Baumriesen legen, während im Hintergrunde die Lichtung hell erstrahlt. Einsam ist der Wald, kein lebendes Wesen stört diese Ruhe.

Auf einem andern Bilde führt uns der Künstler in die Herbstlandschaft. Das Laub fällt von den Bäumen, leise bewegt der Wind die Baumwipfel der prächtig gemalten Stämme; unten fließt das Bächlein vorüber und entführt das gelbe Laub. Vorn steht eine alte Birke. Aber der ganzen Landschaft der herbstliche, graublau Himmel.

Auf dem Novemberbild wieder eine andre Stimmung. Die kahlen Bäume zeichnen

scharf ihre Umrisse gegen den Himmel ab und umstehen die kleine rote Kapelle mit dem Brunnlein davor. Sterben, Vergeben.

Buntes Hauptwerke sind aber die Bilder, worauf er uns in seine weite medlenburgische Landschaft führt. Ein schwüler Sommertag. Der Himmel ist mit schweren Wolken bedeckt, aus denen sich ein Gewitter entwickeln muß. Da und dort bricht die Sonne hindurch, ihre Strahlen beleuchten im Vordergrund den Weiher, dessen Wasser vom Südwest aufgerührt wird, der auch die Baumkronen der dahinterstehenden Gruppe bewegt. Wasserpflanzen und hohes Schilf fassen das Ufer ein. Der Naturwissenschaftler wird sofort die verschiedenen Pflanzen erkennen, ohne daß etwa ein Zuviel der Einzelheiten den Gesamteindruck stört. Ganz in der Ferne schließt die eine Seite ein Wald ab, während Wiesen und Felder der andern Seite den Blick in ungemessene Ferne gestatten. Oder der Sturm braust über die Ebene, und die Pappeln am Wege biegen sich, die klare, beinahe harte Luft wird eben von der dunkelblauen Regenwolke begrenzt. Läßt der Sturm nach, so prasselt der Regen herunter. Da glüht auf einem



Franz Bunke:

An der Warnow

Zu dem Aufsatz »Franz Bunke« von Paul Hüttenrauch

großen, herrlichen Bilde die untergehende Sonne zwischen den Wolken hervor und beleuchtet die ausgedehnte Landschaft. Man meint, selbst im dunklen Raume muß dieses Licht noch erstrahlen. Wie treffend der Meister die Weißgluthige des Mittags, den aufgehenden Mond mit seinem milden Schein wiedergegeben hat, immer tritt uns in seinen Werken das persönliche Erlebnis entgegen, immer wieder gewinnt man den Eindruck echter Lyrik.

Einen ganz eigenartigen Ton schlägt er in seinem »Grüßen Morgen« an. Viele Beschauer mögen wohl zunächst erstaunt dieses Werk angeschaut haben, denn wenige Menschen kennen diese Tageszeit; aber Franz Bunte hat sie häufig genossen und genießt sie noch, denn er ist ein Frühaufsteher. Bei schlechtem Wetter muß ein gutes Buch, z. B. der Liebling Böllche, die Zeit vertreiben; sonst aber sitzt der Meister oft zur Sommerzeit früh um vier Uhr draußen in Wald und Feld und malt, zu einer Zeit, da noch kein Mensch die Stille der Mutter Natur stört. Im Heiligtum! — Die Wolken am Himmel — Bunte ist unübertrefflich als Wolkenmaler —, der feine, aufsteigende Dunst, die eigenartige Beleuchtung vor dem Erscheinen der Sonnenscheibe, die leise Bewegung, die der Morgenwind hervorruft, alles ist unübertrefflich wiedergegeben, und alles atmet Leben. Des Künstlers Landschaften strömen förmlich Landgeruch aus, sind ein Beweis dafür, mit welcher begeistertsten Liebe Franz Bunte an der Natur seiner Heimat hängt.

Ihre feinsten Schattierungen erhalten die Bilder von den Stimmungen der Jahres-

zeiten. Sommer und Herbst besonders, mit Gewitter, Sturm, Abendrot, Mondaufgang und Morgendämmerung in ihrer tiefen Einsamkeit, bietet uns der ernste Künstler.

Begeistert hängen seine Schüler, ohne die er schon seit Jahren nicht mehr in Schwaan weilt, an dem geliebten Meister. Sie wissen, daß er sie auf den rechten Weg, auf den Weg der wahren Kunst führt.

So hervorragend der Meister in seinem Können ist, einem Können, das sich aus vielen Jahren strengsten Fleißes und aus der innigen Hingabe an die Natur entwickelt hat, so einfach ist Bunte als Mensch. Als ein biederer deutscher Mann, den seine Freunde hochschätzen und lieben, als ein echter, guter Hausvater, dem Frau und »Döchtling« das Heim schmücken, so ist er durch das Leben gewandert.

Möge er der bildenden Kunst, die das Schöne durch Form, Farbe, Zeichnung, Aufbau, Bewegung und Ausdruck darzustellen die Aufgabe hat, als ein Eckpfeiler dienen, an den sich die jungen Künstler anlehnen. Dann kann es an einer echten deutschen Landschaftskunst nicht fehlen. Unsere deutsche Kunst hat ja in ihrer besten Zeit stets den Vorzug der Geistestiefe, der Sinnigkeit, der liebevollen Hingabe an das Einzelne gehabt. Schwächte dann der überflutende Strom des Fremden diese Vorzüge einmal ab, trat eine gewisse kosmopolitische Neigung der Geister ein, so fand sich doch das deutsche Wesen wieder in Zeiten der Not, der Bedrängnis, zeigte da seine gewaltige Kraft. Hoffen wir, daß die schwere Kriegszeit auch in dieser Beziehung der Zukunft unsers Kunstschaffens zugute kommt.

Vision

Wallende Fahnen seh' ich
Weit wie ein wogenendes Meer,
Unter den wallenden Fahnen
Schreiten die Sieger daher.

Rauschenden Jubel hör' ich
Brausend wie brandendes Meer,
Unter dem rauschenden Jubel
Schreiten die Sieger daher.

Strahlende Blicke seh' ich
Licht wie ein leuchtendes Meer,
Unter den strahlenden Blicken
Schreiten die Sieger daher.

Auch seh' ich zitternde Tränen
Zahllos wie Tropfen im Meer —
Alle die tränenden Augen
Suchen — und finden nicht mehr.

Louis Engelbrecht

Nächtliches Gespräch

Don fernher geht durch die polnische Nacht,
Wie der Steppenwölfe dumpfes Gebell,
Der feldgeschütze atemlos Brummen.
Die Bienensummen
Gleitet's über Tische und Bett
Im schlafenden deutschen feldlazarett.
Nur eine kleine Lampe flack't hell,
Tastet wie mit fingern so leise
über die hölzernen Pritschen im Kreise
Und wacht.

„Kamerad, hörst du?“ – „Ich kann nicht, die Nacht ist so laut.“ –
„Hast du Durst?“ – „Ja!“ – „Warte!“ – Schweißpeilenbetaut
hebt sich ein heißer Körper zum Licht.

Der andere spricht:

„Glaubst du, Kamerad, daß sie heim uns fahren?
Wir haben's verdient doch! Und seit zwei Jahren,
Das ist eine Zeit, war ich nicht mehr zu Haus
Und immer mitten im schlimmsten Graus.“ –
„Wo traf's dich?“ Der Jäger hat sich emporgeholt. –
„Der Arm ist zerschmettert, die Lunge verletzt,
So sagte der Arzt. Und es schmerzt mir die Brust.
Glaubst du, Kamerad, ich hab' es gewußt?
Als wir gestern die Nachtpatrouille geritten
Und vom Weg die Kosaken abgeschnitten,
Da traf's mich, weiter weiß ich nichts mehr.
Kameraden brachten zurück mich und her.“ –
„Und jetzt?“ – „Ist's schon besser.“ Nach langer Pause:
„Kamerad, meinst du wirklich, wir kämen nach Hause?
Weißt du, wir haben ein Stückchen Land
Und Wiesen, Kraftboden, kein fruchtloser Sand,
Und ein Gehöft mit Kühen und Pferden.
Ob die alten Gesellen noch dasein werden?
Vater schrieb neulich, die Schecke sei krank,
Doch er brauch't nicht verkaufen, Gott sei Dank!
Und dann ist ein Garten hinter dem Haus
Mit Apfelbäumen und Blumen, ein Strauß
Jedes Beet, wenn der Sommer strahlt;
Ich habe so oft mir's ausgemalt,
Wenn dem feinde wir folgten durch Dörfer in Bränden,
Und konnte nur Träume nach Hause senden.
Ich glaube, Kamerad, solch Stückchen zu Haus
Nahm jeder von uns in den Krieg mit hinaus
Und trug's im Herzen. Sehnsucht macht weh.
Was meinst du, ob ich es wiederseh'?“ –
„Ganz sicher! Und schlaf jetzt! Hier ist der Trank.“
Zwei Lippen suchen und sprechen Dank. – –

Als der Morgen bleiern ins Zimmer bricht,
Liegt ein Schläfer mit starrem Angesicht,
Mit Augen, die fern ihre Heimat sahn,
Mit lächelnden Zügen, ein toter Ulan.

Hellmuth Unger



Das Haus der Clara-Ziegler-Stiftung in München

Das Münchner Theater-Museum der Clara-Ziegler-Stiftung

Von Julius Schaumberger

Schillers Klage, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flechte, hat fast ganz seine Geltung verloren in einer Zeit, die auch auf dem Gebiet der Schauspielkunst dem Wesen und Wirken hervorragender Persönlichkeiten aus verflossenen Zeiten mit regem Eifer nachspürt und ihre Bedeutung für Vergangenheit und Gegenwart abzuwägen sucht. So manche Größe erscheint uns freilich nicht mehr in dem hellen Licht, von dem sie ehemals umstrahlt war.

So steht auch der Glanz, der mit dem Namen der einst hochgefeierten Tragödin Clara Ziegler verbunden ist, nach den Wandlungen, welche die Schauspielkunst und ihre Würdigung seither erfahren hat, nicht mehr ganz im Einklang mit dem Ruhm, den sie vor Jahrzehnten auf der Höhe ihres Wirkens genoss, mit den Triumpfen, die ihre

Zeitgenossen ihr bereiteten. Aber wenn auch das Bild ihrer künstlerischen Persönlichkeit in Zukunft noch mehr verblässen sollte, so würde sie doch davor geschützt sein, der Vergessenheit anheimzufallen. Denn durch eine wertvolle Stiftung hat sie selbst ihrem Namen ein dauerndes Fortleben gesichert.

Schon nach dem Tode ihres Gatten, des Münchner Hofschauspielers Adolf Christen, dem sie auch die Ausbildung für ihren künstlerischen Beruf zu verdanken hatte, reifte in Clara Ziegler der Entschluß, ihre im Jahre 1873 in München am Rande des Englischen Gartens erbaute Villa der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger und deren Wohltätigkeitsanstalten zu vererben, mit der Bestimmung, daß das Haus zu einem Theater-Museum umgestaltet werde, und nach ihrem am 19. September 1909 erfolgten Hinscheiden fand man in



Die Eingangshalle

Arch. Geb. Arch. München

ihrem Testament diesen Entschluß in folgenden Worten ausgedrückt: »Ich habe mit meiner Stiftung den Zweck im Auge, unsrer Kunst eine Heimstätte im vornehmen Sinne zu gründen, welche unserm Stande zur Ehre gereichen soll, und ich stelle an meine Be-



Der Saal für Bildwerke



Das gelbe Zimmer

Aufn. Gebr. Hirth, München

riefsgenossen die Bitte, meine Absicht tatkräftig unterstützen zu wollen ... Es soll somit aus unserm eignen Stande die Gründung eines Theater-Museums hervorgehen, das der deutschen Schauspielkunst bis heute noch fehlt, und das zu erreichen ich als die



Der große Saal

schönste Aufgabe meines Lebens betrachte ... Mein Leben war ganz der Kunst geweiht, und mit einer bedeutungsvollen Tat will ich es schließen.«

Die Gründung des Münchner Theater-Museums beruht also auf einem deutlich ausgesprochenen Wunsch Clara Zieglers, auf einer Idee, welche dem stets auf das Ideale gerichteten Streben der Künstlerin und ihrem ehlen Herzen entsprungen ist; und sie selbst ist demnach als die Urheberin der ihren Namen tragenden Schöpfung zu betrachten.

Der gleiche Gedanke war in der Theaterwelt schon früher aufgetaucht, ohne jedoch seine Erfüllung zu finden. Der Plan, die Forschungsergebnisse auf dem Gebiet

der Theatergeschichte in entsprechenden Sammlungen zu vereinigen, ist wohl hier und da zur Ausführung gelangt, so in der im Jahre 1892 in Wien veranstalteten Internationalen Theater- und Musik-Ausstellung und in einem gleichartigen Unternehmen, das vor etwa zehn Jahren in Berlin in Erscheinung

trat. Auch haben einzelne Theater, wie z. B. das Wiener Hofburgtheater und das Münchner Hof- und National-Theater, den Geist verschwundener Kunstzeiten festzuhalten gesucht, indem sie nach dem Vorbilde der Pariser

Comédie française die bedeutenden Bühnenkünstler, die in früheren Zeiten in ihren Verbänden wirkten, im Bilde verewigten. Jedoch handelte es sich hierbei teils um vorübergehende Schaustellungen, teils um Unternehmungen von nur örtlicher und darum begrenzter Bedeutung. Eine für die Dauer begründete, alle Gebiete der theatergeschichtlichen Forschung umfassende Sammelstelle zu schaffen, war dem Münchner Theater-Museum vorbehalten.

Der Grundstock des Museums besteht aus den von Clara Ziegler hinterlassenen Schätzen. Diese bieten sich in einst von ihr bewohnten Räumen dar, deren Ausstattung jenen prunkvollen, uns heute schon so sehr veraltet erscheinenden Geschmack der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts verrät. Die-



Fritz von Uhde:

Nach einem im Großherzoglichen Museum in Weimar befindlichen Originalgemälde
(Verlags Kunstverlag in München)

Alois Wohlmut als Malvolio

sen Kronschatz der Künstlerin bildet eine Sammlung von Reliquien, die für das Theater-Museum, wie es sich seither entwickelt hat, allerdings nur eine vorwiegend persönliche Bedeutung haben. Man sieht hier jene kostbaren Geschenke, mit denen die gefeierte Tragödin von dem für ihre Kunst begeisterten König Ludwig II. und von andern Monarchen bedacht wurde, die zahlreichen Ordensauszeichnungen, die sie empfing, und viele Widmungen in Wort und Bild, die ihr an ihren Ehrentagen von berühmten Kollegen und verschiedenen Vereinen dargebracht wurden. In prachtvolle Rahmen gefasste Gemälde zeigen die Künstlerin in ihren berühmtesten Verkörperungen dichterischer Frauengestalten, und ein Spiegelschrank birgt eine Sammlung von Kostümskizzen, die sie in ihren Glanzrollen darstellen.

Wenden wir uns nun aber den für die Theatergeschichte im weiteren Sinne bedeut-



Hofschauspieler Nachreiner als »da Veri« in Ganghofers »Herrgottschnitzer«
Holzschnitzerei von Prof. Waderé (München)



Konrad Dreher als »Bader Janglerl« in Raucheneggers »Jägerblut«
Holzschnitzerei von Prof. Waderé (München)

samen Gegenständen des Museums zu, so finden wir zunächst eine reichhaltige Sammlung von alten Stichen, farbigen Handzeichnungen und Silhouetten, die uns Einblicke in die Schauspielkunst des 18. und der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gewähren. Hier sehen wir berühmte Künstler, wie Iffland, Devrient, Ecklair, Helmerding, Döring, Nestroy und viele andre in charakteristischen Masken. Zum größten Teil sind diese Abbildungen alten Almanachen und sonstigen Veröffentlichungen aus jener Zeit entnommen und stellen Seltenheiten dar, die nicht leicht irgendwo wieder zu finden sind. Hieran schließt sich eine zahlreiche Sammlung von Bildnissen hervorragender Bühnenkünstler aus dem weiteren Verlaufe des 19. Jahrhunderts. Neben Pauline Lucca, Hedwig Raabe, Pauline Altlich, Franziska Ellmenreich finden wir Bogumil Dawison, Ludwig Barnay, Bernhard »Baumeister, Adolf Sonnenthal, Friedrich Haase, Ernst Vossart, Albert Niemann und viele andre glänzende

Vertreter der Bühnenkunst, von denen manche noch unter uns wandeln, aber hier in dem Lebensalter dargestellt sind, in dem sie ihre größten Erfolge erzielten. Eine Reihe von Künstlerbildnissen ist auch in plastischer Form vorhanden. Prachtvolle Charakterköpfe, deren Originale einst Tausende zur Bewunderung hingerissen haben, nun aber längst in Staub zerfallen sind. Noch mehr werden wir durch einige Totenmasken (von Clara Ziegler, Josef Kainz, Bernhard Rühling) zu Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdischer Schönheit und Größe angeregt. Eine schwermütige Stimmung, aus der wir in freundlicher Weise durch die charakteristischen Holzschnitzereien von Professor Waderé gerissen werden, von denen eine den bekannten Münchner Komiker Konrad Dreher in einer seiner possigsten Gestalten, als Dorfbar in »Jägerblut«, darstellt.

Manches Bemerkenswerte bietet eine Sammlung von alten Theaterzetteln. Da werden wir an die erste Aufführung von C. M. Webers Oper »Der Freyschütz« im Jahre 1822, an die Erstaufführung von Richard Wagners »Tristan und Isolde« am Münchner Hoftheater (10. Juli 1865) und an manche andre wichtige Begebenheit erinnert. Daneben finden wir einige Exemplare jener originellen Ankündigungen, wie sie in früheren Zeiten üblich waren, Zettel, die den Inhalt des darzustellenden Stückes in geheimnisvoller Weise andeuteten und in bombastischem Stil das Publikum auf die tragischen oder komischen Sensationen vorbereiteten, durch die es zu Tränen gerührt oder in Lachkrämpfe versetzt werden sollte. Proben jener kuriosen Art des Theaterzettels, die Lessing »Küchenzettel« zu nennen pflegte. War er doch selbst mehrfach von jener wunderlichen Mode betroffen worden, indem seine Stücke mit grotesken Untertiteln, wie »Miß Sara Sampson oder die rachgierige Marwood«, »Emilia Galotti oder der hintergangene Fürst«, »Minna von Barnhelm oder der Major mit dem steifen Arm«, angekündigt wurden. Daß solche Wunderlichkeiten noch in einer gar nicht so weit zurückliegenden Zeit sich hier und da breitmachten, zeigt uns ein in der Sammlung des Museums befindlicher Zettel des Ingolstädter Stadttheaters aus dem Jahre 1868, der eine ganze Litanei von Neben-

titeln enthält. Es wird da ein »komisch-melodramatisch ergögliches und ergreifendes, pudelnärrisches Charakterbild« von Friedrich Kaiser angezeigt: »Die verliebte Fleishhauerin oder So sind die Herrschaften und so sind die Dienstboten, oder die Chatouille mit dem Geheimfach, oder Wer andern eine Grube gräbt, oder So sind die Menschen.«

Von besonderer theatergeschichtlicher Bedeutung ist eine Reihe von Modellen, welche die Entwicklung der Szene von der Antike bis zur Gegenwart darstellen. Wir sehen hier den Bühnenbau des altgriechischen Theaters, dann eine feste Bühne des Mittelalters mit aneinander gereihten Schauplätzen (Szenen aus der Passion von Valenciennes), hierauf eine der gleichfalls im Mittelalter benutzten Bühnen, die auf einem Wagen aufgebaut und, oft in langen Prozessionen, in der Stadt umhergefahren wurden; ein viertes Modell zeigt eine Theaterdekoration aus der Zeit der Renaissance, ein fünftes die altenglische Bühne zur Zeit Shakespeares. Hierauf folgt die französische Klassikerbühne, auf welcher die Werke Corneilles, Racines und Molières gespielt wurden, und endlich eine Dekoration aus der Barockzeit, die im Gegensatz zu der Unveränderlichkeit der vorigen schon reiche Verwandlungsmöglichkeiten bot. Vervollständigt wird diese Veranschaulichung durch eine Darstellung der deutschen Soffitten- und Kulissenbühne des 19. Jahrhunderts, der sich weitere, die jüngsten Einrichtungen zeigende Modelle anreihen. Ein besonderer Saal ist den Reformbestrebungen des Münchner Künstler-Theaters eingeräumt, die durch Entwürfe von Julius Diez, Wilhelm Schulz, Th. Th. Heine, Hans Beat, Wieland, H. Buschbeck und andern Münchner Künstlern veranschaulicht werden. Durch eine Reihe von Szenenbildern aus dem Münchner Hoftheater und dem Münchner Schauspielhaus gewinnen wir noch weitere Einblicke in die Bestrebungen, die, besonders in München, der Entwicklung der Ausstattungskunst gewidmet worden sind. Doch erstreckten sich die betreffenden Darbietungen auch auf andre Städte. So hat das Museum in den Sommermonaten vorigen Jahres eine überaus interessante Ausstattung von Modellen, Skizzen und Figurinen aus dem Stuttgarter Hoftheater nach Entwürfen von Prof. Pantof veranstaltet.

Eine eigne Abteilung ist den Problemen des Theaterbaues gewidmet. Hier sind besonders die dem Museum von dem verstorbenen Baurat Semper vermachten Pläne und Skizzen bemerkenswert, sowie seltene, zum Teil völlig vergriffene Werke, die für die Entwicklung des Theaterbaues wertvolle Aufschlüsse geben.

Einen Bestandteil des Museums, der zwar mit dessen eigentlicher Bestimmung nicht im Zusammenhang steht, aber einen unermesslich kostbaren Teil seines Besitztums in sich verkörpert, bildet eine Sammlung von mehr als 300 Bildern und Skizzen, die der als vortrefflicher Charakterdarsteller bekannte Münchner Hofschauspieler Alois Wohlmuth der Genossenschaft deutscher Bühnenkünstler für das Münchner Theater-Museum überwiesen hat. Es ist wohl eine der reichhaltigsten und mit feinstem Verständnis zusammengestellten Sammlungen von Werken der neuzeitlichen Malkunst. Wenn wir nur einige Namen, wie Arnold Böcklin, Ludwig Dill, Julius und Wilhelm Diez, Eduard Grüner, Hugo Habermann, Th. Th. Heine, Wilhelm v. Kaulbach, Albert v. Keller, Wilhelm Leibl, Franz v. Lenbach, Max Liebermann, Gabriel Max, Bruno Piglhein, Rudolf Schramm-Zittau, Max Slevogt, Franz v. Stud, Hans Thoma, Wilhelm Trübner, Fritz v. Uhde, Heinrich v. Zügel nennen, so ist daraus schon zu ersehen, daß hier alles vereinigt ist, was für die Entwicklung der Malerei in den letzten fünfzig Jahren bahnbrechend und tonangebend war. Der Spender dieser wertvollen Sammlung ist darin persönlich durch zwei Skizzen von Uhde und Gabriel Max vertreten, die ihn

als »Malvolio« in »Was ihr wollt« und als »Richard III.« darstellen.

Aberblicken wir nun das Gesehene, so gewinnen wir den Eindruck, daß das Münchner Theater-Museum während seines erst achtjährigen Bestehens sich seinem Ziele bereits beträchtlich genähert hat. Der Aufsichtsrat, in dem sich der jeweilige Intendant der Münchner Hoftheater und der Präsident der Deutschen Bühnen-Genossenschaft befinden, und die aus hervorragenden Mitgliedern der Münchner Hofbühnen gebildete Verwaltung dürfen sich rühmen, daß das ihrer Obhut anvertraute Erbe schon reiche Zinsen getragen hat. Insbesondere hat Hofschauspieler Victor Schwannke, in dessen Händen die Leitung des Museums liegt, seines Amtes mit unermüdblichem Eifer gewaltet. Es sei nur beispielsweise noch erwähnt, daß die ursprünglich vorhandene kleine Büchersammlung im Laufe der Zeit zu einer reichhaltigen Bibliothek von etwa 9000 Bänden angewachsen ist. Einen stattlichen Zuwachs erfuhr sie u. a. durch den Bücherschatz des früheren Oberspielleiters der Münchner Hofbühnen J. Savits, worin namentlich die Shakespeare-Forschung außerordentlich reich vertreten ist. Mancher Plan mußte während des Krieges ruhen. Doch ist die Arbeit für das weitere Wachstum des Museums keineswegs ins Stocken geraten. Auch im kommenden Sommer wird eine Sonderausstellung gezeigt werden können, zu der die Jahrhundertfeier des Münchner Hoftheaters erwünschten Anlaß bietet. In jüngster Zeit ist auch ein langgehegter Plan, die Angliederung einer Hochschule für Bühnenkunst an das Museum, wieder aufgelebt.

Goethe

Trugen Wege seine Schritte?
Bargen Wände ihn und Haus?
Brach nicht aus der Mauern Mitte
Seine Größe jäh heraus?

Riese, einer aufgetürmten
Wolkenwand zum Greifen nah —
Dem aus Augen, blitzdurchstürmten,
Selig wildes Wunder sah!

Schreck dem ängstlichen Gemüte,
Bruderglück dem starken Sein —
Aus erlesenstem Seblüte
Schöpfer und Geschöpf allein.

Leid als Freund und Glück als Krone,
Denkens Herr und Herr der Tat —
König auf dem höchsten Throne,
Der nur ihn getragen hat!

Margarete Sachs

Die Schwestern Montagnini

Roman von Victor Hardung

III

Der Oberst war abgereist. Bis zur Grenze war Gemma mit ihm gefahren. Als er sie aus den Armen gelassen, noch einmal aus dem Wagen auf sie niedergeblickt hatte und sein Gesicht dann im Dämmer und Dunst des Regentages entschwand, da überfiel die Verlassenheit das Mädchen, daß es unter der Last aufstöhnte und wie eine Verschüttete nach Atem rang. Und jene schreckliche Stunde am See erstand wieder, ein Haupt war ihr nahe mit erloschenen Augen und blassen Lippen, und sie vermochte es nicht zu scheuen, und ihr Herz zürnte und grollte dem Geliebten, daß er sein Leben, ihren teuersten Besitz, dahingegeben.

Das Einhorn hatte zahlreiche Gäste, die dort auf der Fahrt zum Süden Rast machten. Gemma mußte überall die Nähe geschnüfter, liebeseliger Menschen spüren, zärtlicher Paare, die sich die Jahreszeit zur Hochzeit erkoren hatten, um mit ihrem Glück in einen fern prangenden Frühling einzuziehen zu können. Heiß schlug ihr Herz vom jungen Blute, ihre Lippen hatten geleuchtet unter den Küssen des Geliebten, ihre Brust war ihm entgegengeblüht, ihre Nächte waren Träume von seiner Nähe. Ach, und der Trost von einem Wiedersehen; in dieser Einsamkeit inmitten einer frohen, lachenden und liebenden Menge trogte ihr Herz und wollte ihn verwerfen, im Verlangen, zu leben, auf Erden zu leben, wo sie doch weilte, so wie alle die andern. Vor dem Spiegel ihrer Kammer hatte sie gestanden, als sei sie eine verschmähte Schönheit und müsse ergründen, was an ihr mißfallen. »Für dich wollte ich schön sein, für dich,« hatte sie gestöhnt. »Doch du hast mich gelassen, allein, wie ich's nie war.« Und mit wachen Augen hatte sie gelegen, und die Stimmen der Nacht waren um sie gewesen, der Wind draußen und der Regen, Schritte in den Gängen, Geflüster von verhaltener Zärtlichkeit, heimliches Lachen und ein heimliches Weinen. Und wer da weinen mußte, das war sie.

Ach, und da war niemand, der ihr bei-

stand in ihren Schmerzen. Die Mutter sah sie kaum, und der Vater war gütig und still und forschte mit traurigen Blicken in der Seele seines Kindes. Das ertrug dieses Mitleid nicht und biß die Zähne aufeinander, um nicht laut aufzuschreien. Von der Mühlen war gekommen, unruhig, als drüde ihn eine Schuld, und war gegangen, bestürzt über die Verslossenheit und Abwehr des Mädchens, das kühl über Alltägliches sprach und ihm — so fühlte er — derart den Weg zum Herzen versperrt hielt. Und als er von Magelone gesprochen hatte, von ihrer Traurigkeit, ihrer Reue, daß Gemma ihr vergeben möge, was ihr unglückseliger Übermut verschuldet, da war das Mädchen aufgefahren und hatte rauh hervorgestoßen: »Ich habe nichts zu vergeben. Aber sehen will ich sie nicht. Eher geh' ich aus dem Hause; irgendwohin, wo sie mir nicht nahe ist. Laßt mich allein, die ihr mich einsam gemacht habt. Allein will ich sein — so versteht mich doch!«

Und Gemma war allein inmitten all der Menschen unter dem Dache des Vaterhauses, aber ihre Seele war voll Sehnsucht, zu sagen, was sie leide. Bei den Dichtern nur, jenen, die Gestalten geheißen hatten als Träger ihrer Schmerzen zu wandeln, dort vernahm sie einen Widerhall ihres Gefühls. Und wie es keinen Menschen gibt, in dem nicht der Drang mächtig, sich mitzuteilen, so suchte auch sie nach Ohren, die hören wollten. Ihr, die voll Scham schwieg, sollte sie ihr eignes Elend ausschreien, der aber gegeben war, durch den Mund des Dichters auch ihr Gefühl zu künden, ihr bedrückte das Verlangen nach solcher Botschaft das Herz. Er hatte sie verlassen, dem zuliebe ihr es leicht geworden wäre, eng umfriedet zu leben; denn mit ihm wären doch alle Fernen erschlossen geblieben. Das Glück kann schweigen. Der Schmerz aber will irgendwo vernommen werden, und wo eine Seele voll Leid sich scheu verschließt, da sind es die Worte Begnabeter, die für sie künden.

Aber Nacht war Gemma fremd in der Heimat geworden. Anstet irrte sie umher,

und so fand sie sich eines Morgens zu ungewohnter Stunde bei dem alten Schauspieler, um ihm zu sagen, es leide sie nicht mehr, sie gedenke seinem Räte zu folgen, Schauspielerin zu werden, und bitte ihn —

»Um was?« war der aufgefahren. »Daß ich dir helfe, ins Elend zu gehen? Gott soll mich bewahren!«

»Sind nicht gerade Sie es gewesen, der mir gegrößt hat, ich begehe einen Verrat an mir selber, wenn ich mich bescheide?« hatte Gemma ihm geantwortet und ein trauriges Lächeln für den alten Mimen gehabt, der aufgeregt das Zimmer durchmaß und grimmig paffte.

»Hab' ich das gesagt? So hat's ein Esel gesagt!« gröllte er. »Nein, Kind — die Bühne, wo du dich wohlfühlen könntest, müßte erst noch geschaffen werden. Dein Herz ist wund, und wunde Leute schidt man nicht ins Feuer. Aber wäre deine Seele auch gesund und froh, du bist nicht geartet, Niedrigkeit und Gemeinheit zu ertragen oder dich gar dagegen so zu wehren, daß du Gleiches mit Gleichem vergeltet. Geh in ein Kloster, Ophelia! Werd' barmherzige Schwester; nimm dich verlassener Kinder an — es gibt so viel Gutes zu tun auf dieser Erde. Aber stirb keinen Opfertod um eines blutrünstigen Molochs willen! Ich will ein Jahrhundert länger im Fegfeuer zappeln, wenn ich dir je von deinem Verufe zur Bühne etwas vorgeschelt habe. Du und die Bühne! Du — mit deinem Gesicht, deiner Gestalt, deiner Bewegung, deinem ganzen Gebaden! Totgeschlagen würdest du beim ersten Auftreten. Und ich selber würde mithelfen. — Du und die Bühne!«

Gemma sah den polternden Alten mit ihrem traurigen Lächeln in die Augen, wie sie unter der Brille böse funkelten. Und der ward plötzlich leinlaut und stotterte: »Es hilft nichts, daß ich lüge. Ich seh's — du bist entschlossen. Aber, Kindchen, gilt dir mein Rat etwas — ich warne dich, wie nur einer warnen kann, der weiß, was dir bevorsteht. Der Esel wird dich umbringen. Du wirst so einsam sein wie ein Verlassener auf einer gottverfluchten wüsten Insel, wo nur Dämonen haufen, und an der Sehnsucht nach den schönen Landen deiner Träume wirst du vergehen wie eine Kerze im Keller. Ich hab' Hörner und Klauen gehabt und wie ein rechtes Vieh gestoßen und getreten, was

mir den Weg sperren wollte, und darüber bin ich ein böser alter Kerl geworden, der sich nur deshalb noch aufrecht hält, weil er seinen gehäuften Vorrat an Galle noch aufbrauchen will. Du aber? Geh in ein Kloster, Ophelia! Du hast den Liebsten verloren, Mädchen, und glaubst zu dieser Stunde an keinen Himmel und keine Seligkeit mehr. Aber mußt du deshalb Trost bei der Hölle suchen? Die wir weinen, wenn wir ein Liebes verloren haben — wir können doch alle wieder einmal lachen. Aber hüte dich, Mädchen, daß es dann nicht mißtönig klingt, nicht bitterer als alles Schluchzen und Stöhnen auf Erden!«

Gemma hatte den treuen Warner unverwandt mit dem immer gleichen traurigen Lächeln um den blassen Mund angestarrt, und als sie sich verabschiedete, hatte der Alte nur noch ein Achselzucken gehabt. Am selben Tage war sie auch jenem Arzte nachgegangen, der selber einmal Schauspieler gewesen war, und dessen heimliche Sehnsucht jene Jahre seines Lebens in einen Goldglanz hüllten, den sie doch nie besessen hatten. Der stuzte, als ihm Gemma von ihrem Vorhaben erzählte und um seinen Rat bat. Dann aber sah er in dem jungen, schönen Wesen vor sich ein Sinnbild seiner eignen Seele, wie sie ausgezogen war voll von Hoffnungen und Träumen. Als könne er selber noch einmal den Weg zum Ziel finden, er, der abseits in die Dürre geraten, als könne er noch einmal jung und stark, frisch und froh, aber gerüstet mit allen Erfahrungen auf die Fahrt gehen — so dünkte ihn, da Gemma vor ihm stand und Offenheit von ihm forderte, ob er sie wirklich für berufen halte.

Er hatte den Kopf gewiegt und gelächelt und dann mit seiner sanften Stimme gemeint, er täusche sich nicht. Begabung und Bildung — beides habe Gemma. Sie müsse nur an ihren Beruf glauben; dann sei sie berufen. Und es gebe nichts Schöneres, als aus seiner Seele eine Kunderin der höchsten Freude und der tiefsten Trauer machen zu können; der dumpfen, von Ahnungen bedrückten Menge zum Dolmetscher ihres eignen Herzens zu werden. Ein Freund, mit dem er seinerzeit zusammen gespielt, eröffne gerade jetzt in einer Hauptstadt mit einer Bühne von altem Ruf, aber schwerfällig gewordenem Betriebe ein freies Theater, das, beweglicher und regsam, auch der Literatur

von heute dienen möchte und eine ganze Anzahl von zeitgenössischen Arbeiten nenne. Das sei eine Walfstatt wie kaum eine zweite, um gleich ins Feuer zu gehen, und er werde heute noch seinem Bekannten von der neuen Novize schreiben.

Der Arzt wußte, daß Gemma hartem Widerstand in der Familie begegnen würde, und in der Luft des alten Schauspielers an Umtrieben freute er sich, eine Heimlichkeit mit dem Mädchen zu haben, eines Tags die Verwandten überrumpelt sehen zu können, und wohl oder übel zur Anerkennung einer Verpflichtung genötigt, die sein Schützling eingegangen war. Er sah keine von den Gefahren, die ein Weib auf diesem Wege auf Schritt und Tritt belauern. Enttäuschungen, die er selber erlitten, erschienen ihm wettgemacht durch einige targe Stunden vergänglichen Ruhmes. Und er glaubte an Gemma. Er sah sie leuchten über der Menge als eine der wenigen Einsamen, wie sie, stolz und herb als Mensch, als Künstlerin gütig und milde, herniederstieg zu den Darbenden und ihnen spendete, daß der Hunger der armen Seelen für eine köstliche Stunde gestillt ward. So bot er alles auf, ihr den Weg zu bereiten, und dem befreundeten Schauspieler, der da seine literarische Bühne auftrat, schilberte er das Mädchen als ein Kapital, das die höchsten Zinsen abwerfen müsse.

Dieser neue Theaterleiter, von ungezählten beschäftigungslosen Mimen Tag für Tag persönlich bestürmt, wirr von ihren zudringlichen, mit allen Mitteln betriebenen lauten Anpreisungen, empfand die doch so berebte Empfehlung des Freundes als wohlthuend still und bescheiden. Er las dessen Brief wieder und wieder, studierte an dem Bilbe Gemmas herum, das eine junge Dame der Gesellschaft zeigte, von einer eigenartigen Schönheit, ohne jedes bewußte Verlangen, aufzufallen, und gerade dadurch zu ihren Gunsten von den zahllosen Bewerberinnen unterschieden, die ihn bedrängten. Denn in dieser alten Stadt war das Theater seit Jahrhunderten eine öffentliche Angelegenheit, und wer hier einen Boden fand, auf dem er sich hervortun konnte, der war sicher, überall beachtet zu werden. Sie glaubten alle, die da warteten und lauerten, daß es ihnen nur an der Gelegenheit fehle, Zeugnis für sich abzu-

legen. Komme sie, dann werde mit einem Schläge die goldene Pforte aufspringen und sie einlassen in den Tempel untergänglichem Ruhmes. Freunde wurden gebunden, daß sie den neuen Theaterleiter, der sein Unternehmen als Aktiengesellschaft aufbaute, mit Kapital unterstützten, sofern er sich zur Beschäftigung dieser und jener Bewerberin verstehe. Dazu mochte der nicht immer nein sagen, sondern nahm das Geld, ohne eine andre Verpflichtung indes, als daß er anstellte, was man ihm so bot, und sich ausdrücklich vorbehielt, Art und Umfang der Tätigkeit ganz nach seinem Ermessen zu bestimmen. Denn er wußte wohl, daß ihm derart leicht ein Dämlein aufgedrungen werden mochte, das einzig als Kleiderstod zu paradien verstand.

Dem Urteil des Arztes, des Gefährten fröhlicher junger Jahre, traute er ohne Einschränkung, ja, es reizte ihn, mit einer völlig Unbekannten Kritik und Publikum in dem Liebesdrama eines Meisters überraschen zu können, der in dieser Stadt einsiedlerisch gelebt hatte und dessen Andenken die Hofbühne aus ruhmvoller Vergangenheit her pflegte.

An einem naßkalten Abend, da der Regen in die ersten Floden des Winters überging, brachte die Post auch einen Brief für Gräulein Gemma Montagnini: den Vertrag für die Freie literarische Bühne.

In ihrem lieben Dämmerwinkel am Kachelofen hatte sie nach langen trostlosen Tagen wieder einmal gegessen und, müde von aller Traurigkeit, jenes Papier, das sie der Geborgenheit ihrer Heimat entführen wollte, in der Tasche, die Nähe des Vaters, der über seiner Zeitung saß, als einen Trost empfunden. Aus diesem Gefühl heraus war sie aufgestanden und hatte ihm zum ersten Male nach dem Unglück wieder die Hand gestreichelt. Darüber war Van der Mühlen gekommen, froh, daß er Gemma finde. Sie möchte ihrem guten Herzen folgen und der Schwester, bei deren Zustand jede Aufregung ein wahres Verhängnis sei, doch endlich den Wunsch erfüllen und sie nicht länger fliehen. »Magelone verlangt dich ...«

»Auch mich?« hatte Gemma bitter gefragt, und Van der Mühlen war unter dieser Anschulbigung bleich bis in die Lippen geworden. »Auch mich? Nein — ich geh' ihr aus dem Wege, und wollt Ihr mich daran hindern, aus der Welt. Hier ist mein Ver-

trag — ich habe mich als Schauspielerin verpflichtet und reise, je eher, je besser!»

»Gemma!« war der Vater aufgefahren, indes Van der Mühlen die Schwägerin mit funkelnden Augen maß und wehrte: »Das wirst du uns nicht antun! Du und Schauspielerin! Wir lösen deine voreilig eingegangene Verpflichtung — für Geld ist von jener Gesellschaft alles zu haben. Und bist du nicht damit einverstanden, so sorgen wir dafür, daß du dennoch deine Stelle nicht antreten kannst. Man wird dich gar nicht annehmen — koste es, was es wolle!«

»Was es wolle?« fragte Gemma langsam und sah mit einem traurigen Lächeln vom Schwager zum Vater. »Du überschägest deine Mittel. Wer so viel hat zahlen müssen wie ich, der läßt sich nicht um den bitter ersehnten Preis bringen. Ich bleibe nicht länger — ich gehe meinen Weg.«

»Ins Elend,« fuhr Van der Mühlen auf. »Bin ich nicht barin?« Gemma hatte das mit zuckenden Lippen gefragt und war hinausgegangen.

Montagnini hatte dem bestürzt verstummten Schwiegersohn mit einem Blicke gewehrt, ihr zu folgen, und gemahnt: »Man kann keine Wunden dadurch heilen, daß man neue schlägt. Hier erinnert Gemma alles an ihren Verlust ...«

»Kann sie nicht reisen?« warf Van der Mühlen ein.

»Ihr Herz geht immer mit ihr.«

»Und ist es fern, wenn sie schauspielert?«

»Vielleicht nicht so nah,« meinte Montagnini. »Dann fühlt es alle Schmerzen und so auch seine eher als ein allgemeines menschliches Schicksal. Sagen zu können, was man leidet, das tröstet. Aber wer vermag's? Künstler etwa.«

»Für mich ist ein Schauspieler kein Künstler,« lehnte Van der Mühlen schroff ab. »Und wäre er's — wann kommt er dazu, sagen zu dürfen, was er leidet? Der vielleicht, der Tag für Tag vor einer stumpfen, blöden Menge seine Mäpchen machen muß, damit dieses Volk nicht aus dem Wiehern herauskommt? Ich kenne keinen Beruf, der so trostlos, so gar nichts nütz wäre, und die Zeiten, da ihr Träger verachtet und verfehmt war, sie hatten eine gute Witterung.«

»Wir leben uns're Zeit,« mahnte Montagnini. »Und du eiserst gegen deine bessere Überzeugung, wenn du tust, als könne Gemma

je zur Possenreißerin herabsinken. Wir müssen sie ihren Weg gehen lassen — sie ist stark und stolz genug, um Enttäuschungen zu ertragen. Wir können ihr nicht verwehren, sie zu erleben, und wollten wir es versuchen — die schlimmste Enttäuschung würden dann wir erfahren.«

Van der Mühlen war achselzuckend gegangen und hatte, aufgebracht, Magelone nichts verschwiegen. Die hatte bald kläglich ge-seufzt, bald bitter gelacht, und in der Nacht war sie plötzlich aufgefahren und hatte gestöhnt und gejammert, und ihr Gatte hatte eine Pflegerin kommen lassen müssen, daß sie bei der Aufgeregten wache. Ein schwerer Traum habe sie geängstigt, gestand Magelone, aber sie verriet nicht, daß dieses Traumbild ihr auch im Wachen nachging und Trugens verstorbenes Angesicht trug, daß Gemma neben dem Toten stand und aus dunklen Augen drohte. Deswegen verlangte sie nach der Schwester, damit sie eine andre sehe als jene, deren Schatten sie bedrängte — eine andre, mochte sie von Trauer und Verlassenheit auch verwundet und verwüstet sein, deren Gegenwart doch dieses Gespenst zurückscheuchen mußte in die Finsternis.

Aber Gemma folgte nicht diesem Flehen. Magelone trieb es, die sich Versagende zu suchen; doch die Schwester ließ sich wieder und wieder verleugnen. Unstet umherirrend, war die gequälte Frau so auch in den Saal des Einhorns geraten, wo ihr Bild auf Goldgrund prangte. Und sie hatte davor gestanden und es lange betrachtet, und ihr schien, als blättere die Farbe des leuchtenden Mundes ab. Den Spiegel hatte sie gesucht, und das leicht verzogene Gesicht hatte sie geschreckt, daß sie zurückgefahren war, und wieder war sie scheu vor das erbarmungslose Glas getreten. Auf's neue hatte sie vor dem Bilde der Prinzessin verharrt und war mit unruhigen Augen jedem Zuge nachgegangen.

Dann hatte sie sich in ihrem Wagen zu einem abseits weit auf der Höhe gelegenen Viertel fahren lassen, zu einem weißen Hause mit einer kleinen von Säulen getragenen Vorhalle, inmitten eines Gartens, der reich war an immergrünen Sträuchern, die über Mulden und Rinnen glänzten, wo der erste Schnee nistete. Es war das Besitztum des Künstlers, der die schöne Magelone gemalt hatte. Eine hochgewachsene Magd von

einer reifen Schönheit, deren graue Augen ein heißes Leuchten hatten, meldete die Besucherin und hieß sie eintreten. Der Maler, vierschrötig und plump, saß vor einem Schreibtisch und wandte den Kopf, als Magelone nahte.

»Was verschafft mir das Vergnügen, Schönste Frau?«

Magelone sah in das vorzeitig gefurchte Gesicht des Mannes, wie es, sonst gespannt und gestrafft, heute ungewohnt müde und schlaff herabhing.

»Ich komme wegen meines Bildes, des Bildes im Einhorn,« berichtete Magelone.

»Was ist damit?« Der Maler war erregt aufgefahren. »Was ist mit dem Bilde? Es ist und bleibt meine beste Reflekt.«

»Es bekommt Sprünge — auch scheint mir, daß da und dort die Farbe abblättert.«

»Den Teufel tut sie!« Der Maler hatte mit der Faust auf den Tisch geschlagen, und als Magelone erschreckt zusammengefahren war, hatte er sich zu einem Lächeln, einer Grimasse gezwungen und sich entschuldigt: »Da war heute morgen so ein junger Laffe — nein, Laffe ist doch wohl nicht das rechte Wort! — so ein junger Eiferer war bei mir, ein ganz begabter Bursch, Anstreicher und im Nebenberuf Maler, oder richtiger Maler und im Nebenberuf Anstreicher. Als solcher verdient er im Sommer, um sich im Winter bilden zu können.«

»Von dem stammt auch eine Zeichnung meiner Schwester,« hatte Magelone sich erinnert.

»So gute Kundschaft hat der Bursche schon?« hatte der Maler gespottet. »Man merkt, daß man alt wird, wenn man sieht, wie sie einem nachwachsen, und ich habe nichts dagegen getan, um mich gegen das Altwerden zu sichern, und nie glauben mögen, daß es ein Mittel dagegen gäbe. Jener Bursch aber hat es mir einreden wollen. Der ist gekommen, um mir zu sagen, es sei eine Schmach und Schande — dort, wo Sie sitzen, hat er eine Stunde geessen und von Schmach und Schande gesprochen —, es sei eine Sünde wider den Heiligen Geist, daß ich, um schönen Mammons willen, meine Seele verkauft habe. Mit Farben male ich, die heute leuchten und glänzen wie das Morgenrot eines schönen Tages, und über Nacht dunkeln und schwinden und dem kommenden Geschlecht nur Trauer lassen

über einen Tempelschänder. Meine gute Jugend hab' ich gemeuchelt, ich, von dem noch einige Blätter zeugen, daß er Kraft und Gewalt besessen, unter Dämonen und Engeln zu wandeln und mit Schätzen beladen heimzukehren zu den Menschen. Und der ich reich zu sein glaube — ein Bettler sei ich, der wahnwitzig sein Hab und Gut verschleudre. Ein Judas, der um schöner Silberlinge willen seinen Herrn verrate. Ja, ich war jung und arm und bin's nicht mehr. Judas, Tempelschänder! Ich habe den Frechling nicht hinausgeworfen, sondern ihn artig bei der Hand genommen und ihn in meinem Hause herumgeführt. Glauben Sie, junger Mann, ich könne so geborgen sitzen und mir wohlsein lassen, wenn ich einem kommenden Geschlecht zuliebe lebe? Vom Augenblide muß man die Rosen nehmen, und auch dann ist dieses Leben kaum des Lebens wert. Man hat nur hier und da eine Stunde, daß man sich's einbilden mag. Wer ist dieses kommende Geschlecht? Ist's besser, klüger, gütiger als das heutige? Ist's wert, daß man seinetwegen hungert und dürstet? Glück zu, wenn Sie das zu träumen vermögen, wenn Sie glauben können, einsam und gelöst von den Mitlebenden, Gast bei den Nachkommen zu sein. Nein, junger Freund, die Toten sind bei den Toten und bleiben dabei. — Und wissen Sie, was er mir geantwortet hat? Sie haben recht: die Toten sind bei den Toten und bleiben dabei. So ist er gegangen, und wie Sie mich fanden, haben Sie mich darüber ertappt, daß ich daran war, in den Beichtspiegel zu schauen, meine Sünden zu sehen und Reu' und Leid zu erwecken. Ich! Gut, daß Sie gekommen sind, schöne Frau. Ich will Ihr Bild auffrischen, daß sich einer die Augen aus dem Kopfe schauen möchte, nur nichts andres mehr sehen zu müssen. Doch wie Sie und Ihre Schönheit einst der Vergangenheit angehören, so mög' es auch dem Abbild geschehen, auf daß niemand Trauer und Sehnsucht davor empfinde, weil so viel Liebreiz aus der Welt gegangen. Nein, wir vererben ohnedies des Leids genug. Nur nicht an ein Leben in der Zukunft glauben, als könne das uns für das Leben in der Gegenwart entschädigen. Und nur nichts bereuen! Das ist das Törichteste und Schlimmste, das heißt sich eine schleichende, fressende Krankheit einimpfen und züchten!«

Der Maler hatte eine Kristallflasche mit einem schweren, süßen Wein aus einem alten kostbaren Tabernakel genommen, zwei Meßfelle gefüllt und Magelone eingeladen: »Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht. Ja, freuen wir uns — ein jedes nach seiner Art! Nur nichts bereuen ...«

Nur nichts bereuen! Das Wort war Magelone nachgegangen; und da sich ein andrer damit zu wappnen vermochte, bückte es auch sie eine Wehr, um Gedanken und Gesichte scheuchen zu können, die sie bedrängten. Van der Mühlen sah seine Frau leichter und lichter einhergehen und vernahm, daß sie Sorge um ihr Bild im Einhorn getragen und den Maler aufgesucht habe, um sich versichern zu lassen, es bedürfe nur einer Auffrischung von seiner Hand, und es werde strahlen und leuchten wie je zuvor.

»Du hast den Maler aufgesucht?« forschte er. »Der Mann ist um seiner Abenteuer willen verrufen. Das mag in manchen Augen ein Zeugnis für seine Künstlerschaft sein — jedenfalls hindert es die gute Gesellschaft nicht, sich seiner zu bedienen. Aber ich glaube nicht, daß eine Dame, die auf sich hält, ihn in seinem Hause aufsucht. Wir wollen ihn bezahlen, und gut bezahlen, und können ihn, wenn du willst, auch einmal zu Tisch bitten. Aber meide den Schein und besuche ihn nicht. Wir stehen so, daß uns viele Augen sehen, und die erblicken immer mehr als wir selber.«

Magelone hatte den Gatten angestarrt und höhnisch aufgelacht. »Meide den Schein?« hatte sie gefragt. »Was für einen Schein, und um wessentwillen sollte ich ihn meiden?«

»Um deinet- und meinetwillen!« hatte Van der Mühlen ernst geantwortet, und dann hatte er gelächelt: »Dich kennt die ganze Stadt als die schöne Magelone. Und wo du gehst und stehst, ist's wie bei einer Prinzessin von Geblüt. Die braucht die höfische Etikette nicht als Schutz für sich, sondern zum Schutze gegen all die andern, die sie erhöht schauen und so sichtbar in jeder Bewegung.«

»Sie mögen mich mit ihren Augen schauen — ich brauche keine Schutzgarbe und tue, was ich verantworten kann. Nur nichts bereuen!« hatte Magelone gereizt erwidert,

und der Gatte hatte geschwiegen, um sie nicht noch mehr aufzubringen. Dem Maler schrieb er einige höfliche Zeilen, daß er in seinem, Van der Mühlen, Hause ein kleines Atelier eingerichtet habe, wo die Arbeit an dem Bilde Magelonens ungestört vollendet werden könne und das Urbild allezeit in der Nähe sei.

Der Direktor, welcher Gemma verpflichtet hatte, war gleich bei der Hand gewesen, um etlichen Bekannten von der Presse geheimnisvolle Andeutungen über eine von ihm entdeckte außergewöhnlich begabte Schauspielerin zu machen. Und die alte Stadt, von jeher berühmt und berüchtigt, sich um das Theater mit all seinem Zuhör mehr zu kümmern als um die wichtigste staatliche Angelegenheit, erfuhr eines Morgens durch ein Rauberwelsch, von übler Neugier, Zudringlichkeit, Rührseligkeit und Verlangen nach Massenwirkung zusammengebraut, daß in ihren Mauern ein neuer Stern am Theaterhimmel aufgehen werde. Eine junge Dame aus einer der ersten Familien der allen Reisenden wohlbekannten Stadt am See, schauspielerisch ungewöhnlich begabt, habe kurz vor der Heirat ihren Bräutigam durch ein schreckliches Unglück verloren, und das treibe sie zur Bühne, um in der göttlichen Sphäre der Kunst ihren Schmerz zu vergessen. Die Photographie Gemmas, die der Freund dem neuen Theaterleiter geschildt hatte, war mißbraucht worden, damit einem solchen Artikel in einem billigen Massenblatte das Bild der neuen Tragödin beigegeben werden konnte, und der Arzt fand eines Morgens mit der Post ein halbes Duzend von dieser Nummer auf dem Schreibtisch. Reporter, die hungrig auf jede Neuigkeit lauerten, hatten sich beeilt, den Zeitungen in Gemmas Vaterstadt von deren Anstellung zu telegraphieren, und so sah sich das einsame Mädchen unversehens in die Öffentlichkeit hineingezerrt.

Der Vater hatte ihm wortlos die Morgenblätter hingeschoben, nachdem die Mutter und der Bruder schon vom Frühstückstisch aufgestanden waren. Und Gemma las ihren Namen und biß die Zähne zusammen, um nicht aufzustöhnen unter der Last ihrer Trauer. Verrat an dem verstorbenen Geliebten bückte sie zu dieser Stunde das, was sie getan.

Da hatte sich der Arzt melden lassen: er bitte um Entschuldigung, wenn er zu so früher Stunde störe, aber er habe wichtige Nachrichten. Und mit dem triumphierenden Gesicht des alten Schauspielers, der in einer Rolle auftritt, die des Beifalls sicher ist, brachte er die Zeitung mit dem Bilde Gemmas. Das Mädchen las den Artikel, um plötzlich in ein hilfloses Weinen auszubrechen, während Montagnini finster schweigend sein Blatt zur Seite geschoben hatte.

»Herrschaften!« Der Arzt war in den Ton seiner Theaterzeit verfallen. »Ich komme, Glück zu wünschen, und möchte meinen, mich geirrt zu haben und zu einem Begräbnis geladen zu sein.«

»Begräbnis!« Montagnini hatte das Wort aufgefangen und schleuderte es dem Arzte wieder zu. »Begräbnis! Wie oft ist es eins, wenn ein Kind das Elternhaus verläßt, um diesen Weg zu gehen!«

»Fräulein Gemma steht viel zu hoch, um nicht immer und überall zu bleiben, was sie ist,« beteuerte der Arzt und sah sich, Zustimmung suchend, nach der Mutter um, die über seinen Worten mit Lysander eingetreten war und unruhig von einem zum andern schaute.

»Ist es wahr?« forschte sie. »Da hat uns ein Gast eine Depesche in den Morgenblättern gewiesen.«

»Es ist wahr,« bestätigte Montagnini. »Gemma wird versuchen, mit Ehren zu bestehen, und wird sie müde vom Kampfe, so hat sie ihr Vaterhaus.«

»Aber so ohne eigentliche Schule den Schritt zu wagen,« sorgte sich die Mutter.

»Eigentliche Schauspielerschulen hat es früher auch keine gegeben,« beruhigte sie der Arzt. Man sei einfach mit beiden Füßen ins Wasser gesprungen.

Man habe nicht in das Element hineinspringen müssen, in das man hineingeboren worden, berichtigte Montagnini. Dank der aufgezwungenen Abgeschlossenheit von andern Berufen sei das Romöbiantentum damals in bestimmten Familien heimisch gewesen und geblieben.

»Und ist das Romöbiantentum unsern Familien von heute fremd?« hatte der Arzt gefragt. Dann hatte er von Schauspielerinnen erzählt, Zierden ihres Berufes, die er kennengelernt hatte, Mädchen, die stolz und selbstherrlich ihren Weg gegangen, nicht Tod noch

Teufel gescheut und aufgestiegen waren zu einer einsamen Höhe, wo sie keine Lästung mehr erreichte. Die Mutter hatte ihm aufmerksam zugehört und sich dabei mehrerer berühmter Gäste erinnern können, die im Einhorn geweilt, und gefeiert, wie die, sah sie auch ihre Tochter. Lysander, der Bruder, schaute den Zutritt zu einer Welt offen, die so manchen seines Alters mit Geheimnissen reizte, und die doch den meisten verschlossen schien. Und beide deuteten sie die Tränen der Tochter falsch, als Zeugnisse für die Bewegtheit eines Menschen, der die Verwirklichung eines heißen Wunsches nahe schaut.

klare, kühle Tage waren gekommen, und Gemma nutzte sie, um noch einmal vertraute Wege zu gehen, durch Straßen und Gassen zu schlendern, sich treiben zu lassen mit den Geschäftigen, in einem stillen Winkel einem Brunnen zu lauschen, über dem sich ein Standbild eines Kämpfers vergangener Zeit in die Bläue hob, und irgendwo in einer alten Kirche zu rasten, wo von dem Lichte draußen heimliche Stäublein golden flimmerten. Auf solchen Gängen pflegte sie einzutramen, was sie für ihren Beruf brauchen zu können glaubte — nach der Laune des Künstlers phantastisch gewirkte Seiden, Spitzen und ähnliches, und von einem Antiquar, den sie durch Trug kennengelernt, schöne alte Gürtelschnallen und Beschlüge und eine kleine erlesene Sammlung von Ziernadeln aus verschiedenen Zeitaltern. Und eines Abends, da sie müde im Dämmer gegessen, war Van der Mühlen gekommen, froh, daß er sie allein gefunden, und hatte ein Trüblein gebracht, voll von altem kostbarem Schmuck, geartet, stark und auffallend zu wirken. Wenn sie denn durchaus öffentlich auftreten wolle, so solle man ihr auch ansehen, daß sie aus einem guten alten Hause stamme. Merke man in jener Welt, daß einer materiell unabhängig sei, so nahe man ihm von vornherein anders als einer armen, landfahrenden Zigeunerin.

Gemma hatte die leuchtenden Steine angesehen, das glimmende Gold, das schimmernde Silber, ein schweres Halsgehänge in der Hand gewogen, von dem die Kristalle wie sprühende Taupropfen niederrieselten, und dann unter Tränen gelächelt: »Du bist ein guter Mensch — nach deiner Art. Ach,



Richard Müller: Selbstbildnis

wenn ihr mich nur verstehen wolltet! Aber ich verstehe mich bisweilen selber kaum — wie könnt' ich da euch gram sein! Ja, ich will all diesen Schmutz da tragen und nicht vergessen, daß ich aus einem guten alten Hause bin, wenn's andre vergessen möchten. Ich danke dir! Und komme ich wieder, dann bin ich wohl ruhiger geworden, und — und es mag sein, daß ich dann auch meiner Schwester wieder nahen kann. Aber damit müßt ihr mich nicht quälen. Ich quäle mich selber genug ...»

»Liebe Gemma« — der Schwager hatte das Mädchen an sich gezogen —, »ich müßte lügen, aber in dieser Stunde glaube ich mehr denn je, daß du viel zu schade bist für die Welt, zu der du niedersteigst. Ja, niedersteigst! Und doch kann ich nicht anders und muß dir Glück auf den Weg wünschen — alles Glück! Doch erlebst du Enttäuschungen —« schäme dich nie, sie uns einzugestehen, uns, die wir dich lieben. Denn mich dünkt, es gibt solche, die den Betroffenen ehren.«

Gemma hatte gebeten, daß sie niemand zur Bahn geleiten möge, und war unter den Tränen der Mutter und der Verwandten, einem Lächeln Epsanders und einem letzten Händedruck des Vaters in das Auto des Einhorns gestiegen. Von der Mühlen hatte noch einen Strauß schöner Rosen hineingereicht. Und dann war auch der Arzt aufgetaucht, hatte nach altem Bühnenaberglauben Hals- und Beinbruch gewünscht und, als Gemma davon gefahren war, der verblüfften Mutter bezeugt, beim Theater komme immer alles anders. Zudem — was dort einer dem andern laut wünsche, sei meist das gerade Gegenteil dessen, was er ihm wirklich von Herzen gönne.

»Sie scherzen,« hatte die Mutter gewehrt. »Wie sollte da ein so wahrhafter Mensch, wie es Gemma ist, bestehen können?« Und der Arzt hatte gespürt, daß er voreilig einen Schleier gehoben, und lächelnd um Entschuldigung gebeten, wenn er zu bald aufgetragen — es gehe beim Theater nicht anders zu wie in Verbänden aller Art, wo Menschen neben- und miteinander arbeiten; Gerechte stehen neben Ungerechten.

Jrgenwoher hatte der Lehrer Gemmas, der alte Schauspieler, erfahren, mit welchem Zuge seine Schülerin reisen würde, und als das gelbe Auto des Einhorns nahte, stand er bereit, begrüßte das Mädchen und bot

ihm ein hochgefülltes Körbchen voll Lederen. »Das leerst du auf deiner Reise bis zum Grunde, und wenn du am Ziel bist, gibst du das leere Körblein mit dem Briefe, der auf dem Boden feststeht, der ersten besten bedürftigen Frau. Ein kleines Goldstück steht darin. So hab' ich's immer gehalten, war ich irgendwo zu einem Gastspiel geladen, und so ist mir nie eins fehlgeschlagen. Von dem Kuchen, den du liebst, habe ich dir gleich einen ganzen eingepackt, und dann hab' ich dir die alte gravierte Zinnflasche, die du bisweilen bei mir betrachtest hast, mit einem steifen Tee gefüllt, und du magst sie behalten und, wie ich voreinst auf allen meinen Fahrten, mitnehmen auf deine Reisen, voll von einem so erquicklichen Gesöff, wohl verspundet und zugeschraubt. Denn, Kind, Ärger wirst du genug haben, gerade weil du etwas kannst, und solchen Ärger treibt man wie den Teufel am besten so aus, daß man Gott zu Hilfe ruft und sich an seinen guten Gaben freut, solange und soviel man Plag dafür hat. So hab' ich's gehalten und hab's ausgehalten. Gott behüt' dich, Kind, und Glück auf zur Fahrt, unberufen!« Der Alte hatte abergläubisch den Wagensitz beklopft, wo Gemma sich niedergelassen. »Ich gehe jetzt draußen dem Wasser nach, und wenn du drüberwegfährst, winkst du mir noch einmal mit deinem Tüchlein. Leb' wohl!«

Das Mädchen hatte ihm beide Hände gereicht, und er hatte es an sich gezogen und war dann mit seinem jugendlich schnellen Schritt hinausgeeilt an den Fluß, der unter alten Bäumen dahinging und nahe dem Bahnhofe von einer breiten, behäbig gerundeten Brücke überdacht war. Und Gemma sah ihn, wie er einsam im jungen Schnee stand und die Hand hob, indes ihr Tüchlein wehte. Dann war er ihren Augen entschwunden.

Durch Vororte ging's ins offene Land hinaus; Hügel schoben sich vor die Heimatstadt, und auch die letzte Turmspitze verging.

Montagnini hatte in jener Stadt, der Gemma entgegenfuhr, aus seinen Wanderjahren her eine bekannte Familie, die vom Vater auf den Sohn ein Kaffeehaus betrieb, das in der Geschichte des Geistes einen Namen hatte. Dort hatte sich von jeher zusammengefunden, was zur Literatur und Kunst gehörte und gehören wollte. Schau-

spieler von Beltruf lasen dort ihr Blatt, und unbekannte junge Mimen sahen ihnen jede Bewegung ab; Kritiker, Schriftsteller, Dichter, Maler und Tonsetzer liebten es, dort ihre Partie Schach zu spielen, und neben ihnen waren Gelehrte und Diplomaten zur Menge niedergestiegen und rauchten ihre Virginia zum Schwarzen. Um seines Kaffees willen war das Haus Bäuerle berühmt, Mischung, Brennart und Siedverfahren galten als Geheimnis der Familie, und auch das verwöhnteste Frauenzünglein mußte eingestehen, daß das geliebte Getränk, so geboten, nicht seinesgleichen im Morgen- und Abendlande hatte.

Das Haupt der Familie war ein alter Herr von achtzig Jahren, schlank und aufrecht wie eine Tanne, den weißen Bart am Kinn sorgfältig ausgerasiert, mit scharfblickenden Augen hinter den großen Gläsern einer schwarzen Hornbrille, die Stirn von Fältchen gepflügt, wie ein altes Bild von feinen Sprüngen. Der lebte nahe der Stadt in einem Landhause inmitten eines Weinbergs, betreut von einer stattlichen Wirtschafterin, an schönen Sonntagen von einem Heer von Kindern, Enkeln und Urenkeln und angeheirateter Verwandtschaft umlagert, und hielt sich zwei kleine Pferdchen, Isabellen mit krauser Mähne und einem bis zur Fessel fallenden Schweife, die ihn in einem niedrigen Korbwagen zur Stadt bringen mußten, indes ein weiß und rot geschедter Bernhardiner vom Gewicht eines jungen Bären nebenhertrotzte. Als Montagnini dem derzeitigen Leiter des Hauses, einem Enkel des Alten, geschrieben, daß er für seine Tochter Gemma einige schöne und frei gelegene ruhige Zimmer suche, an einem Orte, wo sie wohl aufgehoben sei, hatte der alte Herr gemeint, sie könne bei ihm draußen wohnen. Er habe gelesen, was die Blätter über sie berichtet, ihr Bild gesehen, und das hätte es ihm angetan.

Der ganze Theateraumel dieser lebigen, sinnenfreudigen Stadt steckte in dem alten Herrn. Er hatte Sterne kommen, über eine Welt hinstrahlen und im Dunkel schwinden sehen, er war ein Zeuge leidenschaftlicher Kämpfe gewesen, und als man einem wirklichen Dichter, der auf dem Boden der Heimat erstanden, einmal ein Lustspiel zu Tode spielen wollte, da hatte er mit einem Trüpplein Getreuer wider die blöde Menge ge-

wütet, und es war zu einem Handgemenge gekommen, woraus Zylinder und Regenschirme mit bleibendem Nachteile behaftet hervorgingen.

Dieser Dichter, verbittert gestorben, hatte das schönste Denkmal in seiner dankbaren Vaterstadt. Führte den alten Bäuerle der Weg vorbei, so rüdte er halb vertraulich, halb ehrfürchtig den Hut und lächelte hinüber: Das war noch eine Zeit, unsre Zeit! Ja, er hatte sie alle von Angesicht zu Angesicht gekannt, deren Ruhm von dieser Stadt ausgegangen war in alle Welt, deren Name geblieben war, von deren Andenten Bücher und Bilder zeugten. Sie waren ständige Gäste in Bäuerles Kaffeehaus gewesen, um all ihre Angelegenheiten hatte man dort zuerst gewußt, um, ach! so manche Herzensnöte. — Die Schatten der schönsten Frauen gingen dort um, und jene sehnüchtlg süßen Walzer, wie sie sich an dieser Stätte zum erstenmal in die Herzen gelungen, lodten heute noch die Liebenden. Und dem alten Herrn war alles lebendige Gegenwart geblieben. Immer noch standen die Bühnen seiner Jugendzeit, immer noch spielten sie und schlugen ihre Schlachten. Hatten es die Menschen auch eiliger als früher, waren sie geschäftiger geworden, trat die Gier nach Gut und Besitz gröber und gemeiner zutage — für das Theater und alle seine Angelegenheiten hatten sie immer noch Zeit.

Gemma stand noch auf dem Wagentritt, das Spantörbchen ihres Lehrers mit dem Goldstücklein in der Hand, als sie sich auch schon einem weißbärtigen, schlanken, sorgfältig gekleideten Herrn gegenüber sah; dem ein Röslein im Knopfloch steck, und der höflich den grauen Zylinder vor ihr küftete: »Fräulein Montagnini? Nach dem Bilde müssen Sie es sein! So habe ich Sie mir vorgestellt.«

Er hatte einem Dienstmann gewinkt, daß er sich mit Gemmas Handgepäck belade, und dann mit etlichem Erstaunen gesehen, wie das Mädchen auf eine zerlumpte Frau zuschritt, die, ein Kind auf dem Arm, inmitten einer Gruppe heimkehrender Wanderarbeiter auf einen Zug wartete, der das Volk für den Winter wieder zu seinem Dörflein führen sollte, woher es für den Sommer in fremden Diensten ausgezogen. Der reichste Gemma das Körbchen, das sie sich von einem fliegenden Händler mit Orangen hatte füllen

lassen, und deutete dabei lächelnd auf das Papier mit dem Goldstück. Das arme Weib hatte nach der Gewohnheit seiner lange leib-eigenen gewesenen Sippe dem Mädchen den Saum des Kleides küssen wollen. Gemma aber war dem Kindlein lieblosend über die Wange gefahren, hatte sich wieder Bäuerle zugewendet und erzählte ihm, in wessen Auftrag sie da gesendet habe.

Das sei ein Brauch, den man sich merken müsse, meinte der. Er werde einem viel-geannten, überall umhervagierenden Schau-spieler davon erzählen, der ebenso geldgierig wie abergläubisch sei, und dieser reiche Gilz werde nicht mehr von der Vorstellung los-kommen, daß ihm jedes Gastspiel verunglücke, wenn er nicht ebenso neidischen Mächten opfere, und sauer süß zu einem Wohltäter werden. »Die Menschen, ach, die Menschen!« lachte der Alte und schaute sich um, als habe er immer noch nicht genug davon in seinem langen Leben gesehen und entbede wieder neue Abarten. »Sie sind die lustigste Ge-sellschaft, wenn man sie lustig nimmt. Wol-len Sie fröhlich alt werden, so können Sie's nur nach diesem Rezept!«

Sie waren in dem Korbwägelchen durch die belebte Stadt gefahren, die in dem weich verkleierten Dunst einer späten Sonne lag und für Gemma so etwas traumhaft Unwirk-liches hatte. Immer wieder wurden sie ge-grüßt, der weißbärtige, jugendfrische Alte und das dunkle Mädchen an seiner Seite, das auch in dieser, um ihrer Schönheiten willen in aller Welt gerühmten Stadt noch auffiel. Bäuerle lachte über das ganze Ge-sicht, als er Gemma am Ziele die Hand bot und in das Haus geleitete. »Ich habe Sie unsrer Stadt vorgestellt, und mit dem Er-folg Ihres ersten öffentlichen Auftretens dür-fen Sie zufrieden sein. Jetzt herunter mit all dem Reifestaub und zu einem kleinen Imbiß, und dann schlafen Sie bis zum Nachessen. Ich habe ein artiges, geschicktes Zöfchen eingestellt, das um Sie sein soll, wann Sie es immer brauchen.«

»Nettchen!« hatte der Alte gerufen. Und mit der stattlichen Wirtschafterin war ein geschmeibiges blondes Mädchen im weißen Krausenhäubchen gekommen, hatte Gemmas Hand geküßt, Mantel, Täschchen und Schirm genommen und war vorangegangen, zu der Wohnung im zweiten Stocke, wo der Gast ein großes Wohnzimmer mit einer schönen

Aussicht zu fernen Hügeln fand, mit kost-baren eingelegten, hochbeinigen Möbeln ge-füllt und einem kleinen Schreibtisch aus-gestattet, ein Schlafzimmer mit einem Him-melbett, reich an Schränken, und daneben eine neuzeitlich eingerichtete Waschklosette mit einer Wanne aus blaubeblühten Kacheln, in der schon ein Bad gerichtet war.

Gemma, müde von der Reise, ließ sich wie im Traum von dem Zöfchen bedienen, das gewandt das Nötigste auspackte, damit die Herrin nach dem Bade bereit finde, was sie brauche. Der Tag war im sanften Ver-glühen, als Gemma aus ihrem Halbschlaf plötzlich aufwachte und sich besann, wo sie war. In einem wirren Traum war ihr Trug nahe gewesen, hatte sie leidenschaftlich geküßt, und sie hatte weinen müssen, daß er komme und sie begehre, der er doch längst gestorben und verdorben sei. Sie fuhr sich über die Augen — nein, es war ein Traum gewesen, sie hatte nicht geweint. Und unversehens rieselten ihr doch die Tränen über das Ge-sicht, und ihr Herz klagte: Warum mußt du sterben? ...

Nettchen hatte sie hantieren gehört und vor der Tür gewartet, daß Gemma sie rufen möge. Und dann war sie gekommen, und Gemma, die sich nie solcher Dienste versehen, empfand es doch wohl, wie das flinke Mäd-chen ihr das Haar aufsteckte, zu dem schwar-zen Florleibe einen Schmuck auszuwählen verstand und bei jeder Berührung eine zärt-liche, heimlich lieblosende Hand hatte.

Der alte Bäuerle wartete in weißer Weste seines Gastes und führte Gemma an den ge-schmückten Teetisch. So eine kleine Tafel festlich zuzurichten, das war bis in seine alten Tage seine Lust geblieben. Gemma spürte an der Art, wie er all die kleinen Schledereien und Ledereien folgen ließ, daß hier einer amtierte, der wertthätig mitgeholfen hatte, den alten Ruf der Ehrlust dieser genuß-freudigen Stadt nicht verkümmern zu lassen. Ob sie musikalisch sei, forschte der Alte nach einem Gläschen eines starken Weines, der, so belehrte Bäuerle seinen Gast, nötig sei, damit man sich nach so einem kleinen Schmäuslein erst recht wohlfühle. Gemma hatte bejaht und sich, aus dem Gefühl her-aus, alles um sie herum sei, so deutlich und klar es sich auch abspiele, unwirklich, an den Flügel gesetzt und dem eignen Spiel ge-lauscht, als könne es nicht sein, daß unter

ihrer Händen die Saiten zu tönen begannen. Und doch sangen sie, und sich selber vernahm Gemma, wie ein Lied des Geliebten aus ihrer Seele aufstieg und in sehnächtiger Klage verging.

Bäuerle hatte seine Brille gepußt und dann strahlenden Gesichtes Gemma beide Hände gedrückt. »Das soll ein schöner Winter werden! So viel Ausdruck, wie Sie haben! Da werden Sie schauspielern, daß den Leuten die Augen übergehen. Und an freien Abenden, da sitzen wir für ein Stündlein zusammen und musizieren!« Er hatte eine Geige ausgepackt, ein Notenheft hervorgehakt, altväterisch gestochen, und gebeten: »Jetzt spielen wir einmal einen Walzer, unsern Walzer miteinander! Vor fünfzig Jahren, als er zum erstenmal erklang, da hab' ich aus Liebhaberei im Orchester mitgetan, und heute klingt er noch wie an jenem schönen Tage!«

Der lebensfrohe Alte und das schwermütige Mädchen spielten den zärtlichen Tanz, der lockte und lachte und dabei doch voll war von einer verhaltenen Sehnsucht, das Herz aufstörte und sein Verlangen kündete und seine Hingabe. »Noch einmal den Satz!« forderte Bäuerle und führte den Bogen mit einem Feuer, als sei er seiner Lebtag mit musizierenden Zigeunern umhergezogen und habe in allem andern eher seinen Ruhm gesucht als im friedlichen Kaffeestuben. —

Der frühe Morgen brachte Gemma einen Brief des Obersten, der ihr vom Einhorn aus nachgeschickt worden war. Er war irgendwo auf eine Zeitungsmeldung gestoßen, daß sie als Schauspielerin verpflichtet worden, und das Mädchen las einen leisen Vorwurf aus den lieben Zeilen heraus, daß es nie von dieser Absicht zu ihm gesprochen. Er verstehe indes, daß es eine anstrengende, aufreibende Arbeit suche, damit das Herz nicht zuviel Muße habe, zu träumen und zu trauern. Wohl habe Gemma noch Eltern und Verwandte, aber es komme vor, daß ein Mensch Stunden habe, da er sich lieber einem Freunde vertraue, mit dem ihm keine Bande des Blutes verbinden. Und wenn sie je dieses Verlangen habe, so möge sie sich erinnern, daß ein solcher Freund lebe, der ihr gut sei wie nur ein Vater seinem einzigen Kinde.

Tränen entstürzten des Mädchens Augen.

Ihm war, als müsse es heimkehren noch in dieser Stunde und dort in der Heimat einen dunklen Winkel suchen, wo es vergessen könne, daß es lebe. Als sei es viel zu müde, um den Schritt zu tun in die bunte Welt, der es sich angelobt, als müsse es umsinken auf der Schwelle, zu einem Schatten vergehen ohne Stimme und Worte. Doch da war Nettchen gekommen und hatte der Herrin geholfen, sich zu dem Besuch bei dem Theaterdirektor zu rüsten.

Die Isabellen gingen in einem schwarzglänzenden, mit Silber beschlagenen Geschirr, das Korbwägelchen war mit zwei stattlichen Sträußen sattfarbiger Herbstblumen geziert, und neben dem feierlich im Gehrock mit seidenen Aufschlägen gekleideten Bäuerle saß Gemma in einer dunklen Samtjade, und unter einem braungoldenen Schleier schimmerte ihr Gesicht wie eine tiefe Bronze. Der alte Herr konnte die Hand am Zylinder lassen, so oft ward er wieder und wieder gegrüßt, und Gemma spürte, daß er mit Vorliebe lebhaftes Straßenfuhr und es ihm eine Herzenssache war, wenn die Blide ihm und dem fremden Mädchen an seiner Seite nachgingen.

Wo die Altstadt in ein Arbeiterquartier übergang, dort lag das Theater, von einem Unternehmer als Volksbühne erbaut, gar bald zu einer Operettenheimstätte geworden, einer eifrigen Konkurrenz erlegen, Liebhabervereinigungen überlassen, Lichtspielen abgetreten und schließlich einer Gesellschaft für Tanz und Pantomime. Auch die hatte sich bald abgenutzt an dieser Stätte, und der mürbe gewordene Baupsefulant hatte sie einem erfahrenen Schauspieler überlassen, der lange Jahre als Komiker mit Erfolg gemimt hatte und dabei immerfort überzeugt geblieben war, daß an ihm ein wahrhaft tragischer Darsteller verlorengegangen sei. Dank seiner lustigen Beschäftigung hatte er viele Bekannte gefunden, reiche Herren darunter, die es liebten, eine Schauspielerin zur Freundin zu haben, auch einen spekulativen Verleger, und die hatten ihn, indem sie eine Aktiengesellschaft bildeten, mit Mitteln reichlich ausgerüstet, daß er seinen teuren Plan, einmal eine rechte Bühne zu leiten, verwirklichen könne.

Dieser Direktor, ein runder, untersehter Herr mit kurzgeschnittenem, silbern flimmernhem Haar, der wie ein Gummiball herum-

fuhr, mit laut hallender Stimme sprach und belagert war von aufdringlich parfümierten Weiblein, glattrasierten Jünglingen und einem Rudel von irgendwie durch eine Auf-fälligkeit in der Kleidung bemerkbaren Ge-sellen, hatte für Bäuerle und seine Schuß-befohlene unverzüglich eine offene Tür. Er führte sie durch all die Wartenden hindurch in sein Schreibzimmer. Gemma fühlte, wie aller Blicke ihr nachgingen, und sie empfand es deutlich wie eine unangenehme Berüh-rung, daß in der nächsten Minute alle diese Menschen von ihr sprechen würden, und daß sein Mund darunter war, der nicht zu lästern liebte.

Bäuerle behandelte den Direktor als alten Bekannten, nannte ihn einfach bei seinem Namen Killinger und verbiß ihm in Gemma eine Darstellerin, wie sie das Hoftheater in seiner besten Zeit — lang, lang sei's her! — kaum einmal besessen. »Und jetzt, Killinger,« forderte der Alte, »unser Fräulein muß vor allen andern heraus, und das gleich an erster Stelle! Entweder — oder! Was haben.

Sie Gutes für uns? Sie wissen, ich füll' mit meiner Verwandtschaft allein ein Theater, und wenn sie nicht guttun, geh' ich unter die Kritik und werde Holz haben, daß Späne fliegen. — Also — womit fangen wir an?«

Der Direktor nannte »Hero und Leander«. Fräulein Montagnini werde mit der Rolle der Hero vertraut sein. Eine Woche bleibe noch für Proben — dann werde die erste Schlacht geschlagen werden.

»Sie sind auf dem rechten Wege,« lobte Bäuerle. »Das ist mein Lieblingsdichter, der Herr von Grillparzer. Bei uns hat er seinen Kaffee genommen, und als man ihn einmal auspfeifen wollte, da haben wir, junge Leute, die wir damals waren, uns für ihn geschlagen. Ich hab' noch die Krücke von dem Schirm, womit ich einem Hauptfschreier den Zylinder gestreichelt, daß kein Aus-bügeln mehr helfen konnte. Der Schirm zwar ging damals drauf. Aber es hat mich nie gereut, daß ich auch etwas für die Lite-ratur getan ...«

(Fortsetzung folgt.)

Tandaradei

Mein Schatz

Ihr Mund

Mein Schatz schält Kartoffeln im
Franziskaner.

Wie die rundlichen Dinger

Unter ihrem Finger

In Bröckel zergehen,

Kann ich stundenlang sehn. —

Daß zu Roastbeef und Braten,

Mayonnaisen, Salaten

Ich Kartoffeln bestelle,

Wird man verstehn.

Ich muß sie lachen sehn!

Ich muß den Mund, dazu geformt,

Zum „Mäulchen“ werden sehn.

Und all den süßen Spott brauch' ich,

Der ihre Lippen kräuselt.

Die kleinen schlanken Zähne muß
ich sehn

Und wie sie durcheinanderstehn ...

Mein Gott, wie lieb' ich diesen
Mund!

Paul Gerhard Stroom



Zwei ukrainische Märchen

Nacherzählt von Maria Schade

Die Augen des Menschen

Vor vielen, vielen Jahren lebte ein kluger, guter König. Weisheit, voll Liebe herrschte er in seinem weiten Reiche. Von Jugend an hatte er danach gestrebt, seine Untertanen glücklich zu machen, Feinde und Krieg fernzuhalten. Und so war denn Segen in dem Lande, Ordnung und Sicherheit. Aber trotz all den Wohltaten, die der gute König den Seinen erwies, sah er mit Schrecken, daß keiner mit seinem Schicksal zufrieden war. Wo er auch hinblickte, fand er Reiz und Mißgunst. Viel dachte der gute König darüber nach, warum die Menschen nicht zufrieden waren. Hatte er doch alles getan, was in seiner Kraft stand, um ihr Leben angenehm zu gestalten. Und nun, da sein Haar weiß geworden war, begegnete ihm überall Un dank und Murren.

Warum sind die Menschen nicht zufrieden? Umsonst grübelte er immer wieder über dieser Frage; den Grund fand er nicht. Da wurde er des Herrschens müde und übergab das Reich seinem Sohne.

»Ich will in die Welt gehen,« sagte er, »um zu sehen, wie die Menschen in andern Ländern leben.«

Und er durchreiste die Länder, forschte in allen Gegenden. Aber wohin er auch kam, überall fand er, daß die Menschen mit ihrem Schicksal unzufrieden waren, überall sah er das, was ihn in seinem Reiche so tief schmerzte.

Warum sind die Menschen nicht zufrieden? Warum wollen sie immer mehr und mehr haben? Er fragte. Mit den weisesten Männern sprach er darüber; aber niemand konnte ihm Antwort geben.

Ich lehre nicht eher wieder heim, als bis ich die Lösung dieses Rätsels gefunden habe, gelobte er sich.

Und er ging und ging, Land nach Land durchzog er. Immer länger wurde sein Bart; schon waltete er hinunter bis zum Gürtel. Nicht müde wurde er zu forschen; doch umsonst jede Frage.

So kam er auch an das Meer. Leuchtend lag die Unendlichkeit vor ihm. Welle nach Welle lief auf den weißen Sand. Jede trug eine glitzernde Krone und zerrann, wenn sie das Land berührte. Lange sah der gute König diesem ewigen Spiele zu. Die Augen schmerzten ihn, sein Herz war traurig. Da schallten frohe Kinderstimmen an sein Ohr.

»Es wird mir guttun, etwas Heiteres zu sehen,« sagte er und ging dem Lachen nach.

Nicht weit brauchte er zu gehen. In dem weißen Sande spielte eine Schar Kinder. Er trat zu ihnen. Auf einer Wage wogen sie etwas, das er nicht erkennen konnte.

»Was macht ihr?«

»Wir wiegen die Augen des Menschen.«

»Die Augen des Menschen?!« Erstaunt beugte der hochgewachsene König sich nieder, um besser sehen zu können. Und nun sah er, wie die Kinder Stein auf Stein in die Wage legten. Aber so sehr sie auch die eine Schale beschwerten, die Augen des Menschen auf der andern überwogen alles. Eine Weile betrachtete der König das seltsame Spiel. Dann ging er traurig weiter.

Und wieder stand er dicht am Meere. Seine Füße waren müde, sein Herz zuckte in Weh. Eine große Sehnsucht nach der Heimat sagte ihn; aber getreu seinem Gelübde wollte er unverrichteter Sache nicht wieder vor die Seinen treten. Was hatte denn seine lange Wanderung, sein vieles Forschen genützt! Nein, mit dieser ungelösten Frage kehrte er nicht zurück. Lieber sterben. ... Da sterben. ...

»Nimm mich auf, Unendlichkeit! In deinem Schoße ist viel Raum. Laß mich vergessen den Un dank der Menschen, vergessen mein nutzloses Leben!«

Schon berührte das Wasser seine Füße. ... Er beugte sich nieder. ...

Da fühlte er, wie eine Hand in seinen Bart faßte. Er wandte sich um. Vor ihm stand eins der Kinder, deren seltsamem Spiele er eben noch zugehört hatte.

»Du, Großvater, ich zupf' dich am Bart, weil du dir einbildest, daß es besser sei, nicht zu leben!«

Wie aus bangem, schwerem Traume erwachend, schaute der alte König in das junge Gesicht, das ihm entgegenlachte.

»Ei, was bist du für ein kluges Kind!« Und ohne recht zu wissen, was er tat, griff er nach der kleinen Hand, ließ sich willenlos führen. ...

Da stand er wieder an der Wage. Größer noch war der Haufen Steine, die auf der einen Schale lagen; aber die Augen des Menschen auf der andern überwogen auch diese.

»Sage mir« — wie seinen Retter blidte er das Kind an — »wann werden die Augen des Menschen genug haben, wann werden sie zufrieden sein?«

»Erst dann ...« Die kleine Hand löste sich

aus der feinen und schüttete Sand auf die Augen des Menschen.

Und siehe, sofort stieg die Wagschale, auf der die Augen des Menschen lagen, in die Höhe.

Tief atmete der König auf. Er ging. Wie leicht plötzlich seine Füße waren! Wie ruhig wieder sein Herz schlug! Dort das Meer. . . . Kein ungestilltes Sehnen trieb ihn zu der Flut. Auf dem weißen Schaume der Wellen lag die Abendsonne: gleich tausend Diademen glänzte es zu ihm herüber.

»Gefrönte Unendlichkeit,« flüsterte er, »strahlende Ewigkeit, an deinem Strande habe ich gefunden, was ich suchte. Mit den Lippen eines Kindes hast du es mir verkündet. Hab' Dank!« Und rasch ging der König seiner Heimat zu.

Ja, nun konnte er getrost zurückkehren: beantwortet war seine Frage.

Wann werden die Menschen zufrieden sein?

Erst dann, wenn die Erde, aus der sie geschaffen sind, ihnen die Lider schließt, daß sie nicht mehr sehen können, nicht mehr begehren. —

»Willkommen, Vater!« rief der treue Sohn dem Heimkehrenden entgegen. »Wohlbehütet kann ich das Reich wieder in deine Hände legen.«

Doch der kluge alte König schüttelte das ehrwürdige Haupt: »Behalte, was ich dir gab! Ich bin des Herrschens satt. Die wenigen Tage, die mir noch gegönnt sind, will ich in der Stille leben — fern von den unerfülllichen Augen der Menschen.«

Das helfende Wasser

Es war einst eine Frau, die in großem Unfrieden mit ihrem Manne lebte. Sobald der Mann nach Hause kam, zankten sie miteinander; weithin war das Schelten zu hören. Dann schlug der Mann die Frau; und viel, viel hatte die Arme zu leiden.

In ihrer Not ging sie zu den Nachbarn, um Rat bittend. Keiner konnte ihr helfen. Immer mehr schlug sie der Mann, denn nun hatte er sich auch noch dem Trunke ergeben. Da sie bei den Menschen keine Hilfe fand, wandte sie sich zur Kirche. Sieben Freitage fastete sie. Alles vergebens. Stundenlang suchte sie auf den Wiesen nach Heilkräutern, die sie kochte und dem Manne zu trinken gab. Aber auch das hatte keine Wirkung. Ärger und ärger wurde der Streit; unerträglich war das Leben.

Als sie eines Tags ganz verzweifelt vor ihrem Hause stand, kam ein altes Mütterchen daher. Ausruhend setzte sich die Müde auf einen Stein, und die beiden begannen miteinander zu sprechen. Die Frau, die nur immer von ihrem Kummer bewegt war, klagte der Fremden das Leid. Diese hörte ruhig zu, dann sagte sie: »Unten am Fluß, nicht weit von der Fähre, wohnt ein alter Mann. Er ist klug, hat vielen schon geholfen. Vielleicht weiß er auch für Euch einen Rat. Aber Ihr müßt Vertrauen zu ihm haben und seine Worte befolgen.«

»Oh, das will ich! Heute noch gehe ich zu ihm. Habt Dank, vielen Dank!«

Und die Frau ging. Der Weg bis hinunter zum Fluß wurde ihr nicht lang, denn die Hoffnung machte ihren Schritt rasch.

Da stand ein Hütchen, ärmlich, verfallen. Die Frau klopfte an die Tür. Niemand rief »herein«, niemand öffnete. Ringsumher kein Mensch. Endlich sah sie auf dem Fluß ein Boot, das sich dem Lande näherte. Ein Alter ruderte.

Aha, der Fährmann, dachte die Frau. Das

wird wohl der Weise sein, von dem mir das Mütterchen gesprochen hat.

Das Boot lief ans Land. Ein paar Frauen, die der Alte vom jenseitigen Ufer übergesetzt hatte, stiegen aus. Zum Dank gaben sie ihm einen Topf Suppe und ein Stück Brot. So nährte sich der Alte. Im Sommer fing er auch wohl Fische, aber seine Hände waren schon schwach und zitterten.

»Willst du hinüber?« fragte er die unglückliche Frau, die zu ihm getreten war.

»Nein. Ich bin gekommen, um deinen Rat zu erbitten.«

»Laß hören!« — Der Alte war gewohnt, daß man bei ihm Hilfe suchte.

Mit vielen Tränen schilderte nun die Frau das Unglück ihres Hauses, das Leid ihres Lebens. Ruhig stand der Alte da, seine Augen blickten in die Ferne. Der Wind, der vom Fluß kam, bewegte sein schneeweißes Haar hin und her.

Als die Frau geendet hatte, verschwand er, ohne ein Wort zu sprechen, in der Hütte. Als er wieder heraustrat, hielten seine Hände eine Flasche, gefüllt mit Wasser.

»Hier hast du ein Getränk,« sagte er. »Wenn dein Mann heimkommt, so nimm etwas davon in den Mund. Schlucke es aber nicht hinunter, sondern behalte es im Munde; dann wird der Herr dich nicht mehr schlagen, nicht einmal mehr böse wird er mit dir sein.«

Die Frau bedankte sich und ging heim. Raum hatte sie die Flasche vorsichtig hinter den Ofen gestellt, da trat auch schon ihr Mann ins Zimmer. Rasch nahm sie einen Schluck von dem Wasser; und getreu den Rat des Alten befolgend, behielt sie das Wasser im Munde. Der Mann stieß seiner Gewohnheit gemäß einen Fluch aus, harte Worte fielen; die Frau, die sonst gleich ebenso hart und zänkisch geantwortet hatte, schwieg — sie mußte ja schweigen! Noch

eine Weile fuhr der Mann fort, zu poltern und zu schmähen. Dann schwieg auch er.

In dem Zimmer wurde es still, so still wie es seit langer Zeit nicht mehr gewesen war. Erstaut blickten die Nachbarn über den Zaun: sie konnten sich die Ruhe in dem sonst mit Lärm erfüllten Hause nicht erklären. Ihr Staunen wurde immer größer, als auch am nächsten Tage kein lautes Wort zu hören war.

Eine ganze Woche ging dahin; in dem Hause herrschte Friede. Die Frau war glücklich über das gewandelte Wesen ihres Mannes. Wenn er heimkehrte, fluchte er nicht mehr, kein böses Wort kam über seine Lippen. Nicht einmal die Hand erhob er gegen sie. Ruhig setzte er sich nieder, um zu essen. Schweigend stellte die Frau die Speisen auf den Tisch. Da das Wasser, das sie im Munde hatte, sie daran hinderte, zu sprechen, so konnte sie sich auch nicht verantworten, wenn er zuerst noch die Suppe rügte oder meinte, daß das Brot zu scharf gebacken sei. Allmählich hörte auch dieser Tadel auf, denn schweigend bemühte sich die Frau, alles so gut wie möglich zu machen. Der Mann trank nicht mehr. Nüchtern ging er zu Bett. Seine Häuslichkeit schien ihm wieder lieb geworden zu sein: im Stall und auf dem Hofe erklang in den Feierstunden seine Art. Er sah, daß der Zaun zerbrochen war, und besserte ihn aus.

Immer mehr leerte sich das Wasser in der Flasche. Und eines Tags, als die Frau wieder einen Schlud nehmen wollte, war nichts mehr darin. In diesem Augenblick trat der Mann ins Zimmer. Er machte eine Bemerkung. Die Frau gab eine scharfe Antwort. Und wieder war der Streit da. Zu den heftigen Worten kamen heftige Schläge. Die Frau weinte und schrie. Der Mann ging fluchend fort. Als er heimkam, war er angetrunken denn je.

Voller Schrecken lief die Frau am nächsten Morgen hinunter zum Fluß.

»Gebt! Gebt mir wieder von Eurem Zaubwasser!« rief sie schon von weitem dem Alten zu.

Der betrachtete sie eine Weile sinnend. In dem harten, wie aus Holz geschnittenen Gesicht keine Bewegung, so klagend und schmerzvoll auch die Worte der Frau waren.

»Gebt! Gebt mir wieder von Eurem Zaubwasser!« wiederholte sie flehend. »Ich getraue mich sonst nicht mehr, heimzugehen. Der Mann schlägt mich tot.«

Wieder holte der Alte eine gefüllte Flasche aus der Hütte. »Tut mit dem Getränk wie zuvor,« sagte er nur und wandte sich seinem Boote zu.

Beruhigt ging die Frau heim. Und wieder war Friede und Ordnung in ihrem Hause.

Als aber die Flasche von neuem geleert war, begann auch von neuem der Streit. Und zum

dritten Male lief die Unglückliche in ihrer Not hinunter zum Fluß.

»Aber Frau,« sagte der Fährmann, »merkst du denn noch immer nichts?«

»Ich bitt' Euch, gebt mir noch einmal von Eurem Zaubwasser!«

Der Alte schüttelte den Kopf: »Was ich Euch gab, ist gewöhnliches Wasser.«

»Unmöglich!«

»Ich sage Euch, Wasser hier aus dem Fluß, Wasser, wie es aus dem Boden kommt, wie es um die ganze Erde läuft.«

»So habt Ihr es verzaubert.«

»Ich bin kein Zauberer. Wäre ich so mächtig, ich äße nicht fremdes Brot, mitleidig gereichte Suppen.«

»Aber das Wasser hat mir doch geholfen.«

»Nicht das Wasser hat Euch geholfen, Ihr habt Euch selbst geholfen. Wenn Ihr das Wasser in den Mund nehmt, konntet Ihr nicht zanken, sondern müßtet schweigen. Und Euer Mann, mag er auch noch so böse sein, wird mit dem Schelten aufhören, wenn Ihr euch nicht zänkisch verantwortet.«

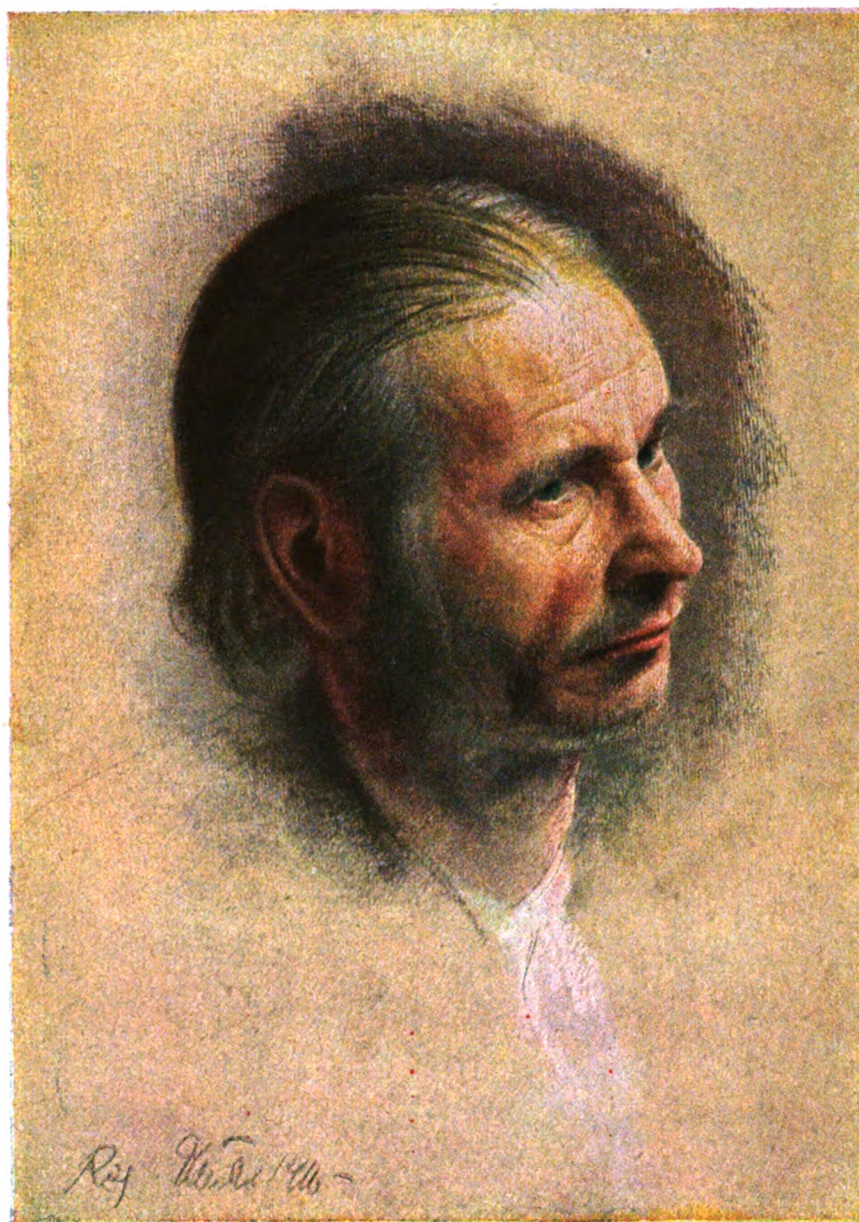
Unschlüssig blieb die Frau stehen.

»Geht mit Gott nach Hause! Schweigt, wenn der Mann zankt. Laßt Euch nie durch den Zorn zu unbedachter Rede hinreißen. Schweigen ist Klugheit. Wenn aber der Zorn vorüber ist, so erklärt Eurem Manne alles im guten; und alles wird gut sein.«

Die Frau ging. Langsam, Schritt um Schritt ging sie nach Hause. Die Worte des Alten bewegten ihr Herz. Zuweilen blieb sie im Nachdenken stehen. So war es bereits spät, als sie in ihr Zimmer trat. Der Mann wartete schon. Ärgerlich über das Warten, hub er an zu schelten. Die Frau, eingedenk der Mahnung des Alten, schwieg. Ruhig stellte sie das Essen auf den Tisch. Der Mann verstummte nun auch. Die Frau setzte sich ihm gegenüber. Ab und zu fiel noch ein böses Wort über ihr langes Ausbleiben. Sie verantwortete sich nicht. Als die Mahlzeit beendet war, ging der Mann zur Tür. In der Sorge, daß er wohl wieder das Wirtshaus aufsuchen werde, legte die Frau ihre Hand auf seinen Arm. »Möchtest du nicht die Bohnen anbinden?« sagte sie freundlich. »Der Sturm hat sie vom Zaun gerissen. Du verstehst es besser als ich.«

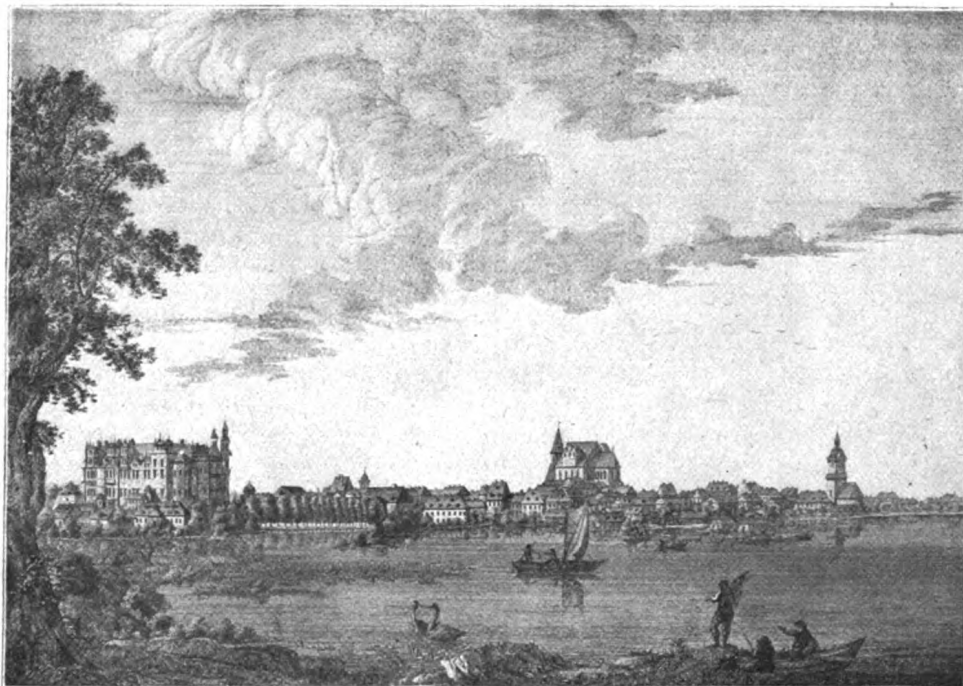
Der Mann ging mit ihr in den Garten. Die Frau half. Und während der gemeinsamen Arbeit erklärte sie ihm ihr langes Ausbleiben. Sie sprach von dem Alten unten am Fluß. Sie sprach in Güte.

Auf dem Apfelbaum schlug der Fink. Die Nisten kuckerten. Im Garten und in dem Hause lag der Friede. Und der Friede blieb, denn die Frau hatte gelernt zu schweigen.



Richard Müller:

Walter Mann



Schwerin um 1800

Nach einem Stich von J. Schaarb

Schwerin, eine kleine norddeutsche Residenz

Von Dr. Carl Schumacher (Hamburg)

Mit dem Schnellzuge kann man Schwerin nicht erreichen; denn die maßgebende Medlenburger Vergangenheit empfand den Verkehr wohl als etwas Unvornehmes und hielt ihn daher nach Kräften von der Residenz fern.

Man verläßt also bei Hagenow oder Ludwigslust die Berlin-Hamburger Bahn in einem niedlichen Bummelzug, bewegt sich darin, gründlich gerüttelt, eine gute halbe Stunde zwischen weiten Feldern, stillen Weiden und scharfumrissenen Kiefernschlägen hindurch und befindet sich nach Ablauf der vorgeschriebenen Fahrzeit ohne jeden Übergang mitten in einer Seenlandschaft, deren zahlreiche Wasserspiegel den zureisenden Fremdling wie große, neugierige Augen mustern.

Dies ist das beruhigende Anzeichen, daß Schwerin in der Nähe ist. Ganz allmählich, aber ohne Hast, tauchen in der weiten Luft zwei spitze, rotblaue Kirchtürme auf; mitten aus dem Wasser erhebt sich ein merkwürdiges Gebilde von Bastionchen, Zinnen, Kuppeln, Zwiebeln und Balkonen, wie etwas

aus der Spielzeugschachtel eines deutschen Märchens; und schließlich, wenn man gute Augen hat, bemerkt man auch ein »Häusermeer«. Das ist Schwerin, die Hauptstadt des Großherzogtums Medlenburg-Schwerin.

Zwischen dem Püßerfrug, jener historischen Fuhrmannseinfahrt draußen am Faulen See, deren menschlichen, allzu menschlichen Namen man vorzeiten nicht ohne Verlegenheit auszusprechen wagte, und dem grünen Schelfwerder, das seine rauschende, blauneblige Notanstimme noch nicht von bezahlenden Sommerfrischlern entweihen läßt, nein, das dem gelegentlich verirrtten Wanderer noch die weite, hohe Einsamkeit des deutschen Buchenwaldes schenken kann; zwischen Zippendorf, der »Kaffeekanne Schwerins«, zugleich dem neuesten Berliner Vorort, wo kostümierte »Bäuerinnen« ihre pseudonainen Großstadtgesichter umhertragen, zwischen diesem Berlin-Zippendorf und jener neu erstandenen Villengegend, in der die künftige Angelika Kauffmann Medlenburgs ihr Atelier hat, da liegt Schwerin.

Man weiß nicht genau, wo es anfängt und wo es aufhört; denn wie der Große See sich

mit vielen kleinen Seen und Wasseradern, die Landschaft mit grünen Gärten und Bäumen bis ins Herz der Stadt eindringt, so schiebt die Stadt ihre neuen Viertel allmählich in die Landschaft hinaus, so daß ein freundliches Gemisch von blauem Wasser, grünen Flächen und rotbackigen Häusern entsteht, das sich mit Recht einer steigenden Beliebtheit draußen im Lande erfreut.

Schwerin hat heute vielleicht 50 000 Einwohner, für die Hauptstadt eines Großherzogtums nicht gerade viel. Aber dafür rühmt es sich eines ehrwürdigen Alters. Es ist wendischen Ursprungs (Zuerin = Irrgarten

Bischofskirche wird etwa achtzig Jahre später, wahrscheinlich um 1248, geweiht. Von dieser frühesten Kirche sind heute nur noch geringe Reste im Turm und im Chor des jetzigen Domes erhalten. Gunzelin baut an Stelle von Niclots Burgtrümmern eine feste Steinburg und schafft damit die Grundlage des heutigen Schlosses. Nach und nach entwickeln sich unter dem Schutze dieser Burg bürgerliche Siedlungen, aus denen die Stadt Schwerin entsteht, deren Gedeihen von den sächsischen Herzögen durch Verleihung vielerartiger Handelsprivilegien und sogar durch ein eignes Stadtrecht, das berühmt gewor-



Die Altstadt von der Paulskirche

Malt. Fritz Heuschkel. Schwerin

oder Lustwald) und erscheint schon 1018 als Feste des Obotritenkönigs Mistizlav in der Geschichte. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts bedeutet es bereits eine Macht, allerdings eine sterbende. Der letzte Wendenfürst Niclot, der dem Andrängen des Welfen Heinrich des Löwen erliegt, verbrennt vor seinem eignen Untergang seine vier großen Trugburgen, darunter auch Schwerin. Sein Bezwinger setzt den Grafen Gunzelin von Hagen an die Spitze des zu einer Grafschaft Schwerin umgestalteten Landesteiles. Nun wird fleißig kolonisiert und zivilisiert, und mit den Kolonisten hält auch das Christentum seinen Einzug. Schwerin wird bald Bistum und erhält von Heinrich dem Löwen die Stiftung einer Kirche (1171). Diese

bene Schwerinsche Recht, gefördert wird. Zunächst war allerdings diese Stadt Schwerin noch ein ziemlich kümmerliches Gebilde. Ein paar dürftige enge Straßen, die sich um die Bischofskirche lagerten, bildeten ihren eigentlichen Kern. Das bischöfliche Element wußte sich indessen bald eine breitere Grundlage zu schaffen; es erwarb größere Ländereien auf der sogenannten Schelfe, damals noch einer Insel zwischen Pfaffenteich und Großem See. Graf Heinrich von Schwerin trat zum Dank für seinen entscheidenden Sieg bei Bornhöved über die Dänen (1227) zwölf auf der Schelfe gelegene Höfe an die Schweriner Domherren ab und stiftete dort eine zweite Kirche St. Nicolai (1228). Damit wurde die Grundlage für die nun neben



Franzosenweg

Aufn. Fritz Henckel, Schwerin

der gräflichen sich entwickelnde bischöfliche Stadt geschaffen. Mauer und Graben trennen beide Stadtteile, während sich die eigent- liche Altstadt durch Urbarmachung der moorigen Ufer gegen den See hin erweiterte. In der nun folgenden Entwicklung sind



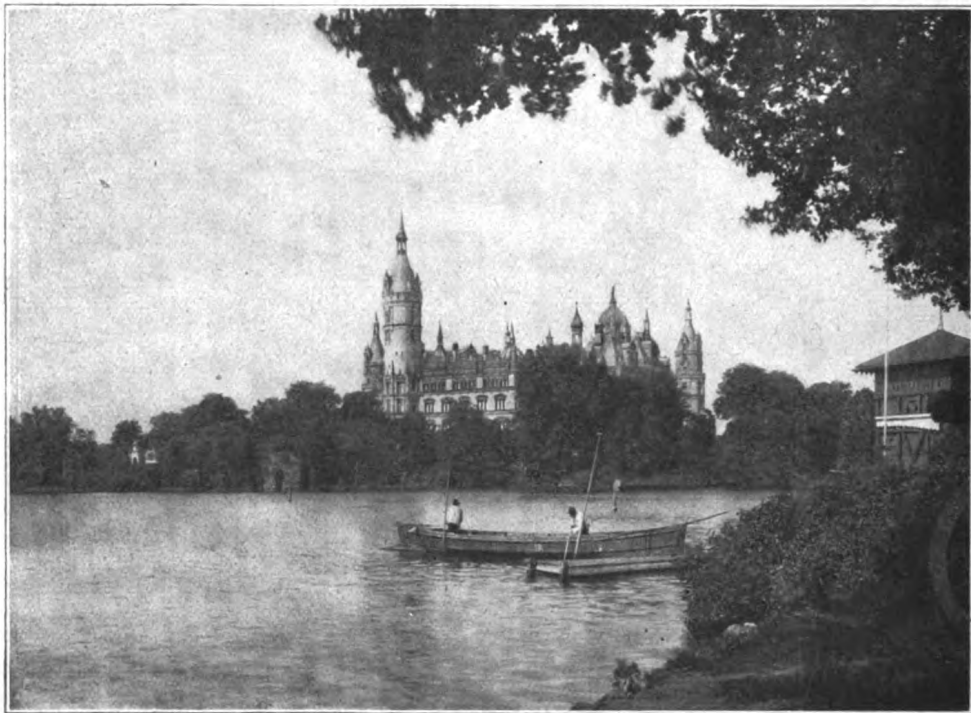
Alter Garten von der Schloßbrücke mit Hoftheater

Aufn. G. B. H. Müller, Schwerin

einige Daten von Bedeutung. Am 24. Juli 1531 legte ein Brand innerhalb weniger Stunden den größten Teil der Stadt in Asche. Am 6. Februar 1552 wurde der erste lutherische Prediger an der Domkirche angestellt. Am 21. August 1558 vernichtete ein durch Blitzschlag entstandener zweiter großer Brand wiederum ein paar hundert Häuser. Durch den Westfälischen Frieden wird das Bistum Schwerin verweltlicht und fällt an das angestammte Fürstenhaus zurück. Unter der Fürsorge der neuen Herren gewinnt Schwerin an äußerlichem Ansehen. Herzog Friedrich Wilhelm legt 1708 den Schloßgarten an und baut sich an der Stelle der alten Nicolaikirche in der heutigen Schelfkirche ein würdiges Mausoleum. Unter dem Herzog Friedrich (1756) erlebt Schwerin den in jener Zeit häufig beobachteten modischen Vorgang, daß durch die Laune eines Fürsten ein nahegelegenes Jagd- oder Lustschloß zur Lieblingsresidenz erhoben wird und der eigentlichen Hauptstadt die beste Kraft entzieht. Der Schwerpunkt der baulichen Tätigkeit verschiebt sich für einige Zeit nach Ludwigslust. Die Nachfolger Friedrichs geben wiederum Schwerin sein an-

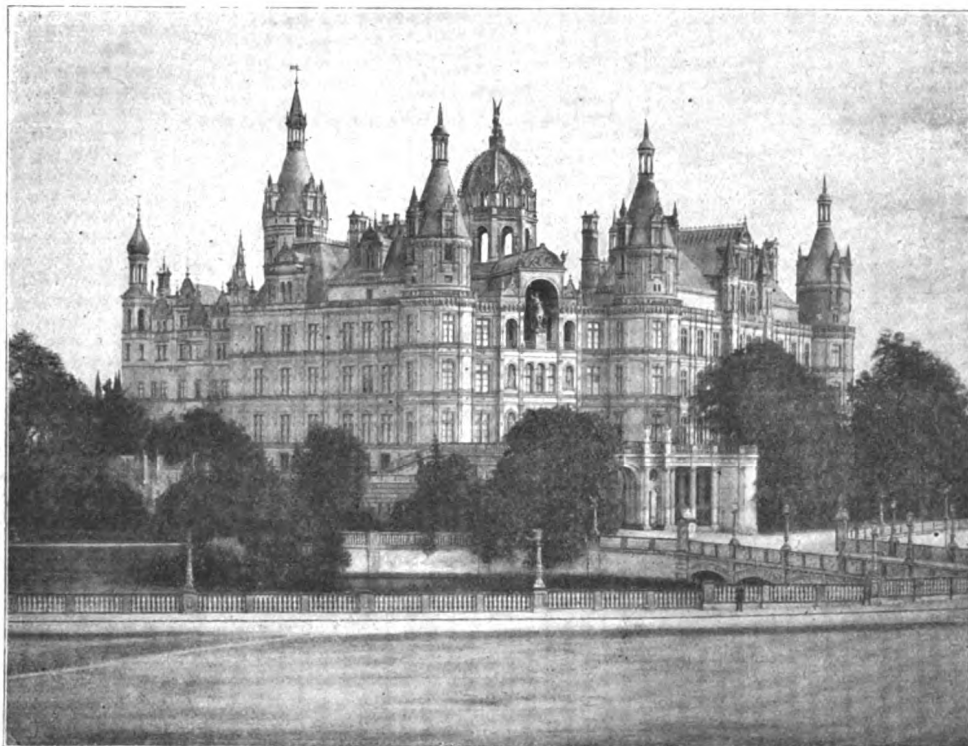
gestammtes Recht als Residenz zurück. Herzog Paul Friedrich beginnt 1837 die Erdarbeiten für den neuen Stadtteil am Pfaffenteich, die sogenannte Paulsstadt, und schenkt der Residenz 1838 die weitgestreckten, edel gehaltenen Marstallgebäude und 1841 das prächtige Arsenal. Für beide Bauwerke findet er an dem Hofbaurat Demmler einen großzügigen Architekten. Die Bautätigkeit des wohlberatenen Paul Friedrich verhilft der Stadt zu einem für damalige Ansprüche recht stattlichen Äußeren. Friedrich Franz II. endlich krönt die Renaissance Schwerins durch den großen Umbau des Schlosses, von dem in besonderem Zusammenhang die Rede sein wird.

Auch im neuen Jahrhundert baut man wieder fleißig und mit Geschmack in Schwerin. Die Stadt dehnt ihre Grenzen, und hübsche Villenviertel entstehen draußen an den Seeufern. Die Dörfer und Bäder Zippendorf und Mues, die zur Schweriner Einflußzone gehören, haben anspruchsvolle Kurhäuser gebaut, die besonders den Berliner Fremdenverkehr heranziehen. Der eine oder andre Sommerfrischler, dem die ruhige, reizvolle Landschaft besonders zusagt, kauft sich



Großherzogliches Residenzschloß (Seeseite)

A. v. H. Deussel, Schwerin



Großherzogliches Residenzschloß (Stadtseite)

Arch. G. P. H. Müller, Schwerin

auch wohl in der Gegend an. Aber im Vergleich mit andern gleichgroßen Städten kann man noch immer nicht von einer wirtschaftlichen Blüte Schwerins sprechen. Dazu würde ein moderner Zug ins Land gehören, der einmal mit der altväterlichen, etwas schläfrigen Überlieferung gründlich bräche. Der jetzige junge Großherzog Friedrich Franz IV. und seine Gemahlin Alexandra, eine geborene Cumberland, haben dankbare Gelegenheit, in dem durch und durch monarchisch gesinnten Lande der neuen Zeit eine Tür zu öffnen. Die Verfassungsfrage ist heiß umstritten und wird ohne Zweifel in absehbarer Zeit eine befriedigende Lösung finden. Aber ebenso wichtig wie diese mehr ideale Forderung scheint für eine nachhaltig gesunde wirtschaftliche Entwicklung die Eisenbahn- und Verkehrsfrage.

Nur bei wenigen deutschen Kleinstädten läßt es sich genau sagen, aus welchen besonderen Ursachen die eigenartige Stimmung, die allein sie auslösen, entspringt. Auch bei Schwerin kann man das nicht. Es ist in seinem Wesen norddeutsch und

kleinstädtisch und hat, wie alle historischen kleinen Residenzen, neben dem Schloß seinen Dom und seine engen, mehr oder minder aufgemachten Straßenzüge. Gotische Prunkgiebel aus der Vergangenheit und Bürgerhäuser in üppiger Renaissance sucht man in dieser im Grunde ziemlich ländlichen Stadt vergebens. Trotzdem besitzt Schwerin etwas ihm Eigenes, das sich bildhaft rundet, wenn sein Name aufklingt. Vielleicht sind es die verlorenen Winkel und gemütlichen Plätze, die niedrigen Fronten und schiefen Giebel der alten, schlichten Fachwerkhäuser, die schönen Linden, die ziemlich wahllos, aber immer in alten, prachtvollen Exemplaren in der Stadt umherstehen, vielleicht die hübschen malerischen Durchblicke auf Dom, Schloß und See, vielleicht auch die bläuliche, stets winddurchwehte Luft, die vom Großen See und der Ebene immerwährend über die Stadt bläst und Waldduft, erfrischende Feuchtigkeit und den üppigen, nahrhaften Brodem der Landwirtschaft mit sich trägt; vielleicht auch ist es die feierlich tuende, etwas wichtige Stimmung der kleinen Residenz, die auf jedes wohlgenährte



Schloß und Schloßgarten

Aut. G. B. D. Müller, Schwerin

Bürgergefißt ein wenig von der Würde des Hofes abstrahlt.

Denn der Schweriner ist stolz auf seine Residenz; er »hat sich« vielleicht sogar ein wenig damit. Und wenn er breitarmig durch die schmalen Straßen geht, reckt er seinen Kopf höher, schwingt seinen Hut beim Gruß feierlicher, wahr! überhaupt die feine Form und den gesellschaftlichen Anstand sorgfamer, als zum Stil seiner engen Verhältnisse passen will. Dabei ist er im Grunde derb zutraulich und originell. Wie alle Mecklenburger ist er, von kleinen stacheligen Spitzigkeiten und einer gewissen angeborenen Sucht zum »Klönen« (Schwätzen) abgesehen, als Mensch ehrlich und angenehm.

Das gilt auch von der Schwerinerin. Sie hat viel natürliche Gaben, ist anmutig, kokett und geschmackbegabt, kleidet sich gut und pflegt ihre Erscheinung. Sie ist vielfach von jener kräftigen oder versonnenen Eigenart, wie sie nur in der Kleinstadt mit ihrem tiefer gründenden Erleben gedeiht. Schlank, blond und mit schönen Bewegungen wandelt sie nachmittags auf dem Franzosenweg, der langen, schilfumstandenen Promenade am Großen See, entlang, oder flirtet im flotten, modischen Sommerkleid bei der Sonntag-

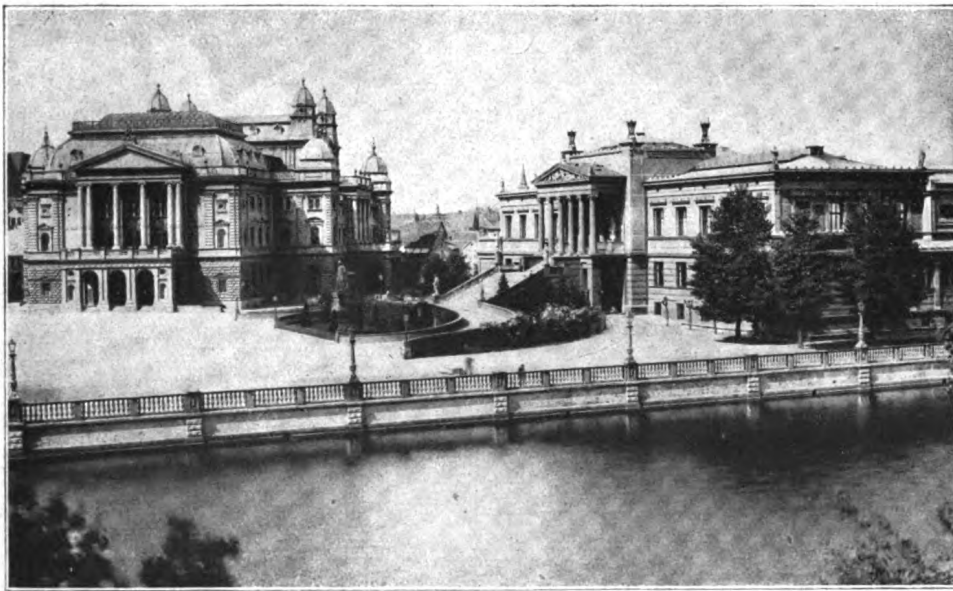
mittags-Parade am Pavillon im Schloßgarten, oder sitzt abends mit ausgerüttelten Sinnen am Pfaffenteich, während der Mondschein auf der stillen Wasserfläche seinen goldenen Rocken spinnt und unter den hohen, nachdunklen Linden eine erregende Liebesstimmung webt und flüstert. Mädchenherzen in kleinen Städten fühlen phantastischer als anderswo, und das lichte Geistern der Luft, das romantisch über dem nahen Ziegelfeld flimmert, würde einer süddeutschen Träumerin gefährlich werden. Die Schwerinerin ist auch nicht empfindungslos gegen den hohen Reiz dieser Mondschein Stimmung am Pfaffenteich, aber sie bannt den Zauber mit einem frisch dreinfahrenden Witzwort und hilft sich glücklich über die Gefahr der Stunde hinweg. Der Witz ist nämlich der Schwerinerin beste Waffe. Er ist bei ihr weit über das geistige Durchschnittsmaß geübt und geschliffen. Schon die jüngsten Zünglein lernen beizeiten ein epigrammatisches Bonmot lachend abzuschnellen.

Allzuviel erlebt man nicht in Schwerin. Aber wo es was zu erleben gibt, da ist die Bevölkerung mit ganzer Seele dabei. Im ganzen dreht sich das geistige Streben um Theater, Kino und Museum. Der gewissen-

hafte Chronist erwähnt an dieser Stelle auch das neue Lyzeum, eine weitgestreckte, äußerlich recht stattliche Anstalt mit gefälligen modernen Bauformen, in der hoffnungsfrohe, langköpfige Köpfe sich auf Abiturium und Universität vorbereiten. Ein gewisses Mißtrauen weckt die Größe der Anstalt. Der Bedarf schwillt unheimlich an, und man fragt sich besorgt, ob nicht hier die Mode antreibend wirkt auf einem Gebiet, auf dem sie viel Hübsches zerstören und gesunde Jugend in eine falsche Richtung drängen kann. Das Hoftheater, dem Schlosse gegenüber am Alten Garten, dem Parade- und Repräsentationsplatz Schwerins, gelegen, wird fast ebensogut besucht wie die Kinetheater. Es hat eine rühmliche Vergangenheit und zählte oft schon Namen von bestem Klang zu seinen Mitgliedern. Im achtzehnten Jahrhundert hat sogar einmal der Plan bestanden, in Schwerin eine deutsche Theaterakademie zu gründen. Das ist zwar nicht Wirklichkeit geworden, aber manche andre tüchtige Aufgabe wurde gelöst. Auch heute noch hat Schwerin in der Theaterwelt einen gewissen Ruf, und die starke Theaterschwärmerie der Schweriner, die für eine so kleine Stadt überrascht, erklärt sich aus mancher künstlerischen Leistung, die den Durchschnitt einer mittleren Hofbühne weit übersteigt. Das Museum ist erfreulicherweise nicht, wie in mancher Großstadt, ein Campo santo

der Schönheit, sondern eine vielbesuchte Schule des guten Geschmacks. Sonntags herrscht in den weiten, hellen Sälen des hübschen klassischen Bauwerks ein reges Leben, und wenn auch vor den besten Stützen der Galerie, den ganz modern wirkenden Knabentöpfen des Frans Hals, dem schönen, in ruhigem Weißbraun gemalten Familienbild von Ter Borch und den beiden unvergleichlichen, wenn auch vielleicht etwas theatraleisch berechneten Greisenköpfen von Rembrandt, nicht gerade ein lebensgefährliches Gedränge herrscht, so findet doch die schöne Sammlung von Schränken und Schnitzereien und der reiche Porzellanschatz bei Männlein und Fräulein lebhaft Aufmerksamkeit.

Doch des Schweriners ganze Liebe gehört dem Großherzoglichen Residenzschloß. Auf einer kleinen Insel im Südwestzipfel des Großen Sees gelegen und durch eine Brücke mit der Stadt verbunden, ist es Schwerins eigentliche Seele. Schon am Bahnhof weisen Richttafeln den zureisenden Fremden auf diese Hauptsehenswürdigkeit der Stadt hin, als sei sie die einzige. Der Gesamtbau in seiner jetzigen Gestalt ist, wie schon gesagt, noch ziemlich neu. Erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hat der Großherzog Friedrich Franz II. unter Beeinflussung durch Friedrich Wilhelm IV. sich zu einer stilgemäßen Umgestaltung der

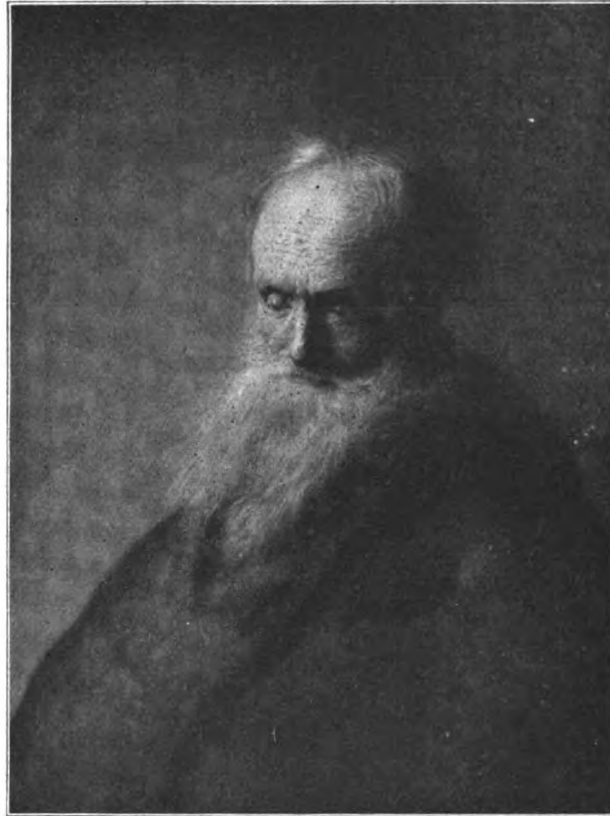


Museum

MUSEUM. G. B. G. BRÜDER, SCHWERIN

im Laufe der Jahrhunderte regellos erweiterten Burganlage entschlossen. An Vorbereitungen zu dem Plan sowie an eingehendem Studium der als Muster bestimmten Renaissanceeschlösser an der Loire hat es nicht gefehlt. Der beste Architekt der Zeit, Gottfried Semper, wurde zu Rate gezogen, aber leider scheint man diesem Rat nicht in allen Stücken gefolgt zu sein. Schlie, der ehemalige Schweriner Museumsdirektor, be-

richtet in einer gründlichen Studie über das Bauwerk, für das er übrigens nur Bewunderung fühlt, daß die Sempersche Lösung des der Stadt zugewandten Portals als zu schwer und maßsenhaft keinen Beifall gefunden habe. Man hat dann, wahrscheinlich ohne Semper, hin und her experimentiert und schließlich gegen den Rat des Hofbau-rats Demmler, eines feinfühligsten und auch schöpferischen Künstlers, die natürliche An-



Rembrandt:

Original im Schweriner Museum

gotischen Kathedralen mindestens ebenso sehr die lebendig aufflammende Steigerung der Masse bewundert wie das einzelne Schmuckwerk, kann sich an dem spielerischen Formenreichtum des Schweriner Schlosses nicht so recht begeistern, weil der großen, fünfeckigen Gebäudemasse der monumentale Gipfel fehlt. Zwar ist, vom Hauptportal abgesehen, jede der Fassaden groß gedacht und von prächtigem Eindruck. Aber es ist darüber hinaus

nicht gelungen, diese Einzelbauten zu einer gewaltig emporwachsenden, dem riesigen Aufwand an Masse und Dekor entsprechenden hohen Wirkung zu verbinden. Jeder Bau wirkt für sich; untereinander aber machen die einzelnen Flügel sich die Wirkung streitig. Am besten gelungen erscheint noch die nach dem See zu gelegte, aus drei stumpf gegen einander stoßenden Flügeln bestehende, mit Terrakotten reich verzierte Burg-

front, deren Mitte von dem ragenden Hauptturm glücklich gekrönt wird. Dieser Teil, das sogenannte »große neue Haus«, ist eine der ältesten Bauten der jetzigen Burg und mag um etwa 1500 entstanden sein. Das Innere des Schlosses, vor allem der berühmte »Goldene Saal«, von dessen Pracht man Wunderdinge erzählte, ist durch den großen Schloßbrand im Dezember 1913 zerstört worden. Was heute noch bei den Führungen gezeigt wird, gestattet kein Urteil über den früheren Zustand. Der Schmuck,

front, deren Mitte von dem ragenden Hauptturm glücklich gekrönt wird. Dieser Teil, das sogenannte »große neue Haus«, ist eine der ältesten Bauten der jetzigen Burg und mag um etwa 1500 entstanden sein.

Das Innere des Schlosses, vor allem der berühmte »Goldene Saal«, von dessen Pracht man Wunderdinge erzählte, ist durch den großen Schloßbrand im Dezember 1913 zerstört worden. Was heute noch bei den Führungen gezeigt wird, gestattet kein Urteil über den früheren Zustand. Der Schmuck,



Frans Hals: **Trinker**
Aust. Fritz Heuschkel, Schwerin
Original im Schweriner Museum



Frans Hals: **Flötenspieler**
Aust. Fritz Heuschkel, Schwerin
Original im Schweriner Museum

aber keineswegs besonders prächtige Thronsaal mit einigen Vorräumen sowie eine kurze, ganz wohnlich gehaltene Flucht von Besuchszimmern für höchste Herrschaften und dann noch das Jagdzimmer, ein weites, schlecht beleuchtetes Gewölbe, das über und über mit Waffen und Jagdtrophäen angefüllt ist — alles dies macht durchaus keinen großartigen Eindruck. Man darf aber sagen, daß unser Zeitalter diese Schlichtheit nicht unfreundlich empfindet, und der Besucher des Schlosses ist angenehm enttäuscht, wenn er innen einer schlicht vornehmen Ausstattung begegnet. Auch ist das Hofmarschallamt zur Zeit mit Glück bemüht, das ausge-

brannte Inventar des Schlosses durch Ankauf schöner historischer Möbelstücke zu vornehmer Behaglichkeit zu vervollständigen.

Sinter dem Schlosse zieht sich, allmählich in freie Naturwälder untertauchend, der Schlosspark hin, vielleicht das Schönste, was Schwerin besitzt. Lange, sorgsam ge-

pflegte Laubengänge, in denen ewig ruhelos und unversöhnt die Seelen von Reifrod, Puder und Perücke geistern, haben sich unter den ersten Himmel und in die glashelle Luft Mecklenburgs verirrt, und man genießt mit rückwärtschauendem Schmunzeln jene verkehrten Zeiten, in denen hier derb-knochige, massive Obotritenbarone in



Der Vorch:

Original im Schweriner Museum

Aust. Fritz Heuschkel, Schwerin
Familienbild



Dom und Marktplatz

Bau. Fritz Heuschkel, Schwerin

Schnallenschuh und Seidenwams herum-
schwänzeln und mit ihren ebenso solide ge-
bauten Damen galante Gespräche versuchten.

Erst weiter draußen, wo unter alten
Baumkronen der echte Geist der Vergangen-
heit klagt, wo melancholische Kanäle dunkel
gründen und müde Wasserrosen träumen,
wo zwischen verlassenen Alleen die Stein-
figuren des Rokoko einsam und unverstanden
trauern, findet der Park seinen eignen, weh-
mütigen Stil.

Hinter den Kanälen, bei den sogenannten
Kastaden, einer Treppe aus Rasen, findet
sich eine Anlage von unbegreiflicher Größe
und Schönheit: ein künstlicher Walddom.
Gotische Linden mit schmaler Krone stehen
langreihig in Säulenordnung und verknüpfen
ihre aufwärts gerichteten Äste zu Spitzbogen
und Kreuzgewölben. Der Schöpfer des
Parkes hat hier mit Hilfe einer willigen,
lenksamen Natur feierliche, langschiffige Hal-
len gebaut, einen heiligen Hain mit unend-

lichen Räumen, die sich im
Schatten verlieren und in de-
nen alles Irdische verklingt.
Unter dem leisen, andächtigen
Rauschen der Wipfel sucht
das Auge nach dem Opfer-
altar eines alten Germanen-
gottes. Statt dessen sieht es
Gruppen, welche die Begier-
den, Kämpfe und Leidenshaf-
ten antiker Götter und He-
roen darstellen, künstlerisch
hochwertige Skulpturen aus
der Rokokozeit, deren realisti-
sche Darstellung früher schon
einmal Anstoß erregt hat. Der
Einfluß des Wetters hat in-
zwischen das Argernis gemil-
dert; ehrwürdiges Moos und
die Zunge des Regens haben
den Stein zerbröckelt, und alle
verführerische Weichheit wol-
lüstiger Frauenschultern und
-lenden ist nun mit dem Man-
tel des Alters feuch umhüllt.
Leider hat neuerer Geschma-
ck es fertiggebracht, ein umständ-
liches modernes Reitermonu-
ment in Bronze auf poliertem
Granitsockel und mit vielem
Beiwerk in dieses Idyll der
Vergangenheit hineinzustellen.

Neben dieser heidnischen Kirche aus ge-
wachsenen Säulen mit einem Blätterdach
hat der christliche Dom aus Backsteinen und
Ziegeln keinen leichten Stand. Vom Markt
aus erhebt sich über der klassischen Kolon-
nade des »Neuen Gebäudes« in glüdlichem
Gegensatz das verwitterte hohe Schiff des
Domes. Das gebrochene Ziegelrot der
Steine und die blauen Töne der Dächer
ringsum finden sich in feinem Einklang, so
daß man wohl bedauern kann, dies anmutige
Stadtbild noch von keinem Künstler als
Steinzeichnung festgehalten zu sehen. Zu
gewaltiger Wirkung kommen die hohen goti-
schen Massen des Baues auf der andern
Seite, wenn man im Kreuzgang stehend
durch die weiten offenen Spitzbogen an dem
prächtigen gegliederten Bauwerk emporblickt.
Der Eindruck ist hier, besonders abends bei
gebrochenem Licht oder nachts, durchaus er-
haben und kathedralenartig. Von dem neuen
Turm kann man das nicht sagen, obwohl er

bis zu einer Höhe von 117,5 Metern emporstrebt. Seinem spizen, dünnen Helm fehlt die erwartete Größe und Monumentalität, trotz der im übrigen sorgfältig durchgeführten Stilanpassung. Das Innere ist dreischiffig, weit und hochräumig und überrascht beim ersten Anblick durch die reiche, sich fortspielende Bewegung der Grundformen. Die vielfach gegliederten Säulen geben mit ihrer phantasievoll abgewandelten Ornamentik der Halle eine warme spätgotische Appigkeit, die an sich der monumentalen Ziegelarchitektur fremd sein sollte, weil sie mit deren weichroten Tönen und leichtem Stoffcharakter gern zu spielerischer oder profansinnlicher Wirkung führt. Ein Vergleich des Schweriner Dominikans mit den Wismarschen Kirchen zeigt den Unterschied ganz deutlich: in Wismar bei schlichten, beinahe nüchternen Grundformen und spärlichem Zierat eine erhabene, feierliche

Wirkung, in Schwerin bei sehr guten und edlen räumlichen Verhältnissen und filigranartiger Feinheit der Säulen, also trotz wertvollen Einzelheiten eine vielleicht wärmere, innigere Stimmung, die aber den nordisch herben, feierlichen Charakter der Backsteinkirche preisgibt. So erweist sich für das architektonisch geschulte Auge, dem in hohen Hallen die Raumwirkung etwas schlechthin Unersetzliches bedeutet, die reiche Phantasie des Erbauers als ein nicht unbedingt zweifelloses Geschenk. Dieser an sich gewiß lebenswürdige und romantische Eindruck verdichtet sich zu starkem Stimmungsgehalt in dem das hohe Chor abschließenden Kapellenkranz, dessen mittlere, die Fürstengruft, mit großen Glasmalereien von Gillemeister (nach Cornelius) geschmückt ist und satte, glühende Farben über kostbare Bronzesärge ausgießt. Der reichgeschnitzte Hochaltar mit einer Kreuzigung von Gaston Lenthe (ebenfalls unter Einfluß von Cornelius), das Chorgestühl und die reiche Orgel entstam-

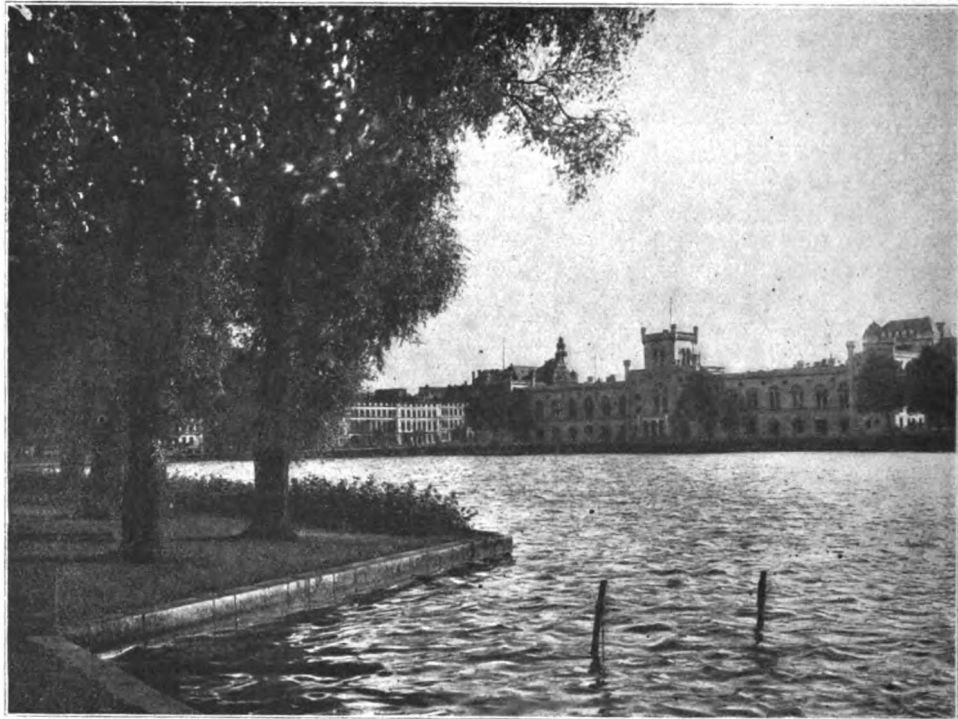


Dom. Fritz Heuschkel, Schwerin

Dominikanes

men den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Im Chor steht eine kostbare Bronzesäule (Taufstein) aus dem 14. Jahrhundert. Eine Reihe von Grabmälern, darunter eine Arbeit von Peter Vischer, Grabtafeln an den Säulen und etwa vierzig Grabsteine beleben das an sich schon recht bewegte Bild des Dominikans noch erheblich.

Ein kleines Juwel schlichter, feiner Barockarchitektur mit gut verwendeten Elementen der Spätrenaissance ist die schon erwähnte Schellkirche, ebenfalls aus Ziegeln unter geschmackvoller Verwendung von Bildwerk in Hausteinen ausgeführt. Das Schönste an der Kirche ist der Turm, dessen mehrfach geschweiften Helm in den kühnen, sicher geführten Schwingungen und Biegungen eigen und bestechend wirkt. Von dem mit Putten und anderm Schmuck lebhaft verzierten Portal und dem reichgegliederten Gesims aus kommt die klare, schlichte Ziegelarchitektur des Baues zu ruhiger, vornehmer Geltung, so daß eine reizvolle, fast elegante Gesamt-



Arsenal mit Pfaffenteich

Ausz. Fritz Heuschkel, Schwerin

wirkung entsteht. Entzückend wie der Bau ist auch seine Lage auf einem stillen, von Linden dicht bestandenen und kleinen Giebelhäusern umgrenzten dörflichen Plage. Das Innere ist von bester Verteilung des Raumes und klar gegliedert, erstrebt aber keinerlei romantische oder stimmungschaffende Nebenwirkung, die nur ablenken könnte.

Unter den Profanbauten verdient noch das

von dem Schinkel Schwerins, Demmler, erbaute Arsenal Erwähnung, ein weitgestreckter, stattlicher Bau im Florentiner Palazzo-Stil, der leider, statt beherrschend an die kurze Querseite des Pfaffenteiches, fälschlich auf dessen Längsseite gelegt worden ist und somit die Statik des weiten, offenen Raumes verschiebt, ohne dabei die eigne Wirkung zur höchsten Entwicklung kommen zu lassen.

Deutsche Landschaft

Siehst einen Jüngling an dem offenen Fenster sitzen,
Das Haupt aufstützen,
Durch nahe Bäume, von roten Äpfeln schwer,
In die Landschaft träumen wie über ein Meer.
Weiße Wolkeninseln im Blau!
Kühe grasen auf kurzgerupfter Au,
Mädchen sitzen, Sträuße in der Hand,
Mit weißen Schürzen am Grabenrand ...
Sonntag ist's, und sie singen Lied nach Lied.
Aber hinter ihnen, über den Bergwald steht
Das Wölkchen, rauchend aus den Erdschächten -
Das ferne Lied
Von Arbeitsriesen und ewigen Mächten.

Leo Sternberg

Jakob Burckhardt

Von Eugen Guglia (Wien)

Am 18. Mai wird die Stadt Basel den hundertsten Geburtstag eines ihrer größten Söhne und besten Mitbürger feiern, und diese Feier wird in Deutschland, ja in ganz Europa einen Widerhall finden. Denn Jakob Burckhardt gehört zu den bedeutendsten Geschichtsschreibern, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, in eine Reihe mit Niebuhr, Schloffer, Ranke, Mommsen, mit Thierry, Guizot, Michelet, Taine, mit Macaulay und Carle. Zwar, solange er lebte, schätzte man ihn nur als einen großen historischen Epigraphen und geistvollen Kunstschriftsteller; als er starb (1897), lagen nur wenige Bücher von ihm vor: von unbekannten Augenarbeiten abgesehen nur »Die Zeit Konstantins des Großen« (1852), der »Cicerone« (1855), die »Kultur der Renaissance in Italien« (1860), die seinen Ruhm begründet hatte, und die »Geschichte der Renaissance in Italien« (1868), die nur eine Darstellung der italienischen Baukunst in diesem Zeitraume gab; viele wunderten sich auch, daß er nicht schon längst gestorben sei, weil diese Bücher bis auf den »Konstantin« nur in Ausgaben vorhanden waren, die andre besorgt hatten. Aber nach seinem Tode traten aus seinem Nachlaß in rascher Folge eine Reihe von Werken hervor, die nicht weniger bedeutend waren als jene: die »Erinnerungen aus Rubens«, »Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien« (das Altarbild, das Porträt in der Malerei, die Sammler), vier Bände griechischer Kulturgeschichte, »Weltgeschichtliche Betrachtungen« (Über das Studium der Geschichte) — es war wie Titus, der aus dem Grabe singt. Nun erkannte man, daß ihm jene Anerkennung nicht gerecht geworden und er so gut wie Schloffer und Ranke ein Universalhistoriker war, der nur zufällig keine Weltgeschichte geschrieben hat; zum mindesten hätte er so gut wie eine Zeit Konstantins auch eine Alexanders oder Karls des

Großen oder Napoleons schreiben können, so gut wie eine Kulturgeschichte der Renaissance oder des alten Griechenlands eine solche des Mittelalters, des Barocks oder der Aufklärungszeit, so gut wie einen Rubens einen Raffael, Tizian oder Claude Lorrain und dazu noch allerhand kleine Bücher etwa über Pythagoras und die Pykniker, über die alten Rhetoren, die Kirchenväter, die spanischen Autos des 17. Jahrhunderts, Shakespeares u. a. Und bald darauf ließen eine Reihe von Briefbänden und Aufzeichnungen über ihn* von solchen, die ihn gut kannten, auch den Menschen Burckhardt in scharfer, neuer Beleuchtung sehen: man fand in ihm einen der interessantesten Charakterköpfe des deutschen, ja des europäischen Geisteslebens in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Waren damals bald nacheinander Schopenhauer und Rembrandt den Deutschen als Erzieher empfohlen worden, hatte La Fontaine den Franzosen ein Buch von der Nachfolge Napoleons, ein Anonymus wenig später den Deutschen ein solches von der Nachfolge Goethes gegeben, so wäre nun auch ein Jakob Burckhardt als Erzieher, ein Jakob Burckhardt als Vorbild nicht unerhört gewesen: so gut wenigstens wie durch ein Nachleben Schopenhauers wäre durch das seinige die »Summe der Unabhängigkeit in der Welt« vermehrt worden.

Das erste, was bei der näheren Betrachtung seiner Persönlichkeit auffällt, ist der himmelweite Unterschied, den sie in der Jugend und im Alter zeigt: es

* Zuerst die Briefe aus seiner Jugendzeit an das Ehepaar Kinkel und an Willibald Beyschlag, dann die an seinen Schüler Brenner, an Nießche, an das Ehepaar Ribbeck, an Max Alioth, an Heinrich von Gemmüller und an Paul Heyse; die Mitteilungen Gelfers, Epitellers und zuletzt (Basler Jahrbuch 1918) Arnolds von Salis.



Burckhardt

*Nach einer Aufnahme von Hans Vondorf in Basel

ist ein Doppelgesicht, das kaum einen Zug gemeinsam hat. Solche tiefgreifende Verschiebenheit pflegt die Zeit allein nicht aufzuprägen; entweder der angeborene Charakter ward von ihm »abgelebt«, oder dieser lag unter der jugendlichen Maske verborgen. Wie er zuerst vor uns erscheint — als Zwanzigjähriger, auf noch halbstudentischen Wanderfahrten — trägt er die typischen Züge des deutschen Jünglings und angehenden Gelehrten von 1848. Mit Schweizer Vorurteilen nach Deutschland gekommen, schließt er sich hier bald rückhaltlos diesem als seinem zweiten, größeren, ebleren Vaterlande an, schwärmt für Deutschlands Vergangenheit und deren Denkmale, wie er sie in den Domen und zerfallenen Burgen am Rheine sah, schließt überschwengliche Freundschaftsbündnisse mit Altersgenossen und Jüngeren, die zu ihm hinaufblicken, dichtet und politisiert mit ihnen, glaubt mit ihnen an eine große Zukunft des deutschen Volkes. Dann entschwindet er für eine Reihe von Jahren unserm Auge, und da wir ihm wiederbegegnen, erkennen wir ihn, wie gesagt, kaum: ein Jahrzehnt hat sein Antlitz völlig verändert, seine Begeisterungen ausgelöscht, seine Hoffnungen in Befürchtungen verkehrt; der noch vor kurzem so Offenherzige, Mitteilende, Hingebende ist wortkarg und verschlossen, an Stelle der Pläne ins Weite ist eine Beschränkung aufs Nächstliegende getreten: auf ein bescheidenes Amt in der Vaterstadt, einen kleinen Wirkungskreis, auf Pflicht und Beruf. Schon als Vierzigjähriger lebt er wie Hieronymus in seinem Gehäuse. Mit Ausnahme von wenigen Jahren, die er, ungenügend genug, als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum in Zürich verbringt, hat er fast ein halbes Jahrhundert am Pädagogium und an der Universität seiner Vaterstadt als Lehrer gewirkt, dieser Tätigkeit seine beste Kraft gewidmet; auch zahlreiche, aber nur kurze Ferienreisen waren fast immer in Hinblick auf diese unternommen. In seinem Leben trat immer mehr ein asketischer Zug hervor. Während seiner besten Jahre wohnte er als einsamer Junggeselle in einem unansehnlichen Hause der St.-Albans-Vorstadt; im Erdgeschoß war ein Bäderladen und der enge Flur stets mit Mehlfäden verstellt. Sein Studierzimmer, das man über eine steile und dunkle Treppe erreichte, hatte weder Teppich noch Fenstervorhänge, als Sofa diente eine Kiste mit Sitz-, Rücken- und Kopfkissen, auf dem Strohsessel vor dem Schreibtisch lag ein grüner Flanellappen als »Hosenschoner«. Den einzigen Schmuck bildeten zwei Kupferstiche, Stadtbilder Roms, ein Fruchtstück über dem Klavier und ein Lichtbild seines Vaters; die Fensteransicht ging über ein niedriges Dach jenseit der Straße hinweg und an einem hohen Schornstein vorbei nach dem fernen babilonischen Blauen und der vorgelagerten Hügelreihe der Markgrafen-

lande; von den zwei hinteren Zimmern enthielt das eine seine Bücherei, das andre seine tannene, grün angestrichene Schlafstatt. Besuchern öffnete er immer selbst die Wohnungstür, er schien keine Bedienung zu haben. Seine Erholung war zweimal in der Woche der Besuch einer Wein- oder Bierstube, an Sonnabenden eine Wanderung in ein benachbartes Dorf, wo er mit Philistern eine Stunde im Wirtshaus verplauderte, an Sonntagen ein Ausflug in die weitere Umgebung. Er rauchte schlechte Zigarren und trank einfachen Rotwein; damit und mit einer Fleischpastete bewirtete er auch die Studenten, die er zuweilen des Abends zu sich lud. »Wenn man anfängt, in Wein und Zigarren verkehrt zu werden, so hört es nimmer auf«, pflegte er zur Begründung seiner bescheidenen Ansprüche zu sagen. Wenn er reiste, trug er seinen kleinen Koffer selbst zur Bahn und in den Gasthof; als ihm dies in höherem Alter zu beschwerlich wurde, gab er auch das Reisen auf. Auch auf Oper und Konzert, die er als leidenschaftlicher Russfreund früher viel besuchte, verzichtete er früh, weil es ihm unbequem war und er dabei die Berührung mit allerlei Leuten nicht vermeiden konnte, die er nicht liebte. Gesellschaften besuchte er fast nie, ging allen Ehrungen aus dem Wege, strebte nach keinem größeren Wirkungskreis, als den er in seiner Vaterstadt hatte; einen Ruf nach Berlin als Nachfolger Ranke's, zu einer Zeit, da man im Reich nach einem Wort Kaiser Wilhelms »Gründerpreise« für berühmte Professoren zahlte, lehnte er ohne Bedenken rund ab, obwohl er dort wohl die dreifache Zuhörerschaft und eine Stellung am Museum hätte haben können, die ihm für seine kunstgeschichtlichen Studien ganz andre Mittel als das kleine Basel geboten hätte. Und nun vergleiche man damit, wie andre Berühmtheiten seines Faches damals und später lebten: Ranke verkehrte bei Hofe, hatte Fürstinnen zu Tischnachbarn, zu seinem Umgang Staatsmänner wie Manteuffel, die Gerlach, Bismarck; wenn er in Paris war, sprach er mit Kaiser Napoleon und Thiers, in London mit den Führern der großen Parlamentsparteien, erschien überall in den auserlesenen Kreisen. Vielleicht noch weiter entfernt war Burdhardt von der Art eines Lamprecht, der sich in seinem prächtigen Studierzimmer für illustrierte Zeitungen aufnehmen ließ und an der Universität sich einen wissenschaftlichen Großbetrieb einrichtete mit wohldurchdachter Arbeitsteilung, mit zahlreichen Adjunkten und Assistenten; Burdhardt hielt nicht einmal ein Seminar ab, er wollte keine Schule gründen und hatte keinen Ehrgeiz, zu Dissertationen und Habilitationsschriften anzuleiten. Vollenbs hätte er Aufforderungen zu Vortragsreisen oder gar als »Austauschprofessor« nach Amerika zu gehen ab-

gewiesen — wenn auch äußerlich verbindlich und mit dem Hinweis auf seine bescheidenen Kräfte und sein Alter, das er schon als angehender Fünfziger vorschützte, wenn er etwas nicht tun wollte, innerlich aber mit Hohn. Nicht einmal das Rektorat an seiner Hochschule hat er annehmen wollen.

Auch an innerlichen Härten und Schroffheiten, von denen an dem jüngeren Burdhardt keine Spur zu bemerken ist, fehlte es schon dem reifen Manne nicht. Mit Bödlin, seinem berühmten jüngeren Landsmann, entzweite er sich nach mehreren Jahren freundschaftlichen Verkehrs über Meinungsverschiedenheiten in künstlerischen Fragen. »Wie gern vermutet und träumt man«, sagt ein Biograph Bödlins, »ein schönes und dauerndes Verhältnis der zwei, das durch Alter, Abstammung, Geistesrichtung und Sinnesart ermöglicht, ja geboten schien, ein wechselweises Nehmen und Geben. Die Wirklichkeit ist, daß die anfängliche Freundschaft (bald) erlaltete und brach, und daß diese beiden unversöhnt die Erde verlassen haben.« Bödlin wollte sich bei der Ausführung der Fresken im Treppenhaus des Basler Museums, die ihm hauptsächlich auf das Gutachten Burdhardts hin übertragen worden war, von ihm doch nicht dreinreden lassen, und dieser soll darüber so böse gewesen sein, daß er sich zu der Äußerung hinreißen ließ: »Der stolze Kerl soll nur zugrunde gehen!« Und als Bödlin den einstigen Freund auf dessen letzter Italienreise in Florenz auf der Straße sah und auf ihn zugehen und ihn begrüßen wollte, winkte er unwirsch ab: »Bleibst weg!« rief er ihm zu. Spitteler, der Dichter des »Olympischen Frühlings«, einer seiner älteren Schüler vom Pädagogium her, der ihn später oft besuchen durfte, erzählte, daß er es mit ihm durch eine harmlose Frage völlig verlor. Burdhardt hatte davon gesprochen, daß der Künstler nicht immer auf neue Vorwürfe ausgehen, sondern dem nämlichen Thema eine neue Seite abgewinnen sollte: »Gilt dieser Satz bloß für die bildende Kunst, oder wollen Sie ihn auch auf die Poesie anwenden?« fragte Spitteler. »Wie von einer Schlange gebissen« sprang Burdhardt auf, rannte im Zimmer umher und warf dem unglücklichen Frager feindselige Blicke zu: »Das ist eine boshafte Bemerkung,« rief er aus, »eine abgeseimte boshafte Bemerkung. In der Poesie ist es natürlich durchaus anders. Da ist die freie Erfindung von immer neuen Themen ein Hauptvorteil. Aber das ist eine bössartige, raffiniert boshafte Bemerkung gewesen.« Spitteler erklärte sich seinen Zorn damit, daß er gemeint habe, die Frage sei gestellt worden, um ihn in Verlegenheit zu setzen. Damit war aber der Same einer dauernden Entfremdung gestreut. Mit Nietzsche verkehrte er während dessen Basler Jahren sehr freundschaftlich, feierte mit ihm ein-

mal auf seiner Stube in einer Laune jugendlicher Aufwallung eine »Dämonenweihe«, wobei sie »reichlich zwei Biergläser« Rhonewein auf die Straße schütteten, kam auf die falsche Nachricht von der Verbrennung der Kunstschätze des Louvre durch die Pariser Kommunisten zu ihm, um mit ihm über den unwiederbringlichen Verlust zu klagen, war voll beinahe überschwenglicher Anerkennung für dessen erste Bücher. Aber als sich aus dem talentvollen jüngeren Kollegen Zarathustra, der Apostel der ewigen Wiederkunft, der Philosoph mit dem Hammer, der Umwerter aller Werte, der Antichrist entpuppte, wick er erschreckt zurück, schrieb ihm auf seine werbenden Sendungen »verzagte Brieflein«, verstummte zuletzt tief in sich hinein. Und als jener, der fest in der Selbsttäuschung lebte, in Burdhardt einen seiner verständnisvollsten Leser zu besitzen, ihm zuletzt, kurz vor seinem geistigen Zusammenbruch in Turin, eine Karte schrieb, aus deren Abermenschen-Selbstgefühl schon der Wahnsinn grinsste, eilte er damit in das Haus eines Dritten, das er sonst nie betrat, um ihm dies Zeugnis der beginnenden Verrücktheit Nietzsches zu zeigen, und öffnete nun erst den Mund zu der unzweideutigen Erklärung, daß er dessen Schriftstellerei schon seit Jahren mit Empfindungen verfolgt, die von der des Grauens nicht weit entfernt und die Sendungen seiner späteren Werke mit ihren zur Mißfreude einladenden Briefen ihm nur eine Quelle von Verlegenheiten waren. Mit Recht hat dieser Dritte später gesagt: »Wie konnte sich Nietzsche gerade vor diesem Manne so gehen lassen!« Aber auch für die einstigen Jugendfreunde hatte Burdhardt im Alter wenig übrig: selbst mit Paul Henke, dem einzigen, den er in sein späteres Leben herübernahm, hat er den Verkehr einmal für elf Jahre eingehen lassen, wie er dann selbst gestand, nur darum, weil ein »gewisser Demand« in München war, den er nicht leiden konnte, und von dem er annahm, daß er Henke in einem ihm feindlichen Sinne beeinflussen werde. Einen andern Genossen seiner Jugendzeit, mit dem er einst beinahe zärtliche Briefe gewechselt, dem er nicht bloß Grüße, sondern Küsse geschickt hatte, wies er, als dieser ihn nach langen Jahren in Basel aufsuchte, kurz angebunden von der Schwelle. »Ach, Wilhelm, ich bin ein kranker Mann! Es würde mich angreifen. Wir haben uns doch wohl zu weit voneinander entfernt.« — lud ihn nicht ins Zimmer ein, rief ihn, als dieser sich gekränkt zum Gehen wandte, nicht zurück. Mit einer ängstlichen Behutsamkeit, die man mit der des Erasmus von Rotterdam verglichen und vielleicht nicht allzu hart »unmännlich« gescholten hat, vermied er es auch schon auf der Mitte seines Lebensweges, sich über religiöse und politische Dinge öffentlich zu äußern, sich eine Verantwortlichkeit, die über sein Lehramt

hinausging, aufzuladen, auch die Menschen, denen er wohlwollte, allzu nah an sich heran- kommen zu lassen, Verhältnisse einzugehen, aus denen ihm Verpflichtungen hätten erwachsen kön- nen. Seiner ganzen Zeit stand er kühl, fremd, zweifelnd, ja fern und feindlich gegenüber, hatte auch für ihre größten Erscheinungen kein Ver- ständnis; es war ihm nicht nur nicht, wie Ulrich von Hutten, eine Freude, in seiner Gegenwart zu leben, sondern ein Ärgernis. Wir wissen nicht, was ihn so gewandelt hat. Äußere Erlebnisse, Enttäuschungen, Verzichte, die ihm das Schid- sal auferlegte, mögen dabei wohl im Spiel ge- wesen sein, mehr vielleicht noch die durch seine geschichtlichen Forschungen immer tiefer werdende Einsicht in das Wesen der Menschen: »Es ist eine böse Welt,« hörte Spitteler den kaum Fünf- zigjährigen wiederholt sagen, jedesmal »mit ernster, innigster Überzeugung, mitunter ohne jeden Anlaß und immer wie in einem Stoß- seufzer«. Sein Lieblingsbuch war Voltaires »Candide«; schon bevor er Schopenhauer kannte, war er ein überzeugter Pessimist. Es ist wenig- stens wahrscheinlich, daß dieser sein Pessimismus den Hauptausgangspunkt nicht in seinem Leben, sondern in seiner Wissenschaft gehabt hat.

Wie dem aber auch sei: in seiner selbstgeschaf- fenen und beharrlich festgehaltenen Enge ent- falteten sich die Schwingen seines Genius um so freier und höher. Als die Quelle seiner Kraft und seines Schaffens hat er schon in der Jugend den Drang seiner Natur nach Anschau- ung bezeichnet. Was er aber schaute, war ihm nicht bloß ein Spiel, an dem er ein künstlerisches Gefallen fand, sondern er begleitete seine Ge- sichte mit der tiefen inneren Teilnahme des Mo- ralisten. Dene Anschauungsfähigkeit und diese Teil- nahme bewahrte er sich nicht nur bis fast in sein höchstes Alter, sie steigerten sich sogar. Von den »Erinnerungen aus Rubens«, die er als Siebzig- jähriger schrieb, hat Carl Neumann, einer seiner wenigen echten Schüler und einer seiner besten Kenner, gesagt, man könne nicht genug über das leidenschaftliche Schönheitsgefühl staunen, das wie Jugendglut in den Sinnen und in der Seele des greisen Burdhardt loderte: »nur die geheim- sten und tiefsten Lebenstribe vermögen in die-

sem Grad den Jahren standzuhalten«. In seiner Geschichtsbetrachtung freilich äußerte sich die Teilnahme an dem mit Seherblick Geschauteu meist nur als Schauer und Entsetzen — es war ihm da oft, als schritte er wie Dante von Vulge zu Vulge des Inferno — oder als ein ehrfurchts- volles Staunen vor dem Mysterium der Schid- salsverfettungen und der großen Persönlichkeiten. In der Kunstbetrachtung dagegen war er in erster Reihe ein Glücksfucher, ein Glücksfinder und — denjenigen, die sich seiner Führung über- ließen — ein Glücksweiser: hier erweichen und verklären sich seine schroffen Züge oft wunder- sam, und er steht vor uns in seliger Versunken- heit wie einer jener frommen Lesenden auf den Heiligenbildern des Johann Bellini oder wie der bärtige Dionysos in der Sala della biga des Va- ticans, von dem er gesagt hat, er blide in hoher Wonne auf die von ihm beherrschte Welt her- nieder.

Von den Ergebnissen seiner Geschichts- und Kunstbetrachtung sind einige in den Gemein- besitz der Gebildeten aller Kulturvölker über- gegangen. So aus der »Zeit Konstantins« zwar nicht die Gestalt dieses Kaisers, den wir heute in einem andern Lichte sehen, als er ihn dar- stellte, aber seine Schilderung des Alterns und Absterbens der antiken Welt; so vor allem seine Darlegung, wie an der Schwelle von Mittel- alter und Neuzeit zuerst der moderne Mensch erstand mit seiner Selbstbesinnung, seinem Ver- antwortlichkeitsgefühl, seinem Individualismus; so das uns heute beherrschende Bild der Re- naissance mit seiner Kunst, seinen Festen, seiner Geselligkeit; so endlich gewisse Erscheinungen des hellenischen Lebens wie die Polis, wie der ago- rale Mensch, wie der Pessimismus der Griechen. Und eine ganze Reihe von Persönlichkeiten der Kunstgeschichte leben so in uns, wie er sie uns vorgeführt hat: Giotto und Donatello, Fra An- gelico und Botticelli, Raffael und Tizian, Ru- bens und Claude Lorrain. Auch seine Briefe gehören zu den köstlichsten Besitztümern unsrer Literatur. Mit Keller und Meyer zählt er zu den Schweizern, von denen das deutsche Schrift- tum des 19. Jahrhunderts die meiste Bereiche- rung erfahren hat.

Nach der Schlacht

Zu Ende der Kampf und das bittere Weh,
Scheu küßte der Abend die Heide;
Sie träumte in Blut, sie träumte in Sänne
Wie in purpurlinnenem Kleide.

Da ruhten verschlungen Arm in Arm,
Die sich zu Tage erschlagen ...
Es war, als mochten sie Haß und Harm
Nicht fürder im Herzen tragen.

Es war, als schlief da Kind bei Kind,
Spielmüde Gefellen und Brüder ...
Und allen koste der Dämmerwind
Die gebrochenen Augenlider.

Franz Lüdtke



Carl Hauptmann

Nach einer Aufnahme von Hugo Erfurth in Dresden

Carl Hauptmann

Zum 60. Geburtstag des Dichters, 10. Mai 1918

Von Dr. Friedrich Castelle (Münster i. W.)

Der sechzigjährige Carl Hauptmann ist der Dichter der Morgenfrühe und Menschenjugend. Wenn er im ersten Herrgottsgrauen in seine geheimnisvolle Giebelstube hinaufsteigt und sich der schöpferischen Arbeit entgegenwirft wie der Schwimmer dem kühlen Strome des Morgenflusses, dann rauscht es über ihn hin mit Liebeschauerlust und Grausen: das urewige, unerschöpfliche Leben mit all seinen tausend Irrungen und Wirrungen.

Nicht als wenn er in der vierten Morgenstunde, die ihn gebieterisch an den Schreibtisch treibt, mit gleichmäßiger Niederschrift da wieder ansetzte, wo ihm am Tage zuvor die endlich doch durch die dichten Vorhänge bringende Sonne die köstliche Dämmerstimmung der schöpfertrunkenen Frühe hinweggeschauert hat. Dieser Dichter schafft immer neu, immer im göttlichen Rausche. Es ist ein traumhaftes Hindämmern, ein allmähliches seliges Erwachen zu Tat und Wirklichkeit, ein Tändeln und Kosen wie Liebespiel, bis die Gestalten sich neigen und dem leidenschaftlichen Schöpfer sich hingeben in überströmender Fülle. Und wenn er dann nach harter, unerbittlicher und doch unsagbar fröhlicher Sechsstundenarbeit niedersteigt in das Menschenland, ein köstliches Frühwerk in den müden, schlanken Händen, dann strahlt ein unirdischer Glanz in den graublauen Augen, wie der frische Schnee auf den Firnen seiner schlesischen Heimatberge.

Das ganze unermessliche Weltall mit all den unaufhörlichen Wundern von Leiden und Freuden, von Schauern und Schicksalen erlebt Carl Hauptmann tagaus, tagein in dem engen Bezirk seiner Heimat, die ihn abschließt von all der störenden Außerlichkeit des Alltags. Diese Welt gehört zu ihm, dem Vielerfahrenen, der in frohbegehrlicher Jugend alle Lande durchwandert, alle Wissenschaften und Menschen erforscht hat und nun seit 25 Jahren an der behaglichen Biegung der Landstraße nach Niederschreiberhau sein Bauernhaus bewohnt. Gehört zu ihm, weil auch die Heimat ihm Erlebnis geworden ist. Dieses Erlebnis aber genießt er nach vollbrachtem Morgenwerke täglich neu wie einen Jungbrunnen. Dann wandert er über den Mittag weg zwischen den Menschen, grüßt jedes Kind, sorgt mit jedem verkrümmten Bauer, der mit seinem Hochgepann den steinigen Ader aufwärts stöhnt, trägt — wie der irre Vater Jonathan in der »Langen Tule« — jedes abgerissene Blümchen sorgsam seitwärts ins Gras, daß es

nicht zertreten werde. Und wenn die Nacht herniederfällt in das weite Schreiberhauer Tal, dann taucht da und dort auf Höhen und Straßen oder in den Wandelwegen seines bergansteigenden Wiesenparks der hohe dunkle Schatten des Dichters noch einmal auf, ehe er leise in das geheimnisvolle Dunkel des Hauses verschwindet. Dort gehört noch eine stille, beschauliche Feierstunde der Jugend unsrer Zeit.

Es ist unter allen Menschen, unter allen Künstlern unsers älteren Geschlechts wohl keiner, der die unruhig drängende Jugend unsrer Tage so leidenschaftlich liebt, so inbrünstig umwirbt wie dieser Einsiedler in den schlesischen Bergen. Was diese Jugend mit so unsäglich schmerzlichem Drängen bewegt, ist ja auch sein Schicksal noch heute: »Der leidenschaftliche Hunger, zu erkennen. Der frohe Trieb, das Erkennen als Schmutz um die arme Menschenblöße zu hängen. Aber noch mehr auch das Erkennen als Waffe zu gebrauchen. Nicht zunächst gegen den Menschenbruder. Sondern gegen die Schimären des Blutes und inneren Irrtums, die einen jeben von uns auf allen Wegen immer noch narren ... Jugend, das sind die unausgefüllten, unergründlichen Sehnsuchten und Hoffnungen des Menschen, die eigne kurze Spanne Dasein und damit das Menschheitsdasein überhaupt aus höherem Sinne zu beleben und reiner ins Licht hineinzuführen.« Denn Carl Hauptmann, der Dichter, ist ja ganz diese ewige, in allen Zeiten und Geschlechtern immer wieder auftauchende Künstlerjugend, von der Walther Hasenclever in seinem »Jüngling« so stolz behauptet:

Nur wir sind würdig, alles zu genießen,
Die wir genießen, ohne Ziel und Norm,
Und die wir, groß im Auseinanderschießen,
Einst wieder wachsen: einsam und zur Form.

Für Carl Hauptmann ist die Dichtung nie verständige Rede gewesen im Sinne von Schule und Abtlieferung. Aus aufgeschauchten Ahnungen und Gefühlen sucht er nach Erlösung. Er greift in die Lüfte mit verlangenden Händen und schreibt in die Lüfte mit prangenden Gebärden und erfährt doch stets wesenhafteste Wirklichkeit. Was ihm früher gern zum Vorwurf gemacht wurde: er sei zu gebildet, sei zu gelehrt, das offenbart sich bei ihm mehr und mehr als die reichste Gabe des forschenden Schöpfergeistes. Er hat in seinem Jugenddrang, die Geheimnisse in Weltall und Menschheit wissenschaftlich zu ergründen, allüberall nach Seelen gefahndet. Und nun fliegen diese Seelen untrüglicher

Menschenkenntnis ihm zu gleichbeschwingten Naturgeistern, die ihn im ungeordneten Spiel der Phantasie wie unirdische Musik umgaukeln. Seine Gestalten duften Ideen wie Meßners geheimnisvoll lebende Menschenbilder, wie Rodins versteinerte Menschenchicksale, diese geheimnisvollen Gleichnisse mit ihrem ringenden, rätselgebundenen Leben, diese ewigen, letzten Verschwisterungen menschlicher Offenbarung.

Wer sich dem Wesen dieses Dichters mit der Liebe hingeeben hat, die jede echte Künstlerpersönlichkeit beanspruchen darf, wer seinen Erstlingsroman »Mathilde« durchlebt hat, der spürt diese schwingende melodische Leichtigkeit des Gestaltens: hier in dem wundervoll wiegenden Spiel der rhythmischen Gänge der Sprache, dort in dem warmen Duft, der die erdenschwere und doch fast überirdische Frauengestalt umschwebt. Sein großer Wirklichkeitsroman »Einhart der Lächler« ist ganz getränkt mit dieser Seelenmusik, die alle Wirklichkeit der Geschehnisse so leicht aufzulösen vermag. Und sollte es nicht ein Zeichen der Zeit sein, daß gerade dieser schon zehn Jahre alte Roman jetzt von Tag zu Tag mehr Menschenherzen erobert, fast das Buch des Tages und der Jugend geworden ist, insbesondere auch jener Jugend, die draußen in Feindesland die deutsche Heimat schützt? In diesem Buche hat ein weiser, gütiger Seher all die Not unsrer neuen Jugend vorausgesehen, all das Ringen und Fassen, all das Zweifeln und Verzagen, all die Kämpfe mit den widrigen Mächten des neuen Lebens. Und allen ehrlichen Kämpfern zeigt der erfahrene Dichter im Lächeln Einharts den endlichen Zielweg für das Leben, den Weg zur inneren Einsamkeit, zur tiefsten Sammlung. Aus dieser Welt der Einsamkeit, der selbstgewollten, nur auf eigene Verinnerlichung und Vervollkommenung bedachten Einsamkeit müssen die Dichter der Zukunft erstehen, Dichter, denen Kunst »Leben, Traum, Wahnsinn, Leiden und Seligsein ist nach keinem andern Muster als dem göttlichen Zufall der flüchtigen Stunde«.

»Einhart der Lächler« ist der große Einschnitt in die Entwicklung der Künstlerpersönlichkeit Carl Hauptmanns. »Man muß von innen nach außen lernen. Die meisten lernen von außen nach innen: Meister und Stümper!« Auch Carl Hauptmann hat zunächst von außen nach innen gelernt. Die Welt und die Menschen seiner Heimat traten mit tausend Erregungen und Erlebnissen vor ihn hin. Neben den Erstlingschauspielen »Marianne«, »Waldeute« und »Ephraims Breite« sind der Roman »Mathilde« und die Erzählung »Aus Hütten am Fange« die sinnfälligsten Schilderungen heimatlischer Umwelt. Aber schon in dem faustischen Schauspiel »Die Bergschmiede« deuten sich die tieferen Zwecke dieser Kunst an: über die Einzel- und Alltagschicksale drängt es sie in den Kampf mit den

geheimnisvollen Mächten des Lebens, brängt es sie fort von Liebeslust und Lebensfreude zu den dämonischen Gewalten, die in jedes Dasein gebieterisch und unerbittlich eingreifen.

Diese Dämonie im Sinne der antiken Tragödie wuchtet dann schwer und vernichtend durch das Schauspiel »Die Austreibung«. Lebende Weibslust treibt den tätigen Mann aus seiner Heimat und Herzensruhe und macht ihn zum Mörder. Dann aber windet sich der böse Dämon Ludmilla selbst in tiefster Qual und Not. Der Friede ist ausgetrieben aus ihr und alles Glück. In einem letzten Aufschrei stöhnt das junge Weib der Stieftochter, der es den Geliebten geraubt hat, das ganze jammervolle Elend seiner Mädchenknechtschaft wild ins Gesicht: »Die tolen Mannsbilder umstellten mich seit meiner Frühzeit ... hah, mich efelt. Für mich ist alles zu früh Wirklichkeit geworden. Du kannst nicht denken, wie ich manchmal plötzlich rein wie von Fieberglut so rumgetrieben. Ich liebe dich, Annel ... deine Lippen sind unschuldig wie Blätter.« Verlassen und verloren hofft das Weib mit dem kleinen Kinde auf der Ofenbank und fühlt das Schicksal über sich hereinbrechen. Das ist nicht mehr ein Bühnenstück im Sinne des sogenannten realistischen Dramas. Das ist nur noch tiefste tragische Ausgestaltung eines inneren Seelenkonflikts, der bei aller Unruhe die Einfachheit antiker Einsamkeitsgröße ahnen läßt. Das ist der eisse Griff jener urweltumwitterten Schicksalsgewalten, die über jedem Leben die unbarmherzigen Häufte öffnen und schließen.

Die »Austreibung« weist schon in die zweite Schaffensperiode Carl Hauptmanns hinüber. Wie sein Einhart Selle ist auch der Dichter jetzt wirklich ein Meister geworden, »wenn Meisterschaft der Name ist nicht für ein rundes, sicheres Können, sondern für das zähe Vorwärtstringen zum eigensten Eigentum, für die ewig ringende Mühewaltung, also daß die Blöde, die er aus dem Steinbruch brach, manchmal nur halb behauen niederfielen, immer eigenartig genug, aber oft halb begreiflich zuerst, nicht gleich bekannt und geliebt und glatt, daß sie dem herkömmlichen Gefühl oft trohten«. Carl Hauptmann troht in den Werken seiner Reisezeit dem herkömmlichen Gefühl auch heute noch. Am nächsten kam er ihm in dem Festspiel »Moses«, das vor »Einhart« entstanden ist und mit dem weisevollen hohen Gang der Sprache, in der es oft wie von hebräischen Hymnen und Psalmen aufrauscht, für unsre Zeit so recht eine Dichtung sein könnte, die auf große Massen tiefen Eindruck machen und aus all den Nöten der Zeit hinwegführen müßte auf den heiligen Berg, von dem die gequälte Menschheit das gelobte Land der Zukunft und des sicheren Friedens schauen kann. Auch der titanische »Napoleon«, diese trilogische Tragödie des Genies, die nicht den Peros, jon-

bern den Übermenschen Napoleon zu ergründen strebt, wandelt noch die Wege der überlieferten Bühnenkunst.

Dann aber folgen rasch hintereinander die Schauspiele, die dem Dichter ein ganz eignes Gepräge geben. Das menschlichste aller Probleme, das der Liebe, tritt jetzt immer gebieterisch hervor. Am zartesten und dichterisch schönsten hat er dieses Problem von dem Kampfe zweier Frauen um die Liebe eines Mannes in seinen »Panspielen« geedeutet, in der Dichtung »Im goldenen Tempelbuche« verzeichnet. Wie eine japanische Wasserzeichnung huscht die Liebe Gwiaus, der Geliebten des jungen Kaisers, und Potokes, der jungen Sängerin, vorüber, bis am Ende Gwiau und Potoke am Herzen Tojis, der Mutter Gwiaus, Trost suchen in ihrer Verlassenheit und liebeleeren Einsamkeit.

Und wieder klingt das gleiche Motiv in der »Langen Tule« an, die als Gegenstück der »Ausreibung« anzusehen ist. Dies Schauspiel ist bis heute wohl der sinnfälligste, greifbarste Ausdruck jener Kunst, die Carl Hauptmann aus dem reinen Wirklichkeitsdrama entwidelt. Aber ihm ist es ja letzten Endes nicht zu tun um das irre Taumeln der Einzelwesen zwischen Begier und Schuld, zwischen Vergehen und Sühnen. Ihm ist das alles nur noch Sinnbild für die Gewalten, die unter der dünnen Oberflächenbede des Menschentums wie Bergwasser grollen und plötzlich irgendwo jählings vernichtend und zerstörend hervordringen. Nicht von Schuld im Sinne des engumgrenzten Zustandsdramas kann bei der »Langen Tule« die Rede sein. Unabänderlicher Haß und unbezähmbare Rache treiben sie ins Verderben und sachen Gluten in ihr an, die kein Wasser mehr löscht. Sie ist entnerot, ist enttourzelt aus dem Mutterboden. Bis zum Wahnsinn steigert sich in ihr die Sehnsucht nach der alten Kinderheimat, nach dem frieblichen Lande der Jugend. Aber nicht durch Verbrechen läßt sich diese Sehnsucht erkaufen: der tote Vater geht um und sitzt ihr in der nächtlichen Stube gegenüber wie das mahnende Gewissen, in kalter, unbarmherziger Ruhe, unabwendbar wie das Schicksal, das sich unerbittlich erfüllen muß. Von Szene zu Szene mehr verbläßt und verblättert alles Außerliche und Gegenständliche, das wir realistisch zu nennen gewöhnt worden sind, in Duft und Schein. Und dennoch wächst dieser Realismus bis zu dem im Schluß erstiegenen Gipfel des Dramas fessiger und schroffer empor, wie die Umweltgestalten der Alesenberge zu Häupten der Behausung des Dichters hoch über den brauenden Nebeln ihren schimmernden Scheitel in goldene Ewigkeitssonne tauchen.

Diese ungebundene, naturnotwendige Verschmelzung von Wirklichkeit und Idee ist am leidenschaftlichsten erstrebt in dem Märchen drama

»Die armseligen Besenbinder«, das, als die dichterisch schönste Tat, auch dem Dichter selbst zu allernächst ans Herz gewachsen ist. Hier ist alle Not und alle Härte des armseligen Menschenbaseins wundervoll gütig und barmherzig aufgelöst in märchenhafte Verklärung. Hier schlägt das Herz des Dichters, und über alle Schicksale spielt rein und heiter die erlösende Musik der Befreiung von aller Herzensnot und Erdenqual. Der Schauspiellust unsrer Tage, die noch immer in der Erden schwere hemmen der Überlieferungen gefesselt geht, ist es freilich bis heute noch nicht ganz gelungen, über die realistische Szene hinweg den mystischen Ton dieser Dichtung zu finden.

Erst der sechzigjährige Carl Hauptmann scheint in rastloser Augenblicklichkeit die Sonnenhöhe seiner Kunst zu ersteigen. Drei Bühnendichtungen führen zu diesem Gipfel empor. Zwei von ihnen liegen heute im Druck vor: »Tobias Buntschuh«, die schon mit starker innerlicher Wirkung von Reinhardts Bühne herab zu den Menschen gesprochen hat, und »Gaukler, Tod und Juwelier«, die kürzlich erschienen ist. Die dritte, »Musik«, ist in der Handschrift vollendet. Der Dichter wird diese drei Schöpfungen unter dem Namen »Die goldenen Straßen« zusammenfassen. Er deutet damit selbst am sinnfälligsten ihr Wesen. Es sind die drei goldenen Straßen, die zum Glück führen. Was ist Menschenglück? Besitz? Genuß? Schöpferbegrabung? »Tobias Buntschuh« ist die Tragödie des Budligen, der alles im Leben besitzt, was Geist und Reichum geben können. Nur eins ist ihm ver sagt: die Liebe des reinen Weibes, das sich für ihn und seine Häßlichkeit hingeben möchte. »Gaukler, Tod und Juwelier« ist wiederum die Tragödie der Liebe, aber jetzt das unerbittliche Schicksal des unerfättlichen Genußmenschen, der in Glanz und Lebenslust schwelgt, vor dessen dürstenden Lippen aber doch letzten Endes die Blut der Liebe zurüdwirft, und der dann schauernd entflieht vor dem Menschengebieter Tod. Nicht toter Reichum, nicht sinnlicher Besitz sind des Lebens höchste Güter. Die Freude und innere Seligkeit der künstlerischen Freiheit allein gibt reinste Gnade. In der »Musik« wird diese Befreiung zur edelsten künstlerischen Entfaltung dargestellt.

Carl Hauptmann hält jetzt die Form wie eine köstliche Schale in sicheren Künstlerhänden. Seine Handlungen spielen nicht mehr in örtlich umgrenzten Erdengebieten. Sie können überall vor sich gehen. Die Umwelt ist nur noch Schmutz und Augenschau, die vergehen wie Blätter und Blüten am Baum. Die sind ja auch nicht das Wesen des Baumes; der Stamm ist es, der die Gestalt bestimmt, daß diese immer klarer, immer eindringlicher und anschaulicher hervortritt.

Die innere Menschenentwicklung ist jetzt bei Carl Hauptmann Gegenstand leidenschaftlichen

Schaffens. Je weiter der Dichter sich von der Herkömmlichkeit entfernt, je bewußter er die enge Wirklichkeit meidet, um so stärker umrauscht ihn der dunkle Flügelschlag des urewigen, geheimnisvollen Lebens. Jetzt erst bildet er in des Wortes tiefstem Sinne. Nicht bloß seine Dramen, auch seine Sonette und namentlich die neueren Erzählungen in den Büchern »Nächte« und »Schicksale«, vor allem auch eine Reihe noch unveröffentlichter Skizzen sind eherne Plastiken von überwältigender Feierruhe und schöpferisch vollendeter Größe. Seine Menschen sind nicht mehr willkürliche Erscheinungen des vorüberflüchtenden Augenblicks, nicht mehr Zufälligkeiten von romanhaft oberflächlicher Außerlichkeit. Sie sind in sich selbst Symbol, sind Inbegriff und Ausdruck alles menschlichen Handelns und Leidens.

Die dichterische Form wird nun immer freier und bewegter. Leiser Rhythmus wie Musik umspielt sie. Musik durchströmt all ihr Ringen und Erleiden, klärt alles Harte und Schwere zu edelster Schönheit und Harmonie. Phantasie, die schöne Freundin des Künstlers, ist dem Dichter jetzt innig vermählt und gibt seinem gesegneten Alter die unerforschlichen Freuden der heitersten Jugendfrische.

Carl Hauptmanns dichterische Persönlichkeit schwankt heute noch in der Tage Gunst und Neigung. Wir mögen zu ihm stehen, wie wir wollen, mögen in Gewöhnung an die herkömmliche Anschauung von dramatischer Kunst seinen Bühnendichtungen die Blutsfülle und drängende Wirklichkeit absprechen, die doch wie ein breiter unterirdischer Strom durch alle seine Schöpfungen rauschen, wie durch das Tal seiner Heimat bei Tag und Nacht der wilde Saden braust, mögen ihm in Erkenntnis seines tiefsten Wesens mehr epische Größe zugestehen, die doch in Wirklichkeit in der höchsten Leidenschaft bei ihm sich immer zu dramatischem Ausdruck steigert, oder mögen umgekehrt in diesen Bühnendichtungen schon die ersten Anfänge und vollendeten Vorbilder eines Expressionismus sehen, der in den Schöpfungen unserer Jugend ungestüm nach Form und Gestalt ringt — eins werden wir diesem Dichter freudig und dankbaren Herzens zuerkennen: die unbeugsame Wahrhaftigkeit und glühende Inbrunst echten künstlerischen Schaffens. Niemals ist Carl Hauptmann zur Herkömmlichkeit herabgestiegen. Immer schreitet er haupterhoben den Höhenweg wahrhaftester Kunst.

Brief an Bhawani

Von Carl Hauptmann

Gram tropft und tropft,
Wie in Teufen die Trauer der Steine;
Durch Nächte her ... rinnend nach dir,
Du dunkle, junge, bleiche,
Holde Bhawani.

In einem Ringe aus Licht
Treibst du schimmernd durch meine Nächte.
Reichst mir aus ehernem Becher
Von Juwelen und Golde
Meine Tränen.

Schweigst ...
Schweigst ...

Oh, beuge dich nieder
Aus deinem Ringe aus Licht!
Oh, trinke von meinem schlafenden Auge
Meine Tränen!

Gram tropft und tropft,
Wie in Teufen die Trauer der Steine.

Ein Serbe über den Zusammenbruch Serbiens Tagebuch eines serbischen Flüchtlings

Veröffentlicht von Johannes Vitz

Der Niederbruch Serbiens unter den Schlägen Madensens im Oktober—November 1915 ist in der Kriegsliteratur weit und breit behandelt worden. In Wort und Bild haben rühmliche, oft auch nur gelegentliche Episoden Überlieferung und Verbreitung gefunden. Alle literarischen Errungenschaften aber geben nur in großen Zügen ein Bild des Geschehens, und auch wo die Kamera eingreift, vermag lediglich ein Moment aus einer ganzen Gruppe aneinandergereihter Ereignisse festgehalten zu werden. Die hier mitgeteilten Niederschriften eines unsrer Feinde liefern ein plastisches Anschauungsmaterial dafür, wie sich von Norden her die Madensensche Sturmwelle über das Land ergoß, das mit dem berüchtigten Serajewoer Attentat den ersten unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch des Weltkrieges gab, wie diese Sturmwelle die von oben her irreführte Bevölkerung in unendlichen Flüchtlingsmassen vor sich hertrieb und schließlich über einige Beherzte, die sich mutig zum Bleiben entschlossen hatten, hinwegtraufte, ohne daß der nicht am Kriege beteiligten Bevölkerung auch nur ein Paar getrümmert wurde. Hinzu kommt, daß diese Niederschriften ein Bild des Lebens, der bewegten Vorgänge außerhalb des Bereichs unsrer Front übermitteln, eines Gebietes, das vor dem Kampfe und während desselben dem beobachtenden Auge entzogen bleibt. Der Beobachter gehört den ersten Kreisen der Belgrader Gesellschaft an, ist mit jedem Minister oder höheren Militär seines Landes persönlich bekannt oder befreundet. Allerdings ist er kein Bewunderer des Ministeriums Pasic, das das Verhängnis über das unglückliche Land heraufbeschwor. Um so eher ist er unbefangener Beobachtung fähig.

Zur Erklärung der Tatsachen folgendes:

Der von Norden kommende Flüchtlingsstrom wurde in erster Linie mit den von Belgrad und Semendria kommenden Bahnlinien fortgeführt. Im Morawatal bei Vileša Plana vereinigen sich beide Linien. Von hier aus das Tal der Morawa nach Süden hin weiter zu benutzen, erschien bedenklich, um so mehr, als sich gegen den Süden des Landes die Bulgaren von Osten her in schnellem Vormarsche auf Niš befanden. Wer weiter fliehen wollte und nicht dem drohenden Spiel der überaus schnell heranrückenden Ereignisse sich anzuvertrauen wagte, mußte schon in Kraljevo in Richtung der südwestlichen Diagonale des Landes auf die Straße nach Raska abbiegen und so in das vorerst noch ungefährdete Novibazar, auf Mitrovica zu, zu entkommen suchen.

Nun die Aufzeichnungen selbst in deutscher Übertragung:

10. Oktober* 1915.

Das Pressebureau, das heute mit seinem Vorstande Herrn v. Bifovski und den übrigen Beamten aus Niš hier in Kraljevo eingetroffen ist und mit Ach und Krach im Gasthause »Généve« Unterkunft gefunden hat, konnte nach Unterbrechung heute wieder seinen ersten hektographierten Bericht herausgeben. Viel konnte dieses Schriftstück nicht über die politische und militärische Lage sagen, besonders nicht viel Erfreuliches. Es sollte nur die Bevölkerung einigermaßen beruhigen und eine gänzliche Panik verhüten. Die einzigen darin enthaltenen Tatsachen waren übrigens schon vorher bekannt, nämlich daß Rußland am 8. Oktober Bulgarien den Krieg erklärt hatte, und daß Italien diesem Beispiel gefolgt sei. Sonst lagen keine bedeutenderen Nachrichten über die Lage auf den Kriegsschauplätzen vor, und besonders fehlte jeder Aufschluß über die Frage, welche die Gemüter am meisten beschäftigte, nämlich darüber, was die Regierung in dieser kritischen Lage zu tun gedachte, und was sie der Bevölkerung zu tun rate. Trotzdem war die amtlich bestätigte Nachricht über die russische Kriegserklärung an Bulgarien dazu angetan, die Gemüter etwas zu erleichtern und die Stimmung ein klein wenig zu heben. Und wirklich, durch die überfüllten Kaffeehäuser und Gassen des von Menschen starrenden Städtchens ging es wie ein Aufatmen. Man besprach allerorten das Vorgehen Rußlands und gab sich zum Teil schon riesigen Hoffnungen hin.

9.—15. Oktober.

Es ist ungeheuer, welch unzählige Flüchtlingsmassen in Kraljevo zusammenströmen. Schon kann sie das Städtchen nicht mehr aufnehmen, und doch fluten mit jedem Tage neue Massen heran. Die meisten kommen direkt aus Niš, andre zu Wagen aus Krusevac, Kragujevac und Cacak. Von allen Seiten strömen lange Reihen Bauern, Frauen und Kinder zur Stadt herein; hinter ihnen reißt sich eine unendliche Linie Ochsenwagen, in aller Eile mit dem nötigsten Hausrat bepackt — eine wahre Völkerwanderung. Und welch traurige Völkerwanderung! Manche sind bereits wochenlang von Haus und Hof weg, aus der Macva, aus dem Belgrader, dem Vojarevacer Kreis, von überall kommen sie. Alles flieht buntermal durcheinander, nicht

* Die Daten sind nach dem alten Kalender, d. h. immer 13 Tage später, angelegt.

recht wissend, wohin und wie weit; alles begnügt sich vorläufig mit der Frage: »Wo führt der Weg nach Raska?« Die Straßen sind versperrt durch diese Flüchtlingsmassen, und doch, noch immer steigt die Flut. Bereits ziehen Tag und Nacht die Armee- und Divisionstrains in der Richtung nach Raska durch die Stadt. Je mehr Flüchtlinge in die Stadt zusammenströmen, desto teurer und unerschwinglicher werden die Lebensbedingungen. Noch dazu brachte jeder neue Flüchtling eine neue Trauerbotschaft mit. In Ermangelung bestimmter und amtlicher Nachrichten über die militärische und politische Lage fanden natürlich die wildesten Gerüchte bei der Masse Glauben und wirkten verhängnisvoll auf sie ein. Fürchterlicher als unter dem größten Unglück litten die Gemüter unter der entsetzlichen Ungewißheit über die nächste Zukunft. Dazu kamen noch die herzzerreißenden Anblicke, die sich nur zu oft gelegentlich dieser schrecklichen Massensucht in der Richtung auf Raska, Mitrovica, Novibazar usw. darboten. Kraljevo ist mit Belgradern überfüllt. Ein großer Teil seiner Intelligenz ist in dieser verhängnisvollen Stunde hier zusammengetroffen. Überall sieht man Belgrader höhere und kleinere Beamte, Professoren, Geistliche, Lehrer, Großkaufleute und Fabrikanten. Den ganzen Tag sitzen sie in den Kaffeehäusern oder spazieren planlos auf den Straßen umher, indem sie beratschlagen, was zu tun wohl am heilsamsten wäre. Das verhältnismäßig noch schöne und warme Wetter bestärkte viele in ihrem Entschluß, noch weiter zu fliehen; viele dagegen beschlossen hierzubleiben — komme, was da kommen möge. Unter diesen letzteren befand auch ich mich. Alle Ereignisse dieser Tage zeigten, daß die Behörden, besonders ihre Spitzen, den Kopf verloren hatten. Bestrebend war aber die Haltung der Bewohner von Kraljevo, die die allgemeine nationale Katastrophe gänzlich kalt ließ, ja, die sie sogar dazu benutzten, um sich möglichst schamlos zu bereichern, indem sie den unglücklichen Flüchtlingen Nahrungsmittel, Ware und Unterkunft zu unerhörten Preisen lieferten.

Die Minister und Gesandten der verbündeten Mächte, die am 7. Oktober mit einem Sonderzuge aus Nisch nach Kraljevo kamen, lassen sich höchst selten sehen und scheinen es auch ausdrücklich zu vermeiden, selbst den nächsten Freunden und Bekannten vor die Augen zu treten. Aus Regierungskreisen wurde die Lesart verbreitet, die allgemeine Lage sei wohl ernst, aber die eigentliche militärische noch nicht völlig kritisch.

16. Oktober.

Heute hatten die Gesandten der verbündeten Mächte eine sehr lange Besprechung in der Wohnung des französischen Gesandten. Nach dieser Besprechung begab sich der russische Gesandte Fürst Trubetskoj zum Ministerpräsidenten

Herrn Vasic, wo er sich ebenfalls sehr lange aufhielt. Als bald verlautete, daß der Zweck dieser Besprechung die Abreise der Gesandten über Raska nach Mitrovica gewesen sei, deren Einzelheiten bei dieser Gelegenheit festgelegt wurden. Ebenso verlautete aus Regierungskreisen, daß die Minister und gewisse Beamte sich mit den Gesandten nach Mitrovica begeben sollten. Diese Nachrichten bestätigten die allgemeine Annahme, daß Kraljevo nicht mehr sicher sei. Gegen Abend besuchte ich einen alten Freund, Mitglied einer ausländischen Gesandtschaft, der meine Erwartungen über die unmittelbar bevorstehende Katastrophe bekräftigte. Dieser Freund erzählte mir, die Abreise der Gesandtschaften sei schon eine ausgemachte Sache; alles sei bereit, man erwarte nur noch einen letzten Befehl vom Armee-Oberkommando, um den Tag der Abreise genau festzusetzen. Diese Mitteilung wirkte wie Keulenschläge niederschmetternd auf mich ein. Es ward mir unsäglich wehe ums Herz; es überliefen mich Gefühle, die mir bisher unbekannt gewesen waren.

17. Oktober.

Ein schöner, warmer Herbsttag. Im Laufe der Nacht müssen sehr bedeutsame militärische Nachrichten eingegangen sein; denn heute beginnt man offensichtlich mit der militärischen Räumung der Stadt. Diese ist überfüllt mit Automobilen und verschiedenen Wagen, durch welche sich die unendlichen Flüchtlingsreihen mühsam hindurchwinden. Aus meiner Wohnung am Ende der Stadt, wo der Weg nach Raska hinausführt, konnte ich frühmorgens 50 mit Pontons beladene Wagen vorbeiziehen sehen. Seitdem fährt unaufhörlich aller möglicher Train vorüber. Unter den unzähligen Trainwagen taucht hier und da ein schwer leuchtendes, überlastetes Automobil auf. Vor allen Gebäuden, die vorübergehend irgendeine militärische Behörde beherbergten, stehen Wagen, die eilig beladen werden, um dann nach der nach Raska führenden Straße zu fahren, wo jeden Augenblick furchtbare Verkehrsstauungen entstehen, so daß manche Wagen lange warten müssen, bis sie weiterfahren können. Überallhin macht sich Unordnung geltend. Die Kopflosigkeit scheint sich langsam auch auf die bis dahin so zielbewußten und energischen Militärbehörden zu übertragen. Jedes einzelne Kommando sucht ohne Rücksicht auf das andre so bald wie möglich Kraljevo hinter sich zu bringen. Mit blutendem Herzen sah ich diesem schrecklichen Treiben zu, diesem regellosen Rückzug. Mit Mühe und Not drang ich durch dieses Gewirr von Menschen und Wagen bis zum Hotel »Paris« durch, wo ich hoffte, von Belgrader Freunden irgend etwas Neues zu erfahren. Ich erfuhr, daß der Ministerrat in einer heute früh abgehaltenen Sitzung beschlossen habe, nach Mitrovica überzufiebern

und Beamten, Pensionären usw. das Gehalt bis Ende des Jahres auszuzahlen. Außerdem verlautete, die österreichisch-ungarischen Truppen seien in Cacaf eingerückt, die Unsern hätten die Morawabrücke bei Cacaf gesprengt, so daß die Bahnverbindung in dieser Richtung schon abgebrochen sei. Viele behaupteten, bereits die ganze Nacht starlen Kanonendonner in der Richtung von Cacaf und der Gruza her vernommen zu haben.

18. Oktober.

Ein trüber, umwölfter Tag. Heute früh vor Morgengrauen sind Ministerpräsident Pasic und seine Kollegen, außer dem Justiz- und Volkswirtschaftsminister, nach Mitrovica abgereist. Mit Pasic zusammen sind auch die Gesandten der verbündeten Mächte nach Mitrovica gefahren. Dazu noch einige besonders bestimmte höhere und subalterne Beamte. Heute vormittag begannen die Beamten mit der Auszahlung der Gehälter und Pensionen für die Monate November und Dezember und der Ausgabe von Kleingeld gegen Banknoten, um einigermaßen dem bereits stark fühlbaren Kleingeldmangel zu steuern. Die Räumung der Stadt wird auch heute genau so regellos wie gestern fortgesetzt. Gegen Mittag kann man schon ganz deutlich scharfen Kanonendonner aus der Richtung von Cacaf her vernehmen. Irgendwelche bestimmtere Nachrichten waren nicht zu erfahren.

19. Oktober.

Allem Anschein nach ist die schicksalsschwere Stunde bereits in greifbare Nähe gerückt. Heute wurde das Pressebureau aufgelöst, nachdem es hier überhaupt in sehr geringem Maße gearbeitet hat. Vor dem Hotel »Paris« ziehen fortwährend lange Traintkolonnen vorbei, um unter fortwährenden Stauungen gegen Rasta zu flüchten. Heute nacht war von Cacaf her wieder starker Kanonendonner zu hören. Man sagt, ein verzweifelter Kampf tobe bei Knic. Je näher der Feind an die Stadt heranrückt, desto häufiger treffen die zahlreichen Flüchtlingsmassen aus dem Morawatal ein. Nach kurzer Rast auf dem Hauptmarkte setzen sie ihren Lebensweg gegen Rasta fort. Entsetzliche Bilder bieten sich dem Auge dar; es widerstrebt der Feder, sie festzuhalten. Heute früh haben die Staatshauptkassie und die Kasfen der einzelnen Ministerien Kraljevo verlassen. Gegen 10 Uhr vormittags kamen Volkswirtschaftsminister Herr Dr. Boja Marinkovic und der Justizminister Herr Marko Gjurucic ins Café des Hotels »Paris«. Wir bildeten sofort eine Gruppe um sie, um wenigstens noch etwas Tatsächliches zu hören. Beide meinen, die Lage sei vom militärischen Standpunkte aus immer noch nicht gänzlich verzweifelt. Regierung und Gesandte seien ausschließlich aus rein politischen Gründen nach Mitrovica übergesiebelt; noch sei nicht alles

verloren. Schließlich empfahlen sie uns, Kraljevo nicht zu verlassen, sondern zu bleiben, wo wir seien. Sollte der Feind bis nach Kraljevo vordringen, so werde bei der Stadt kein Kampf stattfinden; sie werde ruhig übergeben werden, da die umliegenden Positionen unter diesen Verhältnissen nicht zur Verteidigung geeignet seien. Das Fragen wollte kein Ende nehmen. So sehr sich die beiden Herren auch bemühten, jedem möglichst ausführlich zu antworten, sahen sie schließlich ein, daß sie die Frager doch nicht befriedigen konnten. Sie verließen uns, ohne daß wir sie je wiedersehen; denn den nächsten Tag in aller Frühe reisten auch sie zu ihren Kollegen nach Mitrovica ab. Gegen Mittag begannen die einzelnen Abteilungen des Armee-Oberkommandos teils auf der Bahn, teils im Automobil in Kraljevo einzutreffen. Alle eintreffenden Offiziere kamen nach dem Hotel »Paris«, um nach der Reise auszuruhen. Ich nahm einen befreundeten Oberstleutnant zur Seite, um seine Meinung über die militärische Lage zu erfahren. Er hatte große Eile, konnte mir aber so viel sagen, die Situation sei hoffnungslos. Unsere Truppen zögen sich allerorts eilig, aber vorläufig noch in guter Ordnung zurück. Der sehr energisch operierende Feind sei an Zahl, besonders aber an schwerer Artillerie übermächtig, so daß unter den allgemeinen Verhältnissen an einen längeren Widerstand vorläufig nicht zu denken sei. Schließlich empfahl auch er mir, Kraljevo nicht zu verlassen, sondern hierzulieben, da die Stadt ohne Kampf übergeben werden würde. »Wir aber,« sagte er zum Schluß, »wir müssen weiter, wie weit und wohin, das weiß nur Gott.« Es wurde angeordnet, das Armee-Oberkommando sollte die Nacht in Kraljevo verbringen und frühmorgens seinen Weg fortsetzen. Nachmittags begannen schon die ersten Infanterieregimenter in der Richtung von Mrcajevica und Trstenik her durchzumarschieren, nachdem sie dort die Morawa überquert hatten. Die Straßen waren durch Militär, Train und Flüchtlinge derart angefüllt, daß sie völlig unpassierbar wurden. Die ganze Nacht hindurch dauerte das Gedränge fort. Die Kraljevoer Kaufleute haben ihre Läden geschlossen, zwar unter dem Vorwande, jeder Verkauf sei durch den Kleingeldmangel unmöglich gemacht, in der Tat jedoch, weil sie fürchteten, die militärischen Behörden könnten ihnen gelegentlich des Aufenthalts des Armee-Oberkommandos einen gerechteren Preistarif aufzwingen.

20. Oktober.

Kraljevo hat sich langsam geleert. Viele Belgraber, Beamte und andre, die einen Wagen erhalten konnten, viele aber auch zu Fuß, haben den Weg nach Rasta fortgesetzt. Heute ist auch das Belgraber Militärstationskommando, das einige Zeit in Kraljevo gewohnt hatte, nach

Kasla abgegangen. Gegen Mittag langte im Automobil aus Krusevac der Voivode Putnik an. Nach kurzem Aufenthalt setzte er seinen Weg nach Kasla fort, ganz allein, ohne jede Begleitung. Der greise Marschall war tief erschüttert, grüßte aber jedermann stramm wieder, ohne sich mit irgend jemand in ein Gespräch einzulassen. Obgleich ich sehr gut mit ihm bekannt bin, brachte ich es in solcher Stunde nicht über mich, mich ihm zu nähern. Der Rest des Tages verging unter den gleichen erschütternden Vorgängen wie der vorhergehende. Den ganzen Tag hörte man Kanonendonner aus der Richtung Cacaf und von der Gruza, und zwar schien er schon bedeutend näher gerückt zu sein. Sonst weiß niemand, was eigentlich vorgeht.

21. Oktober.

Heute marschierten wieder einige Regimenter aus verschiedener Richtung durch, sowie unendliche Trainsolonnen. Gegen 10 Uhr vormittags langte im Automobil aus Krusevac der Kronprinz Alexander an. Sein Fahrzeug hielt einige Zeit auf dem Hauptmarkte, ehe es seinen Weg gegen Kasla fortsetzte.

Erst heute wurde mit Maßnahmen begonnen, zu denen man schon längst hätte schreiten sollen. Denn kein Kind in der Stadt war über die militärische Lage noch im Zweifel. Erst jetzt, in zwölfter Stunde, wurde mit der Verteilung der riesigen in Kraljevo angestauten Vorräte an das Volk angefangen, und zwar geschah auch das in ungeregelter und konfus überhafter Weise. Zuerst wurden aus den großen Lagerhäusern an der Bahnstation Mehl, Petroleum, Fett, Schuhe usw. an die Bevölkerung verteilt, um zu verhüten, daß das Gut in Feindeshand falle. Aber die Verteilung erfolgte ohne jede Regel. Statt in erster Linie die armen, aus fernen Gegenden herbeigeströmten Flüchtlinge zu versorgen, erhielten den größten Teil die Einwohner der Stadt und die Bauern der nächsten Umgebung, denen es nicht nur an nichts gebrach, sondern die noch dazu mit ihren Vorräten einen schamlosen Lebensmittelwucher trieben. Auch die verteilten Gegenstände, besonders die schönen und teuren Deden, die die armen Flüchtlingssinder viel nötiger gehabt hätten, verkauften die Einheimischen gleich am nächsten Tage, je nach den Umständen, spottbillig oder zu Wucherpreisen. Hatte doch jeder ihrer wenigstens vier oder fünf. So kaufte ich von einem Bauern zwei feine englische Deden zu sechs Franc das Stück, während jede mindestens das Sechsfache wert war. Schon vor ein paar Tagen hatten wir den zuständigen Behörden geraten, die enormen Tabakvorräte entweder — sei es auch zu niedrigen Preisen — an das Volk zu verkaufen oder zu verschenken. Schließlich wurde infolge des bureaukratischen Zauberns gar nichts unternommen, so daß der größte Teil

des in Waggonen und Lagerhäusern aufgespeicherten Tabaks in die Hand des Feindes fiel. 22. Oktober.

Kraljevo ist auch heute im Zeichen fieberhafter Räumung. Die subalternen Militärbehörden versehen ihr Amt mit regstem Eifer und Pflichtgefühl; jedoch haben sie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Enblose Trainsolonnen treffen aus der Richtung von der Gruza und von Trstenik her ein. Heute kann man schon sagen, daß Kraljevo ohne jegliche staatliche Behörden ist, da die letzten Ämter im Morgengrauen die Stadt verlassen haben. Nachrichten sind von nirgendher zu erfahren. Von Osten, aus der Gegend der Gruza, ist scharfes Feuer zu vernehmen. Es wird jedenfalls dort heftig gekämpft. Indem ich mich durch die Reihen der Wagen und Flüchtlinge drängte, gelangte ich mühsam bis zum Hauptplatze herab. Auf dem Wege dahin begegnete ich zwei Droschken mit je einem deutschen Offizier, einem Major und einem Hauptmann. Beide waren verwundet. Die Wagen hielten, und der Major unterhielt sich eine Weile mit dem Sanitätsmajor (Stabsarzt; d. Red.) Dr. Gobjevac. Ich näherte mich etwas, um das Gespräch mit anzuhören. Der Major erzählte gerade dem Arzte, wo, wie und auf welche Weise er in der Gegend von Knic verwundet und gefangen genommen worden sei. Dr. Gobjevac prüfte den Verband beider Offiziere, die den Wunsch aussprachen, möglichst bald in einem Lazarett untergebracht zu werden. Nachdem Major Dr. Gobjevac dem Kutscher die nötigen Anweisungen gegeben hatte, setzten die Wagen den Weg zum nächsten Etappenspital fort. Die Haltung dieser beiden preussischen Offiziere war in jeder Beziehung würdig und soldatisch; von allen Seiten wandten sich neugierige Blicke auf die beiden. Im Hotel »Paris« traf ich fast alle in der Stadt anwesenden Belgrader. Wir besprachen die Maßnahmen, die beim Einmarsch des Feindes zu treffen seien. Alle dachten mit Sorge daran, was es wohl geben werde und wie die mit Flüchtlingen überfüllte Stadt wegkommen möchte, falls die Führung etwa doch noch beschließen sollte, unmittelbar vor der Stadt oder gar in ihr Widerstand zu leisten.

23. Oktober.

Heute morgen kam der Oberst V...c,* Kommandeur einer Division, durch die Stadt. Gleich darauf begann der Durchmarsch des 5. Infanterieregiments zweiten Aufgebots, das sich von den Cacaker Stellungen zurückzog. Den vorhergehenden Abend hatten unfre Truppen infolge der Gesamtlage auf Befehl diese Stellungen räumen müssen, worauf die Österreicher nach wechselreichem Kampfe endgültig in Cacaf ein-

* Name in den Aufzeichnungen abgekürzt.

jogen. Mit Oberst V...c, einem alten Freunde, unterhielt ich mich eine Weile. Wie es so seine Art ist, suchte er durch gutmütigen Spott mich etwas aufzuheitern, indem er lachend meinte, warum wir in der Etappe denn so erschrocken täten. »Wir da vorne singen, und ihr flennt,« meinte er. »Immer nur Kopf hoch!« Aus der Unterhaltung mit V...c sah ich aber zu meiner Sorge und, wie ich gestehen muß, zu meinem Schrecken, daß unsre Truppen doch beabsichtigten, die Stadt unmittelbar zu verteidigen. Auf eine dahingehende Frage meinte Oberst V...c, er dürfe mir leider darüber nichts Genaueres mitteilen, so gern er es auch täte. Darauf verabschiedete er sich von mir und setzte seinen Weg fort. Auf dem Wege nach Hause dachte ich über die Schrecknisse nach, die der Stadt bevorstünden, falls unmittelbar um sie ein Kampf stattfinden sollte. Beim Mittagessen vermied ich es, mit meiner Frau darüber zu sprechen, da ich immer noch dachte, vielleicht den Obersten V...c falsch verstanden zu haben. Aber in dieser Täuschung, bestärkt durch die Äußerungen des Ministers Dr. Marinkovic, wurde ich nur kurze Zeit belassen. Und zwar wurde ich auf sehr eindringliche Weise eines Besseren belehrt. Als ich Punkt 1 Uhr mich gerade zum gewohnten Mittagsschlafchen niederlegen wollte, erdröhnte der Knall einer freipierenden Granate. Den Abfeuerungschuß hatte ich infolge des draußen herrschenden Lärms überhört. Kaum war ich auf der Straße, als bereits eine zweite und dritte Detonation folgte. Einige Bauern, die eilig nach dem Hauptmarkte hinuntergingen, sagten mir, daß die Deutschen aus weittragenden Geschützen von Mrazevica her den Bahnhof beschossen. Bald darauf wurde auch von Westen her Geschützdonner hörbar. Allem Anscheine nach hatten die Unsern ihre Batterien auf den Hängen der Stolovi postiert und beantworteten nun das deutsche Feuer. Ich hatte also doch den Obersten V...c durchaus nicht falsch verstanden: der Kampf entwickelte sich bereits mit dem eröffnenden Artilleriebuell. Ich weiß nicht, wie es unten war; aber für uns auf der Anhöhe war die Lage ziemlich mißlich. Unsre Batterien standen unmittelbar jenseit des Ibar, am Fuße der Stolovi, ganz in unsrer Nähe, so daß die beiderseitigen Geschosse mit fürchterlichem Pfeifen in geringer Nähe über uns hinwegsausten. Bald schlug eine deutsche Granate in ein mit Benzinvorräten angefülltes Magazin an der Bahnstation. Bald war die ganze Stadt in eine unheimliche Wolke schwarzen Rauches gehüllt. Das Geschützfeuer dauerte bis in die Nacht hinein. Inmitten dieses Getümmels kam ein Belgrader zu mir und lud mich ein, nach dem Rathause zu kommen, wo eine Konferenz tage, die über die Übergabe der Stadt berate. Ich ging nicht hin; aber ich

hörte, daß ein Ausschuß gewählt worden sei, dessen Aufgabe es war, frühmorgens den feindlichen Vorposten entgegenzugehen und dort die Übergabe der Stadt zu vollziehen, um Kraljevo so vor dem Argsten zu bewahren. Auch hörte ich, daß zum Vorstande dieses Ausschusses Herr Stevan Curcic gewählt worden sei, was mich einigermaßen beruhigte. Am Abend war die Stadt wie ausgestorben. Jeder verschloß sich früh in seine Wohnung, da man für morgen früh bereits die ersten feindlichen Vorposten in der Stadt erwartete. Von Nachbarn, die unten in der Stadt gewesen waren, hörte ich, daß die deutschen Geschosse außer der Bahnstation auch einige kleinere Häuser an der Ortsperipherie zerstört hätten. Infanteriefeuer war im Laufe des Abends nicht zu hören. Obgleich mir allerrhand Gedanken kamen, schlief ich schnell ein.

24. Oktober.

Der Schreckliche, verhängnisvolle und tragische Tag ist angebrochen. Genau um 2 Uhr morgens wurde ich durch heftiges Geschützfeuer geweckt. Rasch kleidete ich mich an und ging auf die Straße hinaus. Nirgend war eine Seele zu sehen. Den Detonationen nach schien es mir, daß die Deutschen wiederum das Feuer auf die Bahnstation und die Westseite der Stadt eröffnet hätten. Nun begannen auch die Unsern von den Stolovi. Jeden Augenblick erwartete ich, den Einschlag von Granaten in der Stadt selbst zu hören, besonders in unserm hochgelegenen Viertel, das der feindlichen Artillerie am nächsten lag. Als der Morgen anbrach, begannen die Leute die Häuser zu verlassen, um den heftigen Kampf zu beobachten, von dem vielleicht das Schicksal der Stadt abhing. Jedemal, wenn über den Köpfen hinweg es so eigenartig pfliff, heulte und sang, duckte man sich unwillkürlich. Gegen 6 Uhr morgens wurde das Feuer plötzlich abgebrochen, und völlige Stille trat ein. Gegen 7 Uhr beschloß ich, einen in der Nähe wohnenden Freund zu besuchen, um zu sehen, ob der Beschluß über die Übergabe Kraljevos verwirklicht würde. Ich war aber noch nicht bis zur Wohnung meines Freundes gelangt, als mir aufgeregte Gruppen begegneten, die vom Hauptmarkte die Stadt heraufkamen und mir schon von weitem zuriefen: »Die Deutschen kommen!« Sobald ich das hörte, kehrte ich sofort in meine Wohnung zurück. Gleichzeitig begann das Geschützfeuer von neuem, und von Zeit zu Zeit war auch Gewehrfeuer hörbar.

Als ich in den Hof meiner Wohnung trat, von wo man einen sehr schönen Ausblick auf die Umgebung hatte, warf ich einen Blick auf die nördlich der Stadt gelegene Anhöhe, wo das Direktionsgebäude der Landwirtschaftlichen Lehranstalt liegt, und sah dort die erste deutsche Schützenlinie langsam und vorsichtig den Hügel herunterkommen. Ich ging ins Haus, um meine

Grau zu beruhigen und sie auf das Eintreffen des Feindes gefaßt zu machen. Dann kam ich wieder auf den Hof hinaus und konnte sehen, wie die ersten deutschen Patrouillen ruhig, aber vorsichtig vorführend, mit vorgehaltenem Gewehr zur Nordseite der Stadt hereinkamen. Bald darauf näherte sich die ganze Schützenlinie, die ich auf dem Berge gesehen hatte, meiner Wohnung. Ich sperrte diese ab und empfahl meiner Frau und der Wirtsfrau, nicht zu erschrecken. Wirklich, kaum waren einige Augenblicke verstrichen, als bereits an die Tür geklopft wurde. Ich machte auf: »Guten Morgen!« Vor mir stand ein preußischer Infanterist in den mittleren Jahren, intelligenten Aussehens; er war ziemlich aufgereggt, beruhigte sich aber, als er mich Deutsch reden hörte. »Aha, Sie können Deutsch!« meinte er, beinahe freudig. Hinter dem fremden Gaste stand noch eine Gruppe Soldaten, alles sehr junge Leute. Der Infanterist fragte mich, ob in dem Hause sich Waffen befänden. Ich verneinte. Der Gast durchsuchte ein Zimmer nach dem andern und kehrte darauf in die Küche zurück. Auf dem Küchentisch lag ein Laib Brot. Er griff danach. Als ich ihm aber sagte, es sei der einzige im Hause verfügbare Vorrat, ließ er es liegen. Darauf untersuchten die Deutschen Hof, Keller, Schuppen und Dachboden. Ich begleitete sie hinaus und sah auf beiden Seiten der Straße längs den Häuserreihen je eine lange Kette deutscher Soldaten, die langsam und vorsichtig in die Stadt drangen, indem sie Haus für Haus untersuchten. Unterdessen dauerte das Geschützfeuer fort. Man sah den durchsuchenden Soldaten an, daß sie irgendeinen plötzlichen Überfall seitens unserer Truppen in der Stadt selbst erwarteten. Mein erster Bekannter kam wieder auf mich zu und fragte mich, wann und in welcher Richtung unsere Truppen zurückgegangen seien. Ich wußte ihm nicht viel zu sagen, hielt es aber im beiderseitigen Interesse für nützlich, ihm zu versichern, daß sich tatsächlich in der Stadt kein einziger von unsern Soldaten mehr befände, was auch vollständig der Wahrheit entsprach.

Als bald eröffneten unsere Batterien von den Stolovi wieder das Feuer, und zwar nahmen sie die von der Höhe in die Stadt einrückende deutsche Kolonne aufs Korn. Ich bemühte mich unterdessen, beim Vernehmen der Zivilbevölkerung als Dolmetsch zu helfen. Dabei ge-

lang es mir mit Ach und Krach, einen sechzehnjährigen Bauernjungen zu befreien, der seinem Buchse nach wie ein Zwanzigjähriger ausah. Die Deutschen behaupteten, er sei Soldat, besonders da er unsere Militärmütze, die »Sajfaca« trug. Erst als ich ihnen versicherte, daß bei uns ein großer Teil der Bauern, besonders die Jugend, diese Mütze, die eigentlich zur Nationaltracht gehöre, trage, und daß dieser Junge keineswegs im militärpflichtigen Alter stehe, ließen sie ihn frei. — Was während dieser Zeit im Mittelpunkte der Stadt vor sich gegangen ist, weiß ich nicht; nur sagte man mir, die Kraljevoer Kaufleute seien nicht am besten weggekommen, und zwar durch eigne Schuld, indem sie nämlich ihre Läden verriegelten. Als ich sah, daß sich die Deutschen auf Grund der Hausdurchsuchungen beruhigt hatten, ging ich zu meinem Freunde, um zu sehen, wie es ihm während dieser schicksalsschweren Stunden gegangen sei. Ich traf dort einen deutschen Offizier, mit dem mein Freund bereits Freundschaft geschlossen hatte. Während unsrer Unterhaltung hörten wir in der Stadt drei starke Explosionen: unsere Batterien beschossen die hölzerne Brücke über den Ibar, und es gelang ihnen, sie zu zerstören.

Den ganzen Nachmittag marschierten zahlreiche deutsche Abteilungen an meiner Wohnung vorbei in der Richtung gegen Rasla. Das Artilleriefeuer setzte aus und wieder ein; gegen Abend wurde auch Gewehrfeuer vernehmbar. Unsere Nachbarn mußten mit den deutschen Truppen wieder in Fühlung gekommen sein. Vom Cacater Weg her bog eine starke deutsche Kolonne gegen Rasla ab und geriet alsbald ins Feuer unserer Batterien auf den Stolovi; es entspann sich ein wütendes Gefecht, das gegen 8 Uhr seine Höhe erreichte, und das ich von meinem Hofe aus gut beobachten konnte. Es war ein schaurig-schöner Anblick; fürchterlich muß die Wirkung der sämtlich sehr niedrig und präzise tempierten Schrapnells gewesen sein. Gegen Mitternacht wurde der Kampf abgebrochen. Von meinen Nachbarn hörte ich, daß bei der Kraljevoer Bahnstation hundert türkische Kruppsche Schnellfeuergeschütze (zu unserer Beute aus dem ersten Balkankrieg gehörig), die infolge Mangels an Zugtieren nicht hatten weitergeschafft werden können, in deutsche Hände gefallen seien, ferner zahlreiches Kriegs- und Sanitätsmaterial, Automobile fremder Missionen und fast der ganze Tabak.

Anmarsch

Die Bäume triefen nebelstark,
Dumpf großt es von der Stellung her.
Wir liegen im Wald, wir liegen im Wind,
Die Seele voll von Weib und Kind.
Wir fühlen die nasse Erde nicht

Und wie uns der Dorn ins Antlitz sticht.
Ein hartes Kommando uns jählings weckt —
Uns fröstelt, wie's uns zusammenstreckt.
Wir tasten den Weg, der Schritt schwer ...
Dumpf großt es von der Stellung her.

Albert Sergel (im Felde)

Das Reich der Frau

XLIV

Soziale Pflichten der gebildeten Frau

Von Dr. Agnes von Harnack

Der Begriff der sozialen Pflicht ist durch den Gang der Entwicklung in den letzten vierzig Jahren stärker in den Vordergrund getreten als je vorher; ja, man kann sagen, er ist für manche Lebensgebiete neu entbedt worden. Wollte man die Wege zurückschreiten, auf denen er allmählich immer klarer in unser aller Bewußtsein gerückt ist, so würde man in ziemlich gerader Linie zu den Ideen der Stein-Hardenbergschen Reformen, zu der französischen Revolution, endlich wohl zu dem amerikanischen Freiheitskampf des 18. Jahrhunderts gelangen. Wollte man aber suchen, seit wann der Begriff der sozialen Pflicht eine besondere Ausprägung für die Frauen erhalten hat, so wäre die Wegstrecke, die man zurücklegen muß, erheblich kürzer. Erst das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts hat uns dieses Geschenk gebracht, und noch ist es von vielen Frauen nicht ergriffen oder falsch aufgenommen worden. Denn in den Händen der Frauen befand sich schon eine Gabe, die sie seit Jahrhunderten besaßen und als ihr eigentümliches Eigentum betrachtet hatten: es war die Mission des Wohltuns, der Hilfeleistung gegenüber Not und Elend aller Art, jene uralte Mission der Caritas, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern Frauenaufgabe war. Und das Neue schien sich mit dem Alten nicht recht einigen zu wollen: während es in mancher Hinsicht ähnlich, ja gleich erschien, zeigte sich doch bei genauer Betrachtung zwischen den Begriffen »caritativ« und »sozial« eine grundlegende Zwiespältigkeit, an der sich die Geister schieden. Manches, was man als caritativ getan und empfunden hatte, erwies sich bei näherer Prüfung als nicht sozial, ja vielleicht als antisozial. Manches, was die soziale Pflicht erforderte, wurde von den Vertretern der Caritas als hart, unbrüderlich, ja als zu schwer für Menschenkräfte empfunden.

Um diesen Gegensatz recht zu fassen, müssen wir auf den Begriff »sozial« etwas näher eingehen. Sozial gehört zu *societas*, die Gemeinschaft; eine soziale Pflicht ist also eine

Pflicht gegenüber der Gemeinschaft, in der wir stehen, im besonderen also gegenüber unserer Volks- und Staatsgemeinschaft, daneben aber auch gegenüber jeder kleineren Gemeinschaft, der wir angehören, jeder Berufsgenossenschaft, Familien- und Arbeitsgemeinschaft usw. Einer Gemeinschaft gegenüber kann von Wirken in caritativem Sinne nicht die Rede sein, denn die Caritas setzt voraus die Beziehung von Mensch zu Mensch, das feine seelische Band, gewoben aus Verständnis, Mitleid und Achtung vor dem Wert des andern, das alles Wohltun erst wohltuend macht. Als solche hat sie ihren einzigartigen, zeitlosen und unübertrefflichen Wert. Wo man aber Caritas zum Großbetrieb erheben will, da entsteht eine Karikatur, vor der fein empfindende Menschen zurückschrecken. Da wird Wohltat Plage, da wachsen Bitterkeit und verletzter Stolz oder Bettelhaftigkeit und Selbstverachtung auf. Jede mechanisierte Austeilung von Caritas zerstört sittliche Kräfte, statt sie zu beleben. Statt Caritas also soziale Pflichterfüllung, Pflichterfüllung gegenüber der Gemeinschaft, in der wir stehen.

Die erste Forderung, die hier erhoben werden muß, ist die folgende: Wer einer Gemeinschaft dienen will, der muß die Lebensbedingungen und die Eigenart dieser Gemeinschaft auf das genaueste kennen und muß sich ein deutliches Bild davon machen, welche Kräfte z. B. im Staat wirken, welche Interessen sich darin kreuzen, welche Ziele zu erreichen sein werden. Er muß wissen, unter welchen Voraussetzungen die verschiedenen politischen Parteien, Konfessionen, Wirtschaftsgruppen stehen, wie sie ihre Forderungen begründen, welche Machtmittel ihnen zu Gebote stehen, welche Grundsätze sie vertreten. Er muß ferner erkannt haben, daß das Staatsleben ein fortwährendes Ausbalancieren der Kräfte erfordert, daß die einzelnen Gruppen je nach Lage der Dinge wechselnde Verbindungen untereinander eingehen und daß jeder Fortschritt nur auf dem Wege des Kräfteparallelogramms zustande kommen kann.

Alle diese Erkenntnisse können nur auf historischem Wege erworben werden. Das heißt also durch ein Eindringen in die Geschichte, durch die unsre Volksgemeinschaft zu dem geworden ist, was sie heute ist. Es scheint, als ob diese Forderung den Frauen ziemlich fern liegt, als ob sie doktrinär und blutlos von der täglichen sozialen Pflichterfüllung wegführt, statt zu ihr hinzuleiten. Und doch kann immer nur wieder auf das entschiedenste betont werden, daß staatsbürgerliche Bildung in dem eben geschilderten Sinne niemals aus der politischen Tageschriftstellerei erlangt werden kann. Aus dieser kann man höchstens zu einer oberflächlichen Kasuistik in bezug auf die Fragen gelangen, die gerade im Augenblick verhandelt werden, niemals aber zu einem festgefügtten Bilde des Ganzen.

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkel, unerfahren,
Muß von Tag zu Tage leben.

Und zu dieser aus der Geschichte geschöpften Erkenntnis muß eine deutliche Vorstellung von der Lebenshaltung und den Lebensbedingungen der verschiedensten Kreise unsers Volkes kommen. In dieser Beziehung hat noch viel zu geschehen. Noch immer besteht das Wort eines großen Sozialistenführers zu Recht, mit dem er die Biographie eines Arbeiters einleitet, und in dem er sagt, daß der Deutsche genau Bescheid darüber weiß, wie der Hottentotte sich seinen Kraal baut, nichts aber darüber weiß, wie es den Menschen in Berlin N am Webbing, zweites Quergebäude rechts, vier Treppen zumute ist, wie sie essen, wohnen, arbeiten, woran sie sich freuen, worunter sie leiden und worauf sie hoffen. Wo hierüber Unkenntnis besteht, da kann von sozialer Pflichterfüllung nicht die Rede sein, und auch diese Unkenntnis kann nur überwunden werden durch ernsthaftes Studium und durch Lebenserfahrungen, die mit aufgeschlossenen, lernbereiten Sinnen gemacht worden sind.

Der Gedanke, daß auch für die Frau diese soziale Verpflichtung gilt, ist verhältnismäßig neu und setzt sich in einen gewissen Widerspruch mit dem Ideal einer noch nicht einmal ganz versunkenen Zeit, einer Zeit, die die Frau nur im Lichte ihrer Eigenart sehen wollte, die für sie keine Geschichte, keine Tradition anerkennen, sondern in jeder Frau

ein neues Wunder sehen wollte, wie in einer Blume, bei der man auch nicht nach den Zusammenhängen ihrer Züchtung fragt, sondern die man als etwas Einzigartiges betrachtet und liebt. Verstärkend kam hierzu der Wunsch, die Frau fernzuhalten von dem Anblick der Leiden, Fehler und Schatten der Welt, sie zu behüten vor Einbliden, die ihr seelisches Gleichgewicht zerstören und ihr den Reiz des Unbewußten, mehr Ahnungsvollen als Wissenden nehmen könnten:

Weiß nicht, woher ich kommen bin,
Weiß nicht, wohin ich geh',
Ob ich ein Waldböglein bin
Ober eine See...

Das war die eine, die poetische Seite der Sache, die auf der andern Seite auch sehr bequem war. Die Frau, die weder ihre eigne Geschichte noch die Geschichte der Gemeinschaft kannte, in die sie hineingestellt war, und die von den Lebensverhältnissen außerhalb ihres eignen, oft engen Kreises nur eine undeutliche, konventionell falsche Vorstellung hatte, war urteilslos und übernahm ihre Urteile von ihren männlichen Mitbürgern, wie der Mond das Licht der Sonne borgt:

Er liest in der Königlich Zeitung
Und teilt ihr das Nötige mit —

ein Zustand, den man als ideal nur im Sinne des Philisters bezeichnen kann.

Von einem Wirken auf die Gemeinschaft kann unter so idyllischen Verhältnissen nicht die Rede sein und war auch nicht die Rede. Wo eine Frau den Sprung wagte und sich entschloß, handelnd in die Welt einzugreifen, da fiel sie meist auf die Seite des Rabikalismus — das unvermeidbare Schicksal derer, die ohne genügendes Wissen wirken wollen. Darum sei es noch einmal wiederholt: die erste Pflicht gegenüber der Gemeinschaft, die erste soziale Pflicht für gebildete Frauen ist die auf historischer Grundlage ruhende Kenntnis von dem Wesen der Gemeinschaft, der sie angehört und der sie dienen will.

Ist diese Kenntnis einmal erworben, so ruft sie in dem, der sie besitzt, einen ganz neuen Gedanken- und Gefühlskreis hervor, nämlich den Gedankenkreis der Verantwortlichkeit. Indem wir erkennen, wie die Verhältnisse geworden sind und warum sie gerade so geworden sind, und indem wir erkennen, daß es unsre Volksgenossen waren,

die sie geschaffen haben, und daß es unsre Volksgenossen sind, die sie genießen oder unter ihnen leiden, empfinden wir uns als innerlich beteiligt an ihrer Gestaltung, ja als unmittelbar daran verschuldet. Wir setzen uns so innig in eins mit der Gemeinschaft, daß ihre Leiden als unsre Leiden, ihr Glück als unser Glück und vor allem ihre Schuld wie eigne Schuld empfunden wird. Dem Unrecht und den Schatten gegenüber, die in unsrer Gemeinschaft umgehen, klopfen wir an unsre Brust und fragen uns: Wo war ich, als das geschah, als das geschehen konnte? Wo war ich, als sich Zustände ausbildeten, in denen Kindheit nicht rein sein, Jugend nicht blühen kann, Kraft mißleitet wird, Alter elend und in Schanden in die Grube fährt? *Mea culpa, mea maxima culpa!* Dieses Gefühl der Verantwortlichkeit wird die Grundstimmung zu aller sozialen Arbeit, und damit scheidet ein Motiv aus, das von dem caritativen Tun schwer zu trennen ist: die Erwartung der Dankbarkeit. Immer wieder, wenn von sozialer Arbeit die Rede ist, erhebt sich, meist aus der älteren Generation, die Frage: Aber sind die Leute auch dankbar? Man sollte darauf mit einem Bilde antworten: Stellen Sie sich einen Mann vor, sollte man sagen, dem ein anderer eine große Summe Geldes abgeborgt hat oder widerrechtlich vorenthält. Der Gläubiger wird allmählich ungeduldig und verlangt sein Geld. Endlich macht sich der Schuldner auf, bringt aber vorläufig nur einen ganz kleinen Teil der Schuldsomme, indem er dem Gläubiger versichert, er sei unter den gegenwärtigen Verhältnissen und so, wie sich die Dinge nun einmal entwickelt hätten, leider nicht in der Lage, augenblicklich mehr zu geben. Dieser Schuldner kann nicht erwarten, unter solchen Umständen mit besonders dankbaren Empfindungen von dem Gläubiger begrüßt zu werden.

Dies Gefühl der Verantwortlichkeit wird ferner die persönliche Lebensführung auf das stärkste beeinflussen, denn wir haben nun gelernt, das Einzelne als fest eingefügt in das Gewebe des Volksganzen zu erfassen, und wissen, daß es keine Bewegung, keine noch so geheime Seelenregung, keine noch so geringe Handlung gibt, die nicht ihre Kreise schlägt und den Geist der Gemeinschaft irgendwie beeinflußt, sei es zum Guten oder zum Schlechten. Ein Beispiel: die

innerlich freigewordene, reife Frau schadet sich selbst vielleicht nicht, wenn sie sich in gewissen Fragen außerhalb der Konvention, ja vielleicht des zur Zeit gültigen Moralgesetzes stellt. Aber indem sie die Grenzen überschreitet, die Konvention, Sitte und Überlieferung ihr und ihren Schwestern gezogen haben, veranlaßt sie andre, weniger reife und klare Menschen zu einem ähnlichen Schritt oder läßt ihn ihnen wenigstens als möglich erscheinen — damit bringt sie sie unter Umständen auf eine Bahn, auf der sie sich nicht halten können. Was in bezug auf die Einzelpersonlichkeit als unanfechtbar und sittlich berechtigt erschien, wird damit zur sozialen Schuld.

Mit dem sozialen Verantwortlichkeitsgefühl allein ist aber auch noch nichts gewonnen, wenn man von dort aus nicht weiter vorwärts zur sozialen Tat schreitet. Hier erheben sich aber nun die Fragen: Wie sollen die Frauen zur sozialen Tat, zum Einwirken auf die Gesamtheit kommen, wenn sie in dieser Gesamtheit noch gar nicht als vollwertige Mitglieder anerkannt sind, wenn Gesetze und Ordnungen sie noch zu Bürgern zweiter Klasse stempeln. Der Einwurf ist nicht unberechtigt, und nicht unberechtigt, ja von hohem Wert ist die Arbeit aller derer, die eine Änderung dieser Gesetze und Ordnungen herbeizuführen bestrebt sind. Der Erfolg dieser Arbeit ist schließlich unausbleiblich — das wissen auch alle die sehr wohl, die sich jetzt noch mit allen Kräften dagegen sträuben —, und von diesem Erfolg wird es mit abhängen, ob die Frauen ihre sozialen Pflichten in vollem Umfang werden erfüllen können. Aber wir können und wollen auf diesen Erfolg nicht warten, ja, wenn wir ganz ehrlich sind, müssen wir sagen, daß die Frauen noch lange nicht alle die Arbeitsmöglichkeiten ausgenützt haben, die ihnen auch ohne die vollen staatsbürgerlichen Rechte offenstehen. Auf das Ganze gesehen, hat die Frau einen großen sozialen Pflichtkreis: die Erziehung der neuen Generation und die Schaffung der Lebensbedingungen, unter denen das junge Geschlecht seelisch und körperlich gesund heranwachsen kann. Unter diesem Gesichtspunkt ist sie an fast allen sozialen Problemen — Wohnungsfragen, Volksgesundheitsfragen, Schulfragen, Gestaltung des Erwerbslebens — aufs engste beteiligt, unter diesem Gesichtspunkt

punkt hat sie ein Recht, auf die Fortführung dieser Aufgaben einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Nicht immer hat sie von dieser Möglichkeit hinreichenden Gebrauch gemacht. Ich möchte das nur auf einem Gebiet näher barlegen. Man wende einmal seine Aufmerksamkeit den bestehenden Einrichtungen für Kinderfürsorge zu, die von privater Seite, von Vereinen, von städtischen und kirchlichen Behörden so zahlreich ins Leben gerufen worden sind und in der jetzigen Zeit eine erhöhte Aufmerksamkeit erfordern, da die Erwerbstätigkeit der Mütter an Zahl und Umfang erheblich zugenommen hat. Fast überall sind an diesen Einrichtungen gebildete Frauen beteiligt, und nur in seltenen Fällen trifft man Veranstaltungen, die sich als pädagogisch und hygienisch einwandfrei bezeichnen lassen. Die Geldfrage spielt dabei gewiß eine Rolle, aber sie ist durchaus nicht entscheidend; wir haben Anstalten, die mit unendlich geringen Mitteln Vorzügliches leisten, und andre, von denen man trotz durchaus genügenden Mitteln nur das Gegenteil sagen kann. Woran liegt dieser im ganzen recht beschämende Zustand? Doch letztlich daran, daß die beteiligten Frauenkreise erstens die Lebensbedingungen der Frauen und Kinder nicht genügend kennen, denen sie zu helfen beabsichtigen. Sonst müßten sie zum Beispiel wissen, daß es ein Unding ist, einen Kindergarten nachmittags um vier Uhr zu schließen, wenn die Fabrik, in der die Mütter der Kinder tätig sind, bis sieben Uhr abends arbeitet. Zweitens fehlt es noch immer an dem Gefühl der Verantwortung, die ein Mensch auf sich ladet, der die Kinder fremder Mütter verpflegen und erziehen will. Wenn die Frauen sich bei jeder Anstalt, in deren Vorstand sie sind oder zu der sie Beiträge bezahlen, die Frage vorlegen würden, ob sie ihre eignen Kinder ohne Besinnen in die betreffende Krippe, Hort oder was es sei, schicken würden, und wenn sie sich diese Frage ehrlich beantworten würden, würde mancher »Vorstand« sich auflösen und manche Anstalt zum Segen der Verpflegten aus Mangel an Mitteln eingehen. Aber ehrlich müßte die Frage beantwortet werden, nicht mit dem geheimen Vorbehalt: anderer Leute Kinder sind eben etwas andres als meine Kinder. Es würde dann auch der naive Mut aufhören, mit dem gänzlich unzureichend ge-

schulte Frauen sich an die Übernahme solcher Aufgaben wagen — häufig nur mit der doch recht unzureichenden Begründung, daß sie Kinder so gern hätten, oder daß sie doch selber drei reizende Kinder hätten und daher wüßten, was Kinder brauchen!

Dieser Punkt ist absichtlich etwas ausführlicher dargelegt worden, denn die Kinderfürsorge ist erfahrungsgemäß das Arbeitsgebiet, auf dem sich sozialer Eifer am leichtesten, aber nicht am gefahrlosesten betätigen kann. Aber was von diesem Gelde gilt, das läßt sich leicht auch auf alle andern sozialen Aufgaben übertragen: zu ihrer Lösung gehört Wissen, Verantwortlichkeitsgefühl und fachliches Können. Wo dieses fehlt, darf immer nur die Übernahme von engbegrenzten Teilarbeiten gewagt werden unter beruflich geschulter Leitung. Damit ist durchaus nichts Abschätziges über die Größe der Leistung an sich gesagt. Im Gegenteil, wir können gar nicht genug gewissenhafte und treue Kleinarbeiter brauchen, die gebildet genug sind, um sich unterzuordnen und die Arbeit nicht stören durch den törichten Wunsch, »leiten« oder »organisieren« zu wollen.

Aber, so wird man einwenden, in jetziger Zeit sind die meisten Frauen ja bereits durch ihre Berufsarbeit so voll in Anspruch genommen, daß ihnen gar keine Zeit zu solcher sozialen Arbeit bleibt. Demgegenüber sei an unsern Ausgangspunkt erinnert: Soziale Pflicht ist Pflicht gegenüber der Gemeinschaft, soziale Arbeit also Arbeit für die Gemeinschaft. Unter dieser Begriffsbestimmung kann jede Berufsarbeit sozial oder unsozial getrieben werden. Bei Berufen wie dem Lehrberuf, dem juristischen, ärztlichen, theologischen usw. ist das ohne weiteres klar; nicht so klar, aber von viel breiterer Bedeutung ist dieser Gedanke für den Beruf der Hausfrau. Und doch kann gerade die Hausfrau im Verkehr mit ihren Angestellten und Lieferanten, in der Führung ihres Tisches, in der Erziehung ihrer Kinder, in der Art ihrer Geselligkeit im höchsten Maße unsozial sein, wie sie auf der andern Seite eine wahre Kraft- und Lichtquelle des sozialen Lebens werden kann. Hierfür nur ein Beispiel: Wenn die Hausfrau sich die vierfache Frage vorlegt: Wo kaufe ich ein, was kaufe ich ein, wann kaufe ich ein und wie kaufe ich ein? — wenn sie sich diese Fragen im

Sinne der sozialen, nicht nur der privatwirtschaftlichen Pflichterfüllung beantwortet und dann dieser Antwort nachzuleben sucht, so hat sie schon einen bedeutsamen Teil ihrer sozialen Pflichten erfüllt. Es kann sich also nicht darum handeln, die natürlich gegebenen Lebens- und Berufsformen der Frau künstlich zu durchbrechen und daneben, als etwas davon Abgesondertes, die soziale Arbeit zu fordern, sondern darum, soziale Persönlichkeiten zu werden, die in dem Beruf und Stand, in den sie gestellt sind, sozial wirken. Gemeine Naturen zählen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

Es wird in den meisten Fällen dann so werden, daß der sozialen Persönlichkeit auch ein Stück spezifisch soziale Arbeit zuwächst, von dem sie so viel oder so wenig übernehmen wird, als sich an Bord ihres Schiffleins noch eben unterbringen läßt.

Aber eins sei zum Schluß dieser Gedankenreihe noch gesagt. Wir sprechen von gebildeten Frauen, nicht von halben Kindern und Unmündigen. Hier ist Vorsicht und ein feines Unterscheidungsgefühl am Platz, daß sich nicht die Last der Verantwortlichkeit, der Kummer über die Leiden und Schmerzen einer Welt auf allzu junge, schwache Schultern legt und sie zu Boden drückt, statt sie stolz und freudig zur Tat zu machen. Wir sind hier vielleicht in den letzten Jahren etwas zu kühn geworden, oder vielmehr die Jugend hat uns zu schnell mit fortgerissen. Gewiß gibt es robuste Sechzehn- bis Achtzehnjährige, die den zu frühen Einblick in soziale Probleme gesund überstehen; aber

das Experiment sollte vermieden werden sowohl im Hinblick auf die Pflegenden als auf die Bepflegten, denen in dieser Hinsicht oft recht viel zugemutet wird. Der Eintritt in die soziale Arbeit im engeren Sinne sollte erst erfolgen, wenn eine gesicherte Allgemeinbildung und eine gewisse Festigkeit der Weltanschauung als Gegengewichte vorhanden.

Denn endlich hängt der Erfolg der sozialen Arbeit gerade von dem ab, was wir hier als letztes nannten, von der Weltanschauung, die wir an unsre sozialen Pflichten herantragen und die wir aus ihr schöpfen. Wir wirken für die Gemeinschaft, deren Glied wir sind, an die wir gebunden sind durch heilige Aberlieferung, durch gemeinsamen Besitz und gleiche Ziele, ja, die wir im gewissen Sinne selbst sind. Bei solcher Auffassung kann kein Zweifel darüberwalten, daß die Grundstimmung der sozialen Pflichterfüllung ein ernster Optimismus sein wird. Wir sind es ja selbst, die da leiden, bluten, streben, ringen, denen wir die Tore öffnen, die Wege ebnen. Sollten wir selbst solcher Arbeit nicht wert sein? Sollte es sich nicht lohnen, den Kampf mit den feindlichen Mächten in uns und um uns aufzunehmen, und kann uns der Endsieg zweifelhaft sein? Nein, jeder, der in der sozialen Arbeit steht, wird es bezeugen: diese Arbeit macht fröhlich und stark, sie gibt mehr Kräfte, als sie raubt, sie bestätigt uns selbst im tiefsten und besten Kern unsers Wesens. Für sie lohnt es sich zu leben, sie kann den Frauen helfen, diesen Krieg zu erfassen, durchzukämpfen und endlich zu überwinden.

frauenhände



Und Hände sind, die schimmern marmorweiß
Und gleiten leis auf deine Schulter nieder;
Du fühlst die Reine rinnen durch die Glieder
Und stillen all dein Blut, das glühendheiß.

Wie Trösten zieht es selig in dich ein,
Die finger atmen warmes, tiefes Leben –
Du spürst die Seele, die sich dir will geben,
Und naht – wie im Gebet – dem andern Sein.

Kein Wort will werden, das die Stille bricht,
Die Hände reden, doch ihr stummes Sagen
Die Seelen ruft zu innigem Begegnen.

Zwei flammen einen sich und zeugen Licht:
Die Gottheit, die wir alle in uns tragen,
Wächst höher auf – ein stilles, tiefes Segnen!

Ernst Krauß



Von Kunst und Künstlern

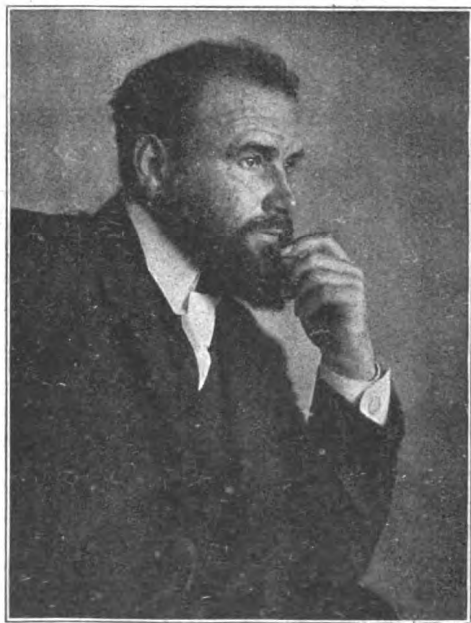
Gustav Klimt † — Richard Müller: Selbstbildnis; Alter Mann; Mittagssonne — Ludwig Göbel: Gitarrespieler — Fritz Westendorp: Auf der Terrasse — Anna Beyer: Auf dem Balkon — Heinrich Reinhard Röb: Aus dem Odenwald — Carl Leopold Voh: Aus der Ampelniederung — Paul Hoeniger: Alter Hof in Lübeck — Die Sammlung Dr. Johannes Stumpfs

Wenn man Gustav Klimts vierschrötige Erscheinung betrachtet, mit den breiten Schultern und dem bäuerlichen Stiernaden, so will es einem nicht leicht in den Sinn, daß dies der Schöpfer einer erlesenen, empfindlichen und überfeinerten Kunst war, daß Wien seit Kafarts Tagen keinen entzückteren Frauenlob unter seinen Malern hatte als ihn. Freilich, was sein Pinsel anbetete und pries, war ein andres Schönheitsideal, als es der üppige Kolorist der siebziger Jahre in seiner Katharina Cornaro, den fünf Sinnen und der Jagd der Diana verherrlicht hatte. Erst wo Rubens aufhört, fängt Klimt an, hat Muther gesagt, und diese Abgrenzung gegen die flämische Gesundheit gilt auch gegen die überschäumende Lebensfreude und Festeslust, mit der Kafart den Frauen huldigte. Klimts Frauenmalerei hat etwas Bewußtes, Verstandesmäßiges und in der sensiblen Nervosität leicht etwas Kränkliches, was freilich nur der Erfahrung entspricht, daß die Sinnlichkeit von heute psychischer ist als in früheren Zeiten. Den deutschen oder den germanischen Frauentypus findet man kaum bei ihm. All seine weiblichen Bildnisse und Akte haben einen Stich ins Orientalische, sind dem Märchen näher als der Erde, so unerschöpflich seine Beobachtungsgabe und Phantasie auch war in stets neuen Formen- und Linien Schönheiten. Und die Umgebung dieser immer ein wenig an Wildes »Salome« erinnernden Frauen? Sie war oft mehr kunstgewerblich ornamental als ernst- und reinkünstlerisch, mehr präziös als natürlich, mehr seltsam als überzeugend, mehr »Parfüm der Welt« als die Welt selbst. »Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt.« Diese Vorliebe für das Künstliche, Erträumte und Ersonnene begleitete ihn auch in seine zärtlichen Landschaften, die aus der ätherischen Klein- und Feinmalerei nicht recht herauskamen. Und doch kannte dieser »geistige Zeitgenosse Flauberts und Whistlers« keinen höhe-

ren Ehrgeiz, als ein Monumentalmaler zu sein. Mit solchen Aufgaben hatte er in Gemeinschaft mit seinem Bruder, dem Historienmaler Ernst Karl Klimt, angefangen, so gedachte er sein Werk auch zu krönen. Aber da versagte ihm — und das ist die eigentliche Tragik seines Lebens — auch Wien, das ihn doch so viel besser verstand als wir Norddeutsche, die Gefolgschaft. Oder vielmehr die Auftraggeber selbst waren es, die sich gegen seine für den Festsaal der Universität gemalten sinnbildlichen Darstellungen der drei Fakultäten Philosophie, Medizin und Jurisprudenz auflehnten. Klimt hatte geglaubt, sich über die Tradition, ja auch über die Forderung des geistigen Gehaltes hinwegsetzen zu können. Dem widerstrebte die Gelehrtenwelt und der — Raum, ein in den ausladenden Formen der Neurenaissance gehaltener Saal — wie sollten sich mit dem diese Vedenbilder, diese mageren, überschulterten Gestalten, diese phantastischen Arabesken vertragen! Nein, für das Monumentale reichten die dekorativen Feinheiten der Klimtschen Kunst nicht aus. Die Aula blieb ungeschmückt. Im Jahre 1905 brachte Klimt die leidige Angelegenheit durch seinen freiwilligen Verzicht zum Verstummen. Aber auch er selbst zog sich seitdem aus der Öffentlichkeit zurück. Still lebte er in seiner Werkstatt, allein mit seinen Gedanken und Entwürfen. Er

hat es nur zu einem Alter von 56 Jahren gebracht; aber die Quelle seiner Schaffenskraft war am Widerstand der Welt wohl schon versiegt. —

Auch der Dresdner Richard Müller, von dem wir vor einigen Jahren Architekturzeichnungen aus dem belgischen und französischen Kriegsgebiet gezeigt haben, verrät in seinen freieren Kunstschöpfungen eine zärtliche Neigung zu kostbaren Dingen und schillernden Stoffen, eine geistreich-witzige Note in seinen Malereien läßt sich oft nicht verkennen — Verzärtelung des Geschmacks aber wird man ihm



Gustav Klimt

Aufn. v. Ora, Wien

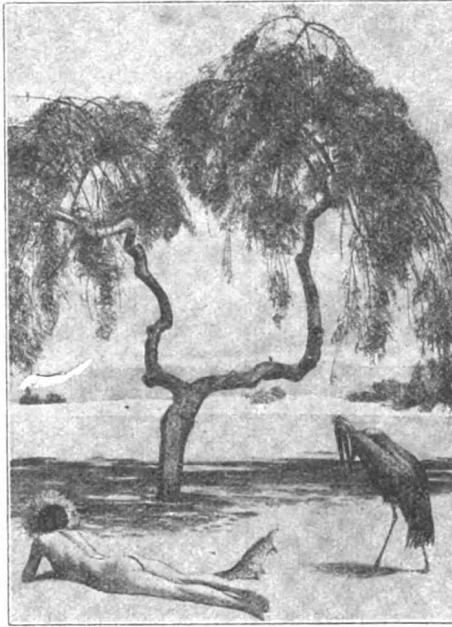


Anna Beyer:

Auf dem Balkon

Aufn. von Fr. van der Smitten in Darmstadt

nicht nachsagen können. Wer sein Selbstbildnis so ungeschmeichelt, die Bildnisstudie eines Alten Mannes so lebensecht und herbcharakteristisch gibt, wie die beiden Blätter dieses Heftes es zeigen, der sollte auch bei seinen phantastischen Schöpfungen, wie wir hier im Text eine bringen (*»Mittagssonne«*), vor dem Vorwurf der Verzierlichkeit geschützt sein. »Spielend« mag man solche Kunst nennen, vom Spielerischen ist sie weit entfernt; vielmehr bergen sich in ihr oft tiefe Gedanken und ernste Rätsel des Lebens.



Wie Müller ist auch Richard Müller: Ludwig Göbel hauptsächlich Graphiker. Auf der Münchner Akademie war Peter Palm, der Meister der Radierung, sein Lehrer. Leider konnte Göbel dessen Unterricht sowie den bei Professor Marr nur mit Unterbrechungen genießen, da er gleich zu Anfang des Krieges als Freiwilliger ins Heer eingetreten war und nur ab und zu sich eines längeren Urlaubs erfreute. Sein Gitarrenspieler, über dem etwas von dem schmerzlichen Ernst dieser Zeit ruht, ist das in Bleistift ausgeführte Bildnis eines Darmstädter Freundes, der gleich ihm Palm's Schüler, und zwar einer seiner eifrigsten und begabtesten war.

Fritz Westenborps »Auf der Terrasse« und Anna Beyers »Auf dem Balkon« sind Sommerbilder, ganz erfüllt vom warmen Lichte der Sonne. Auf dem Bilde des Düsseldorfers bringt sie aus dem blühenden Garten in vollen Strömen ins Zimmer und weckt die fröhlichen Farben der Biedermeiermöbel zu lachendem Leben; das Bild der Darmstädterin beschränkt sich auf knappen Raum, und unsre Wiedergabe muß dazu alle Farben enthalten, aber die belebende und bewegende Kraft des allmächtigsten Gestirns aller Malerei fühlen wir hier kaum weniger als dort: sie erfüllt und erwärmt den weißgebedekten Tisch mit Korb und Kaffeegehirr und gibt der mehr noch in ihre Gedanken als in ihre Arbeit vertieften Frauengestalt eine sommerliche Reife und Verträumtheit.

Unsre drei Landschafts- und Städtebilder vertreten drei grundverschiedene deutsche Gebiete

Mittagssonne

den wir einen Nachklang in diesem hellen und freudigen, man darf sagen jugendlichen Blatt.

Carl Leopold Voß, von dem wir neben seinen feinen mit einem leisen Altertumsduft überhauchten Genrebildern schon öfters auch Landschaften gezeigt haben, holt sich das Motiv für seine Amper-Landschaft aus Heimhausen, der moosigen Niederung, die der Fluß zwischen Weilheim und dem Ammersee durchfließt. Hier begegnen wir schon der sanftgedämpften Weichheit der Formen und Farben, die die neuere bayerische Landschaftsmalerei kennzeichnet, und die sich dann in der Tonschönheit der Dachauer, mit Morgenstern und Schleiß an der Spitze, zu einer gewissen Klassizität erhoben hat.

Paul Hoenigers »Alter Hof in Lübeck« geht vollends ganz auf Lust- und Farbenstimmung aus. Ein einfaches, schier alltägliches Motiv, das erst durch das schräg einfallende Sonnenlicht zum »Bilde« wird. Hoeniger (geb. 1865) bekennt sich als Schüler Starbins und hat wie dieser seine Studien in Paris an der Akademie Julian vollendet. Sein Lieblingsthema war lange das moderne Berliner Leben, wie es sich auf den belebten Straßen und Plätzen, aber auch im Inneren weltstädtischer Gesellschaftsräume abspielt; es sei nur an sein »Café Josty«, an das Innere des Lessingtheaters, an den Potsdamer Platz (bei abendlicher Regenstimmung) und an die Potsdamer Brücke (bei Schneewetter) erinnert. Studienreisen nach Holland und Belgien erweiterten dann Hoenigers Feld, und vom Fischmarkt in Brüssel und der

und drei nicht weniger verschiedene Zeitgeschlechter der Kunst.

Das Wasserfarbenblatt der Odenwaldlandschaft, ein Wert des hochbetagten Großherzogl. hessischen Hofmalers Heinrich Reinhard Kröb (geb. 7. Mai 1841), erinnert in der Komposition noch ein wenig an die historische Landschaft Lessings und Schirners: derselbe hohe Ernst des weiten Geländes, dieselbe Weiträumigkeit, die zum Schauplatz großer Ereignisse taugt, und dieselbe starke Betonung der Form; aber auch von der intimeren Art Karl Raupps, des Chiemseemalers, der Kröbs' Lehrer war, fin-

flämischen Kirchen fand er den Weg zurück in unsere Ostseestädte, besonders nach Lübeck und Warnemünde. Seit Max Uhlig von uns gegangen ist, haben wir kaum einen Berliner Maler, der so den emailleartigen Farbenschmelz alter verwitterter malerischer Winkel und Höfe wiedergeben weiß wie dieser still und gesammelt schaffende Künstler, der heute als Fünfzigjähriger auf der Höhe seines Lebens und Schaffens steht.

Wieder soll eine der abgeschlossensten und feinsten Sammlungen, die je in Privathänden waren, unter den Schlägen des Versteigerungshammers in alle Winde zerstreut werden: Anfang Mai d. J. kommt bei Rudolph Lepke in Berlin die Sammlung niederländischer Gemälde aus dem Besitz des Geh. Reg.-Rats Dr. Johannes Stumpf auf den Markt. Sie enthält in ihren ungefähr 100 Bildern fast nur niederländische Werke des 17. Jahrhunderts, aber diese so gut gewählt, daß sie in ihrer Gesamtheit einen Überblick über die niederländischen Malerschulen von damals bietet. Die Soldatenmaler Cobbe, Doud, Palamedesz und Duxter sind ebenso mit charakteristischen Wachtstuben vertreten, wie man die italifizierenden Landschaftler Berchem, Both, Pynacker, Dujardin und Thomas Wyck an bezeichnenden Proben ihrer Kunst kennenlernt. Aber auch die nationale Richtung der großen holländischen Landschaftsmalerei kommt zur Geltung. Von Jakob

van Ruysdael ist ein stimmungsvolles Frühwerk da, von Salomon Ruysdael eine seiner düstigen Kanallandschaften und ein kraftvoll behandelter »Strand von Scheveningen«. Aert van der Neer, Koelof van Bries, Cornelis Deder, Egbert van der Poel geben Beispiele von der Vielseitigkeit der altholländischen Landschaftsmalerei. Als besondere Kostbarkeit gilt eine Waldbandschaft von Hadaert, die sich nach Art und Wert der weltberühmten Amsterdamer »Ebereichenallee« zur Seite stellt. Jan Steen, die beiden Ostade, J. M. Molenaar, Pieter de Bloot und andre sorgen für das Bauernstüd. Die übrigen Darstellungsgebiete der niederländischen Kunst — das Marinestüd, das Architekturbild, das Stilleben, das Tierbild und das Bildnis — haben wenigstens kennzeichnende Proben geschickt. Von Emanuel de Witte ist ein eigenartiges Kircheninneres da, M. d'Hondecoeter kommt mit zwei großen Tierbildern zur Geltung, Pieter Claesz, Heda und Weenix reihen sich der Sammlung durch malerische Stilleben ein. Unter den Flämen ragt Teniers mit vier Landschaften und Innenbildern hervor, von van Dyck findet man ein großes dekoratives Herrenbildnis. Erwähnt man schließlich noch von den deutschen Werken eine Madonna von Cranach, so sind damit wohl die wichtigsten Gemälde der Sammlung Stumpf, von ihrem ganzen Reichtum aber nur wenige hervorstechende Perlen genannt. J. D.



Salomon Ruysdael:

Strand von Scheveningen

Aus der Sammlung des Geh. Regierungsrats Dr. Johannes Stumpf in Berlin (Versteigerung bei Rudolph Lepke)

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Döfel

Walt her Hasenclevers: Der Sohn — August Strindberg: Nach Damaskus — Frank Wedekind † — Max Grubes Rücktritt vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg; sein Nachfolger Dr. Paul Eger — Jugenderinnerungen eines Glückskindes

Jede Kunst ist Auflehnung gegen das Überkommene und Bestehende, vollends jede junge starke Dichtung führt in ihrem Wappen den sich aufbäumenden Löwen, der auf dem Titelblatt der Schillerschen Räuber stand. Damals ging es gegen die »Tyrannen«, die Gewalthaber der Staaten und Völker; fünfzig Jahre später, in Büchners Dramen, gegen Militär und Beamtenhaft; wieder fünfzig Jahre später, in Hauptmanns Erstling, gegen die sozialen Vorurteile und moralischen Rückständigkeit der Zeit; heute, wo ein neuer Sturm und Drang die Flügel probt, gegen die Erbschaft der heroischen Weltanschauung und die geheiligten Mächte der Familie, der Erziehung, der väterlichen Autorität. Man mag gegen die drei Stücke, die uns »Das junge Deutschland«, die neue Berliner Gesellschaft zur Pflege junger Dramatiker, bisher vorgeführt hat, im einzelnen einwenden, was man will, die Zeitbedeutung ihrer Wahl läßt sich nicht bestreiten: Sorgen »Bettler«, Goerings »Seeschlacht«, Hasenclevers »Sohn«, sie alle segeln mit dem Winde ihrer Zeit, und so einzelpersonlich und selbstbeschränkt, so verworren und unreif sie sich gebärden, dereinst wird die Geschichte von diesen hitzigen Jugenwerken den Lustbrud unsrer Tage ablesen. Zu welchem Urteil sie dabei über uns und diese Werke kommen wird, bleibe einstweilen dahingestellt; das eine aber dürfen wir gegenüber denen, die — genau wie in den Dramen des jungen Naturalismus — auch in diesen »Offenbarungen des Zeitgeistes« nur wieder die Zeichen des Verfalls, der Schwäche und Erbärmlichkeit sehen wollen, schon heute mit Nachdruck und Zuversicht betonen: in dieser Dramatik selbst, zumal in Goerings »Seeschlacht«, sind schon Vorboten eines Kampfes, einer Entwicklung zu erkennen, die den zügellosen Subjektivismus zugunsten einer neuen, aus den Wurzeln einer pathoslosen Menschlichkeit gewonnenen Religion heiliger Notwendigkeit zu überwinden sucht.

Walt her Hasenclevers »Sohn«, das dritte der Jung-Deutschland-Werke, gibt sich von allen am radikalsten und revolutionärsten. Pakt man seinen dramatischen Stoff einmal rauh und roh mit der Faust der Prosa an, was hält man da in der Hand? Den Kampf des Abiturienten, des durchgefallenen noch dazu, um den Haus Schlüssel. Der da bei seinen Büchern in enger, von einer »Gouvernante« behüteter Stubenhast schmachtet, er möchte aus seinem

Käfig hinaus, um Leben und Liebe zu kosten. Man hätte es leicht, über solchen Freiheits- und Selbstständigkeitsdrang zu spotten, wenn man nicht wüßte, wie sehr sich in jenen gefährlichen Jahren, zumal wenn die junge Seele wund geworden ist an einer öffentlichen Demütigung, Erhabenes und Lächerliches berühren. In der Tat erleben wir denn auch hier, daß der verweigerte Haus Schlüssel nur ein äußerliches und dürftiges Sinnbild ist für all das, was in der geknebelten Seele dieses mutterlos unter der Zuchttrute eines starrsinnigen Vaters aufgewachsenen Sohnes nach Befreiung und Anerkennung ruft. Daß er selbst dem allen nur stammelnden Ausdruck zu geben vermag, kann den schmerzhaften Ernst dieser Sehnsucht nur in den Augen derer herabsetzen, die, wie der alte Medizinalrat, trotz aller Lebens- und Menschenkenntnis an der Schlangengrube solcher jungen Leiden blindlings vorüberrennen. Freilich, der Vater dieses Stückes, dem doch sonst in seinem ärztlichen Beruf alle erdenkliche Menschlichkeit und Güte nachgesagt wird, ist von so gefährlichem Schlage, daß sich in ihm Kälte und Härte mit Selbstgerechtigkeit und Hohn vereinen. Dagegen waren die Väter in Schmidtbons »Mutter Landstraße« und Hardts »Kampf ums Rosenrote« harmlose Leute. Weiß dieser Arzt und Helfer der Menschheit so wenig von den leiblichen und seelischen Drangsalen eines Zwanzigjährigen, hat er so wenig von dem leidenschaftlichen Aberschwang jeder Jugend, zumal von der an sich selber verblutenden Gefühlsverzückung der Jugend des Voraugust gehört, daß er aus dem wirren Gestammel, das ihm da in der Aussprache mit dem Sohn aus der Fülle des Herzens entgegenschäumt, nicht den Notschrei der unberatener Seele vernimmt? Warum, so fragen auch wir mit dem Hilflosen, redet er nie mit seinem Sohne über Gott, warum nie von den Frauen, um die doch — was hilft da alles Verstedspielen! — die Phantasie jener kritischen Jahre kreist? »Nimm mich ernst! Nimm mich an als Mann! Sprich mit mir wie mit einem Ebenbürtigen! Laß mich Brust an Brust dem Leben, der Zeit entgegen, denen ich gehöre!« So bittet der Sohn vor diesem Vater, der sich nur eine Viertelstunde zu bemühen brauchte, die Sprache der Jugend zu sprechen, anstatt immer nur auf die starre Pflicht und den überlegenen Verstand zu pochen, und die Brücke zwischen den beiden wäre betreten. Aber nein, ein Schlag ins Gesicht ist die Antwort. Da zerspringt etwas in dem Jungen, aber zugleich



Hugo Eckardt, Dresden
Walther Hasenclever

richtet sich auch etwas in ihm auf, das über die Schwäche des Alters selbstbewußt triumphiert. Er fühlt sich als Überwinder des Abgelebten, als Prophet und Erfüller eines heraufsteigenden neuen Geschlechts. Und vom »Freund« zur Tat gespornt, vom »Fräulein«, der selbstlosen Geliebten seiner inneren Verlassenheit, die weiß, daß sie ihm nur eine flüchtige Spur ist im Garten seiner Gefühle, mit mütterlicher Gebärde der Entfugung entlassen, stürmt er auf eigne Faust ins Leben hinaus. Im »Klub zur Erhaltung der Freude«, einem ganz mit Wedekindschen Farben gemalten Zirkel von Weltbeglüdern, über den Hasenclever die Lichter seiner abgekühlten Satire spielen läßt, wirft er dann vor den Jungen das flammende Panier gegen die Gewalt der Väter, gegen die dumpfe Welt überhaupt auf, verliert sich einen Augenblick an die täuschliche Liebe und den Klang des Goldes, wird von dem mephistophelisch überlegenen Freund, der expressionistisch als der härtere Teil seiner selbst zu verstehen ist, zu dem zurückgeholt, was allein die Glut seines jugendtolen Hasses rechtfertigen könne, zur »Tat«, und schreitet nun,

wenn auch in den Fesseln der Polizei, die der Vater ihm nachgeschickt hat, zur letzten Abrechnung mit dem »Tyranne«, dem »Verächter alles Großen«. Wo sich früher ein Getretener krümmte, steht jetzt ein Aufrechter, der Auge in Auge Rechenschaft und Sühne heischt; wo früher ein Einzelner für sein bißchen Wohlsein flehte, redt sich jetzt ein Abgesandter eines ganzen Zeitgeschlechts empor und fordert Freiheit und Selbständigkeit. Als ihm auch jetzt nur die Peitsche droht, richtet er die Pistole auf die Brust seines Erzeugers, den aber, ehe der Schuß sich entlädt, statt der Kugel des eignen Sohnes gnädig ein Schlagfluß hinwegrafft. Vor dem zusammengebrochenen Vaternörder — denn das ist dieser Sohn, auch wenn ihn der Zufall vor dem Letzten bewahrte — kniet in verstehender und verzeihender Liebe das Fräulein, um dann den unter Qual und Verbrechen zum Manne Gewordenen mit einem Händedruck des Abschieds zum Gang ins Leben und in die Freiheit zu segnen.

Es ist ein unreifes und verstiegenes Werk, das wir da vor uns haben (Buchaussage bei Kurt Wolff, Leipzig); die rein lyrischen, Hofmannsthal und George nachempfundenen Verse, die der Prosa von Zeit zu Zeit als künstlerische Dämpfer aufgesetzt werden, vermögen ihm ebensowenig Vertiefung zu geben wie die Anklänge an Wedekind und Shaw den Schimmer gesättigter Lebenserfahrung. Aber das Gespräch der beiden Väter im letzten Akt, des Geheimrats, der in der Jugend nur Verderbtheit wittert, dem Strenge und Gehorsam die Pfeiler aller Erziehung sind, und des Kommissars, der meint, die Väter müßten sich ihre Söhne erst erringen und unter »Sohn« ein dem Vater geschenktes Wesen versteht, dem er zu dienen hat, diese Szene mit ihrer klugen, abgemessenen Dialektik macht uns stuhig. Ist nicht über diesen glühenden Erguß des beleidigten Ichgefühls, das sich vor den frechsten und zuchtlosesten Worten nicht scheut, das die Tyrannei der Familie ein »mittelalterliches Blutgeschwür«, einen »Hegensabbat«, eine »Folterkammer mit Schwefel« nennt, doch schon ein kalter Wassersturz des Verstandes gekommen? Ist es Berechnung, ist es Vorsicht, der »bessere Teil der Tapferkeit«, was Hasenclever bewogen hat, den Hahn der Pistole in Ruhe zu lassen? So erheben sich bei tieferem Eindringen in die fünf Akte noch mancherlei Fragen, die doch alle wieder in die eine bei Jugenddramen entscheidende münden: entspringt dies Werk, das zweifellos eine starke dichterische Begabung verrät, aus der Quelltiefe innerster Gefühls- und Bekenntnisnotwendigkeit, oder ist es nur ein Rinnsal, das Eignes und Fremdes, Notwendiges und Zufälliges in sich sammelt? Seit der Entstehung des Stückes sind fünf Jahre verflossen; was seitdem von Hasen-

clever an dramatischen Arbeiten bekannt geworden, gibt noch keine Antwort darauf.

Die Berliner Aufführung im »Deutschen Theater« ließ der des Dresdner Alberttheaters (vgl. Januarheft 1917) fast einen Vorsprung von anderthalb Jahren. Dafür aber holte sie unter Felix Hollaenders Spielleitung nun auch alles aus dem Stück heraus, was an Lyrik und Dramatik in ihm gärt und pulst. Paul Wegeners »Vater« war ebenso überzeugend in der Masse wie im Ton, ein Mann durch und durch, bei aller Beschränktheit seiner Lebensauffassung nicht einen Augenblick klein. Ihm entgegen stand Elise Heims als das »Fräulein« am äußersten Pol weiblich hingebender Empfindung, voller Güte und lächelndem Wissen. Werner Krauß gab dem »Freund«, der kaum noch als eigne Wirklichkeitsgestalt aufgefaßt werden darf, vielmehr eine Ausdrucksnuance des noch unfertigen »Helben« ist, das scharfe, fast schroffe Gepräge seiner eigenwilligen Stilkunst. Der Sohn aber war Ernst Deutsch, der die Rolle auch in Dresden gespielt und mit ihr so etwas wie einen Typus der neuen braulenden Jugend geschaffen hat. So begabt er sich dabei zumal in den lyrischen Aufgaben zeigt, auf die Dauer ist diese Verkörperung unerträglich. Es geht schlechterdings nicht an, daß für den »Deutschen Dünkel« ein Schauspieler den Freibrief bekommt, der ganz anders aussieht, ganz anders spricht, sich ganz anders gebärdet und wahrscheinlich auch ganz anders fühlt, als sein Name vermuten läßt.

Was unsern Bühnen in den neunziger Jahren der Norweger Ibsen war, das ist ihnen jetzt der Schwede Strindberg: das Siegel ihrer Zeitgerechtigkeit, der Prüffstein ihres schauspielerischen Könnens. Diese langhinrollende Welle wird noch eine Weile anhalten, denn noch immer ist das gewaltige dramatische Lebenswerk dieses nordischen Bekenntners und Geißelbruders nicht erschöpft, aber der Ramm der Woge ist jetzt erreicht. Dem Lessingtheater gebührt der Ruhm, als erste deutsche Bühne Strindbergs Gipfelwerk, die Trilogie »Nach Dama-sus«, bezwungen zu haben. »Bezwungen« ist vielleicht zuviel gesagt. Denn in diesen zwanzig Bildern einer auch vor dem Letzten nicht zurückschreckenden visionären Lebensbeichte türmen sich Schwierigkeiten auf, deren der Dichter selbst nur durch Vereinfachung der Darstellung Herr zu werden hoffen konnte. Die Stodholmer Aufführung von 1907 hat das Werk auf einer Doppelbühne ohne Seitenkulissen und Zwischenvorhang gespielt und den Wechsel der Szene bei einfacher Ausstattung durch Verdunklung der Bühne angedeutet. So wurde das schattenhafte Vorübergleiten der einzelnen Stationen, wie sie der rückschauenden Phantasie des Dichters selbst

aufgetaucht sind, auch für das Auge gewahrt und der hier übel angebrachte Ehrgeiz einer erschöpfenden Verkörperung in Schranken gehalten. Das Lessingtheater strebte mehr nach szenischer Gliederung und greifbarer Veranschaulichung, geriet dadurch aber in Gefahr, den Zusammenhang des Ganzen eher zu zerreißen als zu binden, zuweilen sogar das Traumhafte dieser Gesichte zu zerstören. Doch können solche Schwächen die Kühnheit des Versuchs und den Gesamtwert der Leistung nur wenig herabsetzen.

Den ersten Teil der Dichtung kannten wir schon seit vier Jahren. Im Frühjahr 1914 hatte uns das Lessingtheater die ersten neun Bilder gezeigt, und diese Absonderung ließ sich fürs erste wohl rechtfertigen, da der zweite und dritte Teil den Weg nur wieder zurückschreiten, den der erste schon zum Ziel der klösterlichen Bekehrung und Entsagung geführt hat (vgl. Juniheft 1914). Freilich bedeutet diese Rückwanderung des weltlichen Passionsspiels in jedem Sinne eine Steigerung des ersten Drittels. Die Phantasie wagt kühnere Flüge, die Vergeistigung wirft die Fesseln der Körperlichkeit rücksichtslos ab, der Gedankengehalt wird mächtiger, aber auch dunkler, die sinnbildliche allgemeinmenschliche Bedeutung einzelner Szenen macht höhere Ansprüche, ohne daß dadurch die nur aus Strindbergs Leben voll verständlichen Anspielungen bescheidener würden. Dies letztere ist das Entscheidende, was der lebendigen Wirkung des tiefsinnigen, im einzelnen auch dichterisch und gestalterisch genialen Werkes immer im Wege stehen wird: es löst sich nicht genug von den persönlichen Lebenserfahrungen seines Schöpfers, die noch dazu so krause und absonderliche Wege gehen, und selbst wenn man, bezwungen von der Leidenschaft solchen Erlebens und Erkennens, gewillt ist, den steilen, vielverschlungenen Pfaden dieses Einzelschicksals gehorsam zu folgen, braucht man einen Cicero, um all die Trümmer und Denkmale des Erlebens, Erleidens, Irrrens und Überwindens zu verstehen, die sich auf und neben dem Wege erheben. Denn mit dem Herzen, mit Gemüt und Seele kommt man hier nicht aus; auch der Kopf und Verstand muß überall mitarbeiten. Gerhart Hauptmann hat Strindbergs Lebenswerk einmal mit einem Vulkan verglichen, der Solfataren ans Licht bringt. Das mögen notwendige Gesteinswandlungen und reinigende Erdausbrüche sein — besondere Fruchtbarkeit wird sich in diesen Schwefelwasserstofferzeugnissen schwerlich entdecken lassen.

Mit dem allen soll nicht gesagt sein, daß Strindberg uns nicht auch im zweiten und dritten Teil seines dramatischen Testaments hohe und schöne Dinge offenbart. Zwar das Goldmacherbankett, von dem man sich nach dem Buche eine Shakespearische Erschütterung ver-



Autn. Seder & Naah, Berlin
Frank Wedekind

spricht, wenn man liest, wie allmählich Goldpokale und vornehme Gäste verschwinden, um den Triumphator beim Lumpenpad und Rehrichthaus allein zu lassen, verblähte auf der Bühne; aber das Bauerngericht, vor dem Strindberg sein Gesetz der Erbsünde erhärtet, indem er einen Schuldigen immer durch einen andern entlastet, bis hinab zur Armutter Eva und der Schlange, entfaltet und vertieft sich, namentlich dank Alfred Abels dämonisch-witzigem Versuch, zu einem machtvollen Bilde menschlicher Schuld- und Schicksalsverflechtung. Auch die Begegnung des »Unbekannten« (den Theodor Loos nur etwas zu weich gab) mit seiner ihm bis zur Feindseligkeit entfremdeten Tochter, vor allem aber die späteren Begegnungen des im Leben verirrtten Mannes mit der zur Mutter gewandelten »Name« und »Gattin«, die das müde Haupt ihres Sorgenkinds fürsorglich in ihren bergenden Schoß, an ihr wärmendes Herz bettet (Lina Loos), geben uns Szenen, die mehr als »schön« sind, die tief in uns nachhallen und uns mit unwiderstehlicher Gewalt in die innersten Räume unsers Erkennens und Gewissens führen.

Nicht zufällig ist Frank Wedekind, der Anfang März, wie er selbst sagen würde, »von dieser Seuche Leben im kühlen Grab Genesung fand«, ein Zeitgenosse Strindbergs geworden. So tief er im geistigen Ausmaß unter dem Schweben steht, in der Zerrissenheit seines Wesens, in dem krampfhaften Hinstarren auf die Nachtseiten des Lebens, in dem verbissenen Haß gegen die bürgerliche Moral, aber auch in dem

leidenschaftlichen Bekenntnisdrang und der hüllenlosen Gestaltung seiner Lebens- und Menschheitsansichten war er ihm ähnlich. Ihn als ein Muster unsrer Zeit oder gar als Verkünder und Bahnbrecher für die geistige Richtung unsrer Zukunft zu nehmen, wie das hämische Ausland, gestützt auf gewisse deutsche Verhimmelungen dieses »Genies der Kunst und des Menschentums«, es möchte, heißt eine Einzelercheinung, die wohl Nachläufer, aber keine Fruchtfolge haben wird, ebenso überschätzen, wie deutsches Wesen und Schaffen herabwürdigen. Um als dessen Prophet und Träger zu gelten, ermangelt er, von allem andern abgesehen, zu sehr des Gefühls und des geistigen Gehalts. Nichts ist »größer« an ihm als sein erstaunlich konsequenter Materialismus, nichts hat er mehr verachtet und verspottet als alle rein geistigen Beziehungen zwischen Menschen und Dingen. Was seinen vielgerühmten »Stil« ausmacht, ist nichts andres als seine verbohrt und in dieser Verbohrtheit schredenerregende Beschränktheit auf das Körperliche. Man hat gesagt, die »Liebe« zwischen den Geschlechtern sei sein ewiges Thema gewesen. Aber die Anführungsstriche bei dem vielbeutigen Wort genügen nicht, um die Auffassung zu kennzeichnen, die er ihm gab. Nicht bloß vom Geist, auch vom Gefühl ist der »Prozeß zwischen Mann und Weib« bei ihm bis auf die Haut entblößt. Und wie ein Geschwür frisst sich diese Verleugnung alles Geistigen und Gefühlsmäßigen bei ihm weiter. »Ideen«, seien sie sozialer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, wollte er nirgend anders gelten lassen, als wo sie »Hab und Gut zum Gegenstande haben«; die Liebe zu Gott war ihm nicht mehr als eine »summarisch modische Ausdrucksweise für die Liebe zur eignen Person«; Sünde erklärte er als eine »mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte«. Er sah eben nur das Vereinzelte, das Zusammenhanglose gewisser entarteter Nebenerscheinungen des menschlichen Lebens. Mit Recht hat Bab in dem Charakterbilde, das hier zu Wedekinds 50. Geburtstage erschien (Augustheft 1914), auf die teuflische Verneinung hingewiesen, die er damit gegen das Streben und Schaffen aller klassischen Dichter beging. Deren Aufgabe war es von jeher, aus den Trümmern dieser Welt die verbundene, die harmonische Welt aufzubauen, ein inneres Abbild, ein äußeres Vorbild einer zufallslosen, von geistigen Notwendigkeiten getragenen Gemeinschaft zu errichten. Wedekind dagegen, der nicht vom geistigen Band, sondern vom Körperlichen, den Teilen und Fetzen der Menschlichkeit, ausgeht, hat logischerweise gerade dem Zusammenhanglosen seine grotesken, grauig-fomischen Denkmäler aufgeschichtet. In dieser bis zum Gipfelpunkt der Tragik emporgeschraubten Konsequenz eines fanatischen Ernstes liegt allein

das, was man allenfalls an ihm »groß« nennen mag. Seine paradoxe Verneinung, sein blindwütiger Verfolgerwahn bohrte sich schließlich, woran viele bis zuletzt nicht glauben wollten, als giftiger Stachel in sein eignes tobernstes, vielleicht auch todbundes Herz. Und was aus dieser Entzündung herauschwärte, war eine Reihe von Bekennerdramen, in denen uns immer wieder die Figur des gescheiterten Idealisten des Materialismus, des verachteten Propheten begegnet. Vom »Marquis von Keith« über »Hidalla« bis zum »Simson« und »Herkules«: eine einzige Schädelstätte verwester Ideale, um die der Geier der Verzweiflung freist. Da gibt es keine Befreiung, keine Auferstehung. Das war der verhängnisvolle Irrtum dieser ans Physische geketteten »Kunst«, daß es ohne den sinnvollen Untergrund einer geistigen Weltanschauung Freiheit und lebendige dramatische Form geben könne. Aber gewisse dunkle Verflechtungen unserer Körperlichkeit, über den erschreckenden, zuweilen erschütternden Ausdruck für das tierhaft Gebundene in uns ist Bedekinds Wert nicht hinausgekommen, und er selbst, der Prediger des ideenlosen Materialismus, steht in seiner Zerrissenheit und Befessenheit als ein fürchtbares Menetekel dieses Irrwahns da.

Max Grube tritt mit Schluß der Spielzeit von der künstlerischen Leitung des Hamburger Deutschen Schauspielhauses zurück. Sein Nachfolger wird der bisherige Intendant des Darmstädter Hoftheaters, Dr. Paul Eger, von dessen Jugend man sich in der Hansestadt das erwartet, was sein Vorgänger hat vermissen lassen: Beweglichkeit der künstlerischen Entschlüsse und Absichten, Verjüngung und Erfrischung des Spielplans. Verstehen die Hamburger Kritik recht, so wirkt sie dem scheidenden Direktor Überschuß an Routine, Mangel an Beweglichkeit vor. Ihm fehle es an der immer neuen, immer frischen Kraft des Erlebens, die jeder neuen Aufgabe eine neue, nur ihr gerechte und gewachsene Ausdrucksform findet; etwas Handwerkliches sei ihm eigen, womit sich wohl der alten Schule, nicht aber der jungen ans Licht drängenden Dramatik beikommen ließe.

Seine Verteidigungsschrift hat Grube eigentlich, nach seiner Art und seinem Maßstab, schon vor dem Entschluß zum Rücktritt geschrieben oder zu schreiben angefangen: in seinen Denkwürdigkeiten, den »Jugenderinnerungen eines Glückskindes« (Leipzig, Grethlein & Ko.). Da betont er oft und gern, wie sehr der Schauspieler Welt-, Gesellschafts- und Menschenkenntnis brauche. Dem Professor- und Staatsratssohn aus Breslau wurde der Anschluß an die geistige und gesellschaftliche Aristokratie nicht gerade schwer gemacht. Als Sekundaner

lernte er bereits Karl von Holtei kennen, den meisterhaften Vorleser und erlebnisreichen Schilderer des Theaterlebens und -treibens seiner Zeit, der damals, zu Ende der sechziger Jahre, förmlich als literarisches Wahrzeichen der schlesischen Hauptstadt gelten konnte und dem jungen Theaterenthusiasten, wenn auch leise widerstrebend, die ersten Unterweisungen in der Bühnenkunst erteilte, ja, ihm die Wege zum öffentlichen Ruhme ebnete. Im Hause des »Alten vom Berge« trifft er dann eine Schauspielerin, die fest genug ist, ihn gleich an das Hoftheater in Meiningen zu bringen. Was Grube uns von dem dortigen Bühnenleben, von der Regietätigkeit des Herzogs und seiner Gemahlin, der Freiin von Helldorf, geb. Ellen Franz, erzählt, ist zwar meistens schon aus andern Quellen bekannt, aber für manchen intimen Zug, der das Bild dieser Zeit vervollständigt, sind wir dankbar, und in seiner theatergeschichtlichen Gesamtbedeutung ist der Meiningener Betrieb selten so anschaulich und gerecht geschildert worden wie hier von einem Teilnehmer, der ihm seine entscheidende künstlerische Prägung verdankt. Unsere Bühnenkunst fußt heute noch auf dem Grundsatz der Meiningener, ein Gesamtbild der dramatischen Dichtung zu geben, dem sich der lebende wie der tote Apparat nach dem zielbewußten Willen eines Einzelnen, des Spielleiters, einzufügen hat. Dabei spielt Grube keineswegs den bedingungslosen laudator temporis acti. Der geläufigen Meinung unsers Theaterpublikums, es habe früher besser aus-



Kunst. J. B. Zeitner, Bremen

Max Grube als Franz Moor aus seiner Bremer Zeit



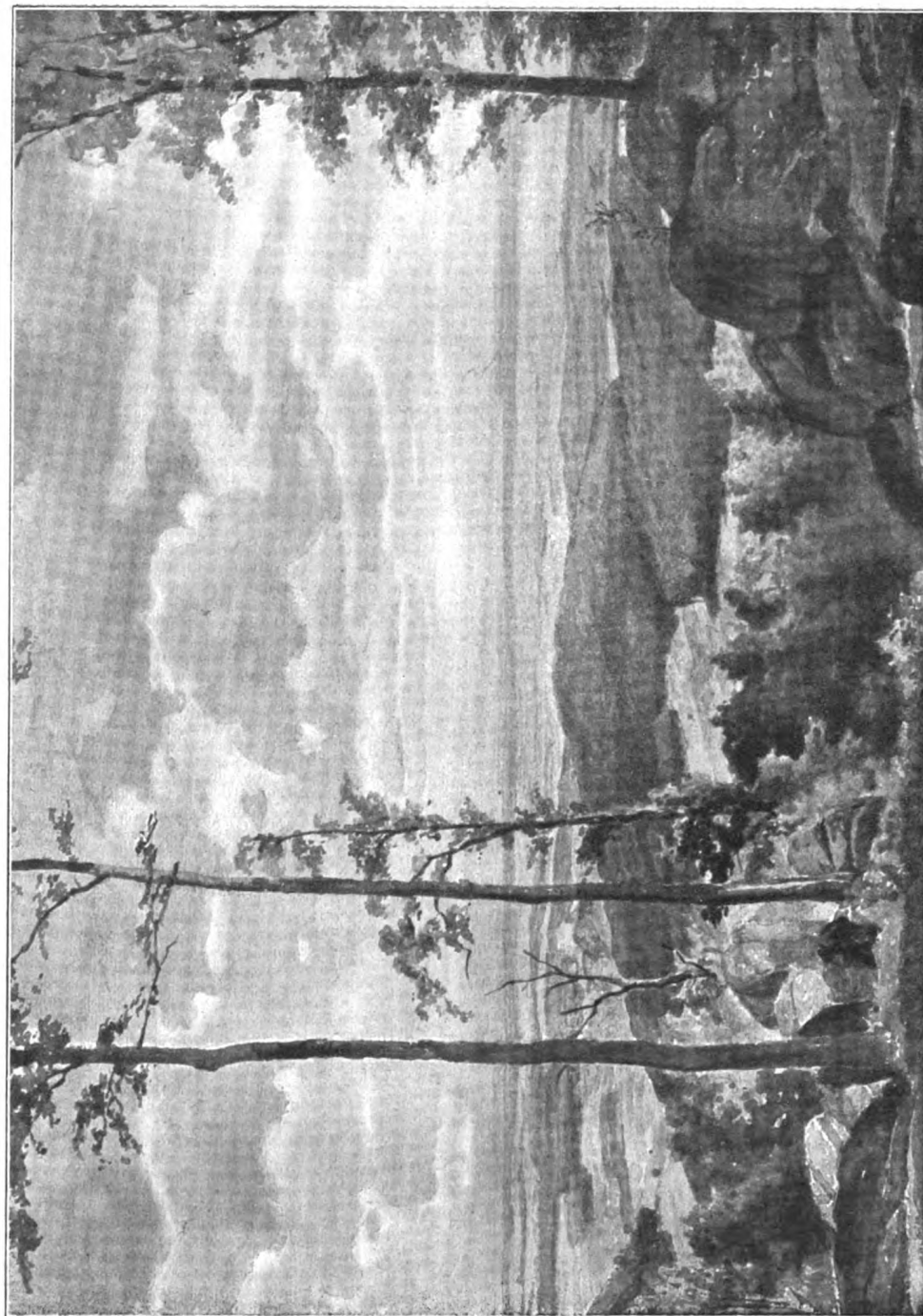
Kunst. Erwin Raupp, Darmstadt
Dr. Paul Eger, Grubes Nachfolger am Deutschen
Schauspielhaus in Hamburg

geschaut um die Schauspielkunst in deutschen Landen, widerspricht er geradezu. Ja, er vertritt die Ansicht, daß die Leistungen unsrer Bühnen wie unsrer Schauspieler im allgemeinen viel bedeutender geworden seien, als es in seiner Jugend durchschnittlich der Fall war. Es werde, meint er, heutzutage durchweg ehrlicher und gewissenhafter, wie man beim Theater sagt: sauberer gearbeitet. Auch das sei eine Täuschung, daß es früher mehr bedeutende Künstler gegeben habe. Aus dem minderwertigen Ganzen stachen die wenigen guten Schauspieler nur mehr hervor, ganz abgesehen davon, daß unsern Künstlern häufig viel schwerere und feinere Aufgaben gestellt werden als früher. Selbst für die Darstellung der klassischen Stücke gehört heute mehr Geist und Begabung dazu, sie, die seitdem älter und abgegriffener geworden sind, frisch und fesselnd zu machen.

Doch Meiningen, damals die hohe Schule des strebsamen Schauspielers, war nicht die alleinige Kunststätte, die Max Grube, den lange für ziemlich talentlos geltenden Charakterdarsteller, bildete. Vielleicht mehr noch verdankt er den kleineren und mittleren Bühnen, den Sommertheatern, ja selbst der Schmiere. Dort lernte er den Mut zu sich selber, das stete Bereitsein, die Wandlungsfähigkeit, die Kostüm- und Maskenkünste mit den bescheidensten Mitteln, zu-

zeiten auch den Hunger und immer von neuem die Arbeit. Sechs Monate ist er einmal so durch die winzigsten Nester des sächsischen Erzgebirges gezogen, stets freilich mit der tröstlichen Gewißheit, zu jeder Zeit wieder in das saubere Nest von Meiningen zurückschlüpfen zu können, wo es keine Eifersüchteleien, kein Gezänk, keine Ränke, wo es nur einen Willen, eben den reinen, idealen des Herzogs gab, wo allein die individuelle Besetzung maßgebend war. Auch außerhalb des Theaters hat Grube dank seinen guten gesellschaftlichen Formen und einer persönlichen Anschmiegsamkeit von edlen Frauen und starkgeistigen Männern mancherlei zu lernen verstanden. In Meiningen kam er mit Bodenstein, in Münster mit Levin Schüding und den Brüdern Hart, in Bremen mit Hermann Allmers, Arthur Fitger und Heinrich Vothhaupt, in Lübeck mit Emanuel Geibel zusammen, der zu Anfang der siebziger Jahre schlechthin als der Lyriker Deutschlands galt, aber auch in dramatischen Fragen seinen eignen selbstbewußten Geschmack hatte. So hat er dem Eholod-Darsteller Grube einmal gehörig die Leviten gelesen, als dieser die heldenhaften, tragisch-menschlichen Züge an der Gestalt des venezianischen Juden allzu stark betonte: nur die Schattenseiten des jüdischen Volkscharakters, belehrte er ihn, habe der Dichter zeichnen wollen. Auch über das Wesen der wahren Künstlerkraft wußte Geibel in vertrauten Gesprächen goldene Weisheiten zu sagen. Nur der genüge der höchsten Kunstforderung, dem die Kraft verliehen sei, gleichzeitig in und über der Aufgabe zu stehen: »Das gilt für jede Kunst. Glauben Sie mir, ich habe oft mit Tränen in den Augen die Versfüße an den Fingern abgezählt.« Bemerkenswert ist Grubes Mitteilung, daß der Dichter, der damals die Herausgabe der »Spätherbstblätter« vorbereitete, ihm ein ungebrudtes Vorspiel aus einem Drama »Luther in Rom« vorgelesen habe, in einer schärferen Tonart, als man sie dem zarten Lyriker zugetraut hätte, und mit einer Volksszene, die auch auf den an starke Wirkungen gewöhnten Schauspieler nicht ohne tieferen Eindruck blieb. Das Bruchstück scheint leider verlorengegangen zu sein.

Grubes über 400 Seiten starkes Buch ist nicht ganz frei von Weiterschweifigkeiten, Belanglosigkeiten und feuilletonistischen Märgen, die sich mit der schönen Sachlichkeit, der Haupttugend guter Denkwürdigkeiten, schlecht vertragen. Aber mit dem allen versöhnt immer wieder die heitere, offene, lebenswürdige Menschlichkeit des Verfassers, und zu dem, was er bisher (bis zu seinem Abschied aus Bremen) von seiner »Lebenskomödie« niedergeschrieben hat, möchten wir die verheißene Fortsetzung, die weiteren Akte in Berlin und Hamburg, bereinst nicht vermissen



Heinrich Reinhard Röth: Landschaft aus dem Odenwald

Aufn. von J. v. der Smitten in Darmstadt

Aus der Hessischen Kunstausstellung in Darmstadt vom Sommer 1917

Literarische Rundschau

Romane und Novellen

Eraft Lothar: Der Feldherr — Gerhart Hauptmann: Der Knecht von Soana — Karl Gjellerup: Der goldene Zweig —
E. A. Green: Das Haus im süßen Winkel

Ein junger österreichischer Schriftsteller, von dem wir bisher nur ein paar erlebnisstarke Gedichtbücher und eine nicht alltägliche Novellenammlung kannten, hat es, soweit ich sehe, als erster gewagt, den gegenwärtigen Krieg, noch ehe er beendet, all seiner historischen und geographischen Wirklichkeiten zu entkleiden, um aus dieser plötzlichen Aufhebung des Alltäglichen ein rein menschliches Problem herauszuschälen: das des Feldherrnruhms, seines steilen Aufstieges bis zur allgemeinen Volksverehrung und seines jähen, den ganzen Menschen in seinen sittlichen Grundfesten erschütternden Falles. Was Ernst Lothar »Der Feldherr« nennt (Wien, J. Tempels), könnte bezeichnender noch »Der Ruhm« heißen; denn nichts trifft sicherer den Sinn dieses Buches als das Abschneiden des alten Professors Pälmein, dessen lächelnde Weisheit zugunsten eines untrügerischen Menschheitsideals mit allem Heldenpathos aufgeräumt hat: »Ruhm ... das ist nichts anderes als Quittung. Quittung über den Erfolg. Ewigkeitswert? Ein Stundengeschäft unter Wechsellern, Herr Feldmarschall, nichts weiter«.

General Usta, dem dies gesagt wird, genießt nach vierzigjähriger Offizierslaufbahn die Auszeichnung, als Oberbefehlshaber das Heer gegen den Feind zu führen. Der Kriegsgott zeigt sich ihm anfangs hold: in drei Schlachten erringt er beträchtliche Erfolge, sein Name ist auf allen Lippen und auf allen Reklametafeln, daheim bringen sie seinem Hause einen Fadelzug und verwandeln sogar in einem alten kirchlichen Danklied, das sie singen, den Namen des Höchsten in seinen, als reichen nur göttliche Ehren für ihn aus; im Felde bestet ein eigens zu diesem Zweck entsandter königlicher Prinz ihm vor versammeltem Kriegsvolk den neuen ihm zu Ehren gestifteten Orden auf die Brust. Mit einem Wort: »Im Zenith des Glückes!« Aber das Blatt wendet sich. Den Siegen folgt eine schwere Niederlage, und Ustas eigener Schwiegersohn, der Hauptmann Herrlieber, aus einer andern strategischen Schule, fühlt sich, trotz den Tränen seiner Braut, schließlich aber auch von ihr verstanden, nach langem innerem Kampf vor seinem Gewissen verpflichtet, Front gegen den Feldmarschall zu machen. Als seine privaten und dienstlichen Vorstellungen an der Eitelkeit des Feldmarschalls abprallen, entschließt er sich zum Äußersten und legt im Kriegsministerium gegen ihn und seine verfehlte, nein unfähige Führung Protest ein. In einer Audienz beim obersten Kriegsherrn wird Usta, der sich rechtfertigen soll,

gleich so ungnädig empfangen, daß er um seinen Abschied bitten muß. Ohne Dank, ohne Anerkennung sieht er sich entlassen. Und der Ungnade des Königs folgt die der Presse, seiner Mitbürger, des gesamten Volkes. Sie weichen ihm aus, sie verhöhnen ihn an derselben Philistertierbank, die ihn vorher dröhnend gefeiert hatte, sie verfolgen ihn mit plumpen, herabsehbenden Vertraulichkeiten. Die einst »Hosianna!« geschrien haben, schreien jetzt »Kreuziget ihn!« Der einzige aus dem Volke, der ihm die Treue hält, ist sein braver Burche Numelter. Ustas tapfere Frau tröstet ihn zunächst mit der Wandelbarkeit alles Glückes: »Bitten werden sie kommen, auf den Knien werden sie dich bitten«; dann, als die Nachrichten vom Kriegsschauplatz von Tag zu Tag günstiger lauten, hält sie ihn zum Trost gegen ihre eigne Hoffnungslosigkeit wenigstens mit einer mitleidigen Lebenslüge aufrecht. Er selbst aber bäumt sich nun erst recht in Trost und Mut gegen sein Geschick auf. Er verliert sich fast, er ist nahe daran, seinem Eigenruhm zuliebe dem Vaterlande Unglück und Verderben zu wünschen; nein, er wünscht es ihm sogar, fleht in brünstigem Gebete Gott auf den Knien darum an! Aus Haß gegen den Staat und alle, die ihm dienen. Dann, als der Krieg durch eine neue siegreiche Schlacht zugunsten des Landes entschieden ist, findet auch er am Beispiel eines armen Weibes aus dem Volke, das auf dem Bettchemel dem Himmel ihren glückseligen Dank für den Triumph des Vaterlandes darbringt, endlich seine Würde und seine Größe wieder. Und mit ihr die Unterordnung aller selbststüchtigen Gefühle unter das Wohl des Staates. »Weißt du es schon,« ruft er nun beim Nachhausekommen seiner Frau zu, »wir haben sie geschlagen! Ein Glück. Ein Glück für alle. So wie das andre (er meint sich selbst und seine Führung) ein Unglück für alle war.« Bei der Heimkehr der Sieger, der er sich nicht entzieht, drängt sich ihm wohl in einer schwachen Minute noch einmal der Stoßseufzer auf die Lippen: »Herrgott, laß es mich nicht erleben!« Dann aber faßt er sich, und wie er vorher schon, besiegt von den feinen diplomatischen Künsten seiner menschen- und lebenskundigen Schwiegermutter, der alten Baronin Tulian, den grossenden Widerstand gegen die Verbindung seiner Tochter Diane mit Rudolf Herrlieber aufgegeben hat, so läßt er es sich jetzt, wenn auch nur mit müdem Lächeln, gefallen, daß sich in die Hochrufe auf den siegreichen Generalstabschef Herrlieber die auf ihn selbst mischen, zu denen sein Schwieger-

John das Volk fortreibt. »Da öffnete der alte Mann die Augen, schaute auf die Rufenden und über sie hinaus«...

Wie schon gesagt: auf der Kriegsstarte von heute oder gestern wird man keinen der hier genannten Schlachtnamen finden, und auch sonst bliebe die Mühe vergeblich, das, was sich in diesem Roman begibt, auf bestimmte Personen und Ortschaften zu deuten. Die äußere Handlung hat sich absichtlich von der greifbaren Wirklichkeit des Tages gelöst, damit die innere Handlung sich desto freier und eindrucksvoller auswirken kann. Ihre österreichische Heimat freilich ist genau so unverkennbar wie die österreichische Herkunft und Schule des Verfassers. Das gereicht der eigentlichen Aufgabe, die er sich gestellt hat, nur zum Vorteil. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß das gute alte Österreichertum, mag es so viel Schwächen haben wie es will, vielleicht gerade wegen dieser Schwächen dem Rein- und Blödsinnlichen auch während dieses Krieges im Durchschnitt näher geblieben ist als — nun, sagen wir: als Norddeutschland. Selbst die Geldsoldaten dieses Romans haben, sobald der Dienst vorüber, das eigentümlich Aufgelöste, das wir Reichsdeutsche in diesem Sinne kaum kennen. Manchmal fühlt man sich versucht, in dem Verfasser einen österreichischen Nachkommen Fontanes anzusprechen, wenn es eine solche Nachkommenschaft überhaupt geben könnte: es ist nicht bloß die gute alte Kunst des Erzählens, es ist auch eine überraschende Zeit- und Menschenkenntnis und ein erstaunlicher Lebensreichtum in diesem Buche, und über alledem waitet eine künstlerische Gerechtigkeit nach links und rechts, nach oben und unten, wie nur ein reifer Geist und ein erfahrenes Herz sie aufbringen. Gänzlich unfontanisch ist freilich die hastige, zerhackte, atemlose Sprache im Dialog und die hitzige Lebendigkeit in den oft gar zu breit ausladenden Stellen, die monologisch die inneren Gedankengänge und Gemütsbewegungen, zumal des problematischen Helben, bis ins kleinste Fäserchen schildern sollen. Dem trefflichen Bau der Handlung, der den aufmerksamen Leser durch ein unaufbringliches Gleichmaß der Gliederung im Auf- und Abstieg entzückt, entspricht leider nicht überall die Sorgfalt der Sprache: andeutungsreiche Knappheit begegnet sich da manchmal mit schleppender Weitschweifigkeit, und Geschraubtheiten trüben den Sinn. Schließlich noch eine Frage: Ist es nötig, jeden Zeitungsmann als Dredfinten darzustellen? Wir haben heute welche, die dem Diplomaten an Gepflegtheit ihres äußeren Menschen nichts nachgeben.

Gerhart Hauptmanns Sparsamkeit in der Novelle ist weder Zufall noch Willkür. Von allen Kunstgattungen erfordert sie am meisten ursprüngliche Erfindungsgabe und geballte Gestaltungskraft, und beides ist nicht Haupt-

manns Stärke. Er ist ein Meister in der Schilderung äußerer und innerer Umwelt, keiner seiner literarischen Zeitgenossen weiß behutsamer und eindringlicher als er das seelische Schicksalsgewebe eines Menschen, zumal eines leidenden, aufzublößeln, niemand ein Geschöpf Gottes und Opfer der Welt unserm mitleidsbereiten Herzen so nahe zu bringen wie der Dichter des Hannele, des Fuhrmann Henschel und der Rose Bernd. Aber die »Götterkraft der Phantasie«, die sich unmittelbar neben den Schöpfer stellt, hat er bisher weder in seinen frühen novellistischen Skizzen, dem Bahnwärter Thiel und dem Apostel, noch in seinen beiden großen Romanen bewiesen. Jetzt überrascht er uns mit einem kleinen epischen Werk, für das er zwar auch noch die Bezeichnung Novelle vermeidet, dessen Umfang, Einführung, Schauplatz und Darstellungsart aber durchaus Novellencharakter tragen. Dieser »K e g e r v o n S o a n a« (Berlin, S. Fischer) umfaßt nur etwas mehr als anderthalbhundert Seiten, wird als »Reiseerlebnis«, eine dem »Herausgeber dieser Blätter« vertrauensvoll mitgeteilte Aufzeichnung des seinem entscheidenden Erlebnis mittlerweile entrückten Helben dargeboten und spielt in der norditalienischen Seenlandschaft, also auf dem klassischen Schauplatz der Novellenkunst eines Pöpsle. Aber auch innerlich, durch ihre eigentümliche Kraft künstlerischer Beschränkung und Verdichtung bewährt sich diese Arbeit, die sich selbst einmal ohne Überhebung ein »Gedicht« nennt, als novellistisches Werk: aus einem einzigen Kern des Erlebnisses wird nach organischen Gesetzen Blüte und Frucht hervorgetrieben, und die Person des Erzählers geht, nachdem die etwas schwerfälligen Vorbereitungen überwunden sind, ganz in die Handlung, ganz in den Erlebnis- und Gefühlskreis der fremden Persönlichkeit und deren natürliche Notwendigkeiten auf. Wohl hat man auch hier dem literarischen Vorbilde nachgepfuscht und in einer romantischen Erzählung des jungen Zola den Stab gefunden, der dem deutschen Erzähler auf die Beine hilft; aber die Parallele, die man zwischen diesem jungen Priester Francesco Bela und dem Abbé Muret gefunden zu haben glaubt, berührt nur die äußere Kreislinie des Stoffes. In ihrem tieferen Erlebnis- und Gefühlsgehalt ist Hauptmanns Dichtung selbständig.

Jede echte Novelle — das ist ein durch Jahrhunderte künstlerischer Erzählungskunst bewährtes Erfahrungsgeß — offenbart dem suchenden Auge oder Messer der Kritik irgendwo den Reimpunkt ihres Zellengewebes, den Lebensnerv ihres pflanzenhaften Aufbaues. Hier finde ich ihn in dem Bekenntnis des zum Bergbirten gewordenen Priesters, des vom Volksmunde »Keger« geschimpften Sennen: »Lieber will ich«, gesteht er seinem Besucher, sobald er Vertrauen

zu ihm gesagt hat, »einen lebendigen Bock oder einen lebendigen Stier als einen Gehängten am Galgen anbeten. . . Alle Völker verehrten den Stier, den Bock, den Widder und vergossen im Opfer sein heilig Blut. Dazu sage ich: Ja! — denn die zeugende Macht ist die höchste Macht. Zeugen und Schaffen ist das gleiche.« Also ein Triumph des Heidentums über das Christentum, ein Unterliegen des Geistes unter dem Trieb. Kein anderer als der allgewaltige Eros ist der Schutzherr dieser Geschichte. Mannigfaltig sind seine Verkleidungen und Versuchungen. Dem frommen und eifrigen Priester, der als Fünfundzwanzigjähriger in das kleine Bergnest oberhalb des Luganer Sees kommt und dort bald als Heiliger gilt, naht er in Gestalt des jungen schwellenden, drängenden, gärenden, betäubenden Frühlings, der sein Blut mit tausend verführerischen Reizen und Lodungen peitscht. Und zu diesem Versucher, der mit seiner süßlichen Appigheit und Schwüle wohl allein genügt hätte, den bisher Unversuchten aus einem Heiligen zu einem Sünder zu machen, gesellen sich bald noch die gespensterhaft aus dem Boden und seinen antiken Denkmälern aufsteigenden Erinnerungen an allerlei heidnische Naturkulte, in denen dämonenhaft die unverhüllte Sinnlichkeit waltet, gesellen sich die Verführungen einer im Nackten schwelgenden Kunst, wie Francesco Oheim, ein berühmter Bildhauer, sie gepflegt und in aufreizenden weiblichen Statuen seiner Werkstatt hinterlassen hat. So wird aus dem Sünder auch ein Ketzer und aus dem Ketzer ein Freveler gegen Recht, Sitte und göttliches Gebot. Denn die, der all seine züngelnde Begierde zuströmt, ist sein Weichkind, die unbehütet, unbelehrt in wilder Freiheit und naturhafter Anschulb auf den Bergen aufgewachsene vierzehnjährige Agata Scarabota, die Sündenfrucht einer Geschwisterverirrung. Hauptmann wird nicht müde, die heimlichen mystischen Kräfte auszumalen, die in teuflischem Bunde zusammenwirken, den jungen Priester zu Fall zu bringen. Am Ende muß sogar der Marienkultus an diesen Ruppelkünstlern teilnehmen: vor Franciscos erregten Sinnen fließt die Erscheinung der Geliebten immer mehr mit der jungfräulichen Madonna zusammen, und dieses Gemisch aus Reinem und Unreinem, Eblem und Wüstem hat die Kraft, alles, Vernunft, Erziehung, Ehrfurcht, Frömmigkeit, von ihm abzuwaschen, so daß er schließlich wie Adam, der erste, der Nur-Mensch, vor seiner Eva, der verfeimten Hirtin von der Alp, zu brünstigem Liebeswerben in die Knie bricht — klein und doch gottähnlich, der Sünde bloß und doch erfüllt von einem neuen, bisher ungeahnten Frommsein. Wohl fühlt er seinen Schredlichen, nicht nur im irdischen, auch im weltlichen Sinne beispiellosen Fall, wohl erkennt er sich als Betrüger an seiner Gemeinde, als Verräter an der Kirche, an

seiner Familienehre, an Gott und an sich selbst, ja auch als Verräter an den erbärmlichen Scarabotas, er weiß, daß er in den Unflat letzter Verworfenheit hinabgeglitten ist — aber all diese Selbsterkenntnis vermag ihn nicht mehr aus den Banden der übermächtigen Zauberei zu lösen. In die der unerbittliche Eros ihn geschlagen hat, er, der älter und mächtiger ist als Zeus und die übrigen Götter. So ward aus dem Priester ein Ziegenhirte, aus dem Heiligen der Ketzer von Soana, der sich in einsamer Berggegend, ein Stück Natur in der Natur, bei seiner Herde birgt, aber zur Seite ein Weib hat, das seine üppige Schönheit mit selbstbewußtem Stolz zur Schau trägt — eine »Männin, die Menschin«, wie der Dichter sagt, »die Sünderin, die mit Gott zerfiel, um sich ganz dem Menschen, dem Manne zu schenken«. Mit einem Kinde an der Hand sieht der heimkehrende Besucher des Hirten und Erzähler dieser Geschichte sie aus der Tiefe emporsteigen — »und sie steigt und steigt in die Ewigkeit, als die, in deren gnadenlosen Hände Himmel und Hölle überantwortet sind«.

Damit endet die Novelle. Manch einer wird sich trotz dieser sinnbildlichen Verherrlichung des Ewigweiblichen, von dem wir alle kommen, und in dessen Hände wir alle gegeben sind, an der antikeidnischen Sinnlichkeit stoßen, die das Werk erfüllt, sie vielleicht sogar schamlos schelten und den mannhaften Willen in ihr vermissen, den diese Zeit lauter als jede andre fordert. Solchen Verächtern der dunklen Triebmächte in der Menschenbrust wäre vom sittlichen Standpunkte aus wenig zu entgegnen. Das Buch wird jungen Menschen nicht taugen und manchen christgläubigen Leser empören. Aber wie es neben dem Goethe des Götz den der römischen Elegien und der venezianischen Epigramme gibt, so müssen wir uns neben dem Dichter des Hannele und des Florian Weyer auch den des Ketzers von Soana gefallen lassen. Und die Kunst, von allen moralischen Forderungen unbestochen, wie sie ist, wird ihm sogar einen ihrer blühendsten Kränze reichen. Denn dieses Werk des nun bald Sechzigjährigen ist trotz einigen sprachlichen Unebenheiten die Frucht einer starken künstlerischen Gestaltungskraft und einer reifen dichterischen Darstellungsgabe, der in ihrer Art der Stempel des Klassischen nicht mehr fehlt. Der Wunsch freilich bleibt, daß es diesem Dichter, auf den wir stolz sein dürfen, auch wenn wir uns seiner Weltanschauung widersetzen, nun, da er in vollem Herrscherbesitze all seiner Kunstmittel, vergönnt sein möge, Wege zu finden, auf die ihn mit unsrer Bewunderung auch unsre volle Liebe und Bejahung begleiten darf.

Triumphiert in Hauptmanns Novelle der große Pan, der Wald-, Weide- und Weltgott der Alten, über den Mann am Kreuze, so läßt

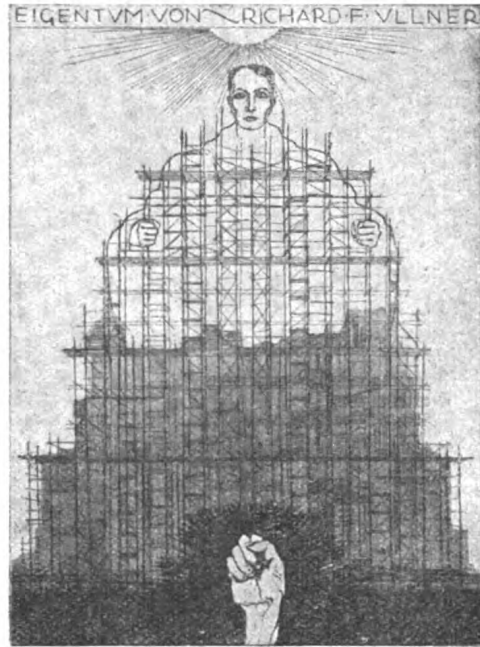
uns umgekehrt der jüngste Nobelpreisträger, der von Geburt dänische, nach seiner Wahlheimat deutsche Karl Gjellerup in dem romanartigen Novellenkranz »Der goldene Zweig« (Leipzig, Quelle & Meyer) den Geistes- und Gemütsieg des Christentums über das sterbende Heidentum erleben. Die verschiedenen Schicksale, die der Dichter da durch das Band eines einzigen entscheidenden Tages zu einer Einheit zusammenzwingt, führen uns in die Zeit des Kaisers Tiberius. Am Nemisee im Hain des Diana-tempels, wo jeder Lebensflüchtige, mag er verbrochen haben was er will, durch Berührung des von Aeneas dorthin verpflanzten goldenen Zweiges rettende Zuflucht findet, sofern er im Ringkampf einen ihm vom Los bestimmten früheren Schützling besiegt, vollzieht sich diese Zeiten- und Herzenwende. Durch die Lebensbeichten derer, die so im Laufe der Jahre zu Priestern der Göttin geworden sind, werden wir eingeweiht in die immer noch blendende Nacht, aber auch in den Sittenverfall und die Greuel, die das todgeweihte römische Imperium zerfressen, werden mitverschlungen in das hoffnungslose Dunkel, das tief herabhängt auf dies Zeitgeschlecht und seine entgötterte Welt. Aber durch das verzweiflungsvolle Dunkel bricht schon der erste Strahl einer neuen Morgenröte: von Golgatha her kommt sein tröstender, aufrichtender Schein, und mit ihm zugleich weht aus den germanischen Wäldern eine erfrischende Kühle her, die den Hauch der Gesundheit in die franke Zeit trägt. Es sind nur zwei gefangene germanische Fürstentöchter, die diese Heilsbotschaft der Zukunft verkünden, aber in der Art, wie sie zusammenhalten und unter jubelndem Gesang zu sterben wissen, erweisen sie sich als die geistigen Sieger über den morschen Verfall der Römerwelt, in deren Besten selbst schon das Lied der Sirenen klingt und eine heiße Sehnsucht nach der Erlösung von längst entseelten Formen glüht. Das alles brandet um die majestätische Gestalt des Tiberius, einen Fels im Wogenschwall, eine tragische Persönlichkeit, die den Kampf zweier feindlicher Zeiten über sich hereinbrechen sieht, der aber noch die Macht gegeben ist, die erschütternde Katastrophe dieser bedeutsamen Ereignisse herbeizuführen. Nicht der goldene Zweig aus dem Hain der Diana, der von der Schwelle der Unterwelt stammt, sondern das Evangelium des Geistes Gottes, das die beiden Germanentöchter aus dem heiligen Lande herübergebracht haben, ist das echte Symbol dieser Dichtung, die uns wohl in manchem ihrer Teile spröde und gebantenüberladen erscheinen mag, weil sie strenge Anforderungen an unser inneres Mitdenken stellt, die aber Last und Mühe überreichlich lohnt durch den tiefen geschichtlichen, philosophischen und sittlichen Gehalt, der sich hinter dem schlichten und doch hoheitsvollen Faltentwurf ihrer

edlen Darstellung birgt. — Gjellerup hat sich daheim mit seiner unverhohlenen Hinnegung zum Deutschtum nicht auf Rosen gebettet; möge ihm anderswo sein freudiges Bekenntnis zum Germanentum besser gelohnt werden!

Zur erotischen Literatur in dem edleren und tieferen Sinne, den Hauptmann dem Begriff gegeben hat, muß man wohl auch E. A. Greven's kleines Novellenbuch »Das Haus im süßen Winkel« (Berlin, Fleischer) rechnen. Der Verfasser hat sich durch seinen von seiner, manchmal überfeiner Seelenkunde beratenen Erstlingsroman »Die letzten Bräuten«, aus dem das Schicksalslied menschlicher Einsamkeit klang, ein gutes Gedächtnis bei uns gesichert. Diesmal spielt er ein berberes Instrument. Am ehesten noch erkennen wir den alten Ton in der zweiten Geschichte wieder (»Dämon Knörzer«). Da flößt ein ausgemachter Philister, dem aber zeit lebens ein heimlicher Stachel abenteuerlicher Romantik im Fleische saß, seinen Kindern durch die hinterlassene Scheinbeichte einer erfundenen wilden Tat einen Tropfen Segesfeuer ins zahme Blut. Und diese »Tat« Daniel Knörzers wächst in der Stille der Einsamkeit zu einem Gebilde von furchtbarer, gespenstischer Größe, das den Raum um sie mit seinen Schrednissen und Kollungen füllt. Auch sie lehzen hinfort nach der großen befreienden Tat, die ihr Lebensschifflein aus dem Philistertal emporzchnellen soll. Diese Sehnsucht nach dem Außergewöhnlichen treibt den Sohn zu verwegenen Spekulationen, die Tochter Ludmilla mißsam ihrem Spartassenbuch aus dem wohlbehüteten Frieden ihres braven Verlöbnisses mit einem bedächtigen Ehrenmann in die Arme eines Abenteurers, der sich bald als Frauenverführer und Falschspieler entpuppt. Aber diese Abschwenkung auf die steilen Höhen des Lebens bleibt am Ende nur ein Ausflug, eine Episode. Beiden gönnt es der Verfasser, zu den sanften Kurven ihres Schicksals zurückzukehren und hinfort in geläuterter Gesinnung unter dem Dache bürgerlicher Bescheidenheit ihr kleines Glück zu pflegen. Ein milder, lächelnder Humor liegt über dieser in ruhiger epischer Gelassenheit erzählten Geschichte, und der bescheidene Glorienschein, mit dem hier die Genügsamkeit umkränzt wird, hat etwas ungemein Verfühnlisches und Wohltuendes. Die andre Geschichte, sie, die dem Buche den Namen gegeben hat, verläuft äußerlich nicht weniger sanft, in ihrem Humor aber, bei dem man an eine Schülerschaft Gottfried Kellers denken mag, lauert eine soziale Satire gegen öffentliches Pharisäer- und Scheinheiligtum. Den Inhalt erzählen, heiße die mit so viel Bedacht und Geschick kostümierte Fabel bloßstellen. Und wir wollen uns doch hüten, strenger zu sein, als es der Herr Jesus war, da am Ölberg die Ehebrecherin vor ihn geführt wurde (Ev. Joh. 8, 7). F. D.

Verschiedenes

Bei Franz Hanfstaengl in München, der sich neuerdings mit besonderer Liebe der zeichnenden Künste annimmt, ist eine neue Mappe (Nr. 3) mit Bücherzeichen von Sepp Frank erschienen. Der Ruhm dieses Künstlers ist noch jung: in weiteren Kreisen hat ihn eigentlich erst seine Radierung »Der Tod als Harfner« bekannt gemacht, ein Blatt Kriegskunst, das über das Grauen dieser blutigen Jahre durch einen Klang aus einer höheren Welt hinaushebt. Diese Mischung von Melancholie und Romantik, geistreichem Witz und entschwebender Jenseitigkeit finden wir in der Bücherzeichen-Mappe wieder. Das Wunder des Todes — auf dies Thema waren Franks frühere Blätter gestellt. Aber innerhalb dieser Grenzen schon welche Mannigfaltigkeit der Erfindung und Beweglichkeit des Griffels! Jetzt ist er freier und damit heiterer geworden. Ein üppiger Reichtum ist in seinen Erfindungen, eine sommerliche Fruchtfülle an Einfällen, Gedanken und Lebensweisheiten. Anmut und Kraft, Tag und Traum, Diesseits und Jenseits, Spiel und Ernst begegnen sich da, aus ihnen allen aber klingt der Ruf des Lebens, das sich seiner höheren und tieferen Zusammenhänge bewußt ist und sich geheimen Mächten in schau-



Bücherzeichen von Sepp Frank
Verlag von Franz Hanfstaengl in München

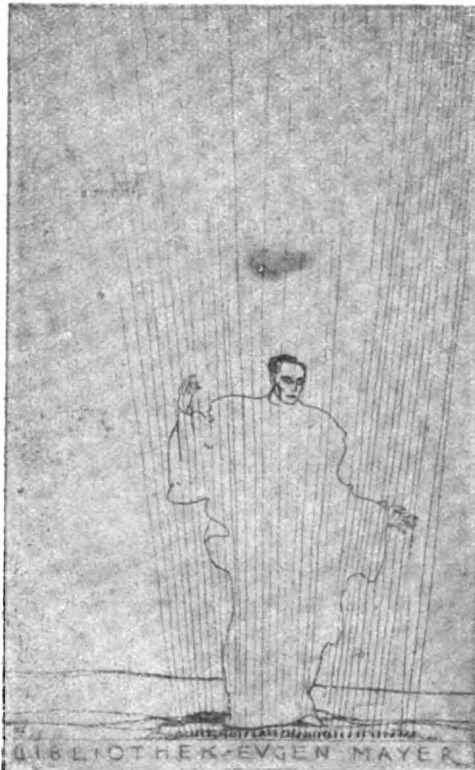
ender Ehrfurcht verpflichtet fühlt. Wir geben mit Erlaubnis des Verlages zwei Proben in starker Verkleinerung wieder.

*

Von Artur Brausewitters Kriegsroman »Wer die Heimat liebt wie du« ist jetzt bei Westermann das 26. bis 30. Tausend erschienen, ein Erfolg, den das Buch gewiß nicht nur seinem vaterländischen Stoffe, der Not und Erhebung Ostpreußens, sondern auch seinen künstlerischen Vorzügen, seiner Lebenswahrheit und seiner Gefühlskraft zu verdanken hat.

*

Zu Schluß des im Märzheft erschienenen Aufsatzes »Das deutsche Graz« von Ernst Altkirch sind unter dem Druck der Raumnot ein paar Sätze ausgefallen. Dem Verfasser und auch uns selbst liegt daran, hier den Dank nachzuholen, der dort für Förderung des Aufsatzes dem Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark und insbesondere dem unter der Leitung Karl W. Galowskis herausgegebenen Hand- und Reisebuch »Steiermark« abgestattet werden sollte. Dieses 1914 in Graz erschienene Buch ist nach dem Urteil des Verfassers nicht nur ein vorzügliches Reisewerk, sondern auch »wie ein Freund, der uns mit guten Worten all das Schöne und Herrliche der Steiermark weist und uns anleitet, es zu genießen und zu lieben immerdar«.



Bücherzeichen von Sepp Frank
Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Ruloff (Sießen)

XLIV

Defensive und Offensive im Westen — Schneller Durchbruch — Bedrohung der englischen Armee — Beginnende Offensive gegen die französische Armee

Stets hat zu den schwierigsten, aber versprechendsten Aufgaben des Feldherrn gehört die fruchtbare Verbindung von Angriff und Verteidigung, den beiden Grundformen, auf die sich jedes Kämpfen zurückführen läßt. Wer den Feind zwingt, seine Truppen in nutzlosen Anstrengungen, wie vergeblichen Angriffen, Märschen u. dgl., zu vermindern, dagegen versteht, seine eignen zu schonen, so daß er im geeigneten Augenblick mit Überlegenheit hervorbrechen kann, darf hoffen, selbst einen ursprünglich überlegenen Feind zu übermächtigen. Da im Kriege alles ungewiß und mit Wagnis verbunden ist, so liegt die Gefahr vor, daß der Gegenangriff zu früh erfolgt, ehe das richtige Kräfteverhältnis hergestellt ist, oder daß zu langes Warten Kampflust und Vertrauen der zurückgehaltenen Truppen zu sich und den Führern verringert. Auf diesen vergeltenden Augenblick des Gegenschlages hat die deutsche Heerführung seit dem Verzicht auf die Offensive bei Verdun hingearbeitet. Diesem Zwecke diente die harte Defensive von der Maas bis Flandern ebenso wie der Rückzug in die Linie Douai-St.-Quentin, und je länger der deutsche Angriff sich verzögerte, desto sicherer wurde eine alles Bisherige übertreffende Entscheidungsschlacht erwartet. Je höher aber die Spannung auf den Ausgang der Schlacht ist, sagt Clausewitz, desto stärker muß seine Wirkung sein.

In der Tat lagen die äußeren Umstände für eine großartige Entscheidung günstiger als je. Noch nie hatten sich so große Massen gegenübergestanden, noch nie hatte man so viel Zeit zur Vorbereitung gehabt, noch nie vor allem hatte man auf eine Durchführung der Schlacht, ungestört durch eine Entlastungsoffensive, rechnen dürfen. In Deutschland milderte das unbedingte Vertrauen zur obersten Heeresleitung die allgemeine nervöse Spannung und ließ die Gefahr eines Sinkens der Moral der Truppen gar nicht aufkommen, bei den Gegnern wurde die Beklemmung vor dem kommenden ungeheuren Ereignis gesteigert durch die Furcht vor dem nie besiegten und stets mit neuen Überaschungen auftretenden deutschen Doppelschwärmen sowie durch das drückende Gefühl,

daß man selbst zur Offensive nicht mehr imstande sei, sondern im Unterschied zu früher das Gesetz des Handelns vom Feinde annehmen müsse. Eine Folge dieser Unruhe war die Bemühung um einen einheitlichen Oberbefehl und die Errichtung einer strategischen Reservearmee zum Schutz gegen einen Durchbruch unter dem französischen General Foch, dem damit ein gewisses Oberkommando zufiel. Die Besorgnis vor dem deutschen Angriff entlud sich ferner in zahlreichen Teilangriffen, die die deutschen Absichten enthüllen sollten, aber trotz herben Opfern völlig versagten. Denn der deutschen Heeresleitung glückte es, wie stets bei ihren Offensiven, die Vorbereitungen zu verbergen, an einem selbstgewählten Fled überraschend mit Übermacht aufzutreten und dadurch die ersten Bedingungen für den Sieg zu erfüllen.

Die gewaltige Verstärkung der deutschen Truppen auf französischem Boden hatte eine Neueinteilung notwendig gemacht. Zu den vorhandenen Heeresgruppen der drei Thronfolger wurde eine vierte unter General von Gallwitz, dem Gehilfen Hindenburgs am Karaw und Madensens in Serbien, gebildet und ihr der Raum zwischen der Mosel und den Argonnen zugewiesen, die Befehlsbereiche der Kronprinzen Wilhelm und Rupprecht wurden durch den Ormignonbach (einen rechten Nebenfluß der Somme zwischen Ham und Péronne) geschieden. Daß Artillerie und Munition in vorher unbekanntem Maßstabe angehäuft und für ein dichtes Netz von Gelbbahnen und Wegen bis dicht hinter die Front gesorgt wurde, braucht kaum noch gesagt zu werden; an neuen Kriegsmitteln wurden Sturmwagen nach dem Muster der englischen Tanks und Riesengeschütze mit einer Tragweite von über hundert Kilometer, die dem Angriff auf die feindliche Linie durch gleichzeitige Beschienung von Paris erhöhte moralische Wucht geben sollten, bereitgestellt.

Schon seit mehreren Wochen war Art und Zeit des Angriffs festgelegt; wir können weder mit völliger Sicherheit sagen, welche Gründe für die Stelle zwischen Arras und La Fère den Ausschlag gaben, noch vollends, warum für den Anfang der 21. März ge-

wählt wurde. Wir können nur vermuten, in welcher Richtung sich die Erwägungen der obersten Heeresleitung bewegt haben. Tatsächlich mag der Angriff auf diese im vorigen Jahre gründlich zerstörte und unsern Truppen genau bekannte Landschaft den Vorteil gewährt haben, daß hier die feindlichen Stellungen trotz aller aufgewendeten Mühe und Kunst von geringerer Stärke als an andern Strecken waren, und strategisch bot er gewaltige Ausichten: bei einem Durchbruch konnten Engländer und Franzosen, die sich an der Oise berührten, getrennt und je nach den Umständen eine oder beide auseinandergerissenen Armeen zugleich umgangen werden. Dazu mag gekommen sein, daß sich in Albert und Amiens, dem englischen Hauptquartier, große Vorratslager befinden sollten, deren Wegnahme oder Zerstörung die Kampfkraft des Feindes erheblich schwächen mußte. Der Angriff trug die bekannten Züge der deutschen Durchbruchschlachten: Vergasung der feindlichen Artillerie, Trommelfeuer von wenigen Stunden, stürmischer Infanteriestoß in breiter Front. Drei Armeen wurden zum ersten Sturm eingesetzt: die Armee Otto v. Below und v. d. Marwitz zwischen Croiselles (12 Kilometer südöstlich von Arras) und Ormignon, die Armee Fritter von der Gruppe Kronprinz zwischen Ormignon und Oise. Vom Nebel begünstigt, vermochten die Stürmer dank der glänzenden Unterstützung durch leichte und schwere Artillerie gleich am ersten Tage die ersten beiden, im Süden sogar die ersten drei feindlichen Stellungen in einer Breite von etwa 80 Kilometer zu nehmen und so Erfolge zu erringen, die dem Feinde auch zur Zeit seiner größten Überlegenheit an Menschen und Material versagt geblieben waren. Und was das Entscheidende war: eine Stodung im Vordringen trat nach dem ersten Gewinn in den folgenden Tagen nicht ein; durch nachrückende Divisionen verstärkt, griffen die Sieger die englischen Truppen überall an, wo sie sich zu halten versuchten, und warfen sie in zahlreichen größeren und kleineren Durchbruchschlachten zurück; binnen einer Woche war die deutsche Front aus der Linie Croiselles-La Fère in die von Alette (15 Kilometer südwestlich von Arras) - Albert - Montdidier (33 Kilometer südöstlich von Amiens) - Noyon verlegt worden. Bis zu sechzig Kilometer betrug an einigen Stellen

der Raumgewinn (27. März). Mit diesem Erfolg war die englisch-französische Front durchbrochen und eine neue strategische Lage geschaffen worden. Die zwischen Avere und Somme vorgehenden Truppen kamen immer mehr aus dem Gewirr von Trichtern und vorbereiteten Stellungen heraus und erhielten größere Bewegungsfreiheit; die Möglichkeit zur Umgehung der entblößten Flügel ergab sich.

Dem Geländegewinn entsprachen die andern greifbaren Erfolge. An 75 000 Gefangene, weit über 1000 Geschütze, mehrere tausend Maschinengewehre und reiche sonstige Vorräte fielen in die Hände der Sieger; die blutigen Verluste der Engländer waren infolge der artilleristischen Überlegenheit der Deutschen enorm, während die unsrigen weit hinter den Erwartungen zurückblieben und namentlich in den ersten Tagen auffallend gering waren. Die bessere Führung, die den Angriff im Verborgenen vorbereitet hatte, erntete so ihren schönsten Lohn. Erst in den folgenden Tagen, als die Engländer Zeit gefunden hatten, Verstärkungen an die Einbruchsstelle zu ziehen, wurden die deutschen Verluste stärker, reichten aber nicht entfernt an die englischen heran. Um so schwerer wurden die britischen Einbußen, als die Führung des Marschalls Haig, wie vor der Schlacht, so auch in der Durchführung versagte. Die herbeigeeilten Divisionen wurden einzeln oder bruchstückweise, wie sie gerade ankamen, in die Schlacht geworfen, konnten also wegen ihrer geringen Masse das Geschick nicht wenden, wurden vielmehr in die Niederlage mit verwickelt. Der tapfere Widerstand erhöhte die Verluste, hinderte aber nicht, daß die geschlagenen Verbände sich auflösten und die Truppen durcheinanderwirbelten. Fast zwei Drittel des englischen Heeres, 39 von 62 Divisionen, darunter solche aus Flandern und Italien, wurden so allmählich geschlagen: der Sieg wirkte zugleich weit in die Ferne.

Die neue strategische Lage wurde ungenutzt ausgenutzt. Die deutsche Heeresleitung beschloß, zunächst dem schon schwer getroffenen englischen Gegner an der Klinge zu bleiben, da dieser im Gegensatz zu dem Franzosen die Möglichkeit besaß, sich aus dem Bereich des deutschen Schwertes zu retten. Wenn es gelingt, die englische Armee weiter zu schlagen, womöglich zur Einschif-

lung zu zwingen, so sind die Franzosen in ihrer Vereinzelnung verloren und werden vermutlich, um sich nicht einem tödlichen Schlage der erdrückenden deutschen Übermacht auszuweichen, die Hand zum Frieden bieten müssen; wenn dagegen die Hauptkraft der Deutschen sich gegen die Franzosen richtete, behielten die Engländer Zeit, sich übers Wasser zu retten. Eine Niederlage der Engländer wiegt also schwerer als eine französische, sie trifft beide Bundesgenossen zugleich. Die Art des Angriffs ergab sich von selbst: die Umfassung des rechten feindlichen Flügels, der in der Luft stand. Während die Engländer große Massen vor Albert zusammenballten und in wütenden Angriffen die Deutschen vergeblich über die Ancre zurückzutreiben suchten, verlegten die Deutschen ihren stärksten Druck auf ihren linken Flügel und drangen zwischen Somme und More unter heftigen Kämpfen von Dorf zu Dorf und von Stellung zu Stellung vor, ohne daß die Briten genügend Truppen zur Hand hatten, dieser drohenden auf Amiens gerichteten Umgehung ihres Zentrums vor Albert durch eine Gegenumfassung zu begegnen. Diese Unfähigkeit zeigt deutlich, wie schwer ihre Verluste gewesen sein müssen. Daher erwuchs den Franzosen die Pflicht, ihren Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen.

Zwei Möglichkeiten standen ihnen dazu offen: die Verstärkung der brechenden englischen Reihen und ein Angriff in die linke Flanke des deutschen Angriffsflügels südlich der Somme. Die Franzosen versuchten beide Wege. Aber der erste war erschwert, seitdem die Befestigung Montdidiers den unmittelbaren Zusammenhang zwischen den Bundesgenossen gesprengt und zugleich die nächste Verbindung zwischen Paris und Amiens unterbrochen hatte; nur auf großem Umwege und brockenweise ließen sich französische Truppen in die britische Kampflinie einschieben. Der zweite Weg vollends fand ein unübersteigliches Hindernis an der neuen deutschen Linie Montdidier-Lassigny-Noyon. Angehindert durch die Stöße der Franzosen von Süd-

den her konnte der deutsche Druckflügel Verstärkungen durch die englische Bresche nachziehen und seinen Vormarsch in der bisherigen Richtung nach Westen und Nordwesten fortsetzen. Die ankommenden französischen Regimenter erlitten das Schicksal der englischen. Und zugleich erweiterte sich die Schlacht: ein plötzlicher Stoß entriß den Engländern östlich von Arras wichtige Stellungen und brachte die Deutschen nördlich wie südlich der Scarpe näher an das vielumkämpfte Bollwerk heran, bald gar gingen die Deutschen auch gegen die französische Entlastungsarmee aus der Linie Montdidier-Noyon heraus zum Angriff über und warfen sie sogleich mehrere Kilometer zurück (30. März). Eine Woche später endlich brach eine vierte Armee tief in die französische Stellung südlich der Oise bei Amigny ein (6. April).

Somit hat der Durchbruch dank den unübertrefflichen Leistungen von Truppen und Führern eine vielversprechende strategische Fortsetzung nach beiden Seiten gefunden, und die nächsten Wochen müssen nach menschlichem Ermessen über das Schicksal der englisch-französischen Armeen und damit des Krieges entscheiden. Noch ist allerdings die strategische Lage keineswegs völlig geklärt, und viele Ereignisse können sie verwickeln. So ist namentlich ungewiß, wieviel von der Reservearmee Fochs bereits in den Kampf eingegriffen hat, ob Hindenburg sich auf die einzige Einbruchsstelle beschränken und ob nicht die italienische Front nach dem Abzug der Engländer und Franzosen ebenfalls in Bewegung kommen wird. Allen Möglichkeiten sehen wir mit Zuversicht entgegen, um so mehr, da die steigende Schiffsnot der Entente, die durch den Raub der holländischen Fahrzeuge aufs deutlichste offenbart ist, zeigt, daß die Feinde an zwei empfindlichen Stellen zugleich getroffen sind.

Freilich fehlt auch ein Vermutstropfen nicht: in Mesopotamien haben die Engländer neue Erfolge erzielt, so daß über den Orient im Westen mitentschieden werden muß. Besser steht es dagegen in Palästina.

Verantwortliche Schriftleitung am 7. April 1918

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düssel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung der Schriftleitung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Portergasse 3. In Österreich-Ungarn für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35, Lühnowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



3 9015 07818 2659



